





Memoiren von Barras

Vierter Band

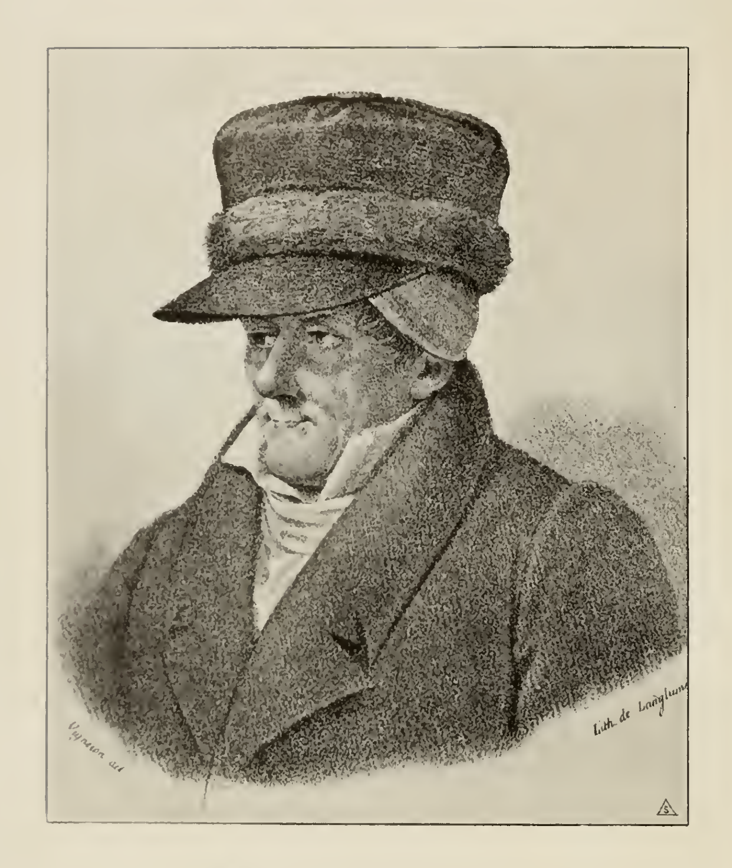
Konsulat — Kaiserreich — Restauration

Personen- und Sachregister









Barras im späteren Alter.

Zeichnung von Vigneron. — Lithographie von Langlumé.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Memoiren

von

Paul Barras

Mitglied des Direktoriums

Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen

herausgegeben

von

George Duruy

> « Les pamphlétaires, je suis destiné à être leur pâture, mais je redoute peu d'être leur victime : ils mordront sur du granit. »
>
> NAPOLÉON

Autorisirte Uebersetzung

Vierter Band

Konsulat — Kaiserreich — Restauration

Personen- und Sachregister

Unter Beigabe von 1 Porträt und 2 Facsimile-Wiedergaben von Briefen Barras'



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien

1896

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorrede zum vierten Band.

I.

Inhalt, Abfassungsart und Wert des Bandes.

Der vierte und letzte Band der Memoiren des Barras beginnt mit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire des Jahres VIII (9. November 1799) und endigt mit dem Jahre 1828; er umfaßt infolge dessen das Konsulat, das Kaiserreich, die erste Restauration und den größeren Teil der zweiten.

Die Abfassungsart unterscheidet sich nicht von derjenigen der vorhergehenden Bände. Ein langes, von der Hand Barras' herrührendes Bruchstück hat der Redaktion de Saint Albins zur Grundlage gedient. In diesem Fragment, das augenscheinlich mit Rücksicht auf die künftigen Memoiren abgefaßt ist, erzählt der Exdirektor sein Leben von dem Ereignisse an, das im Jahre 1799 seiner politischen Rolle ein Ende machte, bis zu dem Jahre 1817. Diese Erzählung hätte aber von Barras noch weiter geführt werden sollen. Es scheint das wenigstens ein Umschlag zu beweisen, der folgende von der Hand de Saint Albins herrührende Worte aufweist: „Erzählung Barras' ohne Unterbrechung vom 18. Brumaire bis 1828. Besondere Ereignisse", und darüber von derselben Hand: „benützt". Ich habe geglaubt, dieses Fragment als Anhang zum Schluß des Bandes mitteilen zu sollen, wenn auch nur, um den Lesern Gelegenheit zu geben, sich von der Treue der Redaktion zu überzeugen. Wenn man die Hauptstellen dieses Dokumentes mit den entsprechenden Stellen des vierten Bandes der Memoiren vergleicht, gewahrt man, daß de Saint Albin reichlich aus dieser Erzählung geschöpft hat, ohne es sich gleichwohl zu versagen, sie durch Notizen, Diktate oder Erinnerungen an

die Unterhaltung mit Barras zu ergänzen. So ist zum Beispiel eine sehr merkwürdige Stelle des achten Kapitels, in welcher die Rede von einer wirklich politischen Beratung über die Bildung eines Ministeriums ist, welches der Exdirektor auf ausdrückliches Verlangen Karls X. dem Herzog von Riviere übertragen hätte, nichts anderes, als die absolut wörtliche Umschreibung von vier eigenhändigen Zeilen des Barras, die sich unter den Papieren de Saint Albins finden.*) Abgesehen von einer wesentlichen Abweichung zwischen dem Text des eigenhändigen Fragments und demjenigen der Memoiren bezüglich einer Zusammenkunft Barras' und Carnots**) im Jahre 1815, läßt die Gleichförmigkeit der beiden Versionen nichts zu wünschen übrig. Der vorliegende Band ist daher ebenso sehr und in demselben Maße wie die vorhergehenden drei Bände der getreue Ausdruck des Barrasschen Gedankens.

Barras ist freilich, vom 18. Brumaire abgesehen, nicht direkt an allen Ereignissen beteiligt gewesen, über die er uns in diesem Bande berichtet, wie es bei denen der Revolutionen und des Direktoriums der Fall gewesen war, weil der Staatsstreich, der dem direktorialen Regiment ein Ende machte, ihn mit jäher Hand in das Privatleben zurückversetzt hat, und er seither — wenigstens offiziell — bis zum Tage seines Todes im Januar 1829 keine politische Rolle mehr gespielt hat. Nach dieser Bemerkung möchte man zu dem Schlusse geneigt sein, daß dieser Teil der Memoiren der Geschichte jedenfalls nur einen geringfügigen Beitrag liefere.

---

*) Siehe S. 415 und S. 416.

**) S. Anhang S. 463 und „Memoiren" S. 310. Die Handschrift stellt die Zusammenkunft in Abrede. Die Memoiren behaupten dagegen, sie habe stattgefunden, und Carnot habe erklärt, der besiegte Kaiser sei das „einzige Rettungsmittel" für Frankreich. „Bonaparte ist das Vaterland selbst; deshalb ist das Ausland ihm so aufsässig." Man darf nicht vergessen, daß der Redakteur, der Carnot diese Worte in den Mund legte, gerade während der Hundert Tage Sekretär des Ministers des Innern, und infolge dessen im stande war, ganz genau das einzelne über eine Zusammenkunft zu erfahren, welcher er, ein intimer Freund Barras' sowohl wie Carnots, vielleicht selbst beigewohnt hatte. Was Barras anlangt, so begreift man leicht, daß er der ungelegenen Erinnerung an die von Carnot Napoleon erzeigte Huldigung keine Stelle in seinen handschriftlichen Notizen hat anweisen wollen. — Es ist weiter zu bemerken, daß der Verrat Moreaus, der in den Memoiren gelobt wird (s. S. 260), in dem eigenhändigen Bruchstück (S. 445) Gegenstand des Tadels ist.

Dieser Schluß wäre berechtigt, wenn Barras nicht ein sehr aufmerksamer und sehr unterrichteter Beobachter der Dinge seiner Zeit gewesen und das bis zum Ende seines Lebens geblieben wäre; wenn er nicht Beziehungen zu den bemerkenswertesten Persönlichkeiten aller Parteien unterhalten hätte; wenn er nicht während der ganzen Dauer des Konsulats und des Kaiserreichs intrigirt und sogar — wie man sehen wird — konspirirt hätte; und wenn er endlich nach dem Sturze Napoleons sich nicht mit jener eigentümlichen Rolle eines beratenden Staatsmannes betraut gesehen hätte, die wir ihn nicht ohne Staunen bei Ludwig XVIII., Karl X., ihren Räten und ihren Ministern spielen sehen. Die Aussage Barras' über das Konsulat, das Kaiserreich und die Restauration entbehrt, wenn sie auch nicht wie in den der Revolution und dem Direktorium gewidmeten Bänden die eines Mannes ist, der persönlich in die Ereignisse, über die er uns berichtet, eingegriffen hat — diese Aussage entbehrt, oft verdächtig, oft aber auch sehr zuverlässig, somit nicht der Bedeutung. Neben einer großen Zahl recht armseliger Schwätzereien und Böswilligkeiten, die auch hier reichlich vorhanden sind,*) bieten gewisse Partien das lebhafteste und ernstlichste Interesse dar. Ich glaube, man kann nicht ohne Vergnügen und Vorteil das lesen, was Barras uns über den 18. Brumaire zu sagen sich herbeiläßt,**) namentlich über die Vorgeschichte des Staatsstreichs, wenn der geschickte Mann auch aus Gründen, die er sich hütet uns mitzuteilen, die man aber leicht errät, wie in seiner Erzählung vom 18. Fructidor, geflissentlich gewisse Punkte im unklaren läßt, über welche sein Zeugnis von unschätzbarem Werte sein würde. Ein anderes langes Kapitel, das

*) Siehe im ersten Kapitel S. 29—33: neue Nichtswürdigkeiten über Frau Bonaparte; im zweiten Kapitel S. 110—114: die Erzählung eines Besuchs Josephines bei Barras im Schloß von Grosbois, einige Tage nach dem 18. Brumaire; im vierten Kapitel S. 176—182: eine Zusammenkunft, in deren Verlauf Frau von Staël Barras erklärt, daß sie demjenigen ihre Liebe anbiete, der Bonaparte töten wolle; S. 186—188 und 240: unwürdige Redereien über die kaiserliche Familie; S. 245—259: ein Gespräch Barras' mit Frau von Staël über Talleyrand und Auszüge aus einem Schriftstück, betitelt: „Diplomatische Trinkgelder und geschäftliche Angelegenheiten des Fürsten von Benevent"; S. 260—267: eine Unterredung Barras' mit dem Herzog von Havré über von Blacas, wobei die Neigung des Königs für diese Persönlichkeit der Gegenstand der abscheulichsten Verdächtigungen ist, und so weiter.

**) Erstes Kapitel, S. 24—98.

ganz und gar der ersten Restauration*) gewidmet ist, und in welchem Murat, Bernadotte, Talleyrand, Ludwig XVIII., Frau von Staël, von Blacas und Fauche-Borel an uns vorüberziehen, dürfte eine nicht minder anziehende Lektüre darbieten. Ein Komplott Moreaus gegen den Kaiser im Jahre 1804,**) ein Komplott, bei welchem Barras eine Rolle spielen sollte, welche die Ueberwachung und die Scherereien, welche die kaiserliche Polizei ihm nicht erspart zu haben scheint, und über die er sich so bitter beklagt, rechtfertigt; zwei Unterredungen Barras' mit Murat im Jahre 1814;***) eine weitere Unterredung mit Carnot†) einige Tage nach Waterloo und dann mit Fouché;††) Erinnerungen an die Marschälle Brune†††) und Ney*†) und die Erzählung von den ziemlich unerwarteten Besuchen Richelieus,**†) von Choiseuls und von Rivières***†) — in der „Hütte" von Chaillot, liefern wieder das Thema interessanter Erörterungen. Kurz, dieser vierte Band der Memoiren, der an eigentlichem historischem Material und dokumentarischer Belehrung nicht minder reich ist, als die beiden dem Direktorium gewidmeten Bände, hat, abgesehen von diesem speziell durchaus nicht zu unterschätzenden Gesichtspunkte, dank den Anekdoten und den persönlichen Erinnerungen, von denen er erfüllt ist, den weiteren Vorteil, daß er sich dem Leser mit mehr Abwechslung, einem persönlicheren Ton und größerer Lebendigkeit darstellt.

II.

Der 18. Brumaire.

Wenn je ein Ereignis das Zeichen der Notwendigkeit an sich getragen hat, ist es zweifellos der 18. Brumaire gewesen. Daß im Jahre 1799 ein Regierungswechsel unvermeidlich war, daß dieser Wechsel sich auf eine

---

*) Fünftes Kapitel, S. 226—276.

**) Siehe S. 175.

***) Siehe S. 214—220.

†) Siehe S. 310—312.

††) Siehe S. 328—343.

†††) Siehe S. 346—351.

*†) Siehe S. 351—356.

**†) Siehe S. 395—400.

***†) Siehe S. 405—416.

gewaltsame Weise und mit Intervention der Armee vollziehen mußte, das beweist mit der vollkommensten Evidenz jedes ein wenig philosophische Studium der direktorialen Regierung.*) Die Zeitgenossen gaben sich darüber keiner Täuschung hin.

„Da die Diktatur weder bei der Nation noch bei den Abgeordneten einen Widerstand fand, bewegte sie sich kühn über die Trümmer der Verfassung vor . . .“ Bonaparte erschien an dem Schlusse einer ebenso blutigen wie lehrreichen Revolution, in ihrer Schule vorgebildet und beinahe unbefleckt von ihren Verbrechen.**) Er konnte sich allen Parteien darstellen und nach Belieben sie versöhnen oder ihnen trotzen, aber ihnen allen sagen: „Ich eigne mir keine eurer Beschwerden an, aber ich besitze das Mittel, ihnen ein Ende zu machen . . .“

So spricht der nicht genannte Verfasser eines merkwürdigen Werkes royalistischer Tendenz, das im Jahre 1799 in Hamburg erschien.***) Sein Zeugnis wird durch dasjenige des Republikaners Carnot bestätigt: „Das Direktorium war bis zu einem derartigen Grade der Mißachtung gediehen, daß in Ermanglung Bonapartes irgend ein anderer Armeeführer einen 18. Brumaire wie er gemacht haben würde: vielleicht Hoche, wenn er am Leben geblieben wäre . . .“ †)

Mit anderen Worten, nicht die Republik ist dem 18. Brumaire erlegen. Eine leere Form, die noch einen großen Namen trug, aber von der jede Vornehmheit und jede Tugend der Republik gewichen war, ein leeres Scheingebilde schwand an diesem Tage dahin. Stelle man sich vor, Bonaparte hätte im Jahre 1792 oder 1793 statt in den Jahren von 1796—1797 die Wunder seines italienischen Feldzugs verrichtet

---

*) Ich erlaube mir, hier den Leser auf die Vorrede zum dritten Band der Memoiren des Barras zu verweisen.

**) Die hier angebrachte Reserve zielt auf den 13. Vendémiaire ab, welchen der royalistische Schriftsteller Napoleon nicht verzeiht.

***) Le 18 fructidor, anonymes Werk in zwei Bänden, Hamburg 1799, siehe Band I., S. 95—98, 115 und 117.

†) Memoiren Carnots, herausgegeben von seinem Sohn, Band II, S. 29.

und diesen Wundern seinen staunenswerten und märchenhaften Zug nach Aegypten angereiht, der dann gleichfalls um einige Jahre früher gefallen wäre: wer würde dann zu behaupten wagen, daß Bonaparte, nach Paris zurückgekehrt und dort den Konvent, die Ausschüsse und das Volk im vollen Fieber republikanischer Begeisterung vorfindend, auch nur daran gedacht haben würde, etwas Aehnliches zu versuchen, wie das, was er mit so großer Leichtigkeit im Jahre VIII zu stande brachte? Es hat demnach irgend jemand vorgearbeitet — mehr als selbst seine Siege — seinem Ehrgeize den Weg geebnet, und dieser Vorbereiter des militärischen Staatsstreichs des Jahres VIII ist gerade die unwürdige Regierung, die das Opfer desselben wurde. Seitdem sie im Jahre 1795 den Händen der verderbten und cynischen Thermidoristen anheim gefallen, war die Republik im Jahre 1799 tot, aber ihr Totenschein war noch nicht ausgestellt: das besorgte der 18. Brumaire.

Diese Betrachtungen, die der wahrscheinliche Ausdruck des Urteils sind, welches über das Ereignis das eigene Gewissen der Nation fällte, als es sich einstellte, dürften nur eine kleine Anzahl von Geistern zufrieden stellen, die von Natur unabhängig und fest gewillt sind, die Geschichte zu keinem der Zugeständnisse zu veranlassen, welche die politischen Leidenschaften im Verlauf des Jahrhunderts nach einander von ihr verlangt — und häufig von ihr erhalten haben.

Man stellt daher heute den 18. Brumaire nicht als ein notwendiges Ereignis dar und beurteilt ihn nicht in dieser Eigenschaft. Man löst ihn aus einer Reihe von Gewaltstreichen ab, die von 1789 bis 1799 die innere Landesgeschichte ausmachen; man begnügt sich sogar nicht damit, ihn aus dieser Reihe, mit welcher er unlöslich verbunden ist, heraus zu nehmen: man trennt die Thatsache von den Ursachen, die sie erklären; man stellt ihn in der Häßlichkeit seiner Brutalität hin mit allen erschwerenden Nebenumständen des Trugs und der Gewalt, die geeignet sind, ihn noch widerwärtiger zu machen; man hütet sich wohl, die Bildung des Gedankens zu zeigen, der ihm zu seinem Dasein verholfen hat, die Umgebung, in der er groß geworden ist, die soziale Verbesserung, die, wie der Dünger der Pflanze, dieser Idee ihre ganze Kraft verliehen hat: und dann erklärt man, daß der 18. Brumaire das politische

Verbrechen par excellence ist, und man entrüstet sich und weint über die Republik, die verräterischerweise in ihrer vollen Kraft von einem abtrünnigen Soldaten gemeuchelt worden ist. Die politische Leidenschaft findet ihre Rechnung bei der sentimentalen Heuchelei dieser Darstellung; die Geschichte und die einfache Billigkeit vereinigen sich, um Einsprache gegen dieselbe zu erheben.

Nun gibt es noch eine andere Art, das berühmte Ereignis darzustellen: man versetzt es in seine Umgebung zurück; man verbindet es mit den Vorgängen, die es ankündigen, mit den vielfachen Ursachen, die es vorbereiten, und mit den es umgebenden Thatsachen, die es entschuldigen. Man zählt sorgfältig die Vorteile her, die Frankreich aus diesem Reinigungsakt gezogen hat. Nichts ist berechtigter. Was es aber weniger ist, ist der Umstand, daß man die Mittel im Dunkeln läßt, die zur Vollbringung der That selbst angewandt wurden. Diese zweite Darstellung hat darum vor der ersteren den Vorzug voraus, daß sie in genauerer Weise die historischen Verhältnisse des Ereignisses berücksichtigt; dagegen muß zugestanden werden, daß sie zu Unrecht und in willkürlicher Weise die moralischen Umstände unterdrückt, die einen wesentlichen Bestandteil des abzugebenden Urteils bilden, wenn es, wie es meine feste Ueberzeugung ist, Sache der Geschichte ist, ein solches auszusprechen, und sie ihre Ehre darein setzt, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit allein es so diktiren sollen.

Nun ist es leider allzu wahr, daß am 18. Brumaire die republikanische Einrichtung oder das Scheinbild, das davon noch übrig war — das Opfer eines Unternehmens wurde, in welchem Verschmitztheit und Gewalt die beiden Hauptrollen spielten. Es gibt in meinen Augen keine geschichtlichen Erwägungen, möge man sie nun aus der Ohnmacht und Immoralität des direktorialen Regiments herleiten, oder aus dem Werk der Befruchtung und Wiedervergeltung, dem Bonaparte seinen befreiten Geist widmen sollte, welche die Mißbilligung hintanhalten könnten, die das zur Sicherung des Erfolges dieses neuen Staatsstreichs angewandte Verfahren verdient. Wenn unter so vielen Trümmern unserer Glaubensansichten die Achtung vor dem Gesetz sich nicht neben der Vaterlandsliebe wie eine zweite eherne Säule erhebt, auf was können wir dann unser

moralisches Leben begründen, welchem die soliden Grundlagen von ehedem in so grausamer Weise fehlen. Darum ist jede Lehre, historisch oder philosophisch, die in irgend einer Weise auf die Abschwächung dieses Glaubens abzielt, ungesund. Aus diesem Grunde bin ich, wenn es mir ungerecht scheint, den 18. Brumaire zu verurteilen, ohne den dieser That klar aufgedrückten Charakter der Notwendigkeit und die wichtigen Gründe zu zeigen, die ihn in sehr weitem Umfang entschuldigen, während sie seine Entstehung logisch erklären — andererseits der Ansicht, daß er nicht zu verteidigen ist. Die Uebelstände, denen er Abhilfe gebracht, waren, so groß sie gewesen sein mögen, vielleicht vorübergehend; die Achtung vor dem Gesetz, gegen die er sich vergangen hat, ist eine ewige Regel.

Nun darf man aber an ewige Dinge nicht rühren, selbst wenn eine einfache menschliche Uebereinkunft sie als solche geheiligt hat. Diese Uebereinkunft ist erhaben, weil sie direkt aus dem Gewissen der Menschheit hervorgeht; die allgemeine Uebeinstimmung der edelsten Geister aller Länder und aller Zeiten verleiht ihr etwas Heiliges. Ein Werk von Menschenhand, muß das Gesetz nichtsdestoweniger in unseren Augen etwas Göttliches sein: es genügt mir, daß Sokrates, bevor er starb, von ihm lieber so gesprochen hat, wie er es gethan, als daß er es gebrochen hätte.

Das schuldbare Beispiel, das Bonaparte gegeben, indem er eine unbeugsame und bleibende Regel verletzte, ist vorhanden gewesen und wird fortbestehen, wie die Regel selbst. Die verderbliche Gewalt dieses Beispiels — berühmt vor allem, weil es sich unter dem größten Namen der Geschichte birgt — hat sich noch nicht erschöpft: es hat Nachahmungen hervorgerufen und wird vielleicht solche noch hervorrufen.

Nichts bürgt dafür, daß sich nicht eines Tages eine solche der niedrigsten Art hervorwagen wird. Ein ungesundes geistiges Element verknüpft sich daher mit der unbestreitbaren Wohlthat, die im materiellen Sinne der Staatsstreich des 18. Brumaire war, und jedes Urteil, das nicht mit diesem wesentlichen Dualismus rechnet, ist darum schon unzureichend und parteiisch.

III.

Barras und der 18. Brumaire.

Man konnte von Barras nicht erwarten, daß er in seinem langen Bericht über den 18. Brumaire Bonaparte schonen werde: und in der That verfehlt er nicht, mit der ganzen Wärme tugendhafter Entrüstung das gegen die Verfassung des Jahres 1803 gerichtete „prätorianische" Unternehmen zu verunglimpfen. Aber man hat das Recht, darüber hinaus einige klare und bündige Erklärungen über die ziemlich dunkle Rolle zu erwarten, die er selbst seit langer Zeit bei dem Ereignis gespielt haben soll. Die Sorgfalt, mit der er im Gegenteil es vermeidet, unsere Neugierde über diesen Punkt zu befriedigen, verleiht dem Problem, welches dieses Kapitel der Memoiren aufstellt, ohne es zu lösen, ein um so lebhafteres Interesse.

Als Bonaparte, aus Aegypten zurückkehrend, am 24. Vendémiaire im Jahre VIII (16. Oktober 1799) wieder nach Paris kam, bildete Barras einen Teil der Regierung, die sich aus fünf Mitgliedern zusammensetzte, von denen zwei, Sieyès und Roger-Ducos, bereit gewesen wären, die Verfassung des Jahres III zu stürzen und zwei andere, Moulins und Gohier, zweifellos gewillt, sie zu verteidigen — wenn eine eigentümliche Verblendung ihnen nicht bis zum letzten Augenblicke die Gefahr verborgen hätte, die sie bedrohte. Die Erhaltung oder der Untergang dieser Verfassung waren daher in der wesentlichsten Art abhängig von dem Verhalten, das der fünfte Direktor einhalten würde, indem Barras, heller sehend als Gohier und Moulins, ihnen Mitteilung von dem bevorstehenden Staatsstreich gemacht und sofort im Einverständnis mit ihnen Maßnahmen getroffen hätte, ihn zu beschwören — oder indem er andererseits, sich der unwillkürlich um Bonaparte sich bildenden Verschwörung aller Unzufriedenen und aller Gegner des direktorialen Regiments anschließend, dem Unternehmen dadurch mit zum Erfolg verholfen hätte, daß er ihm den wertvollen Stützpunkt seines erklärten oder stillschweigenden Einverständnisses geboten hätte.

Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, Barras habe in dieser Stunde mehr noch als am 9. Thermidor oder am 13. Vendémiaire das Geschick der Republik in seiner Hand gehabt: denn, wenn er den

Weckruf erhoben und sich mit seinen beiden der Verfassung treu gebliebenen Kollegen verbunden hätte, wäre der Erfolg des gegen dieselben gerichteten Komplottes ungewiß geworden; während, wenn er wie die beiden anderen sie verraten hätte, dieser Abfall — indem er den Verschwörern die Unterstützung durch die Majorität der Vertreter der vollziehenden Gewalt gewährt hätte — jeden Widerstand notwendigerweise vereitelt und lahmgelegt haben würde. Nun hat aber Barras nichts gethan, um den 18. Brumaire zu verhindern, er hat ebenso wenig gesucht, ihn zu bekämpfen, wie ihm zuvor zu kommen. Nachdem das Ereignis Thatsache geworden, hat er sich seiner Direktorfunktion durch einen in den Ausdrücken unglaublicher Flachheit gehaltenen Brief begeben. Das sind die Thatsachen. Versuchen wir sie zu erklären.

So gerne er es auch gewiß gethan hätte, hat Barras sich doch nicht gänzlich enthalten können, in seinen Memoiren auf die energischen Aufforderungen, sein Verhalten am 18. Brumaire zu rechtfertigen, zu antworten, welche der ehrliche Gohier seit dem Jahre 1824 in den seinigen an ihn gerichtet hatte.*) Er läßt sich daher dazu herbei, einzugestehen, daß die geheimen Umtriebe Bonapartes und seiner Parteigänger ihm nicht unbekannt waren, aber er hat sich über den Zweck dieser Umtriebe getäuscht. Er hat bis zum Schlusse geglaubt, die Verschworenen beabsichtigten eine Veränderung im Personenstand der Regierung, aber nicht in der Verfassung selbst.**) Wenn er „der sich vorbewegenden Verschwörung nicht entgegengetreten sei", wenn der Retter der Freiheit vom Thermidor im Brumaire „sich nicht auf sich selbst besonnen hat", ist der Grund dafür einfach: das Direktorium hatte andere Gegenstände, mit denen es sich beschäftigen mußte, zum Beispiel die Chouans. Die Chouanerie machte Barras so viel Sorge, daß sie „seine Aufmerksamkeit von den Machinationen in seiner unmittelbaren Nähe ablenkte".***) Ueberzeugt davon, daß das Grundgesetz nicht bedroht sei, glaubte er weiter, daß „die Veränderung, die immer man planen könne, nicht vor dem 22. Brumaire versucht werden

---

*) Memoiren Gohiers, Band II, Seite 332.

**) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 55.

***) Band IV, Seite 61 und 62.

würde".*) Er war daher überrascht von den Ereignissen des 18. Sein erster Gedanke war, das Volk zum Aufstand zu bringen, aber Bruix und Talleyrand sind nach dem Luxembourg gekommen, um ihm zu sagen, daß „diese Aenderung von sehr geringer Bedeutung sein werde". Sie haben versichert, daß Sieyès und Roger-Ducos bereits ihre Entlassung gegeben und daß Gohier und Moulins sich ihren Kollegen im Rat der Alten angeschlossen hätten.**)

Da war es Barras, als er sich „um sein Ansehen und seine Popularität" gebracht fühlte, und er zudem wußte, „daß die ganze militärische und bürgerliche Bevölkerung und selbst die der Faubourgs sich auf Bonaparte wie auf eine neue Existenz stürzte",***) da war es ihm klar, daß alles zu Ende sei. Er hat den Brief mit seiner Entlassung, den die Verräter Bruix und Talleyrand beauftragt waren, ihm zu erpressen, unterzeichnet und sich dann in edler Weise nach Grosbois zurückgezogen, und seine Erzählung endet mit einem Seufzer: „Das Traurigste, was der 18. Brumaire darbietet, ist, daß er der Sieg der blinden Gewalt über die Vernunft und der des Militärs über das Zivil ist. Hier sind die Volksvertretung, die Preßfreiheit zu Grunde gegangen" und so weiter.†)

Fragen wir nicht, woher der Urheber des 18. Fructidor das Recht nimmt, so über den 18. Brumaire zu urteilen. Beschränken wir uns darauf, die Gründe dieses Plaidoyers in Erwägung zu ziehen. Suchen wir die Wahrheit aus den verlegenen, konfusen und sich widersprechenden Erklärungen abzulösen, hinter denen er die Zweideutigkeit seines Benehmens zu verstecken sucht.

Barras wußte nicht nur, daß sich irgend etwas vorbereitete, wie er sich herbeiläßt zuzugeben, sondern daß die Verfassung selbst bedroht war. Nach einer Unterredung mit Bonaparte, in welcher dieser von der „Notwendigkeit einer Aenderung"††) gesprochen hatte, hatte Bernadotte durch

---

*) Siehe Band IV, Seite 73.

**) Siehe Band IV, Seite 75—77

***) Siehe Band IV, Seite 100.

†) Siehe Band IV, Seite 92.

††) Siehe Band IV, Seite 40.

Vermittlung seines Sekretärs Rousselein de Saint Albin Barras benachrichtigen lassen, daß „man nicht nur den Personen zu Leibe wolle, sondern der Sache selbst, und daß es sich nicht darum handle, sie zu modifiziren, sondern sie zu stürzen".*) Diese Nachricht ist von Talleyrand und von Réal bestätigt worden, die ihm ruhig die Ideen Bonapartes über die in das Repräsentationssystem einzuführenden „Verbesserungen und über die Notwendigkeit und das dringende Bedürfnis dieser Aenderungen" aus einander gesetzt haben.**) Wie sollten diese beiden geschickten Persönlichkeiten die Naivität besessen haben, Barras derartige vertrauliche Mitteilungen zu machen, wenn sie nicht auf das bestimmteste gewußt hätten, daß Barras ebenso gut wie sie selbst für die Idee gewonnen sei, diese „Aenderungen" ins Werk zu setzen?

Am 8. Brumaire hatte Barras Bonaparte und Moreau zum Essen bei sich — Moreau, der zehn Tage später die 300 Mann kommandiren sollte, welche beauftragt waren, das Luxembourg zu überwachen und sich jedem Widerstandsversuche von seiten der Direktoren Gohier und Moulins zu widersetzen. Die Anwesenheit Gohiers und Moreaus bei Barras, einige Tage kurz vor dem Staatsstreich, ist doch etwas an sich schon ziemlich Verdächtiges. Es kommt aber noch etwas Bedenklicheres. Gourgaud und Napoleon selbst versichern, es sei während dieses Essens die Rede von einer Reform der Verfassung und von der Notwendigkeit einer Diktatur gewesen; und Gohier schließt, nachdem er diese belastenden Anführungen gemacht: „Es ist an Barras, sich über die Thatsache, die man ihm zur Last legt, zu erklären." ***) Barras antwortet, es habe ihn einfach ergötzt, „das falsche Spiel zu sehen, das sie (Bonaparte und Moreau) mit einander trieben." †) Eine elende Erklärung, die nicht wert ist, daß man darüber streitet.

Fünf Tage, nachdem dieses Essen (am 13. Brumaire) stattgefunden, hatte er eine Unterredung mit Bonaparte. Der Bericht, den er uns in seinen Memoiren darüber erstattet, thut dar:

---

*) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 43.

**) Siehe Band IV, Seite 47 und 48.

***) Memoiren Gohiers, Band I, Seite 223.

†) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 47.

1) Daß Barras das Vorhandensein eines Projektes kannte, das darauf hinauslief, die Einrichtungen selbst in ihrem Wesen zu ändern, weil es sich unter dem Namen der Präsidentschaft um die Errichtung der Gewalt eines einzelnen, um die Diktatur, um die Sache mit ihrem richtigen Namen zu bezeichnen, handelte;

2) Daß Barras diesem Projekte nicht prinzipiell feindlich gegenüberstand, da er sich Bonaparte erboten hat, selbst von dem gesetzgebenden Körper die Wahl eines „von dem Volk ernannten Präsidenten" zu verlangen;

3) Daß er aber nichts hat thun wollen, was nicht gesetzmäßig gewesen wäre, nichts, was nicht die vorherige Zustimmung der Nation gefunden hätte, nichts endlich, was ihm von einem eigennützigen Hintergedanken eingeflößt worden wäre, weil er nach der Wahl dieses Präsidiums seine Entlassung geben sollte;

4) Daß endlich alle seine Beziehungen zu Bonaparte sich auf dieser Zusammenkunft vom 13. Brumaire beschränkten, wobei er sie uns in der melancholischen Haltung eines von seinem Ehrgeize geheilten Philosophen, eines Washington — gegenüber einem zweiten Catilina zeigt.*)

Man wird sehen, daß nach diesem neuen System, sein Verhalten zu rechtfertigen, Barras es nicht mehr wagt, sich auf seine angebliche Unkenntnis zu berufen, in der er bis zum Ende über die antikonstitutionellen Projekte der Urheber des 18. Brumaire geblieben sein will. So setzt er sich also nach seinem eigenen Eingeständnis in Widerspruch mit sich selbst in Betreff eines wesentlichen Punktes seiner Verteidigung. Andere nicht minder ärgerliche Widersprüche schließen sich diesem im Verlaufe seiner Erzählung an. Am 18. Brumaire speisen Eugène und Murat mit ihren Adjutanten bei ihm und bringen Trinksprüche auf seine Gesundheit aus.**) Am 15. hat er eine Unterredung mit Joseph, Talleyrand, Fouché und Réal: man bietet ihm nochmals die „Präsidentschaft" an, die er von neuem verweigert, indem er seine Weigerung mit schönen Worten über die Notwendigkeit begleitet, mit dieser hervorragenden Würde einen

*) Siehe Memoiren des Barras, Bd. IV, Seite 49 und 50.

**) Bd. IV, S. 52.

Plebejer zu bekleiden . . . einen achtungswerten Bürger, der vor allem die Gewähr der Rechtschaffenheit und Tugend darbiete.*) Sollte Barras wohl geglaubt haben, daß er dieser Bürger nicht sei? Am 16. nimmt er ein Rendezvous auf elf Uhr abends mit Bonaparte an, der ihn um diese vorgerückte Stunde um eine Unterredung ohne Zeugen ersucht hat.**). Augenscheinlich hat die Zusammenkunft vom 13. nicht, wie er es gern hätte glauben lassen,***) seinen Beziehungen zu den Anhängern der Diktatur und den Diktatoren selbst ein schroffes Ende bereitet.

Die Thatsache ist um so bezeichnender, als um diese Zeit alle Welt weiß, daß ein neuer „Tag" sich vorbereitet und daß er bevorsteht. Der Abgeordnete Talot hat ihm geschrieben:†) „Seit einigen Tagen stockt der Verkehr gänzlich . . . Man sagt sich gegenseitig: ich wage nichts zu unternehmen, da man nicht weiß, wie die Dinge gehen werden; man sagt, es bereite sich ein neuer Streich vor." Ein anonymer Brief ist an ihn gerichtet worden: „Ein schreckliches Komplott hat sich gegen Barras gebildet; Bonaparte, Sieyès, Merlin und Compagnie leiten es . . . Vae dormientibus in margine gurgitis!"††) Am 15. ist Saliceti gekommen, um in die Machinationen des „aus Aegypten Entwichenen" einzugreifen, und er hat geschlossen: „Wenn wir ihn nicht töten, wird er uns töten."†††) Beglückwünschen wir Barras, daß er den Einflüsterungen dieser Roßtäuscherlogik nicht gefolgt ist, aber gestatten wir uns, zu lächeln, wenn er versucht, uns zu dem Glauben zu veranlassen, daß er über den 18. Brumaire „erstaunt" gewesen sei. Die Wahrheit, die sich aus diesem Kapitel seiner Memoiren mit unwiderstehlicher Gewalt ergibt, mit der Klarheit des vollen Augenscheines, ist, daß Barras alles wußte.

Warum, wenn er nicht mit den Verschwörern im Bunde ist, denunzirt er die Verschwörung nicht, reißt er den ehrlichen und schlichten Gohier

---

*) S. Bd. IV, S. 53.

**) S. Bd. IV, Seite 54. Bourrienne empfing ihn.

***) „Seit der Zusammenkunft, von der ich erzählt habe, sah ich Bonaparte nicht mehr wieder." S. Bd. IV, Seite 51.

†) Siehe Bd. IV, S. 55.

††) Siehe Bd. IV, S. 57.

†††) Siehe Bd. IV, S. 60.

nicht aus seiner Ruhe heraus, ergreift er nicht im Einverständnis mit Gohier und Moulins die geeigneten Schritte, um diese Verfassung, deren natürlicher Wächter er ist, zu retten oder wenigstens zu verteidigen? Hat er nicht in Paris selbst einen ihm ergebenen Mann bei der Hand, den wackeren Lefèbvre? Ist Lefèbvre ihm nicht derart ergeben, daß er, als Bonaparte bei dem Führer der 17. Division die ersten Tastversuche machte, ihn fragte: „Was hält Barras von alledem?" Und wenn Bonaparte erwidert hat, „Barras gehört zu den Unsrigen,"*) ist dann dieses bedeutsame Wort, wie derjenige behauptet, der es unvorsichtigerweise überliefert, nur eine neue Spitzbüberei des verschmitzten Generals,**) oder sollte es nicht zufällig die reine und einfache Enthüllung der zweideutigen Rolle sein, die bei dem Ereignis von demjenigen selbst gespielt wurde, der die Unverschämtheit haben sollte, später im Namen der unerschütterlichen Festigkeit seiner Grundsätze diesen 18. Brumaire anzugreifen und zu verunglimpfen, an dem er doch, wie der Bericht selbst, den er darüber erstattet, es beweist, ein Mitschuldiger gewesen ist?

Nach Erledigung dieses ersten Punktes bleibt ein anderes, komplizirteres und schwierigeres Problem zu lösen. Warum ist die Hauptpersönlichkeit des 9. Thermidor, des 13. Vendémiaire und des 18. Fructidor bei dieser passiven Haltung beharrt, die so wenig dem Trieb seiner Natur, den praktischen Gepflogenheiten seiner ganzen Laufbahn, den Traditionen seiner Vergangenheit entsprach? Warum hat Barras sich im Brumaire so wenig „sich auf sich selbst besonnen"? Wenn er den Staatsstreich nicht bekämpft hat, warum finden wir ihn dann auch nicht in den Reihen derjenigen, die ihn wirklich ausgeführt haben? Was sind, mit einem Wort, die geheimen Beweggründe dieses zuwartenden, unentschlossenen Verhaltens, dieser kläglichen Zurückhaltung, dieses plötzlichen Verschwindens eines Mannes, der gestern noch an erster Stelle stand und der plötzlich

---

*) Siehe Bd. IV, S. 53.

*) S. Bd. IV, Seite 51: „Es wurde abgemacht, daß, um die Anhänger Barras' nicht zum Aufstand zu bringen, man ihnen sagen sollte: Barras ist mit uns, aber er darf sich erst nach der Sache zeigen. Diese Täuschung wurde dem General Lefèbvre gegenüber zur Anwendung gebracht, ebenso allen denjenigen gegenüber, die fragten: Wo ist denn Barras?"

die Gewalt im Stich läßt, der nichts versucht, um sie beizubehalten, und auch nichts — wie es wenigstens scheint — um sich mit dem Sieger in die Vorteile eines Unternehmens zu teilen, dessen Erfolg er so nachdrücklich begünstigt hat.

Eine interessante Erklärung wird von Gohier geliefert. Zwei parallel neben einander herlaufende Verschwörungen — wenn man so sagen darf — hätten im November 1799 die Verfassung des Jahres III bedroht: die Bonapartes und Sieyès', welche die Errichtung der Diktatur ohne Abschaffung der republikanischen Form zum Ziel hatte, und eine andere, die von Barras im Dunkeln vorbereitet wurde, zum Zwecke der Wiedererrichtung der Monarchie der Bourbonen.

Die zweite soll von dem Ausbruche der ersteren überholt und neutralisirt worden sein. Und der Staatsstreich vom Brumaire, der gewöhnlich als ein Attentat gegen die Republik dargestellt wird, hätte auf diese Weise die Revolution selbst vor einer viel schlimmeren gegen sie ins Werk gesetzten Machination bewahrt.

Das Zeugnis Gohiers ist so wichtig, als daß es verdient, vollständig wiedergegeben zu werden: „Ist es wahr, daß es unter den fünf Mitgliedern des vollziehenden Direktoriums zwei Verräter gegeben hat; daß die direktoriale Regierung sich zwischen zwei in gleicher Weise furchtbaren Verschwörungen befunden hat; daß, während Sieyès die Republik an den Meistbietenden ausbot, Barras, entschlossen, sich zu verkaufen, von langer Hand vorbereitete Vorschläge annahm? Wenn man auf die Leute hört, die der Gewalt, die er ausgeübt hat, ebenso feindlich sind wie seiner Person ... wäre der Zeitpunkt, wo dieser Direktor die königliche Standarte hätte aufpflanzen sollen, bestimmt gewesen; der Tag, an welchem die Verschwörung ausbrechen sollte, wäre abgemacht gewesen; und wenn er resultatlos verlaufen, wäre das geschehen, weil diese Sieyèssche Verschwörung ihm zuvorgekommen wäre ...“*)

Diese trotz ihrer zweifelnden Form so ungeheuer belastende Erklärung

*) Memoiren Gohiers, Band II, Seite 326.

Gohiers wird durch die Memoiren Alexander Dumas' bestätigt. In der höchst interessanten Erzählung, die er uns von einem Barras im Jahre 1829 abgestatteten Besuch gibt,*) berichtet der berühmte Schriftsteller als ein um diese Zeit allgemein verbreitetes Gerücht die Ansicht, daß Barras in dem Augenblicke, wo der 18. Brumaire ausgebrochen, gerade damit beschäftigt gewesen sei, eine monarchische Restauration ins Werk zu setzen, und sogar das Versprechen von 12 Millionen als Preis für seine Mitwirkung erhalten habe.

Der von Alexander Dumas hervorgehobene intime Verkehr Barras' mit dem alten royalistischen Agenten Fauche-Borel verleiht, wie sich nicht verkennen läßt, dem von Gohier ausgesprochenen Verdachte eine gewisse Festigkeit. Wenn Fauche-Borel mit dem Vorgeben, daß die Bourbonen ihm die Mission anvertraut hätten, Barras zu kaufen, und mit der Versicherung, daß ihm seine Mission gelungen sei, nur, wie es Barras zu wiederholtenmalen in seinen Memoiren erklärt hat, ein gemeiner Verleumder gewesen ist,**) warum figurirt er dann im Jahre 1829 unter den gewöhnlichen Tischgenossen und den Freunden des opulenten***) und immer noch prachtliebenden Eremiten. Etwas recht Verdächtiges war schon dieses außerordentliche Wohlwollen der Regierung der Restauration Barras gegenüber, die herzlichen Beziehungen des ehemaligen Direktors zu den Ministern Ludwigs XVIII. und Karls X.†) Man möchte veranlaßt sein, sich beim Lesen dieses letzten Kapitels der Memoiren zu fragen, welche

---

*) Mes Mémoires, von Alexander Dumas, Bd. V, Kap. CXXXIV, S. 297 bis 305.

**) Siehe Memoiren des Barras, Bd. III, Seite 481—495, und Bd. IV, Seite 375—389 und 423.

***) „Im Jahre 1816 kam er nach Frankreich zurück und ließ sich in Chaillot nieder, wo er dank der Rente von 200 000 Lires, die er sich aus den verschiedenen Schiffbrüchen seines politischen Lebens gerettet hatte, ein reizendes Haus hielt, mit großem Aufwand, namentlich an Dienerschaft. Der große Tafelluxus Barras' erforderte eine ebenso große Anzahl von Dienerschaft wie Gästen, und „ich habe zwei- oder dreimal bei Barras gespeist in einer Gesellschaft von zwanzig bis fünfundzwanzig Personen ..." Mes Mémoires, von Alexander Dumas, Bd. V, Seite 298.

†) Barras gibt als Erklärung dafür die Thatsache an, daß er sich geweigert habe, die Zusatzakte zu unterzeichnen, und er während der Hundert Tage keine Funktion ausgeübt habe, s. Bd. IV, Seite 377.

Ursache, wenn nicht die Erinnerung an irgend eine geheime Abmachung, an irgend einen wesentlichen Dienst — der, wenn nicht geleistet, so doch wenigstens versprochen war — diese sonderbare Gunst erklären könne, die dem jakobinischen und königsmörderischen Vicomte, dem erbarmungslosen Verbanner der Royalisten am 18. Fructidor, bis zu seinem letzten Tage von seiten der Bourbonen in diskreten, aber zuverlässigen und zahlreichen Beweisen zu teil wurde. Diese Intimitäten zwischen dem Exdirektor und den im Jahre 1798 mit seiner Ueberwachung betrauten Agenten, dieser Widerspruch zwischen der Verachtung, die Barras in seinen Memoiren Fauche-Borel gegenüber erheuchelt, und dem vollkommenen Einverständnisse, in welchem er thatsächlich mit ihm lebte,*) das alles läßt kaum einen Zweifel über die Bedeutsamkeit der von Gohier erhobenen Beschuldigung, und man versteht besser das schreckliche Wort Bonapartes, das Barras die Unvorsichtigkeit hatte, zu berichten, und das offenbar authentisch ist: „Wenn ich am 18. die Geschichte mit dem Patente des Barras gewußt hätte, würde ich es ihm auf die Brust haben binden und ihn erschießen lassen."**)

Diese Hypothese einer royalistischen Verschwörung, an welche Bonaparte — wie das dieses bezeichnende Wort beweist — gleich Gohier selbst geglaubt hat, erklärt die zweideutige Haltung Barras' vor dem 18. Brumaire. Gewiß ist er auf dem Laufenden über die Projekte Bonapartes und Sieyès'; aber da er selbst konspirirt, hütet er sich davor, sie zur Anzeige zu bringen: arbeiten nicht er und sie gleichmäßig an dem Ruin der Verfassung? Er läßt sie daher ruhig ihre Intriguen fortspinnen, ohne deshalb die seinigen aufzugeben. Seine unberechenbare Eitelkeit beruhigt ihn zweifelsohne über die Chance des nebenbuhlerischen Unternehmens; sie überzeugt ihn ohne Schwierigkeit davon, daß er Herr der

---

*) Fauche-Borel „erfreut sich großer Familiarität" bei Barras. Barras nannte ihn: „Mein lieber Fauche-Borel." Mes Mémoires, von Alexander Dumas, Bd. V, Seite 301 und 302.

**) Memoiren des Barras, Bd. IV, Seite 120, s. d. Text dieses Patentes, das von Fauche-Borel überbracht wurde, und das Barras behauptet, nur in Empfang genommen zu haben, um es sofort seinen Kollegen des Direktoriums zur Kenntnis zu bringen, Bd. III, Seite 486 bis 489.

Situation bleibt. In der Lage, nach Belieben die Ereignisse zu beschleunigen oder zu verlangsamen, selbst zu der Stunde, wo die Krisis sich ohne ihn entwickelt und ihn zu Boden gestreckt läßt in einer jämmerlichen Lage zwischen der Revolution, die er verraten hat — weit mehr als Bonaparte, der sich darauf beschränkt hat, sie zu seinen Gunsten in Beschlag zu nehmen —, und den Bourbonen, denen er sich verkauft hat.

Es ist sogar möglich, daß diese natürliche Verschlagenheit im Verein mit der Unentschlossenheit des Charakters, auf welche bei ihm sein Kollege Larevellière*) aufmerksam gemacht hat, in der Komplikation dieser doppelten Intrigue eine Gelegenheit, sich zu bethätigen, gefunden hat. Alle diese Unterredungen mit Bonaparte und seinen Anhängern scheinen doch darauf hinzuweisen, daß, wenn er sich auch nicht gleich anfangs offen wie Sieyès und Talleyrand an den Projekten des jungen Generals hat beteiligen wollen — aus dem ganz einfachen Grunde, weil er seine eigenen hatte — Barras nichtsdestoweniger von den ersten Tagen an, die der Rückkehr Bonapartes nach Paris folgten, vertrauliche Zusammenkünfte mit ihm gehabt und ernstlich daran gedacht hat, auf irgend eine Art diese Kraft zu verwerten, deren Bedeutung er noch nicht vollkommen ermaß. Inmitten der Schwankungen, der Tastversuche seiner Perfidie, der heimlichen Absichten, die er vielleicht hatte, sich von Bonaparte, wie man zu sagen pflegt, die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen — nicht ohne den Hintergedanken, sei es mit ihm, sei es mit den Bourbonen, an dem Vorteil der Operation teilzunehmen — nahm der „aus Aegypten Entwichene“ täglich an Bedeutung und Prestige in der öffentlichen Meinung zu. Und es ist in der That möglich, daß Barras in dem Umfang, in dem er eben angedeutet worden ist — wie er es selbst erklärt — durch den 18. Brumaire „überrascht“ worden ist. Darunter ist ganz einfach zu verstehen, daß er eines Tages zu seinem nicht geringen „Erstaunen“ bemerkte, daß Frankreich, um seinen eigenen Ausdruck anzuwenden, „sich auf Bonaparte wie auf eine neue Existenz stürzte“.**) Ein anderer, gerade derjenige, den er kurz vorher noch „seinen kleinen Schütz-

*) Siehe in der Vorrede zum III. Band der Memoiren des Barras das von Larevellière gezeichnete Porträt Barras'.

**) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 100.

ling" genannt hatte, beherrschte also von der ganzen Höhe seiner Popularität herab die Situation, welcher der anspruchsvolle Direktor geglaubt hatte, Herr bleiben zu können, bis zu dem Tage, an dem es ihm belieben werde, die Wahl zwischen den beiden neben einander herlaufenden Intriguen, an denen er sich beteiligt, zu treffen und sich endgiltig für eine derselben zu entscheiden und dann die Wage sich, sei es nach der Diktatur, sei es nach der Monarchie hin neigen zu lassen, je nachdem er mehr persönliche Vorteile bei der einen oder der andern dieser Lösungen finden werde. „Um Ansehen und Popularität gebracht" — das gesteht er selbst zu*) —, hatte Barras nunmehr dem doppelten Spiele zu entsagen, das er zwischen Bonaparte und den Bourbonen zu spielen versucht hatte. Er war genötigt, die Eitelkeit der Anmaßung einzusehen, die er gehabt hatte, die Krise in dem Zeitpunkt und in der Weise, wie es ihm beliebe, zum Abschluß zu bringen. Eine einzige Möglichkeit blieb ihm noch übrig, sich mit Vorteil — wenn auch nicht mit Ehre — aus der Sackgasse zu ziehen, in welche ihn seine Verschlagenheit und seine Unentschlossenheit gebracht hatten: sie bestand darin, sich durch eine rasche, vollständige und womöglich nicht unrentable Abdankung mit demjenigen zu verbinden, der morgen der Herr Frankreichs sein werde. Und das geschah.

Man kann mit Bestimmtheit das Datum dieses Entschlusses bestimmen. Am 8. Brumaire hatte Barras, wie man gesehen hat, Bonaparte und Moreau zum Essen bei sich, nach Tisch fiel das Gespräch auf den Gegenstand, der damals den Stoff zu allen Unterhaltungen lieferte: die Diktatur, deren Notwendigkeit Barras anerkannte. Von den Teilhabern an dem Gespräch gedrängt, sich deutlicher auszusprechen und sich zu präzisiren, erklärte er, daß er für sich selbst nicht daran denke, indem er zugab, er wisse, daß er „in der öffentlichen Meinung vollständig abgenützt sei". Aber in Ermanglung seiner schien ihm der General Hédouville zu diesem Amte geeignet. Augenscheinlich brachte Barras den Namen dieses Unbekannten nicht im Ernst aufs Tapet. Es lag darin jedenfalls nur eine jener Bosheiten, in welchen das kaustische Wesen seines Geistes sich gefiel — ein Mittel, Bonaparte zu reizen, vielleicht auch ihn

*) An demselben Orte.

zu sondiren. Die erzielte Wirkung war fürchterlich. Bonaparte „sieht in dieser Andeutung, die ihm sonderbar vorkommt, nur das heuchlerische Verlangen Barras', die Aufmerksamkeit auf ihn selbst zu lenken, und ohne ihm zu antworten, schleudert er ihm einen Blick zu, der ihn nötigt, die Augen niederzuschlagen". Darauf entfernt er sich, entschlossen, wie es scheint, hinfort nicht mehr mit Barras, sondern mit Sieyès Verständigung zu suchen.

Dieser Blick und dieser jähe Aufbruch geben dem Direktor stark zu denken. Einige Tage zuvor hat Bonaparte, davon benachrichtigt, daß man sich auf dem Direktorium über das Vermögen aufhalte, das er sich aus Italien mitgebracht haben soll, und daß Barras dieses böswillige Gerücht ausstreue, in dieser Hinsicht bereits einen lebhaften Ausfall gemacht.

„‚Man hat hier behauptet', sagt er uns in auffahrendem Tone, ‚ich hätte in Italien mein Geschäft so gut besorgt, daß ich nicht mehr nötig hätte, dahin zurückzukehren. Es ist das ein unwürdiges Gerede, zu dem jedenfalls mein militärisches Verhalten niemals Anlaß gegeben hat. Sollte es übrigens wahr sein, daß ich in Italien so gute Geschäfte gemacht hätte, so hätte ich mir doch nicht', fuhr er fort, indem er die Augen auf Barras richtete, „mein Vermögen auf Kosten der Revolution gemacht.'" *)

Barras fühlt sich daher durch das unangebrachte Wort, das er sich hat entschlüpfen lassen, in den Augen Bonapartes kompromittirt, vielleicht in nicht wieder gut zu machender Weise. Ist der Augenblick gut gewählt, um sich mit einem derartigen Mann zu überwerfen? Réal und Fouché kommen, von dem Vorfall benachrichtigt, zu ihm geeilt und geben sich die größte Mühe, ihm die ganze Größe der Ungeschicklichkeit, die er begangen, darzuthun. Barras bekommt Furcht; am Morgen des nächsten Tages begibt er sich nach der Rue de la Victoire, zu Bonaparte, entschuldigt sich bei ihm und „erkennt, um sich mit dem Ehrgeizigen zu versöhnen, an, daß er allein die Republik retten könne, erklärt ihm, daß er sich zu seiner Verfügung stelle, alles das thue, was er wolle, und die Rolle übernehme, die er ihm geben wolle,

---

*) Memoiren Gohiers, Band I, Seite 217.

und bittet ihn zum Schluß, ihm die Versicherung geben zu dürfen, daß, wenn er etwas vorhabe, er auf Barras zählen könne." *)

Wenn man dieser Darstellung glauben will, deren Wahrscheinlichkeit groß ist, und an deren Authenticität uns übrigens nichts zu zweifeln nötigt, so wären es gerade zehn Tage vor dem 18. Brumaire gewesen, daß Barras — den Projekten einer monarchischen Restauration entsagend oder deren Ausführung auf eine gelegenere Zeit verschiebend — sich entschlossen hätte, sich enge mit Bonaparte zu verbinden, nicht mehr auf dem Fuße der Gleichberechtigung, sondern unter unterthänigen und untergeordneten Bedingungen, wie sie dem gegenseitigen Verhältnisse dieser beiden Männer entsprochen hätten.

Läßt man diese Erklärung gelten, so werden seine Handlungen und Schritte am Tage des Ereignisses selbst, seine Haltung und sein Entlassungsgesuch — alles Dinge, die den aufrichtigen Gohier in eine Art entrüsteten Staunens versetzen, leicht verständlich.

Am Morgen des 18. Brumaire ist Barras ruhig, so ruhig, daß er um sieben Uhr morgens, wie man gesagt hat, ganz harmlos ein Bad nimmt. Doch er muß gehört werden, wenn er ausdrücklich gegen dieses Bad protestirt.**) Geben wir zu, daß er, wie er erklärt, nur „damit beschäftigt war, sich zu rasiren". Auch das gibt noch eine schöne Seelenruhe zu erkennen. Denn um diese selbe Stunde, wo eines der Oberhäupter des Staats, einer der fünf berufenen Hüter der Verfassung, sorglos sich an seine Morgentoilette macht — ist andern Orts jemand, dessen Hand auch nicht zittert, jener Republik ebenfalls bei einer Toilette behilflich — bei derjenigen der zum Tode Verurteilten. Und diese Ruhe Barras', muß man sagen, glich stark derjenigen eines Mannes, der im voraus den Inhalt des Stückes kennt, das gerade in diesem Augenblicke beginnt — und die Rolle, die er selbst dabei zu spielen hat.

Sein früherer Adjutant, Viktor Grand, kommt und teilt ihm mit, daß mit Ausnahme eines einzigen Veteranen die Garde das Luxembourg

*) Diese Stelle, wie alles, was sich auf diesen Vorfall bezieht, ist den Memoiren Gohiers entnommen, Band I, Seite 221 bis 223, der seinerseits hier diejenigen Gourgauds wiedergibt oder, wenn er sie nicht wörtlich citirt, aus diesen schöpft.

**) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 74.

verlassen und das Palais sich in geheimnisvoller Weise geleert habe. Barras erwidert, daß er zu Pferde steigen und sich nach dem Faubourg Saint Antoine begeben wolle. Die Geste muß schön gewesen sein, von tribunenhafter Größe, die Stimme dieselbe wie an den großen Tagen des Thermidor oder des Vendémiaire ... Aber Barras stieg nicht zu Pferde und brachte die Faubourgs nicht zum Aufstande. Er blieb im Palaste. Seine Toilette — Bart oder Bad — war vielleicht noch nicht fertig.

Der zweite Akt beginnt nach diesem kurzen Prolog, der uns schon den Ton für die Komödie angibt. Ein Brief der Inspektoren des Palastes der Alten meldet Barras den Beschluß der Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach Saint Cloud. Da diese Nachricht ihn „verwirrt" gemacht hat, schickt er seinen Sekretär Botot auf Kundschaft aus, mit dem Auftrag, sich „genau über die Rolle zu vergewissern, welche Bonaparte bei dieser Gelegenheit zu spielen behaupte".*)

Man wird vielleicht glauben, diese Rolle sei damals sehr leicht zu bestimmen gewesen und man habe bloß Bonaparte selbst um Aufklärung über Natur und Gegenstand des begonnenen Unternehmens anzugehen gehabt.

Während Botot sich seines Auftrags entledigte, begaben sich die beiden der Verfassung treu gebliebenen Direktoren, Gohier und Moulins, zu Barras. So finden sich denn drei Mitglieder der Regierung und unter ihnen der augenblickliche Präsident Gohier zusammen. Es verschlägt wenig, daß Roger-Ducos und Sieyès mit Bonaparte paktiren. Diese drei in diesem Augenblick im Luxembourg vereinigten noch freien Direktoren — zwei von ihnen werden es alsbald nicht mehr sein — diese drei Direktoren bilden die Majorität in der vollziehenden Gewalt. Sie haben die Befugnis, zu handeln, Befehle zu erteilen und den Widerstand gegen den Staatsstreich zu organisiren. Aber wenn Barras seine ganze Kaltblütigkeit bewahrt hat, fallen die beiden plötzlich — allerdings in etwas jäher Weise — der Ruhe ihres Schlummers entrissenen Kollegen einer tiefen Verwirrung anheim. Es ist daher an dem klar und ruhig

*) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 75.

gebliebenen Direktor, wenn er seiner Pflicht ebenso getreu ist, wie er Herr seiner selbst ist, ihnen die zu ergreifenden Maßnahmen anzugeben und sie vor allem bei sich zu behalten, da sie, vereint und in Uebereinstimmung handelnd, noch hoffen können, daß die Gesetzmäßigkeit die Ueberhand über die Rebellion behalten wird. Barras richtet sehr schöne Worte an sie und ermahnt sie, „sich selbst nicht ungetreu zu werden“. Aber er schlägt ihnen weder eine Botschaft an die Räte vor, noch irgend eine Ansprache an das Volk oder die Armee, noch irgend eine andere Verteidigungsmaßregel. Und er läßt sie fortgehen, indem er auf eine Stunde später eine Zusammenkunft mit ihm verabredet. Eine Stunde später befanden sich Gohier und Moulins unter enger Bewachung Moreaus und waren infolge dessen zur Ohnmacht gezwungen. Man trieb die Komödie nicht so weit, daß man sich stellte, als habe man nötig, sich des dritten Direktors zu versichern. Barras blieb frei; ich überlasse es dem Leser, sich aus diesem Umstande den erforderlichen Schluß zu ziehen.

Botot kommt zurück. Er berichtet von der berühmten, mit etwas sophistischer Beredsamkeit ausgestatteten Ansprache, die Bonaparte ihm habe zu teil werden lassen.*) Er hat konstatirt, daß sich unter den Anwesenden „Staunen und Zustimmung“ kundgegeben, als sie die entflammten Worte gehört, welche der große Künstler über den niedrigen Kopf seines sprachlosen Gegenredners hinaus der Bevölkerung von Paris und Frankreich entgegenschleudert, und Barras überläßt sich bei diesen Nachrichten „einer tiefen Betrübnis über den Stand der Dinge“ . . .**)

Robespierre würde heute noch leben, wenn Barras im Thermidor eine so zur Entsagung geneigte Stimmung kundgegeben hätte. Aber der Ausgang naht heran!

Bruix und Talleyrand lassen sich bei diesem Philosophen, der traurig der menschlichen Niedrigkeit gedenkt, aber immer noch nicht handelt, an-

---

*) Siehe „La Révolution de Brumaire“ von Lucien Bonaparte: „Was haben Sie mit diesem Frankreich gemacht, das ich Ihnen so glänzend hinterlassen habe; ich hatte Ihnen den Frieden hinterlassen: ich habe den Krieg wieder gefunden. Ich hatte Ihnen Siege gelassen: ich habe Niederlagen wieder gefunden! . . .“ und so weiter. Bonaparte vergißt augenscheinlich Bergen und Zürich.

**) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 76.

melden. Sie verstricken ihn in ein Gewebe von Lügen: die Fünfhundert sind einig mit den Alten, Gohier und Moulins paktiren mit Roger-Ducos und Sieyès und so weiter. An diesem Tage nimmt, zum erstenmale in seinem Leben naiv, dieser in Staatsstreichen erfahrene Veteran der Politik arglos und ohne Kontrolle die Erklärung dieser Täuscher hin; und als man ihm erklärt, es sei „schicklich", daß er seine Entlassung einreiche, begibt sich Barras „mit jener Entschlußfähigkeit, die er oft in schwierigen Momenten bethätigt", seines Amtes, so, wie man es von ihm verlangt — was besagen will, daß er der Verfassung und der Republik den Gnadenstoß versetzt, die beide tödlich verwundet sind, über die man aber gleichwohl, zwei Stunden von dort entfernt, zu Saint Cloud noch debattirt. „Es ist heute allgemein bekannt," erklärt Gohier in seinen Memoiren, „daß das Unternehmen Bonapartes nur an einem Faden gehangen hat — an einem Faden, den der um seine Entlassung ansuchende Direktor durch seinen Abfall fest geknüpft hat, als er sich mit uns hätte vereinigen müssen, ihn zu zerreißen..."*) „Dieser Rückzug Barras'," fügt Lucien Bonaparte hinzu, „der die zu Paris gebliebene Majorität des Direktoriums zerstörte, benahm unseren Gegnern den Stützpunkt in dem Augenblick, als sie von dieser Seite vorzugehen drohten..."**)

Folgendes ist der Text des Entlassungsgesuches:

Bürger Repräsentanten!

In den Staatsdienst getreten einzig aus meiner Leidenschaft für die Freiheit, habe ich mich nur entschlossen, die erste Beamtenstelle im Staate anzunehmen, um ihm in Zeiten der Gefahr eine Stütze zu sein, die um seinetwillen zu Schaden gekommenen Vaterlandsfreunde gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen und den Verteidigern des Vaterlandes jene besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen, die ihnen in ständiger Weise nur von einem Bürger gewidmet werden kann, der von jeher Zeuge ihrer heldenhaften Tugenden gewesen ist und stets ein Herz für ihre Bedürfnisse gehabt hat.

Der Ruhm, welcher die Rückkehr des berühmten Kriegers begleitet, dem ich das Glück hatte, die Bahn zum Ruhme zu eröffnen, die glänzenden Beweise

---

*) Memoiren Gohiers, Band II, Seite 333.

**) La Révolution de Brumaire von Lucien Bonaparte. Siehe de Lescure, Mémoires sur les journées révolutionnaires, Band II, Seite 145.

des Zutrauens, welche ihm der gesetzgebende Körper gibt, und der Beschluß der Volksvertretung haben mich davon überzeugt, daß, zu welcher Stelle ihn auch hinfort das öffentliche Interesse berufen mag, die der Freiheit drohenden Gefahren überwunden sind und Gewähr für die Sicherheit der Armeen geboten ist. Ich trete mit Freuden in die Reihen der einfachen Bürger zurück, froh darüber, nach so vielen Stürmen unverletzt und verehrungswürdiger als je die Geschicke der Republik, die mir mit anvertraut waren, aus der Hand zu geben.*)

Gruß und Verehrung.

Barras.

Dieser Brief macht einige Bemerkungen nötig. Wenn er auch von einer noch so trostlosen Flachheit ist, genügt es doch, ihn zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Diese Huldigung vor dem „berühmten Krieger", der gerade in diesem Augenblicke die Verfassung verletzt, mit deren Hut der Schreiber dieses Briefes betraut war; die Erklärung, daß die „Gefahren der Freiheit überwunden sind", als die Freiheit unterliegt; die zwar versteckt gehaltene, aber deutlich ausgesprochene Billigung der Diktatur: „welches auch der Posten sei, zu dem ihn hinfort das allgemeine Interesse beruft", alles das bildet zusammen ein Aktenstück, „dessen nähere Bezeichnung sich nur in allzu betrübenden Ausdrücken wiedergeben ließe". Man kann der Härte des von dem ehrlichen Gohier**) gefällten Urteils über den „Abfall" Barras' nur zustimmen.

Aber was soll man sagen und was denken, wenn diese schmachvolle Kapitulation nicht eine der widersinnigen Handlungen ist, die man in einer Stunde der Verwirrung und geistigen Niedergeschlagenheit begeht, ohne fast das Bewußtsein der Schwäche zu haben, der man unterliegt, und ohne zu gewahren, daß sie das Zeichen derselben an sich tragen? Lese man nur noch einmal diesen Brief. Nichts verrät in demselben die Verwirrung der Gefühle und Gedanken, die als Milderungsgrund für dieses

*) Der hier wiedergegebene Text ist derjenige, der sich in den Memoiren des Barras (Band IV, Seite 77 und 78) findet. Dieser Brief wird von Gohier (Bd. I, Seite 294) und von Lucien Bonaparte (in Lescure, Journées révolutionnaires, Band II, Seite 144) reproduzirt. Der von Lucien gegebene Wortlaut unterscheidet sich ein klein wenig von dem Barras' und Gohiers.

**) Memoiren Gohiers, Band II, Seite 332.

Entlassungsgesuch dienen könnte, das alles in allem nichts war als der feige Abfall nicht allein von einer Pflicht, sondern von der Pflicht, um die es sich vor allem bei dem Staatsoberhaupte handelte. Alle Worte erscheinen als gewählt und mit Sorgfalt erwogen. Die Ausdrucksweise ist nicht kurz abgerissen, durch etwas Stoßartiges die innere Verwirrung andeutend — sondern gemessen, gut gegliedert und auf den Tonfall berechnet. Die Hand, welche diese Zeilen schrieb, war eine Hand, die nicht zitterte, die sich Zeit nahm, sie auf das Papier zu werfen . . . War es auch die Hand des Barras? Dieses Dokument scheint mir von einem zu literarischen Gepräge, als daß ich fest überzeugt wäre, daß es von ihm herrühre. Ich finde in ihm die gewohnte Unbeholfenheit und die Inkorrektheit seiner Form nicht wieder. Entweder hat Barras sich viel Mühe gegeben oder ein anderer, Gebildeterer als er — vielleicht Talleyrand — hat für ihn dieses Stückchen eleganter Gemeinheit verfaßt. Aber mag dieses Entlassungsgesuch sein Werk oder das eines andern sein, Barras hat ganz genau gewußt, was er that, als er es unterzeichnete, und der Charakter reiflicher Ueberlegung und des Vorherbedenkens, der deutlich in diesem Dokument zu Tage tritt, vermehrt noch die Würdelosigkeit der Handlung.

Ich wünschte, ich könnte es mit dieser widerwärtigen Feststellung genug sein und den abdankenden Direktor noch an demselben Tage ruhig nach seiner stattlichen Residenz zu Grosbois abziehen lassen, begleitet von einem Gefolge von Kavalieren, die Bonaparte zu seiner Verfügung gestellt hat. Aber leider ist der Gegenstand noch nicht erschöpft; und es bleibt mir noch ein letztes Element des historischen Problems zu erforschen übrig, das Barras selbst, ohne es zu wollen, in seiner Erzählung vom 18. Brumaire aufgestellt hat, indem er sich hartnäckig bemüht, uns die wirkliche Rolle zu verhehlen, die er dabei gespielt hat. Wir wissen jetzt, daß er nach einem gewissen Schwanken, an welchem der Respekt vor der Verfassung in keiner Weise teil hatte, sich auf die Verschwörung eingelassen und er den Erfolg derselben begünstigt hat, zunächst, indem er sie nicht zur Anzeige brachte und sie nicht bekämpfte, und dann, indem er durch sein Entlassungsgesuch dem Staatsstreich freie Bahn ließ. Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, ausfindig zu machen, mit Rücksicht auf welche

persönlichen Vorteile Barras dieses Verhalten beobachtet hat. Niemand wird glauben und Barras das Unrecht anthun, anzunehmen, daß er gratis verraten habe. Wenn das der Fall wäre, würde seinem öffentlichen Leben jene schöne Einheitlichkeit der Verderbtheit fehlen, die der eigentliche Charakter desselben ist, und die aus diesem Manne das vollständigste und harmonischste Beispiel des käuflichen Politikers macht.

Nun hat aber der Staatsstreich dieses so gelegen abdankenden Direktors weder ein großes Kommando — und in der Eigenschaft eines ehemaligen vom Konvente ernannten Generals hätte er eines bei der Armee erhalten können — noch ein wichtiges öffentliches Amt, noch eine hohe diplomatische Funktion eingetragen.*) Und gerade weil er nicht in einer den Augen aller sichtbaren Form den Preis für seinen Abfall erhalten hat, konnte Barras später sich so stolz damit brüsten, daß er der Republik und der Revolution treu geblieben sei, die er verraten hatte. Was hat demnach der 18. Brumaire ihm eingetragen? — Geld.

Es ist allerdings keine sichtbare Spur für eine zwischen Bonaparte und Barras vereinbarte Handlung vorhanden und es ist nicht möglich, urkundlich nachzuweisen, daß letzterer — wie ich es fest glaube — die Mitschuld zunächst seines Schweigens und dann seines Entlassungsgesuchs für Geld verkauft hat, aber es läßt sich eine gewisse Anzahl ihn vernichtender belastender Gründe für diese Ansicht anführen.

Ein Grund psychologischer Natur muß an erster Stelle angeführt werden: das Verhalten dieser käuflichen Persönlichkeit vor dem Ereignisse und am Tage des vollzogenen Staatsstreichs selbst ist absolut unverständlich, wenn die Erklärung nicht durch das Vorhandensein eines geheimen Vertrags geliefert wird, der ihn an die Urheber des Unternehmens knüpft und ihn persönlich an dem Erfolg dieses Unternehmens teilnehmen läßt.

---

*) Am zweiten Tage nach dem Staatsstreiche hätte man Barras durch Fouché den Titel „Connetable" antragen lassen, den er in einem von Würde erfüllten Brief abgelehnt hätte (siehe Memoiren des Barras, Bd. IV, Seite 106 und 107). Entweder lügt Barras, und das glaube ich, wenn er behauptet, der erste Konsul habe ihm ein derartiges Angebot gemacht, oder, wenn es wirklich geschehen ist, läßt sich meiner Ansicht nach darin schwer etwas anderes erblicken als ein neuer Beweis für die Mitwirkung an dem 18. Brumaire.

Die Zeitgenossen haben vermutet, daß ein Vertrag dieser Art zum Abschluß gelangt sei. Es ist schwer, sich anders die bedeutungsvollen Worte Gohiers zu erklären: „Möge Barras sich bemühen, uns kund zu geben, durch welches Mittel man dazu gekommen ist ... ihn das Wort vergessen zu lassen, das er mir gegeben hatte und das, ich wage es zu sagen, im Einklang mit der geheiligtsten seiner Pflichten stand.“ *)

Dieser Verdacht war so allgemein verbreitet und fand in der zweideutigen Haltung und vor allem dem Entlassungsgesuch Barras' eine derartige Nahrung, daß der Exdirektor geglaubt hat, er müsse sich in seinen Memoiren ebenso sehr gegen den Vorwurf verteidigen, den er mit dieser Schwere auf sich lasten fühlte, wie gegen die Anklage, daß er sich durch Vermittlung Fauche-Borels den Bourbonen verkauft habe. Aber seine Verteidigung verschärft, wie man sehen wird, den Verdacht, anstatt ihn zu zerstreuen, und liefert neue Anklagen gegen ihn.

Ein geschworener Feind Talleyrands, hat er der Versuchung nicht widerstehen können, seinen Memoiren zahlreiche Citate einer Schrift, betitelt: „Diplomatische Trinkgelder Talleyrands“, einzuverleiben. Unter der Zahl der bei diesem Anlasse gegen den Fürsten von Benevent gerichteten Verdächtigungen findet sich diejenige, daß er Barras nicht die drei Millionen von den zehn für die Abdankung dieses Direktors bestimmten ausgezahlt habe. Warum hat sich denn Barras, anstatt die Anführung eines bedeutungslosen Pamphlets auf sich beruhen zu lassen, die Mühe genommen, darauf zu antworten, und wie kommt es, daß er, indem er sie zu widerlegen sucht, ihr gerade den Wert verleiht, den sie nicht hatte? Weil er, um sich zu verteidigen, Zuflucht zu demselben System nimmt, dessen man ihn sich schon gegen zwei ähnliche Anschuldigungen der Korruption hatte bedienen sehen. Es ist möglich, daß — wie der venetianische Agent Quirini oder Fauche-Borel — Napoleon oder seine Freunde ihn kaufen wollten, möglich sogar, daß „eine Summe von Bonaparte in dieser Absicht ausgefolgt“ worden ist, aber er hat nichts genommen! Seine Hände sind rein. Das zu seiner Bestechung bestimmte Geld ist von den Zwischenhändlern unterschlagen worden.

---

*) Memoiren Gohiers, Band II, Seite 332.

Bonaparte ist von Talleyrand bestohlen worden, ebenso wie die durchlauchtigste Republik von Quirini und der Prätendent von Fauche-Borel.*) Ist es die Schuld Barras', daß man stets bei einer Angelegenheit, deren Gelingen ein käufliches Gewissen voraussetzt, an ihn denkt? Es scheint mir, man braucht kein über die seichten Winkelzüge der Angeklagten empörter Richter zu sein, um das Dürftige dieser fast dem Eingeständnis einer bösen That gleichkommenden Verteidigung zu empfinden — über deren sehr wahrscheinliche Realität derjenige, der sie begangen hat, uns ungeschickt zu täuschen sucht.

Barras hat demnach — und zwar in der wirksamsten Weise — am 18. Brumaire mitgearbeitet. Wenn er die Verfassung verriet, die er hätte verteidigen müssen, die Republik und die Revolution, von denen er behauptete und von denen er nach einem so schuldbaren Abfall noch zu behaupten wagte, daß er stets nur ihr treuer Diener gewesen sei, so gehorchte er nicht einer politischen Ueberzeugung und dem Glauben an die absolute Notwendigkeit eines Wechsels der Regierung. Für die Monarchie wie für die Diktatur zu haben, wurde dieses Staatsoberhaupt, das im voraus dem Meistbietenden gehörte, nicht einmal von Ehrgeiz getrieben. Der Ehrgeiz war etwas zu Hohes für diesen Genußmenschen und verlangte Anstrengungen und Willensakte, denen seine vergnügungssüchtige Indolenz widerstrebte. An die Gewalt gelangt durch eine Laune des Schicksals, fand er in sich nicht das, was erforderlich ist, um sie zu lieben: eine männliche Seele, die stark genug gewesen wäre, um nicht unter der Last der Arbeit, der Verantwortlichkeit und der energischen Entschließungen, die sie auferlegt, zu unterliegen. Barras war derselben

---

*) „Meine Entlassung, deren Geschichte ich ohne Rückhalt erzählt habe, ist nicht der Gegenstand irgend eines Geldvorschlags gewesen . . . ich erkläre, daß, wenn zu diesem Zweck irgend eine Summe von Bonaparte ausgefolgt worden ist, sie ganz und gar im Besitze Talleyrands geblieben ist . . ." (Notizen Barras', Bd. IV, Seite 257 und 258.) Vergleiche Band III, Seite 96: „Quirini verlangte für das Direktorium beträchtliche Summen, von denen er behauptete, er stelle sie ihm zu, und eignete sie sich dann selbst an." In demselben Band Seite 482: „So behaupteten Fauche-Borel und Genossen, indem sie vom Prinzen von Condé und Ludwig XVIII. bedeutende Summen erhalten hatten, diese abgeliefert zu haben." Ueber die Beziehungen Barras' zu Quirini und Fauche-Borel siehe Vorrede zum dritten Band, XVIII.

müde. Er sehnte sich nur darnach, ihrer entledigt zu werden, indem er dafür die entsprechende Anzahl von Millionen in Empfang nahm. Er hat daher seinen Verrat aus den gemeinsten und niedrigsten verbrecherischen Motiven begangen. Gold und Mädchen, ein luxuriöser Tisch, das Leben eines reichen Fürsten erwartet ihn in Grosbois. Er eilt dahin.

So schwindet der „Sieger vom Thermidor" aus der Geschichte, wie ein Jahrmarktsgaukler sich duckt und sich in einer Versenkung den Blicken entzieht.

IV.

Die letzten Jahre des Barras.

Von diesem Tage an sehen wir ihn von Grosbois nach Brüssel wandern, von Brüssel nach der Provence, dann nach Rom, während sein Groll gegen Napoleon nicht zur Ruhe kommen kann. Nicht zufrieden damit, daß er im Jahre 1804 die Hand zu einem Projekte geboten hatte, welches den Zweck hatte, in Frankreich den Ausbruch eines Bürgerkrieges herbeizuführen, spendet er dem Verrate Bernadottes Beifall,*) lobt er das „hochherzige Unternehmen" Moreaus, der im Jahre 1813 ein Kommando bei der Armee der Verbündeten**) annahm, gibt er endlich Murat den Rat, dieses ruhmwürdige Beispiel nachzuahmen und am Sturze Napoleons teilzunehmen.***) Es verursacht unter den Klatschereien und Verleumdungen verabschiedeter Lakaien, welche den zwischen den 18. Brumaire und die Restauration fallenden Teil der Memoiren ausmachen, einen unaussprechlichen Ekel, diesen Beweisen der Trübung des monarchischen Sinns zu begegnen, die bis zu der Billigung eines Verbrechens geht, wie es das von Bernadotte und Moreau begangene war. Zu derselben Stunde, da Barras bei der Nachricht von dem Unglück der Armee Napoleons in Rußland und Deutschland aufjubelte, kam der Republikaner Carnot, um dem Kaiser seinen Degen gegen die Invasion zur Verfügung zu stellen. Diese einfache Anführung genügt zur Brandmarkung der Gesinnung und des Verhaltens Barras'.

*) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 230.

**) Siehe Band IV, Seite 211 und Vorrede Seite VI, zweite Fußnote.

***) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 219.

Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris, in welchem er — wie in dem 9. Thermidor, mit welchem er ihn vergleicht — nichts erblickt als eine allgemeine Befreiung, verbringt der Exdirektor die letzten Jahre seines Lebens in seiner luxuriös ausgestatteten „Hütte" von Chaillot, kaum daß von Zeit zu Zeit der unbequeme Artikel eines ultraroyalistischen Blattes*) oder eine ihn beschuldigende Publikation, wie die der Memoiren Gohiers,**) seine Ruhe stört, indem sie ihn durch irgend eine Anspielung auf bekannte oder auch nur vermutete Handlungen seines politischen Lebens in Aufregung versetzt. Die Regierung der Restauration beschützt, wie man gesehen hat, den ehemaligen Königsmörder und wahrt unverletzliches Geheimnis über die Gründe der Sympathie, die sie ihm zu teil werden läßt. Karl X. hat ebenso wie der skeptische Ludwig XVIII. vergessen, daß jene Hand, die in ihrem Sinne gehaltene politische Gutachten verfaßt, sich einst erhoben hat, um für den Tod ihres Bruders zu stimmen, und die verwegene Persönlichkeit benützt diese Zurückhaltung und diese Nachsicht, um schon vor den Zeitgenossen jene schöne Stellung des unbeugsamen Republikaners anzunehmen, mit der er auch in seinen Memoiren die Nachwelt anzulocken bemüht ist. Seinen Vertrauten und seinen Dienern ist eingeschärft worden, ihm nie eine andere Bezeichnung zu geben als die: „Bürger General".***) Die Prinzessin von Chimay, von der man annehmen konnte, daß sie sich bei dem ehemaligen Direktor einiger Freiheiten erfreuen werde, muß ihren Titel vor der Thür dieses unbeugsamen Demokraten lassen und wird in dem Salon Barras' wieder zur Bürgerin Tallien.†) Der Geist des Hauses, welches der „Einsiedler von Chaillot" bewohnt, ist so sehr von dem Gefühl der Gleichheit durchdrungen, daß seine Leute eines Tages den stolzen, mit einem Federbusch geschmückten „Jäger" der genannten Bürgerin durchprügeln, denn diese freien Leute haben nur mit einer Empörung ihres republikanischen Sinnes diese Sklaven ihre Herrin als „Frau Prinzessin" anreden hören, und Barras, der das Geschrei des armen Teufels hört, den man im

---

*) Memoiren des Barras, Band IV, Seite 388.

**) Siehe Band I, Seite 408.

***) Mes Mémoires, von Alexander Dumas, Band V, Seite 299.

†) Daselbst Seite 301.

Gesindezimmer „durchwalkt“, Barras, der keine Unordnung und keinen Lärm, namentlich im Dienste, duldete, lächelte, als er die erbauliche Ursache dieses Lärmes hörte, und erklärte, „die Strafe sei verdient“.*)

So wird er alt, seine Rolle durchführend, andere täuschend — und vielleicht sich selbst täuschend. Mit dem Alter sind die Gebrechlichkeiten gekommen. Der glänzende Direktor verläßt seinen Rollstuhl fast gar nicht mehr. Er trägt eine hohe Mütze mit niedergeschlagenem Schirm von der bürgerlichsten Ineleganz.**) Brotkrume, die in die noch blutige, aus einer Hammelkeule***) gedrückte Brühe getunkt wird, erhält mühsam seine verfallenden Kräfte. Barras ist trotzdem glücklich. Er ist reich, sogar sehr reich, und dieses große Vermögen — um dessen Ursprung ihn niemand befragt und den er jedenfalls selbst vergessen hat — gestattet ihm, seiner Vorliebe für Prunk und weit ausgedehnte Gastlichkeit nachzugehen. Er ist stets verbindlich und großmütig. Er hat Freunde, die ihn wirklich lieben, die an sein Republikanertum und an seine Tugend glauben und die, wie der Verfasser des von dem Porträt Vignerons eingegebenen Vierzeilers, deutlich in seinen Augen seine „schöne Seele“ gewahren — die wir nur mit einiger Mühe darin finden können. Sein Geist hat sich seine ganze boshafte und kaustische Schärfe bewahrt, er zieht gegen die Minister los, gegen die Regierung, gegen den Hof,†) spottet über alles und alle — und sich selbst. In einem Anfall von Lachen haucht er seine „schöne Seele“ aus. Um der Regierung einen rechten Streich zu spielen, die auf seine Papiere fahndet, hat er sie bei einem Freund in Sicherheit gebracht. Dann läßt er dreißig bis vierzig feierlich aussehende Mappen umschnüren und mit seinem Siegel versiegeln, damit man sich ihrer bemächtige und sie im M i n i s t e r r a t e ö f f n e . . .

„Wissen Sie auch, was man darin finden wird?“ fragte der Sterbende Cabarrus. „Die Rechnungen meiner Wäscherin seit fünfunddreißig Jahren . . . und sie werden lange daran zu entziffern haben,

---

*) Ebendort.

**) Siehe am Anfang dieses Bandes das Bildnis von Barras aus dieser Zeit seines Lebens von Vigneron.

***) Memoiren von Alexander Dumas, Band V, Seite 300.

†) Daselbst Seite 302 bis 303.

denn ich habe vom 9. Thermidor an bis jetzt viele schmutzige Wäsche gehabt!"

„Und Barras," fügt Alexander Dumas hinzu, der diese Scene erzählt, „brach in ein so helles und so lustiges Lachen aus, daß er in Schwäche darüber verfiel; abends war er, wie er selbst es vorausgesagt, tot." *)

Die Geschichte kann sich als Hauptgrundlage für das über Barras zu fällende Urteil die ironische Laune aneignen und gelten lassen, die von den Lippen des Sterbenden kam. Er hatte „viel schmutzige Wäsche" in der That. Aber was für eine sonderbare Laune des Schicksals war es auch, die diesen Genußmenschen in eine tragische Epoche warf, in welcher er nichts zu thun hatte! Barras Zeitgenosse Dantons, Robespierres, Saint Justs, Hoches und Bonapartes, dieser intoleranteste Skeptiker unter diesen Gläubigen, dieser große Ehrgeizige, dieser raffinirte Verworfene, genötigt, eine Rolle in einer Krise zu spielen, welche Leidenschaften entfesselte, denen er notwendigerweise zur Beute anheimfallen mußte! Was hätte er anders thun sollen, als die Revolution zu Gunsten seiner Laster auszubeuten, und gerade weil Barras einen Fleck inmitten dieser Leute mit energisch gearteten Seelen von starker Ueberzeugung bildet, reizt er uns und sind wir geneigt, ihn mit jedenfalls übermäßiger Strenge zu beurteilen. Versetzen wir ihn in seine natürliche Umgebung, unter die Roués des Regenten oder unter die regelmäßigen Tischgenossen der von Frau Du Barry Ludwig XV. gegebenen Soupers, dann befindet sich Barras in einem Rahmen, wie er der etwas encanaillirten Aristokratie seiner natürlichen Triebe entspricht; da stören uns sein Cynismus, seine Verkommenheit, sein Skepticismus nicht mehr so sehr; und unser ganzer Zorn löst sich in einen nachsichtigen Tadel für diesen schamlosen „roten Absatz" auf, der sich in die glühende, aufrichtige und tugendhafte Revolution verirrt hat.

*) Daselbst Seite 305.

George Duruy.

Erstes Kapitel.

Zustand des Direktoriums. — Sieyès' Erregung gegen die Zeitungen. — Das „Journal des hommes libres de tous les pays“ wird zum „Ennemi des oppresseurs et de tous les tyrans“. — Sieyès' Vorurteile gegen Bernadotte. — Bernadotte regiert allein; seine Proklamationen; Furcht, die er Sieyès einflößt. — Vorstellungen Gohiers — Der Ostracismus. — Ich will vermitteln. — Bernadotte bietet seine Entlassung an; Eifer Sieyès', sie anzunehmen — Eine halbe Höflichkeit. — Interim Milet-Mureaus. — Sieyès will Marescot zum Minister machen; Gutmütigkeit Marescots. — Bernadotte und sein Geheimsekretär; er zerreißt das Entlassungsgesuch; würdevoller Brief; überschwengliche Dankbarkeit Bernadottes gegen seinen Sekretär. — Das Direktorium antwortet Bernadotte mit einer Anzüglichkeit. — Bernadotte und der König von Schweden. — Wirkung, welche die Entlassung Bernadottes hervorbringt. — Unzufriedenheit Gohiers und Moulins'. — Ihr offizielles Beileid; sie wollen nichts von Marescot wissen. — Dubois-Crancé, Minister. — Sieg in Holland. — Schlacht bei Zürich. — Gewaltiges Resultat. — Gerechtigkeit, die Bernadotte von seinem Nachfolger widerfährt. — Die aufgelöste Koalition. — Aerger Sieyès'. — Landung Bonapartes in Fréjus. — Seine Begleitung; er verletzt die Quarantäne; heftige Briefe Bonapartes aus Aegypten. — Gefühl Sieyès' bei der Nachricht von der Landung. — Boulay will Bonaparte für außerhalb des Gesetzes erklären lassen. — Ankunft Bonapartes in Paris. — Seine Bemerkungen. — Betragen seiner Frau; ihr Eifer. — Verlegenheit Bonapartes. — Sein erster Besuch. — Servilität Marmonts. — Meine Unterhaltung mit Bonaparte. — Wie er seine Frau und seine Brüder behandelt. — Voraussage Bonapartes über sein eheliches Unglück. — Ausspruch Klébers über die Abwesenheit vom Hause. — Bittere Klagen Bonapartes über die Galanterien seiner Frau. — Er will sich scheiden lassen. — Ich bringe ihn davon ab. — Bonaparte verheiratet sich zum zweitenmale mit seiner Frau. — Bonaparte zu Ehren veranstaltetes öffentliches Essen. — Bernadotte weigert sich, daran teilzunehmen. — Schwierige Lage Bonapartes. — Er spielt Komödie. — Seine Akoluthen. — Glückwunsch, den er an Masséna und an Brune richtet. — Der „tapfere Patagonier“. — Besuch bei Sieyès. — Schüchternheit Bonapartes. — Vorteil, den er aus der Eitelkeit Sieyès' zieht. — Er vereinigt sich mit ihm gegen mich. — Bonaparte auf Bernadotte eifersüchtig. — Bernadotte weigert sich, ihn zu empfangen. — Er läßt sich erweichen. — Sein Besuch. — Unterhaltung über Aegypten. — Ueber den Zustand Frankreichs. —

Hauswesen Bernadottes. — Die „kleine Spionin". — Bernadotte vertraut mir seine durch seinen Sekretär mit Bonaparte geführte Unterhaltung an. — Der Sekretär Bernadottes und Frau Bonaparte. — Besuch Bernadottes und seines Sekretärs bei Bonaparte. — Ansicht Bonapartes über den Stand der Dinge. — Frühstück zu Marsfontaine. — Erste Begegnung Bonapartes und Moreaus. — Zusammenkunft Talleyrands, Fouchés und Réals bei mir. — Vorschlag, den mir Talleyrand macht. — Réal als Vermittler. — Bonaparte sucht mich auf. — Er entdeckt sich. — Mitverschworene Bonapartes. — Seine Intriguen, um mich zu beseitigen. — Großes Projekt. — Bonaparte umgibt mich mit Spionen. — Eugène und Murat frühstücken bei mir. — Trinkspruch, den sie auf mich ausbringen. — Lefèbvre von Bonaparte hintergangen. — Letzte Zusammenkunft mit den Verschwörern. — Sie schlagen mich für die Präsidentschaft vor. — Meine Antwort. — Der Sekretär Bourienne. — Mein Freimut befördert das Komplott. — Die Verschworenen kommen ins Wanken. — Verschiedene Ansichten. — Der Abgeordnete Talot. — Fabre von der Aude und seine 13 Kinder. — Eifrige Bemühungen. — Bernadotte speist bei Bonaparte. — Er wird der Chouannerie und des Jakobinismus angeklagt. — War Bonaparte abergläubisch? — Geständnis Salicetis. — Kritische Lage des Direktoriums. — Die Vendée und von Frotté. — Einverständnis Bonapartes mit den Vendéern. — Spionage der Frau Bonaparte. — Ihre Beziehungen zu Frau Gohier. — Anfang der Ausführung. — Die Verschworenen bei Lemercier, dem Präsidenten der Alten. — Plan zur Verlegung der Räte. — Eine Heerschau. — Gesetzwidrige Zusammenberufung der Alten. — Der Abgeordnete Cornet. — Sein Antrag und seine Rede. — Beschluß der Alten. — Das Frühstück am 18. Brumaire. — Fallstrick, der Gohier von Frau Bonaparte gelegt wird. — Er vermeidet ihn. — Mut der Frau Gohier. — Ankunft Bernadottes und Josephs. — Bonaparte will Bernadotte mit sich fortreißen. — Sein Widerstand. — Er ist Gefangener. — Seine Wut. — Bonaparte läßt ihn frei. — Das Ehrenwort. — Diskretion Bernadottes. — Das Kruzifix. — Ankunft in den Tuilerien. — Lefèbvre erster Adjutant. — Meine Sicherheit. — Ergebenheitsversicherungen am Vorabend. — Mein Adjutant Victor Grand. — Uebertritt der Garde des Direktoriums. — General Debelle. — Brief der Inspektoren der Alten. — Uebertritt von zwei Kollegen. — Mission Bótots. — Ankunft Gohiers und Moulins'. — Anklage Bonapartes. — Bericht Botots. — Schlaganfall meines Adjutanten Avy. — Barbarische Behandlung, die ihm zu teil wird. — Besuch Talleyrands und Bruix'. — Falscher Bericht, den sie mir erstatten. — Meine Entlassung. — Antwort des Präsidenten der Alten. — Merlin von Thionville. — Frau Tallien. — Man will mich erschüttern. — Ich rette Bonaparte das Leben. — Mein Rückzug nach Grosbois. — Zusammenkunft mit Joseph. — Seine Heuchelei. — Doppelter Zweck dieser Zusammenkunft. — Allgemeiner Abfall. — Neutralität Bernadottes. — Vereinigung bei Jourdan. — Moreau im Luxembourg. — Seine Reue. — Er will sich mit Bernadotte vertragen. — Furchtsame Antwort des letzteren. — Ansicht der damaligen Generale über die militärische Disziplin. — Bericht Bernadottes über sein Verhalten am 18. Brumaire. — Furcht vor der Deportation. — Unaufhörliche Machinationen Bonapartes. — Beratung bei Bernadotte. — Sein Plan. — Man verliert Zeit bei den Fünfhundert.

— Erscheinen Bonapartes. — Er wird zurückgewiesen. — Sein Schrecken. — Lucien redet die Truppen an. — Persönlicher Charakter der Darstellung Bernadottes. — Entgegenkommen Augereaus. — Sitzungen am 19. — Rede Gaudins' bei den Alten. — Allgemeine Entrüstung. — Staunen der Verschworenen. — Rede Bonapartes. — Mut Linglets. — Bonaparte bei den Fünfhundert. — Plötzliche Bewegung. — Ausspruch Bigonnets. — Lucien reicht seine Entlassung ein und bleibt Präsident. — Seine infame Verleumdung. — Murat geht im Sturmschritt auf die Abgeordneten los. — Edelmütiger und vergeblicher Widerstand. — Leclerc und seine Grenadiere. — Verlegenheit Bonapartes vor den Räten. — Vergleich mit Cäsar. — Trauriges Resultat des 18. Brumaire. — Die beiden Konsulen Sieyès und Roger-Ducos. — Cambacérès und Lebrun. — Scheinbild einer Verfassung. — Benehmen Fouchés zu Paris. — Vorbereitungen zur Abreise. — Der Wagen Talleyrands — Plötzliche Bekehrung einiger Leute. — Entschuldigende Deklamationen Bonapartes. — Seine Vorwürfe gegen den 18. Fructidor. — Schmachvolle Fabel von den Mördern. — Der Retter Thomé und der Diamant Josephinens. — Erste Veranlassung zum 18. Brumaire. — Geschichte Laurents. — Sein Urteil über die Leute des Brumaire. — Verhalten des Obersten Sébastiani. — Seine Prahlereien. — Seine Intriguen. — Napoleon verbietet ihm, sich seinen Verwandten zu nennen. — Mißheiraten bei den Coigny.

Da für mich die Zuverlässigkeit der Erinnerungen, welche meine Memoiren bilden, vor allem in den Daten beruht, hat der Fall Fauche-Borel seine Stelle in dem Anfang des Monats Thermidor gefunden, und um die wirklichen Züge dieser elenden Angelegenheit, aus der man nachmals so eigentümliche Schlüsse hat ziehen wollen, nicht verwischen zu lassen, habe ich geglaubt, das, was im Innern des Direktoriums selbst vorgegangen, sofort feststellen zu sollen. Diese Darstellung ist von derjenigen unterbrochen worden, welche ich von unserem damaligen unerquicklichen Zustande entworfen, dem Resultate der traurigen Spaltung, wie sie zwischen den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers und denjenigen des Direktoriums, sowie im Innern des Direktoriums selbst vorhanden war. Der Grund dieser Spaltung lag in unserem Innern, und diese Spaltung, ich wiederhole es, gründete sich wie diejenige, welche dem 18. Fructidor vorangegangen, auf den persönlichen Charakter der Leute, denen Frankreich seine Geschicke anvertraut hatte. Gohier, Moulins und Roger-Ducos waren drei rechtschaffene und verläßliche Leute, namentlich die beiden ersten, denn der dritte war eigentlich nichts als ein altes Kind im Schlepptaue Sieyès'. Die beiden ersten konnten bei der besten Gesinnung dieselbe nicht zur Geltung bringen und mußten sich darauf

beschränken, ohnmächtige Wünsche kundzugeben. Indes nahm die Reizbarkeit Sieyès', die täglich von den Zeitungen aufgestachelt wurde, immer mehr zu und steigerte sich bis zur Erbitterung. Die Schließung der volkstümlichen Vereine, die Abberufung des Generals Marbot von der 17. Division und sein Abgang zu der italienischen Armee, sowie die Absetzung mehrerer Zivil- und Militärbeamten waren ihm noch nicht genug. Fouché schien ihm nicht prompt genug gegen die Anarchisten zu wüten. Dieser Minister konnte gleichwohl nach den bestehenden Gesetzen einstweilen Zeitungen nur unterdrücken, sie aber nicht verhindern, unter anderem Titel weiter zu erscheinen. So kam das von dem Polizeiminister unterdrückte „Journal des hommes libres de tous les pays“ nur noch verwegener wieder zum Vorschein und nahm den Titel des „Ennemi des oppresseurs et de tous les tyrans“ an. Die Bürger, welche dieses Journal mit seinen Angriffen verschonte und namentlich diejenigen, welchen es noch einige Beweise der Achtung zu zollen vermochte, wurden sofort für Sieyès Gegenstände der Verfolgung. Bernadotte, von dessen Verwaltungsthätigkeit dieses Journal namentlich Notiz nahm, und dessen republikanische Festigkeit es lobte, stellte sich dem Gedanken Sieyès' als ein Feind und als ein durchaus gefährlicher Mensch dar. „Seine Proklamationen erregen Frankreich und setzen es in Flammen,“ sagte er. „Wir sind nichts mehr, man gewahrt uns nicht mehr; der Kriegsminister ist die Regierung.“ Es ist ganz richtig, daß Bernadotte durch sein thatkräftiges Handeln die Regierung führte; er war das einzige militärische, patriotische und administrative Band, welches in diesem Augenblicke den Zerfall der Republik noch aufhielt. Bernadotte war ebenso einfach wie energisch und aufrichtig in seinem Verhalten. Alle seine Pläne und Handlungen hatten das Beste und die Verteidigung der Republik zum Ziele; sie waren von Freimut durchdrungen und würden nur zur Einigkeit mit dem Direktorium geführt haben, wenn das Direktorium in sich noch eine Einigkeit seiner Mitglieder möglich gemacht hätte. Aber Sieyès, über den die Galle und die Furcht immer mehr die Oberhand gewann, konnte alles nur von der schlechten Seite ansehen. Obgleich Bernadotte mit der ganzen Liebenswürdigkeit und Dickhäutigkeit des Béarners vor Sieyès stets die Haltung der Achtung oder doch der Verehrung wahrte, die er ihm von je wegen

des Rufes seiner Talente und seines Patriotismus gezollt hatte, sagte Sieyès in einem fort „er ist ein Béarner und beweist nur die Berechtigung und Richtigkeit des Sprichwortes, welches die Leute seines Landes als ‚feez et cortez', ‚falsch und höflich', charakterisirt."

Vergebens brachte uns Bernadotte, sogar ehe er sie veröffentlichte, seine Proklamationen und administrativen Verfügungen, die stets unsere Billigung verdienten und fanden, Sieyès fand in ihnen zu viel oder nicht genug. Ich will hier als historische Aktenstücke mehrere Verfügungen Bernadottes mitteilen, denen man gewiß keinen Mangel an Patriotismus zum Vorwurfe machen konnte, denn man konnte unmöglich aufrichtiger das Ziel der nationalen Verteidigung verfolgen.

Kriegsministerium.

Paris, den 21. Messidor Jahr VII.

Der Kriegsminister
an den Bürger Moreau, kommandirenden General der italienischen und der Alpenarmee.

Das vollziehende Direktorium, Bürger General, hat durch seinen Beschluß vom 1. Messidor angeordnet, daß alle Platzkommandanten in der cisalpinischen Republik und in Piemont, welche diese Plätze dem Feinde übergeben, haben, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollen. Ich ersuche Sie, mir so bald wie möglich die Namen und Grade dieser Kommandanten anzugeben, ebenso die Corps, denen sie attachirt sind, wenn sie nicht einen Teil des Generalstabs ausmachen. Ich ersuche Sie gleichfalls um den Namen ihrer Departements, und ob sie noch in dem Arrondissement der Armee, die Sie kommandiren, oder nach dem Innern zurückgekehrt sind. Im ersteren Falle werden Sie dieselben alsbald in Verhaft nehmen lassen, im zweiten werde ich den Befehl dazu den Generalen geben, in deren Divisionen sie sich befinden.

Sie haben, Bürger General, meinem Vorgänger mitgeteilt, daß Sie den Kommandanten von Ceva vor ein Kriegsgericht gewiesen haben. Zweifellos ist es zu bedauern, daß hervorragende Beispiele nötig sind, um den Militärgesetzen ihre ganze Stärke zu verleihen; kein Kommandant hat übersehen können, daß diese Gesetze es verbieten, eher zu kapituliren, als ein Angriff auf das Corps des Platzes überstanden worden ist; und wenn die Gesetze es nicht ausgesprochen hätten, müßte dann nicht ein Franzose und Republikaner den Befehl dazu in seiner Seele finden? Gehen Mut und Ehre nicht allen Gesetzen voran?

Diese gerichtliche Verfahren werden von der ganzen Nation erwartet; sie werden von der italienischen Armee verlangt; sie werden von dem Ruhme und der Sicherheit der Republik geboten.

Der Kriegsminister,
Bernadotte.

Bernadotte, Kriegsminister,

an die Offiziere aller Grade, die jetzt nach Paris berufen sind.

Paris, den 24. Messidor Jahr VII.

Die Gefahren des Vaterlandes rufen euch nach den Grenzen. Die barbarischen Könige, die ihr unlängst in das Innere ihrer Reiche zurückgeworfen habt, bedrohen heute unsere Freiheit!

Wenn ihr heute des Ruhmes nicht mehr bedürft, bedürft ihr mehr als je der Freiheit, die durch so große Opfer erlangt worden ist. Greift wieder zu den Waffen, um diese heilige Freiheit zu verteidigen.

Die Offiziere aller Grade, die augenblicklich nach Paris berufen sind, sollen sich sofort nach ihren Departements begeben, um an die Spitze der Hilfsbataillone zu treten. Sie sollen sich im Bureau des Generalstabs der 17. Division melden. Ihre Marschroute soll ihnen sofort zugestellt werden.

Republikanische Soldaten, das Banner unserer Feinde ist: Korruption, Verrat, Despotismus! Das unsere ist: Ehrlichkeit, Mut, Freiheit! Kann da der Sieg noch lange zweifelhaft sein?

Der Kriegsminister,
Bernadotte.

Der Kriegsminister

an die mobilen Kolonnen des Departements Eure-und-Loir, Loir-und-Cher, Indre, Cher, Indre-und-Loire und Vienne, die zur Disposition des kommandirenden Generals der englischen Armee gestellt worden sind.

Paris, am 15. Fructidor Jahr VII.

Zu gleicher Zeit, da ein unverschämter Russe es wagt, Proklamationen zu erlassen und von seiner Milde gegen das französische Volk zu sprechen, erheben die unter dem Namen der Chouans bekannten Rebellen verwegen in den Departements des Westens ihr Haupt. Das vollziehende Direktorium hat ihre Ausschreitungen gesehen und die Ehre der Republik gegen alle Komplotte, die sie bedrohen, aufrecht erhalten.

Fünfzehntausend Mann Elitetruppen bilden die Vorhut, die auszieht, um die guten Bürger eurer Gegenden zu unterstützen; die Republikaner ganz

Frankreichs bilden die Nachhut, die bereit ist, euch zur Seite zu stehen; aber es liegt ganz gewiß keine Notwendigkeit zu dieser gewaltigen Entfaltung unserer gesamten Kräfte vor.

Ihr habt gesehen, wie das Departement der oberen Garonne mitten unter dem Schrecken der Rebellion zu seiner eigenen Verteidigung ausgereicht hat. Ihr werdet nicht anstehen, dieses ruhmwürdige Beispiel zu befolgen. Ehe kurze Zeit vergeht, werdet ihr die royalistischen Banden vernichtet haben. Mit dieser Zuversicht zu eurem Mute hat das Direktorium euch dem kommandirenden General der englischen Armee zur Verfügung gestellt.

Erhebt euch, ihr wackeren Mobilkolonnen! Rechtfertigt die ganze Lebendigkeit, die euer Name besagt: verfolgt die königlichen Banditen bis in die Schlupfwinkel ihrer Höhlen. Beeilt euch, diesmal wieder zu zeigen, daß der Tag, an dem die Freunde der Freiheit sich erklären, derjenige ihrer Niederlage und des Sieges der Republik ist.

Bernadotte.

Der Kriegsminister
an die Zentralverwaltung des Departements Eure-und-Loir.

Haben die Banditen, welche die Republik in der Dorfschaft St. Christophe angegriffen haben, nicht das Schicksal der Rebellen von der oberen Garonne gekannt, wußten sie nicht, daß alle Republikaner ein wachsames Auge auf die Komplotte haben, die vom Süden aus ihre Verzweigungen über ganz Frankreich erstrecken wollten, und sollten sie die sinnlose Hoffnung gehegt haben, in irgend einer Gegend ihre verhaßte Herrschaft zu errichten?

Ich habe das vollziehende Direktorium nicht im Ungewissen über die Thätigkeit gelassen, die Sie zur Hemmung der ersten Fortschritte der Rebellion entfaltet haben, und über den hochherzigen Eifer der Bürger und Rekruten, die im Augenblick zu den Waffen geflogen sind. Ich kann Ihnen die Anerkennung nicht versagen, daß ich überzeugt davon bin, daß das zu St. Christophe begangene Attentat heute gerächt ist und die Banditen vernichtet oder zerstreut sind.

Benachrichtigen Sie mich durch einen außerordentlichen Kurier über die letzten Vorkommnisse: sollten sie irgend einen beunruhigenden Charakter haben, wird Ihnen rasche Hilfe zu teil werden.

Gruß und Brüderlichkeit.

Der Kriegsminister,
Bernadotte.

Der Kriegsminister
an die Zentralverwaltung der oberen Garonne und den Kommissär des vollziehenden Direktoriums bei dieser Verwaltung.

Paris, den 8. Fructidor Jahr VII.

Sie ruhten im Schatten der Gesetze: die Royalisten haben geglaubt, Sie seien eingeschlafen; sie haben Sie überraschen wollen. Sie haben sich schneller als der Blitz erhoben; Ehre den tapferen Nationalgarden!

Ihre letzten Berichte geben die Gewißheit, daß der Royalismus nicht wieder auftauchen wird; indes erlaubt der Stand der Dinge Ihnen nicht, sich vollständiger Sicherheit hinzugeben; die Ausbreitung der Verschwörung und die Hartnäckigkeit der Verschwörer geben Ihnen Ihr Ziel und zeichnen Ihnen Ihr Verhalten vor: jene würden nichts erreicht haben, wenn sie nicht die Freiheit und Gleichheit niedergeworfen hätten. Sie würden nicht so Großes vollbracht haben, wenn Sie nicht den Sieg der Republik herbeigeführt hätten! Ihre Erfolge verpflichten Sie mehr als je, Ihrem Werke Bestand zu verleihen!

Der Ruhm Ihrer Nationalgarde ist rein; möge sie aus ihren Reihen diejenigen verbannen, die sich der Disziplin nicht fügen wollen; es ist für die Republik nicht genug, daß Sie zeigen, daß Sie die Stärkeren sind, Sie müssen zeigen, daß Sie auch die Rechtschaffeneren sind!

Diese ersten Tugenden der Republikaner setzen diese in den Stand, alle anderen auszuüben, sie geben das Recht zur Milde, weil sie zunächst den Sieg verleihen.

Als Mensch, als Bürger und als Beamter teile ich die Gefühle der Menschlichkeit, denen Sie in Ihrem Briefe Ausdruck verleihen. Kein Zweifel, daß eine große Anzahl von denjenigen, die sich unter den Rebellen befinden, Verführte sind. Die Royalisten haben ihre Banden durch die Furcht, durch die Verführung und die Perfidie anschwellen lassen. Es ist der eingesetzten Behörden würdig, den Schwachen ihre Irrtümer zu zeigen. Was diese anlangt, so möge die Ueberredungskunst sie wieder in den Schoß des Vaterlandes zurückführen. Was die Verderbten anlangt, so entfalten Sie die ganze Strenge der Gesetze. Möge die Gewalt alle diejenigen zwingen, welche die Milde dem Vaterlande nicht wieder gewinnen kann.

Ein Kriegsgericht ist sofort nach Toulouse abgeordnet worden, um die gefangenen Rebellen zu richten. Ermangeln Sie nicht, mir Tag für Tag über Ihre Lage zu berichten. Sollte es noch erforderlich sein, so werden alle Mittel des Kriegsdepartements zu Ihrer Hilfe in Bewegung gesetzt werden.

Bernadotte.

Der Kriegsminister
an die Nationalgarden der Departements der oberen Garonne, des Lot, des Lot-und-Garonne, des Tarn, des Gers, des Gard, der Ariège, der oberen Pyrenäen, der niederen Pyrenäen, der Aude und des Hérault.

Die Soldaten des angeblichen Ludwig XVIII, die ebenso feig sind, wie der Herr, dem sie dienen, haben gewagt, euren Schlaf zu stören. Aufgeweckt von den Klagelauten eurer Frauen und eurer Kinder, habt ihr zu den, den Feinden eurer Ruhe und Freiheit schrecklichen Waffen gegriffen.

Der Gebrauch, den ihr davon gemacht habt, wurde gerechtfertigt durch die Gefahren, die euch drohten. Die Republik hat eurem Mute Beifall gespendet.

Indem ihr euch einmütig erhobt, habt ihr euch die Achtung und die unverbrüchliche Freundschaft der Republik gewonnen, und dennoch ist eure Aufgabe noch nicht zu Ende. Ihr könnt nicht, ohne das Wohl des Vaterlandes zu gefährden, zu euren Wohnungen zurückkehren, so lange noch ein Rebell unter Waffen bleibt. Der nationale Wille spricht, fordert und gebietet: gehorcht seiner Stimme.

Ihr werdet im Siege menschlich sein; ihr werdet euch nur auf die Anführer des Aufstandes werfen. Eure Arme werden sie noch einmal mit der Keule des Herkules treffen.

Zuchtlosigkeit wird nicht die Lorbeeren verunstalten, welche eure Stirne beschatten. Ihr werdet dieselben erhalten und bis auf eure Enkel gelangen lassen.

Plünderung wird euern Vormarsch nicht verunglimpfen: die Republikaner haben stets ein reines Herz und saubere Hände.

Frankreich hat den Blick auf euch gerichtet; die Armeen bewundern euch. Der gesetzgebende Körper und das Direktorium erwarten die Wiederkehr der Ordnung und des Friedens in dem angegriffenen Teile des Südens; euch vertrauen sie diese ehrenvolle Sorge an.

Bernadotte.

Ich habe gesagt, daß die meisten Verordnungen des Kriegsministers, die zur Veröffentlichung bestimmt waren, uns fast immer vorgelegt wurden und nur, wenn sie die Bestätigung des Direktoriums erlangt, zur Weiterverbreitung gelangten. Es hätte das für die Verantwortlichkeit des Ministers und die Befriedigung der Regierung hinreichen müssen, aber je mehr Bernadotte in der öffentlichen Meinung gewann, desto mehr wurde Sieyès dadurch beunruhigt, es machte ihn zuletzt ganz ängstlich.

Jedesmal, wenn Bernadotte mit seinem Portefeuille kam, sagte Sieyès, wenn er ihn eintreten sah: „Was wird jetzt wieder aus dieser Jakobinerschachtel kommen?“ Und wenn Bernadotte uns militärische Pläne dargelegt hatte, die nur durch Verwaltungsmaßregeln und kraft eines inneren Impulses verwirklicht werden konnten, sagte Sieyès regelmäßig: „Das Mittel scheint schlimmer als das Uebel zu sein.“ Da Bernadotte mehr als einmal mit Hilfe der Majorität des Direktoriums, die sich zu seinen Gunsten neigte, den Sieg über Sieyès davongetragen hatte, wurde Sieyès zuletzt blind gegen ihn eingenommen und konnte ihn, wie er offen bekannte, „nicht mehr riechen“. Wenn man den Kriegsminister meldete, sagte er, zwischen den Zähnen murmelnd: „Da kommt Catilina!“, und wenn Bernadotte sich entfernt hatte, kamen nicht endenwollende Ergüsse über seinen Jakobinismus, darüber, daß, wie er sagte, „Bernadotte, der ehemalige Chouan, heutzutage patriotischer sein wolle als er, Sieyès“. — „Und warum,“ sagte Moulins, „sollten wir weniger patriotisch als Bernadotte sein und ihm den Vorrang lassen?“ — „Ich glaube wohl,“ erwiderte Sieyès, indem er sich mit einem verbindlichen Lächeln gegen General Moulins wendete, „daß der General Bernadotte nicht den Anspruch darauf erhebt, patriotischer als der General Moulins zu sein.“ Moulins, der sich dadurch nicht verführen, sich durch das Kompliment aber beinahe zu Sieyès hinziehen ließ, sagte zu mir: „Es scheint, daß Bernadotte unserm Kollegen viel Kummer macht.“

Das erste, worauf das Direktorium bedacht sein sollte, wäre, daß wir unter uns einig sein und uns womöglich vor Spaltungen gleich denen hüten sollten, die alle die Verstümmelungen herbeigeführt haben, unter denen wir heute zu leiden haben. Sieyès will von denselben nicht lassen. Bald können Bernadotte und er sich nicht mehr in einem und demselben Zimmer zeigen.

Gohier, der Bernadotte sehr zugethan und gegen Sieyès wegen vieler früherer Geschichten verstimmt ist, sagte:

„Bernadotte ist der Republik nicht nur nützlich, er ist ihr unentbehrlich.“

„Ich glaube, er ist ihr verhängnisvoll,“ entgegnete Sieyès, „gerade aus dem Grunde, den Sie für ihn anführen; denn, wenn jemand in

einer Republik unentbehrlich ist, muß man ihn deshalb als den gefährlichsten Feind betrachten und sich seiner mit allen Mitteln entledigen!"

Gohier und ich fanden dieses Mittel für etwas hart. Es entsprach dem Geiste des Mannes, der in den verschiedenen Zeiten der Revolution kaum einer milderen Gesinnung fähig gewesen war, und der nach dem 18. Fructidor den großen Plan des Ostracismus ausgeheckt hatte, den er seinem beredten Dolmetscher Boulay von der Meurthe in den Mund gelegt hatte. Wir meinten sogar, bei einer so ausgesprochenen Unverträglichkeit sei es an Sieyès gewesen, sich Gerechtigkeit angedeihen zu lassen und sich durch den Ostracismus selbst zu beseitigen, wenn Gefahr für das Vaterland vorhanden gewesen wäre. „Wohin sind wir geraten," sagte ich erregt zu Sieyès, „wenn jedesmal, wenn man mit seinen Kollegen über Personen oder Dinge nicht einig ist, das nicht geschehen kann, ohne daß es fast zu vollständiger Spaltung kommt? Carnot, Letourneur, Treilhard, selbst Merlin und vor allem Larevellière waren durchaus keine Feinde der Republik; aber die gegenseitigen Eifersüchteleien haben uns zu Grunde gerichtet. Und zeigt es sich nicht, wenn man weiter bis vor den 9. Thermidor zurückgeht, daß im Innern des Sicherheitsausschusses gleiche Ursachen zu den gleichen Wirkungen geführt haben? Können wir auch diesmal nicht ohne eine so unheilvolle Verwirrung aus diesem Streite hervorgehen, daß es sich um Tod oder um Absetzung der einen oder der anderen handelt?

So weit war ich mit diesen traurigen Bemerkungen gekommen, ohne Sieyès irgendwie dazu nötigen oder auffordern zu wollen, die Partie aufzugeben, als mir der Gedanke kam, es werde leichter sein, mit Bernadotte wegen seines edlerer Regungen fähigen Herzens zurecht zu kommen. Ich sagte Bernadotte, er möge mit zu mir kommen, damit wir uns ungestört über die Interessen des Vaterlandes unterhalten könnten. Ich setzte ihm aus einander, wie sehr sich Sieyès über seine Anwesenheit im Direktorium und seine Haltung im Kriegsministerium erschrecke, wie Gohier und ich in dieser Hinsicht nichts über sein von tausend Vorurteilen erfülltes Gemüt vermocht hätten; und wie schließlich Sieyès sich einbilde, Bernadotte stehe im Begriffe, ihm den schlimmsten Streich zu spielen. Wenn man bis zu einem derartigen Gedanken gekommen ist, ist es schwer,

anständigerweise mit einander in einer politischen Stellung auszuharren; ich kam infolge dessen ganz offenherzig auf die Frage, um die es sich handelte: Sieyès will nicht aus dem Direktorium ausscheiden, und nach allem, was seit dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor bis zum 30. Prairial vorgegangen ist, können wir uns nicht der Gefahr aussetzen, der Nation wieder das Schauspiel von Scenen zu geben, deren sie müde ist.

„Wer wird heute das Feld räumen?" sagte ich zu Bernadotte. „Wie können wir die widerwärtigsten Streitigkeiten vermeiden? Müssen wir nicht jedes Opfer bringen, um neue Spaltungen und neue Skandale zu verhindern? Gibt es aber nicht nur noch ein einziges Mittel, das Vaterland zu retten? Ist die Ehre, auf einem Regierungssessel sitzen zu bleiben, mehr wert als die, zu Pferde sich an der Spitze einer Armee zu befinden? Ist nicht das letztere das rühmlichere, zumal für einen Soldaten, der seine Proben abgelegt hat und für den es über den von ihm erworbenen Ruhm hinaus nur noch einen gibt, denjenigen, den er sich noch erwerben kann?"

„Nun," entgegnete mir Bernadotte, „ich befehlige in diesem Augenblick nicht bloß eine Armee, ich leite sie alle, und wir stehen im Begriffe, die größten Erfolge zu erzielen. Nach allen Mitteln und Befehlen, die ich Masséna gegeben habe, muß er demnächst eine große Schlacht liefern; das ist entscheidend für das Schicksal der Republik. Nach allen meinen Berechnungen können wir nur siegen, und in dem Augenblicke, in welchem ich die Schachpartie so weit in Zug gebracht habe, würde es mir peinlich sein, mich von dem großen Schachbrett zu entfernen, welches das Direktorium mir anvertraut hat. Die Schlacht von Novi ist so grausam gewesen! Ich habe alles gethan, um die italienische Armee zu reorganisiren: ich habe die Alpenarmee mit ihr vereinigt und ich gedachte Championnet fortwährend in Bewegung zu halten. Es waren große Dinge in Angriff genommen worden, deren gesamte Fäden ich in diesem Augenblicke lenkte. Ich hielt den Knäuel in meiner Hand. Wollen Sie mir sagen, ich solle sie einem andern überlassen? Ich lechze nicht nach dem Ministerium; mag ein anderer sich seinen Durst damit stillen. Soll meine Entlassung der Preis des Friedens sein?"

Bernadotte war bis zu Thränen gerührt, und es war wirklich seine

Seele allein, die in diesem Augenblicke den Kampf durchfocht. „Gut denn," fuhr er fort, „ich werde euch meine Entlassung geben." Gleichzeitig wollte er eine Feder ergreifen, um sie niederzuschreiben. Ich war selbst so bewegt, daß ich fürchtete, ich würde eine Unzartheit begehen, wenn ich sein Anerbieten annähme. Ich dankte Bernadotte für das neue Opfer, für das ich ihn zum Wohle des Vaterlandes bereit sah; er sagte mir, er wolle sich zurückziehen, um den Brief zu schreiben, in welchem er um seine Entlassung einkommen wolle. Er würde ihn noch in meinem Kabinet aufgesetzt haben, wenn ich selbst nicht die rasche Ausführung seines Entschlusses verhindert hätte.

Ich komme auf das Direktorium zurück, dessen Sitzung aufgehoben war, und wo sich Gohier und Moulins nicht mehr befanden, sondern nur noch Sieyès. „Nun," sagte ich zu diesem, „alle Ihre gegen Bernadotte gerichteten Herausforderungen werden ein Ende haben. Ich komme eben von ihm her; es ist unmöglich, einen Minister zu finden, der sich weniger an die Gewalt klammert, einen Bürger, der mehr Anhänglichkeit an das Vaterland hat und entschlossener ist, ihm zu dienen, welche Stelle man ihm auch anweisen oder welche Aufgabe man ihm auch anvertrauen möge. Bernadotte hat mir seine Entlassung versprochen; er gibt sie." — „Ich glaube nicht daran, bis ich sie von seiner Hand unterzeichnet sehe," entgegnete Sieyès. „Es sind das wankelmütige Gascogner, mit denen man nichts erreicht, wenn man sie nicht beim Worte faßt." — „Sie brauchen nichts mehr damit zu erreichen, er ist gefaßt und hat mir soeben das Schauspiel der edelsten Selbstlosigkeit gegeben." — „Noch einmal, man muß ihn beim Worte nehmen; und wenn wir warten, bis er die Entlassung einreicht, haben wir unrecht; fassen wir sofort einen Beschluß, als ob die Entlassung schon angenommen wäre, oder betrachten wir sie vielmehr, nach dem, was er Ihnen gesagt hat und was Sie mir sagen, als angenommen."

Ich mache Sieyès darauf aufmerksam, daß, da Gohier, Moulins und Roger-Ducos abwesend seien und zudem die Sitzung bereits aufgehoben sei, wir nichts beschließen könnten. Er hatte bereits einem Thürsteher ein Zeichen gegeben, Roger-Ducos herbeizurufen, der gleich darauf eintrat. Wir sind zu dreien: „Es muß augenblicklich ein Beschluß

gefaßt werden.“ Sieyès schreibt sofort und unterzeichnet als Präsident folgenden Brief:

Das vollziehende Direktorium, Bürger Minister, hat, dem Wunsche entsprechend, den Sie ihm so oft zu erkennen gegeben haben, wieder in den aktiven Armeedienst zu treten, Sie von der Stelle des Kriegsministers entbunden. Es betraut den General Milet-Mureau einstweilen mit dem Portefeuille des Krieges; Sie werden es ihm zustellen. Das Direktorium wird Sie mit Vergnügen während Ihres Aufenthaltes in Paris empfangen, um mit Ihnen über alle die Dinge zu beraten, die in Bezug zu dem Kommando stehen, das es Ihnen vorbehält.

Sieyès, Präsident.

Diesem Brief war folgender Beschluß beigefügt:

Die von dem Bürger General Bernadotte gewünschte Enthebung von den Funktionen des Kriegsministers wird angenommen.

Sieyès besaß in seiner Person und seinem Charakter eine derartige Trockenheit der Manieren, daß er, wenn er nur eine halbwegs höfliche Redensart gebrauchte, glaubte, das Höchste geleistet zu haben. „Sie sehen,“ sagte er zu mir, „daß ich Bernadotte durchaus nicht zu demütigen suche. Habe ich ihm die Pille nicht vergoldet?“ Und er wiederholte mit befriedigter Miene den Ausdruck, den er gebraucht: „Das Direktorium wird Sie mit Vergnügen empfangen.“ Niemals ist ein Dichter beim Vortrag seiner Verse glücklicher und selbstzufriedener gewesen. Nachdem er die undelikateste und plumpste Sache begangen, glaubte er noch, ein Muster von Höflichkeit zu sein. Es war das nicht das erstemal, daß ich die Wahrnehmung machte, daß es eine gewisse Roheit gibt, für welche die Dickhäutigen kein Gefühl haben, und daß Zartgefühl nur von Zartgefühl verstanden werden kann.

Was in diesem Augenblicke vorging, war nicht auf eine vorschnelle Handlung Sieyès' zurückzuführen, sondern das Resultat langer und reiflicher Ueberlegung. Selbst das Interim Milet-Mureaus, das er angeordnet hatte, war nur ein augenblicklicher Schleier, um den endgiltigen Minister, den er an Bernadottes Stelle setzen wollte, zu verhüllen. Die von Sieyès im voraus getroffene Wahl war der General Marescot, ein ehrenwerter Ingenieuroffizier, den ich bei verschiedenen wichtigen Gelegenheiten im

aktiven Kriege kennen gelernt hatte; aber ich war niemals in den Fall gekommen, seinen politischen Charakter oder seine Fähigkeit für den Verwaltungsdienst zu beurteilen. Im voraus allen Einwürfen und allen Fragen begegnend, die an ihn wegen des aus seinen Händen hervorgegangenen neuen Ministers gerichtet werden könnten, der für ihn schon nicht mehr ein Kandidat war, sagte Sieyès zu mir: „Man wird vielleicht behaupten, Marescot sei kein starker Republikaner; ich glaube, daß er das ebenso sehr ist, wie alle Soldaten, die seit der Revolution für dieselbe oder unter derselben gekämpft haben. Was den Charakter anlangt, so ist es ganz gleichgiltig, ob er solchen besitzt oder nicht. Wir brauchen für die Ministerstellen keine Charaktere, wir brauchen nur gute Absichten und Anhänglichkeit an das Direktorium bei denjenigen, welchen das letztere seine Portefeuilles anvertraut."

Marescot, der sich nach den von Sieyès erteilten mündlichen Weisungen bereits für Minister hielt, hatte sich mit der größten Naivität auf das Ministerium begeben. Das mußte natürlich Anlaß zu Mißverständnissen geben.

Bernadotte hatte mir nicht nur sein Wort darauf gegeben, daß er „entschlossen" sei, uns seine Demission einzureichen, sondern hatte sie mir wirklich gegeben, und hatte im Begriff gestanden, sie vor meinen Augen niederzuschreiben, und ich glaubte, er sei nur nach Hause gegangen, um sie offiziell abzufassen und dann formell dem Direktorium zuzustellen; aber als er wieder auf das Ministerium kam, vernahm er, daß General Marescot in voller Uniform dort gewesen sei, um davon Besitz zu ergreifen. Er hatte sogar, als er fortging, gesagt, „er begebe sich zum Direktor Sieyès, von wo aus er in sein Hotel, das heißt in das Ministerium, zurückkehren werde." Bernadotte wurde von diesem Umstande von seinem Lieblingssekretär*) in Kenntnis gesetzt, der zugleich sein Generalsekretär war, und an den Marescot in seiner Ministereinfalt sich gewendet hatte. Bernadotte vertraut seinem Geheimsekretär, sich auf dessen sicheres Urteil und dessen erprobten Charakter verlassend, an, seine Demission sei noch nicht vollzogene Thatsache, sondern ein eventuelles Projekt,

---

*) Rousselin de Saint Albin.

über das noch kein Beschluß gefaßt sei. Dieser Sekretär, ein Mann von Kopf und Herz und ein erfahrener politischer Charakter, fragte ihn: „Ist Ihre Entlassung wirklich gegeben oder bloß in Aussicht gestellt? In ersterem Falle sind Sie verloren; Sie kommen in einem Augenblicke um das Ansehen und den ganzen Ruhm, den Sie durch Ihre kriegerischen Siege, Ihre politische Haltung und Ihre administrativen Talente erlangt haben. Der ganze Rückhalt, den Sie an der öffentlichen Meinung gewonnen haben, wird verschwinden. Wenn dagegen Ihre Entlassung nur ein Versprechen und eine Voraussetzung ist, die an Bedingungen geknüpft ist, die man vielleicht nicht gehalten hat, dann können Sie sich vortrefflich aus der Verlegenheit ziehen: Sie müssen dann den mit dem Direktorium aufgenommenen Kampf aushalten; Sie müssen Ihre Entlassung verweigern oder sie mit Eclat einreichen, aber nur der Nation."

Bernadotte hielt das Brouillon zu dem Entlassungsgesuche, wie er es beabsichtigt hatte, in der Hand; es war nicht in besonders stolzem und unabhängigem Ton abgefaßt, kurz nicht so, wie es dem Charakter entsprach, den er mit seinen männlichen Gesichtszügen und seiner kriegerischen Stirn gezeigt oder angekündigt. „Sie sind," sagte der junge Sekretär zu ihm, „in einer Lage, die über die Ehre des Ihnen noch verbleibenden Lebens entscheiden soll. General, Sie sind nicht Heinrich IV. und ich bin nicht Sully, aber dieser Minister zerriß das Versprechen, das der Béarner der Frau von Verneuil gegeben hatte; ich wage es, eine matte, nichtssagende und Ihrer unwürdige Entlassung zu zerreißen, und schlage Ihnen vor, die folgende an ihre Stelle zu setzen.

Der junge Sekretär, der über eine ebenso gewandte Feder wie einen entschlossenen Charakter verfügte, hat sofort das, was er gesagt, zu Papier gebracht:

„Ich empfange, Bürger Präsident, Ihren Beschluß vom gestrigen Tage und den verbindlichen Brief, der ihn begleitet. Sie bewilligen eine Entlassung, um die ich nicht nachgesucht habe!" Bernadotte erklärte dann weiter, wenn er davon habe sprechen können, zu den Armeen zurückzukehren, sei das der Fall gewesen, weil er sich nicht im stande gesehen, die grausame Lage seiner Waffenbrüder zu verbessern, da er bis zum äußersten über das Unzureichende der zur Verfügung des Kriegsdeparte-

ments gestellten Mittel betrübt gewesen sei. „Das ist der thatsächliche Verhalt," fügte er hinzu. „Ich habe geglaubt, ihn klarstellen zu müssen, der Wahrheit zu Ehren, die nicht in unserer Gewalt ist, Bürger Direktor. Sie gehört unseren Zeitgenossen an und der Geschichte, die unser harrt." Bernadotte schloß seinen Brief, indem er ganz einfach seine Verabschiedung aus dem Militärstande erbat, die ihm, wie er sagte, ebenso notwendig wie die Ruhe sei.

Bernadotte, der im Grunde genommen Taktgefühl besitzt und scharfsichtig ist, erkannte sofort, welcher Gefahr er entgangen war; er ergriff den Brief seines Sekretärs, drückte letzteren warm an sein Herz und sagte: „Mein Freund, Sie besitzen mehr politische Stärke als ich, Sie sind mehr als meine Feder, Sie sind mehr als mein Kopf: Sie sind meine Seele, Sie sind meine Eingeweide; das mußte ich thun, und das hatte ich sagen wollen."

Sieyès, der in seiner schlechten Laune verblieb, glaubte, einen so scharfen Ausfall mit einem zweiten erwidern zu müssen und ließ das Direktorium folgenden Beschluß fassen:

30. Fructidor Jahr VII.

Angesichts des Briefes des Bürgers Bernadotte, Divisionsgenerals, vom 29. dieses Monats, durch welchen er um seinen Abschied einkommt, wird dem Bürger Bernadotte, Divisionsgeneral, der Abschied aus dem Militärdienst bewilligt.

Sieyès, Präsident.

Diese auffallende Antwort vermochte, obgleich Sieyès sie für überlegen hielt, das scharfe Wort Bernadottes nicht in den Schatten zu stellen. Der Brief dieses letzteren war in seiner ebenso würde- wie geistvollen Fassung eine mehr als vollkommene Rache an denen, von denen er glaubte, sie seien ihm nicht gerecht geworden.

Obgleich dieser Brief Bernadottes für uns als Direktorium von schlimmen Folgen war, insofern, als er dem Exminister einen geistigen Sieg verlieh, der grausam auf unserm Ansehen lastete, war ich doch weit entfernt davon, dem Urheber zu zürnen, weil ich den Charakter achte und ehre, wo er sich auch findet, selbst unter unseren Feinden. Der Sekretär Bernadottes, von dem hier die Rede ist, hat später eine Cousine

von mir*) geheiratet, eine Dame, die ebensowohl wegen ihrer körperlichen Vorzüge wie wegen ihrer geistigen Eigenschaften und ihrer Talente zu den bemerkenswertesten unserer Zeit gehört. Sie hat diesen Mann, der alles seinem Geiste zu verdanken hatte, und dessen Fähigkeiten für die Zukunft das Beste erhoffen ließen, allem vorgezogen, was man gewöhnlich die glänzendste Partie nennt. Die Wahl des Herzens ist durch die gegenseitige Neigung gerechtfertigt worden; ich meinesteils war befriedigt und fühlte mich geschmeichelt durch eine ihrer Reinheit wegen so ehrenvolle Verbindung. Unser auf Achtung gegründetes Verhältnis ist im Verlaufe einer langen Bekanntschaft ein sehr intimes und fester geworden, als es wohl zwischen Verwandten der Fall ist, die einander nur durch die Bande des Gesetzes näher gebracht werden. Ich habe seither vernommen, dieser Sekretär Bernadottes, den er damals seine „Eingeweide“ nannte, und der ihm wirklich auf Tod und Leben ergeben war, sei wegen dieser Anhänglichkeit an Bernadotte von Bonaparte zu einem seiner Opfer ausersehen und bis aufs Messer verfolgt worden; er sei vollständig von demjenigen verlassen, ja man könnte sagen preisgegeben worden, der, zur höchsten Machtstufe gelangt, den aufrichtigen Freund nicht hätte vergessen und noch viel weniger aufopfern dürfen, der, so jung noch, mit dazu geholfen hat, seiner Lebensgeschichte einige edle Zeilen einzuverleiben. Sollte man doch meinen, man müsse, wenn man zu einer großen und staunenswerten Glücksstellung gelangt, das dadurch rechtfertigen, daß man anderen, und namentlich seinen Freunden, irgendwie Gutes erweist. Bernadotte ist Marschall, Fürst und König geworden, und er ist letzteres noch! Sollte das Gedächtnis eine Eigenschaft sein, die Könige nicht haben dürfen? Wenn Bernadotte ihm Zutritt zu seinem Herzen verstattet hätte, hätte er vielleicht geglaubt, er vergebe dadurch seiner Königswürde etwas. Man schreibt ihm ja auch eine Naivität zu, welche vielleicht ein System erklären mag, das er mit seinem Landsmann, Heinrich IV., geteilt haben soll. Dieser, der häufig die Katholiken zum Nachteil seiner ältesten Diener begünstigte, sagte als guter Gascogner: „Ich bin meiner

*) Fräulein von Montpezat, die Rousselin de Saint Albin in zweiter Ehe zur Frau hatte. (G. D.)

Freunde so gewiß, daß ich mich ihretwegen mit nichts zu befassen brauche. Was meine Feinde anlangt, so muß ich vorsichtig gegen dieselben sein." Ich möchte auf diese Naivität des Landsmanns Heinrichs IV., der heute, zweihundert Jahre nach dessen Tode, sein Genosse im Königtum geworden ist, antworten:

„Nimmst du zum Vorbild dir des andern Mannes That,
So sieh, was Gutes sie, nicht, was sie Schlimmes hat."

General Jourdan zeigte im Rate der Fünfhundert den Rücktritt Bernadottes als ein öffentliches Unglück an. Die öffentliche Meinung sprach sich sofort gegen das Direktorium aus, und es war nicht zu verkennen, daß die Reizbarkeit Sieyès' uns in der That eine neue Verlegenheit bereitet hatte zu den vielen übrigen, die einer Vermehrung nicht bedurften.

Als gleichzeitig Gohier alle ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Einzelheiten des Falles vernahm, der zu Ende geführt worden war, ohne daß es ihm mitgeteilt worden war, machte er uns lebhafte Vorwürfe, daß wir ohne sein Vorwissen und in Abwesenheit Moulins' gehandelt hätten. Alles das war von Sieyès überhastet und überstürzt worden; ich hatte mich für das entschieden, was ich augenblicklich für das geringere der Uebel hielt, um neuen Streitigkeiten zu entgehen. Ich hielt mich daher für berechtigt, Gohier zu erwidern, daß „die Majorität im Direktorium das Recht sei, wie bei jeder Kollektivbehörde; die Gesetzmäßigkeit sei vorhanden; ohne diesen Grundsatz würde es lediglich Unordnung geben."

Gohier entgegnete mir mit Recht: „Die Absetzung eines Ministers wie Bernadotte sei eine der wichtigen Fragen, über die es nicht überflüssig sei, alle Mitglieder des Direktoriums zu vernehmen." — „Indes," fuhr ich fort, „enthält unsere Geschäftsordnung auch die Bestimmung, daß dem Präsidenten das Recht zusteht, die Gegenstände zu bestimmen, über welche das Direktorium beraten soll."

Gohier und Moulins kamen, als sie sahen, daß sich an dem, was ohne Zulassung einer Berufung entschieden worden war, nichts mehr ändern lasse, überein, sich sofort zu Bernadotte zu begeben und ihm ihr Bedauern auszusprechen. Sie verfügten sich dorthin in ihrem Galakostüm und begleitet von ihrer Ehrengarde, um ihrem Schritt einen mehr als

freundlichen und ernstlich offiziellen Charakter zu verleihen. Sie täuschten sich, wenn sie meinten, zwei Mitglieder des Direktoriums könnten den offiziellen Ausdruck einer aus fünf Mitgliedern bestehenden Behörde repräsentiren. Ich hatte gewiß nichts gegen das Gefühl, das sie zu ihrem Handeln trieb, ich mißbilligte nur die Aeußerung desselben, weil ich gerade zu der Zeit, in der wir uns befanden, und nach so vielen Verletzungen der Ordnung glaubte, man könne nicht rasch genug zu derselben zurückkehren, um dem größten Unglück vorzubeugen. Es drohte uns dasselbe von allen Seiten, nicht allein gegen das Direktorium, sondern gegen die Republik selbst.

Der zweischneidige Sieg, den Sieyès hier durch die Absetzung Bernadottes errungen hatte, hatte nur zur Vermehrung seiner Kühnheit und seiner eigensinnigen Stimmung beigetragen und riß ihn noch zu weiteren Handlungen hin. Er schaffte das Seine-Departement ab und bedrohte alle anderen mit dem Untergang; schließlich wurde das von den Beamten auf die Nation übertragene Gefühl der Bedrückung ein allgemeines, und man konnte sich nur trauriger Neuerungen versehen.

Nachdem Bernadotte in ehrenvoller Weise sich zurückgezogen, glaubte Sieyès, daß er ihm nach dem Interim Milet-Mureaus entschieden seinen Schützling zum Nachfolger geben könne. Gohier und Moulins waren nicht der Ansicht, daß Bedeutungslosigkeit des Charakters die vom gegenwärtigen Augenblick erforderliche Eigenschaft sei. Sieyès hatte, als er diese Bedeutungslosigkeit an Marescot zu erkennen begann, durch sein eigenes Eingeständnis im voraus die Ansicht und den Widerstand dieser Kollegen gerechtfertigt: „Er selbst hatte es gesagt."

Um diesen neuen Zwist nicht aufkommen zu lassen, glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als Dubois-Crancé vorzuschlagen, einen der erprobtesten Patrioten der Revolution, aber nicht der Ultrarevolution. Dubois-Crancé, ein früherer Soldat, war in der Verwaltung groß geworden und in derselben unter verschiedenen Versammlungen thätig gewesen, von der konstituirenden Versammlung an bis zum Konvente. Er war kühn in Verbesserungen und weise im Organisiren gewesen. Ihm war thatsächlich durch die neue Brigadeeinteilung das große Verschmelzungswerk gelungen, das die Armee des alten Regimes bis auf die letzte Spur

hatte verschwinden lassen. Dubois-Crancé war aber auch ein fester Charakter und besaß eine zuverlässige Kenntnis der Persönlichkeiten der Revolution. Da er das wirkliche Verdienst Dubois-Crancés nicht in Abrede stellen konnte, konnte Sieyès nur einen besonderen Grund gegen ihn geltend machen, der in seinen Augen stets der gleiche blieb: „Der neue Minister würde wieder ein Mann von Charakter sein, und das war," wie er sagte, „nicht das, was wir brauchten. Wir hätten," so wiederholte Sieyès, „nur Werkzeuge in unseren Händen nötig," und er zog als Beispiel den Minister Reinhard an, denjenigen, der Talleyrand im Ministerium des Aeußern gefolgt war. Dieser Minister besaß allerdings das von Sieyès verlangte wesentliche Verdienst, daß er keinen eigenen Willen hatte; aber deshalb war er nicht zu seiner Stelle gekommen, Sieyès hatte Reinhard nur ernennen lassen, weil er zu seinem größten Bedauern Talleyrand nicht mehr halten konnte, der seit langem schon von der öffentlichen Meinung verlassen und preisgegeben war. Reinhard, ein Mann von großem Entgegenkommen, war von vornherein durchaus damit einverstanden, die Stelle Talleyrands einzunehmen, wenn das irgendwie möglich sein sollte, wie man das später sehen wird. Wie sehr auch die Ernennung Dubois-Crancés Sieyès widerstreben mochte, so setzte ich es doch, da er sich mit allem, was er so leichtfertig gegen Bernadotte und für Marescot auf eigene Hand hin entschieden und zur Ausführung gebracht, für die Diskussion unmöglich gemacht hatte, mit meinem Ansehen durch, daß Dubois-Crancé ernannt wurde.

Dieser hatte einige Tage, nachdem er in das Ministerium getreten war, das Glück, uns die Nachricht von den durch die französische Armee in Holland unter dem Befehle Brunes über die verbündeten Engländer und Russen davongetragenen Siegen zu übermitteln. Die von dem Feinde erbeuteten Fahnen wurden dem Direktorium in feierlicher Sitzung überreicht. Einige Tage später ereignete sich der schreckliche und denkwürdige Vorfall bei Zürich. Masséna, durch den wiederholten Befehl Bernadottes bedrängt und unter der Bedrohung, er werde nicht nur abgesetzt werden (denn das war er ja schon), unter der Bedrohung, er werde vor Gericht gestellt werden, hatte sich entschlossen, die Schlacht zu liefern, und hatte sie ohne Zweifel glänzend gewonnen, aber er würde sie noch vollständiger

gewonnen haben, wenn er früher angegriffen hätte, das heißt unmittelbar nach dem Abzuge des Prinzen Karl und seiner fünfundzwanzigtausend Mann Elitetruppen und vor der Ankunft der Russen. Die Schlacht von Zürich findet sich überall beschrieben nach dem Berichte Massénas und dem eigenen Eingeständnis des Feindes. Ich gebe bloß das Resultat, wie es mir von Masséna selbst eingesandt wurde.

Resultat der Operationen der helvetischen Armee
am 3. und 4. Vendémiare Jahr VIII.

Operationen:	Verluste des Feindes an Toten:	Gefangenen:	Verwundeten:
Die Division Lelarge überschreitet die Limmat; das Lager des Feindes wird genommen. Denselben Tag. Der Feind wird bis unter die Mauern von Zürich zurückgeworfen	1200	3000	
Die Division des Generals Mortier und die von dem General Klein befehligten Reserven greifen Zürich in der Front an, schlagen den Feind und nehmen ihm einige Gefangene ab.			
Den 4. Vendémiaire:			
Die Division des Generals Lelarge überwältigt den Feind auf allen Punkten, zieht in Zürich ein	4000	2000*)	3000**)
Den 3.:			
Die Division des Generals Soult geht über die Linth zwischen dem Züricher und dem Wallenstädter See; sie greift den Feind an diesem und dem folgenden Tage an und hat ihn vollständig geschlagen	3000***)		3500
zusammen	8200	5000	6500
alles in allem		19700	

Weiter hat man dem Feinde 6 Fahnen und 150 Stück Kanonen abgenommen.

*) Viele sind verwundet.

**) Darunter drei russische Generale.

***) Unter den Toten befinden sich General Hotze und sein Generalstabschef.

Als man uns diese wichtige und gewaltige Nachricht überbrachte, war Dubois-Crancé aufrichtig genug, zu sagen: „Bürger Direktoren, das geht mich nichts an, ich bin durchaus nicht beteiligt dabei; dieser Sieg ist einzig und allein meinem Vorgänger zu verdanken, der alles vorbereitet und alles gethan hat, was ich sich habe vollziehen sehen.“ In demselben Augenblick erhalten wir die Nachricht von der endgiltigen Kapitulation der englischen und russischen, von dem Herzog von York befehligten Armee und von der Räumung Hollands. Der Kriegsminister wiederholt uns nochmals, als er uns diese Reihe glücklicher Nachrichten überbringt, „das alles sei seinem Vorgänger zu verdanken; Bernadotte habe durch seine gewaltigen Arbeiten den Sieg gesät, und er thue nichts, als das Resultat einernten.“

Während das beruhigte Direktorium und das bewegte Frankreich mit höchster Freude diese verschiedenen Nachrichten vernehmen, welche die Republik wieder befestigen und jede Sorge um ihr künftiges Geschick verscheuchen, während Thränen der Freude und der Rührung den Augen des Präsidenten Gohier entfließen, eines Präsidenten, der glücklich über allen diesen Ruhm ist, erscheint Sieyès noch trauriger und mürrischer als gewöhnlich; er scheint an die folgenden Verse zu erinnern, die das Bild des Neidischen zeichnen:

„Rufin, dem allzu viel das Glück für diesmal thut,
Weint gleichfalls still für sich, doch Thränen nur der Wut.“

Jedesmal, wenn des Namens Bernadottes, wie es nicht anders sein kann, angesichts dieser Scenen gedacht wird von den von den Armeen zurückkommenden Soldaten, wie von dem Präsidenten, der nur die allgemeine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen und unsere Glückwünsche übermitteln kann, scheint Sieyès sich persönlich verletzt zu fühlen; er sagt: „Wenn Bernadotte geblieben wäre, würden wir nicht so weit gekommen sein.“ — „Wir würden noch weiter gekommen sein,“ antwortete ich ihm; „übrigens sind wir aber weit genug. Eine neue Koalition ist gesprengt und auf den wesentlichsten Punkten, wo wir verwundbar waren, vernichtet worden. Die Republik ist kein Problem mehr, wie Sie es sich einbildeten und es vor einigen Tagen noch sagten.“

Während diese Debatten auf dem Direktorium vorgingen und neue

Kämpfe anzukündigen schienen, meldet man die Landung des Aegypters Bonaparte in Fréjus. Er befindet sich in Begleitung Berthiers, Lannes', Marmonts, Murats, Andréossys, Monges und Berthollets. Er ist ohne jede Erlaubnis des Direktoriums von Aegypten aufgebrochen und hat seine Landung in Frankreich ohne Innehaltung der Quarantäne bewirkt. Man kennt die gewaltigen Mittel, die er vor fünfzehn Monaten nach Aegypten geführt, und welches die Resultate des Eroberers gewesen sind, den Sidney Smith und ein ganz unbedeutender Pascha vor Saint-Jean-d'Acre aufgehalten. Um die ganze Schwäche seiner politischen und militärischen Stellung zu decken und den Fragen vorzubeugen, die mit Recht auf diesen Rückkehrenden einstürmen müssen, der so sehr einem Flüchtling und einem Rebellen gleicht, hat Bonaparte eine Schlacht über die Türken bei Abukir gewonnen und hat vor sich her nach Paris eine Meldung gelangen lassen, die weit glänzender ausgefallen war als der Sieg selbst.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Expedition nach Aegypten vom Jahre VI an und ihre Resultate bis zum heutigen Tage wiederzugeben, aber in dem Augenblicke, in welchem der General dieser Expedition sich anschickt, eine neue Rolle zu spielen, muß ich die Mittel bekannt machen, die er in Aegypten zur Anwendung gebracht hat. Ich halte mich hierfür an einen einfachen Auszug aus seiner Korrespondenz, welche zu einem integrirenden Bestandteil der im Drucke erhaltenen handschriftlichen Denkmale geworden ist. Man wird daraus das Recht kennen lernen, welches sich derjenige auf die Achtung der Freunde der Menschheit erworben hat, den die gedungenen Mörder noch als den Helden derselben darstellen wollen. Hier einige Proben seines Stiles. Meine Anführungen können mit den offiziellen Aktenstücken verglichen werden und finden sich noch in den seither gesammelten Korrespondenzen.

An den General Kléber.

Ich hätte gern gewünscht, daß Sie dem Reis von Derma, dem Ueberbringer der von berberischen Piloten geschriebenen Briefe, den Hals hätten abschneiden lassen.

An den General Marmont.

17. Oktober 1798.

Ich wünschte, Sie könnten den Intriganten Abdala, den Intendanten Murad Beys, hängen lassen. Ich würde gern tausend Thaler für seine Person

geben. Könnte man mit Arabern sprechen, so würden diese Leute vieles für tausend Zecchinen thun.

Man hat sich seither gefragt, ob der Araber, der Kléber ermordet, sie erhalten hat.

An den General Verdier.

Den 18. Januar 1798.

Der Scheik von Mit-Masut ist im höchsten Grade schuldig; Sie müssen ihm androhen lassen, Sie würden ihm Stockschläge geben lassen, wenn er Ihnen den Ort nicht zeige, wo er weitere Mameluken und weitere Stück Geschütze habe, die er verborgen hält. Sie müssen sich, soweit es Ihnen möglich ist, alle Angaben über das Vieh machen lassen, das den Arabern von Derma angehört und sich in seinem Dorfe befinden könnte. Darauf müssen Sie ihm den Kopf abschlagen lassen. Sie müssen ebenso den Mameluken den Kopf abschlagen lassen. Zeigen Sie den Konsuln an, daß, wenn sie Ihnen in Zukunft die Briefe, die Sie erhalten, nicht versiegelt übermitteln, Sie sie erschießen lassen werden.

An den General Marmont.

16. Januar.

Der Offizier der Runde soll auf der Stelle im Hofe des Hospitals die Krankenpfleger und Beamten erschießen lassen, die den Kranken nicht die erforderliche Hilfe geleistet und die erforderlichen Lebensmittel geliefert haben.

An den General Dugua.

18. Januar 1799.

Lassen Sie alle Mograbin und Mecquent erschießen, die aus Oberägypten gekommen sind und die Waffen gegen uns geführt haben. Lassen Sie die beiden Mograbin Abdala und Achmed erschießen, welche die Türken zum Aufstand aufgefordert haben. Lassen Sie alle Mograbin erschießen, die sich schlecht aufgeführt haben.

An denselben.

Der Mann, der sich rühmt, fünfzehn Paschas gedient zu haben und der aus Oberägypten kommt, soll im Fort bleiben, um dort auf den Galeeren zu arbeiten.

An denselben.

Seid Absalem und Mohammed Etar, die angeklagt sind, Reden gegen die Franzosen gehalten zu haben, sollen erschossen werden. Emir Ali und Mahmud, Mameluken, die ohne Pässe von Kairo gekommen sind, und der Mameluk Hassan sollen erschossen werden. Sie werden ferner den genannten Joseph und den genannten Selim erschießen lassen, die beide auf der Citadelle gefangen gehalten werden.

An denselben.

Sie werden Abdala Agar, dem früheren Gouverneur von Jaffa, der in der Citadelle gefangen gehalten wird, den Kopf abschneiden lassen.

An denselben.

Sie werden Hassan, Jusset, Ibrahim, Salch, Mahamet, Bekir, Badir, Mustapha Mohammed, sämtlich Mameluken, erschießen lassen.

An denselben.

Lassen Sie die Gefangenen, welche die geringste Bewegung machen, erschießen.

An den General Murat.

Hätte das Glück es gewollt, daß Sie noch vierundzwanzig Stunden länger am Fuße des Natron geblieben wären, so würden Sie uns höchst wahrscheinlich den Kopf Murad Beys gebracht haben.

An den General Desaix.

Murad Bey ist so klein geworden, daß Sie mit einigen hundert Mann auf Kamelen ihn in der Wüste verfolgen und mit ihm fertig werden können.

An denselben.

Ich überlasse es Ihnen, Murad Bey alle Friedensbedingungen zu bewilligen, die Sie für gut halten werden. Ich werde ihm seinen alten Gutshof bei Gizeh wieder geben. Er kann nie mehr als zehn bewaffnete Leute um sich haben; könnten Sie sich aber seiner entledigen, so würde das viel besser sein als alle diese Anordnungen.

An den General Dugua.

Es ist absolut nötig, daß Sie den Augenblick benützen, um alle Dörfer Ihrer Provinz zu unterwerfen. Nehmen Sie von sieben bis acht derjenigen, die sich am schlechtesten geführt haben, Geiseln und überliefern Sie dasjenige den Flammen, das sich am schlechtesten aufgeführt hat. Es darf kein Haus daselbst übrig bleiben.

An denselben.

Geben Sie ein schreckliches Beispiel: verbrennen Sie das Dorf Subad und gestatten Sie den Arabern nicht mehr, es zu bewohnen, bis sie nicht zehn Geiseln gestellt haben, die Sie mir schicken werden, um sie in der Citadelle in Haft zu behalten.

An denselben.

Ich vermute, daß Sie dem großen Dorfe Mit-el-Schorbi eine strenge Lektion erteilt haben; man muß strenge Beispiele statuiren und den Augenblick

benützen, in welchem Ihre Division sich in den Provinzen Damiette und Mansura befindet, um sie gänzlich zu unterwerfen, und dazu sind Entwaffnung, abgeschnittene Köpfe und Geiseln nötig.

An den General Regnier.

Die Art, die Dörfer zu bestrafen, die sich empören, besteht darin, den Scheik-el-Beled zu ergreifen und ihm den Kopf abschneiden lassen.

An denselben.

Die Aufständischen von Kairo haben ein paar tausend Leute verloren; jede Nacht lassen wir ungefähr dreißig den Kopf abschneiden und vielen Häuptlingen. Das, glaube ich, wird ihnen als eine ordentliche Lehre dienen.

An den General Murat.

Sie werden sich nach dem Dorfe Gamasé in der Provinz Alfieti wenden, wo sich die Stämme der Agbé und Masé befinden, die hundert auf Kamelen berittene Leute haben, und welches feindliche Stämme sind. Sie werden Ihren Marsch so einrichten, daß Sie ihr Lager überfallen, sämtliche Kamele, Vieh, Frauen, Kinder, Greise und einen Teil der Araber, der sich zu Fuß befindet, ergreifen. Sie werden alle Leute töten, die Sie nicht mit fortbringen können.

An den Bürger Poussielgue.

Ich empfehle dem General Dugua, beim ersten Anlaß fest zuzuschlagen; er soll täglich sechs Köpfe abschneiden lassen; aber lachen Sie stets.

Ich beende hier die Anführungen aus dieser authentischen Korrespondenz, die seither infolge einer Reihe von nicht vorhergesehenen Umständen ausgeliefert worden ist, und die, wenn wir damals Kenntnis von ihr gehabt hätten, uns in den Stand gesetzt haben würde, sofort zu erkennen, wie beschaffen dieser Geist der Zivilisation Aegyptens war, der eines Tages derjenige Europas werden sollte. Ist es nicht bereits bewiesen, daß alles, was unseren Truppen Schlimmes von Aegypten aus zu teil geworden ist, nur Repressalien für die entsetzliche Behandlung gewesen sind, welche der wilde Anführer der Expedition den unglücklichen Landesangehörigen hat zu teil werden lassen?

In dem Augenblicke, da man die Landung Bonapartes in Toulon und seinen Abfall von der Armee meldet, der durchaus begründet ist, da er vom Direktorium*) keine Erlaubnis hat, sagte Sieyès mit seiner ver-

*) „Mehr als ein Jahr vor dieser Rückkehr . . . hatte Herr von Talleyrand — der damals Minister des Auswärtigen war — Depeschen nach Aegypten gerichtet, um den

drießlichen Miene und verletzt von der Sensation, welche diese Nachricht machte, nichts Weiteres als: „Gut denn, so ist das ein General mehr; aber vor allem, hat dieser General von seiner Regierung die Erlaubnis, zurückzukehren?" Dieses Wort wurde von den Umstehenden verstanden, namentlich von Boulay von der Meurthe, der sich bei Sieyès befand; er sagte nur: „Nun wohl, ich übernehme es, ihn morgen von der Tribüne aus zu denunziren und ihn außerhalb des Gesetzes stellen zu lassen." — „Aber," entgegnete Sieyès, „das heißt nichts Minderes, als ihn erschießen lassen, und das wäre doch eine Sache, obgleich er es verdient!" — „Das sind Einzelheiten, auf die ich mich nicht einlasse," entgegnet Boulay, „wenn er für uns außerhalb des Gesetzes erklärt ist, dann mag er nachher guillotinirt, erschossen oder gehenkt werden, es ist das nur eine Art der Hinrichtung, daran liegt mir wenig!"

Indes soll, was auch Sieyès darüber denkt und was auch Boulay von der Meurthe und beider Echo dazu sagen, der in Fréjus Gelandete, der Verletzer der Quarantäne, in Paris ankommen. Er hat sich bereits dort eingestellt, ehe man es vermutet! Er hat unterwegs jedenfalls viele Komplimente und Glückwünsche empfangen, die sich auf seine letzten Siege beziehen, die er vor sich her hat gehen lassen. Das Aufsehen bei seiner Ankunft in Paris ist groß. Trotz alledem ist es ihm nicht möglich, seine Lage für sehr sicher und entschieden zu halten. Die Brüder Bonaparte waren demjenigen entgegen gegangen, den sie immer den „General" nennen. Sie haben ihn unterwegs angetroffen und ihn davon benachrichtigt, daß in diesem Augenblicke in Frankreich große Aufregung herrscht; daß die Parteien sich gegenüber stehen und die Behörden gespalten sind. Das ist ein bedeutender Anlaß zum Nachdenken. Es ist derjenige, der ihn seit seiner Abreise von Frankreich nach Aegypten und ebenso seit

---

General dringend aufzufordern, nach Frankreich zurückzukehren." (Erinnerungen des Grafen Le Coulteux de Canteleu, herausgegeben von de Lescure, Mémoires sur les journées révolutionnaires, Bd. I. S. 213, 214.) Ernest Hamel, den man kaum im Verdacht haben kann, daß er Bonaparte schmeicheln will, erklärt: „Die Thatsachen beweisen in unwidersprechlicher Weise, daß er sich nur auf eine ausdrückliche Einladung gewisser Direktoriumsmitglieder entschloß, zurückzukehren." (Histoire de la République française, S. 308.) (G. D.)

seiner Rückkehr aus Aegypten nach Frankreich beschäftigt hat. Was für einen Entschluß soll er unter so verwickelten Umständen fassen?

Die Gedanken Bonapartes werden zugleich von einer Menge eigentümlicher Dinge aus seinem Hauswesen in Anspruch genommen, die ihm von seinen Brüdern bezüglich seiner Frau mitgeteilt worden sind. Während seiner Abwesenheit hat Frau Bonaparte sich der Verschwendung und allen Vergnügungen hingegeben. Sie hat mehreremale ihre Liebhaber gewechselt, nachdem sie das Glück eines jeden derselben gemacht. Sie hat das eheliche Lager so gründlich entehrt, daß der so gewissenhafte und so zartfühlende Korse sich demselben nicht mehr nahen kann. Kurz, die Brüder Bonaparte haben den Geist des Ankommenden derartig bearbeitet, daß er nicht einmal in seiner Wohnung absteigen möchte, wo er Madame finden würde; treffe er sie dort an, so werde er nicht mit ihr sprechen, und auf jeden Fall ist er zur Scheidung entschlossen (das Gesetz de Bonalds von 1815 hat sie noch nicht unmöglich gemacht).

Uebrigens befand sich Frau Bonaparte im Augenblick der Ankunft ihres Gemahls gar nicht in der Rue Chantereine, wie er es fürchtete, oder wie er, es zu fürchten vorgebend, es wünschte. Sie ist unterwegs und ihm entgegen gegangen, hat aber das Unglück gehabt, ihn nicht zu treffen, was die Freude der Brüder Bonaparte auf das höchste treibt und ihnen gestattet, selbst die Eile zu verdächtigen, welche Frau Bonaparte bethätigt, um in die Arme ihres vielgeliebten Gatten zu fliegen.

Wenn mehrere Leidenschaften uns gleichzeitig beherrschen, und eine von ihnen gar sich stärker bemerkbar macht als die anderen, müssen sie sich unter sich irgendwie vertragen, damit sie sich nicht schaden. So durfte Bonaparte, mehreren Qualen zum Raube, seine Eifersucht oder seine Eigenliebe nicht die Oberhand über seinen Ehrgeiz gewinnen lassen. Dieser ist die erste von allen, die anderen sind ihm untergeordnet; man darf denselben stets nur in zweiter Linie und als Hilfsmitteln Raum verstatten. So taucht das Luxembourgpalais, welches der Herd der Politik und der Mittelpunkt der Gewalt ist, unablässig vor den Augen Bonapartes als etwas auf, das seine Aufmerksamkeit und seine ganze Sorge erheische, mehr als alles, was sich in der Rue Chantereine befindet oder sich nicht dort befindet. Ich habe jedenfalls dieser Aufregung Bonapartes

in den ersten Augenblicken nach seiner Ankunft in Paris die Art der Priorität zu verdanken, die er mir dadurch erzeigte, daß er sich sofort und ohne Etikette zu mir begab, sobald er Paris betreten hat. Er kommt in Begleitung Marmonts, der ihm in diesem ersten Augenblicke zu allem zu dienen scheint, selbst als Kammerdiener, denn er nahm thatsächlich dem General Bonaparte gegenüber die Stellung eines solchen ein, als sie in das Luxembourg kamen. Marmont ist seinem Herrn beim Aussteigen aus dem Wagen behilflich; er geleitet ihn die Treppe herauf; er nimmt ihm den Ueberzieher ab, als er eintritt, und gibt ihm denselben beim Fortgehen wieder.

Nachdem er gleich nach seiner Ankunft mich nach Tisch besucht, kam er am folgenden Tage zum Essen wieder. Nach Tische bat er mich, ich möge ihn mit in mein Kabinet nehmen; ich geleite ihn dorthin, und als ich ihm von Aegypten, von Frankreich und den Dingen, die uns schließlich am meisten interessiren, spreche, spricht er zu mir zunächst von sich und dann wieder von seinen häuslichen Sorgen; sie werden ihm in der gleichen Weise von seinen Brüdern wie von seiner Frau bereitet, und man möchte seiner Ansicht in dieser Hinsicht nicht unrecht geben. Alle diese Leute warten auf seine Beute und haben sogar nicht gewartet, sie in Empfang zu nehmen; es sind alles mit einander Raubvögel.

In den ersten Augenblicken nach seiner Rückkehr aus Aegypten hätte ich glauben können, Bonaparte stehe zu mir noch in demselben vertraulichen Verhältnis, das zwischen uns in der ersten Zeit obgewaltet hatte, als es sich um sein Avancement und um seine Verheiratung handelte. Denn da er sich, als ob es sich um die Fortsetzung eines Gesprächs vom gestrigen Tage gehandelt, nach allem erkundigt, was ein Freund nach vierjähriger Abwesenheit zu erfahren verlangen kann, brachte er geflissentlich die Rede auf die geheimsten Verhältnisse seines ehelichen Lebens und das Betragen „seiner Schönen während seiner Abwesenheit". Er schien mir ihrer Treue während seiner Abwesenheit, die länger als achtzehn Monate gedauert hatte, nicht recht sicher zu sein. Aber ich sagte ihm, man müsse das mit philosophischer Ruhe aufnehmen; auch ich sei abwesend gewesen und habe meine Ruhe nicht von der Tugend meiner Frau abhängig sein lassen, obgleich ich sie für die bravste gehalten, die ich je kennen

gelernt habe, und selbst, wenn ich die gegenteilige Ueberzeugung gehabt, würde ich mich nicht mit Sorgen gequält haben, um mich unglücklich zu machen. Ich wiederholte, „man müsse das philosophisch nehmen" und mußte dabei an einen Ausspruch Klébers einem Offizier seiner Armee gegenüber denken, der ihm in sorgenvollem Tone von dem Unglücke sprach, sich von seiner Frau getrennt zu sehen: „Lieber Kamerad, derjenige, der sich auch nur sechs Zoll von seiner Frau entfernt, muß wissen, woran er ist."

Als ich ihm sagte, „man müsse so etwas philosophisch nehmen", erwiderte er mir, „das ist leicht gesagt" und seufzte tief. Er, der an solche Kundgebungen nicht gewöhnt war, enthüllte mir dann eine Menge merkwürdiger einzelner Züge; er sagte mir, daß er bei seiner Heirat wohl gewußt habe, daß Frau von Beauharnais von ihrem ersten Mann Alexandre geschieden gewesen sei, daß sie mit Hoche, seinem Adjutanten und sogar mit Geringeren gelebt habe und daß er, als er geheiratet, mindestens geglaubt habe, „alles das sei jetzt vorbei und werde nicht mehr beginnen". „Sie war Witwe: gut, eine Witwe ist frei wie ein lediges Mädchen; die eine wie die andere ist Herrin ihrer Handlungen; das ist nicht mehr der Fall, wenn man verheiratet ist, man muß sich dann fügen; es ist alsdann im Interesse der sozialen Ordnung eine Disziplin erforderlich, an der noch viel unverbrüchlicher festgehalten werden muß als an der militärischen, denn blicke man nur auf die Folgen des Zuwiderhandelns; es ist der Umsturz und die Vernichtung der sozialen Ordnung." Nach allem, was er seiner Frau aus ihrem Vorleben vergeben, habe er an ein besseres Betragen ihrerseits geglaubt, und daß sie es wie ein neuer Besen machen werde. Statt dessen habe ihr schlechtes Betragen keinen Augenblick geruht, nicht einmal bei der italienischen Armee, wohin er sie habe kommen lassen, um sie in seiner Nähe zu haben und ihr nach dem Kriege alle Zerstreuungen zu gewähren und sie an allen Beglückwünschungen teilnehmen zu lassen, die doch darnach angethan gewesen seien, ihr die höchste Freude zu bereiten und ihr die angenehmsten Augenblicke zu bereiten. Sie habe stets ihr Glück nur in der Galanterie finden wollen: bald sei es ein Kavallerie-, bald ein Infanterieoffizier gewesen; Rekruten; zuletzt sei es ein kleiner Charles gewesen, für den sie

alle möglichen Thorheiten begangen und dem sie enorme Summen geschenkt habe, ja sogar Schmucksachen, wie einem Mädchen. Alles, was Bonaparte mir in dieser Weise erzählte, hatte er, wie er mir sagte, aus den Berichten Josephs und Luciens, die es sich in den Kopf gesetzt hatten, ihn mit seiner Frau aus einander zu bringen, damit sie im Besitze aller Vorteile über sein Vermögen blieben. Die Brüder Bonaparte mögen das schlechte Betragen der Frau Bonaparte übertrieben haben, die Hauptsache aber war vollständig wahr. Das war für Bonaparte eine Quelle des Kummers, und da unter den Thorheiten „die am raschesten vorübergehenden die entschuldbarsten sind", wollte er dieser seiner Ehe ein Ende machen; das Gesetz über die Ehescheidung war sehr gut und weit genug gehalten, um ihm zu einer Entscheidung zu verhelfen, wie er sie nötig hatte. Joseph und Lucien, die er als die ersten unterwegs gesehen hatte, wie später nach seiner Rückkehr, hatten ihm diese Idee derart in den Kopf gesetzt, daß sie ihn beinahe daran verhindert hätten, seine Frau zu sehen und dieselbe zu verurteilen, ohne sie gehört zu haben.

Ich stellte Bonaparte vor, daß ich, wie weit gefaßt das Ehescheidungsgesetz auch sein möge, aus den besseren Kreisen niemand kenne, der etwas auf sich halte und Gebrauch davon gemacht habe oder auch nur Gebrauch davon machen wolle. „Um mit mir zu beginnen," sagte ich, „der ich durchaus kein Heiliger bin, so würde ich mich, wenn ich es auch noch viel weniger wäre, niemals zu einer Scheidung herbeigelassen haben, ich würde niemals die Einwilligung zu einer solchen gegeben und sie noch weniger verlangt haben; ich würde glauben, es sei das in den Augen aller derjenigen, welche die beste Gesellschaft ausmachen, ein unauslöschlicher Makel; es sei, wie recht man auch haben möge, ein Aergernis, das uns von der öffentlichen Meinung nie verziehen werde, und das ganz entschieden dem Mann und der Frau schade, jedem in gleicher Weise in seiner Sphäre; es sei ein ernstlicher und unverzeihlicher Vorwurf für einen Mann in Stellung, da man von seinen Privatsitten auf sein öffentliches Verhalten schließen und man dem Unglück niemals recht geben wolle. Hat man darum wirklich häuslichen Kummer, so muß man ihn aus diesem Grunde doppelt mutig zu tragen wissen; es ist das eine weitere Bürgschaft, die man der Gesellschaft gibt. Beruht nicht alles an

Uebereinkunft, im Privatleben sowohl wie in den höchsten politischen Verhältnissen, sind wir hienieden zu etwas anderem da als zu beständigem Entsagen?"

Diese letzteren Gedanken und namentlich der an das üble Urteil des Publikums und das „Hindernis, welches das einer Laufbahn entgegensetzen könne", die so glorreich begonnen habe, alles das scheint Bonaparte ernstlich zu denken zu geben. Er glaubt übrigens, daß diejenige, deren ganze Neigung zur Intrigue er kennt, mit vielen Worten bei der Hand sein und ihre sämtlichen gegenseitigen Bekanntschaften in Bewegung setzen werde, um ihn doppelt zu entehren, und daß dadurch sein Ehrgeiz gänzlich lahmgelegt werden könne. „Gut," sagte er, „ich sehe wohl, daß die Scheidung nicht möglich ist und man sich resigniren muß! Aber ich bitte Sie wenigstens, mein lieber Direktor, daß Sie mich nicht verlassen und meine Frau, da sie es nun einmal ist, durch Ihren Rat so weit bringen, daß sie zu sich selbst zurückkommt und sie sich in den Schranken des öffentlichen Anstandes hält, den wir dem Publikum schuldig sind, und den Persönlichkeiten unseres Standes einander gegenseitig schulden."

Bonaparte schien sonach auf meinen Gedanken einzugehen, nicht, weil sein Herz darnach verlangt hätte, sondern lediglich im Interesse seines Ehrgeizes. Er wollte sich dem nicht aussetzen, in einer Minute alles zu verlieren, was er seit Jahren auf dem Gebiete des Ehrgeizes gesät hatte: „Wohlan, ich verstehe Sie, Bürger Direktor, Sie haben mir das erstemal, vor zwei Jahren, zu meiner Heirat verholfen, Sie verheiraten mich heute zum zweitenmale durch Ihre guten Ratschläge; ich werde sie befolgen."

Hatte er sich das erstemal aus Berechnung verheiratet, so verheiratete er sich zum zweitenmale gewissermaßen nochmals aus Berechnung. Er schluckte den Hahnrei hinunter, wie er alles hinunterzuschlucken wußte, was sich seinem Ehrgeiz entgegenstellte. So wurde das eheliche Band zwischen Bonaparte und seiner Frau halbwegs wieder zusammengeflickt. In seinen unaufhörlichen Berechnungen hatte er sich genugsam selbst gesagt, daß Josephine ihm schon noch Dienste werde leisten können.

Sobald Bonaparte nach Paris gekommen ist, beeilt der größere Teil der Generale sich, ihm ihren Besuch abzustatten. Sie beschönigen ihr

Vorgehen mit dem, was sie „militärisches Pflichtgefühl“ ihrem Vorgesetzten gegenüber nennen, obgleich dieser in Wirklichkeit nur kommandirender General war, auf den nur die Soldaten innerhalb des Rahmens seiner Armee Rücksicht zu nehmen hatten. Man beantragt, ihm ein öffentliches Essen zu geben; eine Subskriptionsliste zirkulirt zu diesem Zweck; zwei Mitglieder des Rates der Fünfhundert legen dieselbe Bernadotte vor. Dieser entgegnet ihnen, ehrlich an dem festhaltend, was er dachte und was er bereits vorher dem Direktorium gegen den Korsen geäußert hatte: „Ich glaube, dieses Essen muß verschoben werden, bis Bonaparte in befriedigender Weise die Gründe dargelegt hat, die ihn zum Verlassen seiner Armee bestimmt haben. Ein Mann übrigens, der die Quarantäne verletzt hat, kann ganz gut die Pest mitgebracht haben, und ich habe kein sonderliches Verlangen, mit einem Pestkranken zusammen zu essen.“

Die Lage Bonapartes hatte wegen der Anklage, daß er die Armee verlassen hatte, für diejenigen, die, wie Siéyès, sich seiner bedienen wollten, das Wertvolle an sich, daß sie ihn ihrem Belieben auslieferte, indem sie ihm die Möglichkeit benahm, zurückzuweichen. Um dem Urteile zu entgehen, das man noch nicht ausgesprochen, wohl aber schon gegen ihn in Vorschlag gebracht hatte, mußte er eine Revolution machen.

Um der Frage nach seiner persönlichen Stellung und einer Untersuchung eine Ablenkung zu geben, die man wegen seines Verhaltens bezüglich der ohne Erlaubnis vorgenommenen Abreise von Aegypten und seiner Verletzung der Quarantäne hätte anstellen können, über die man allseitig Bemerkungen machte, gab Bonaparte sich den Anschein, als interessire er sich zunächst und ausschließlich für unsere militärische Lage, und seine ersten Worte waren, daß er „sehr gern unsere Bestrebungen unterstützen werde, natürlich an der Spitze einer Armee, wenn man ihm dieselbe anvertrauen wolle; aber als einfacher Artillerist, so wie in den ersten Tagen seines Kriegslebens, die er durchaus noch nicht vergessen habe; er verstehe noch ganz gut, seine Kanone zu laden und abzufeuern, wie bei Toulon.“ Er wollte zeigen, daß sich darauf sein ganzer Ehrgeiz beschränke, für den Augenblick wenigstens.

Indem er häufig einen Roederer, einen Regnaud d'Angély, einen Maret, einen Volney empfing, die bei ihm die Rolle der politischen Höf-

linge übernahmen und ihm Bericht über alles erstatteten, was sich zutrug, that Bonaparte so, als ob er von der Politik und von Frankreich nur nebenher spreche. Monge und Berthollet waren die beiden Gelehrten, die ihm als Deckmantel dienten, und deren wissenschaftliche Erörterungen ihm Anlaß und Vorwand zu Gesprächen gaben, die er der großen Menge an den Kopf schmiß, um darunter seine eigentlichen Absichten zu verbergen. Bei diesem Komödienspiel überraschte man ihn mehr als einmal, wie er über die Täuschung lachte, die er einer Wolke gleich um sich verbreitete.

War er seinem Charakter nach schon eifersüchtig auf alles, was nicht er selbst war, so war Bonaparte es doppelt auf den Sieg von Bergen, den Brune über die Russen und Engländer davongetragen, und auf denjenigen, welchen Masséna bei Zürich errungen hatte; da er aber bedachte, daß diese beiden Generale bei dem Gewaltstreiche, auf den er sann, nützlich sein könnten, bezwang er seinen Stolz und schrieb ihnen Beglückwünschungsbriefe. Er zweifelte nicht an Masséna. In seinen Briefen an Brune schmeichelte er diesem, indem er ihn vertraulich den „tapferen Patagonier" nannte. Es war das der Name, den Danton diesem sechs Fuß hohen General gegeben hatte. Seine Freunde nannten ihn später zuweilen mit diesem Spitznamen, den Bonaparte behalten hatte; aber um sich zu Koketterien hinreißen zu lassen, mußte der Ehrgeiz Bonapartes von seinem leidenschaftlichen Hang zu Verschwörungen angestachelt werden, denn er war niemals liebenswürdig und zutraulich, wenn sein Eigennutz nicht dabei im Spiel war.

Wenn indes seine Berechnungen ihm Schmeicheleien gestatteten und Bonaparte, dementsprechend handelnd, glaubte, er brauche sich in seinem Entgegenkommen gegen Militärpersonen, die ihm unmittelbar nützlich sein könnten, keinerlei Zurückhaltung aufzuerlegen, hätte er doch gerne den Zivilisten gegenüber eine Reserve beobachtet, die damals von denjenigen, die selbst nicht einmal das Direktorium von der groben Bezeichnung ausnahmen, gewöhnlich pékins genannt wurden.

Der starre Charakter Sieyès' und einige Aussprüche dieses Direktors über Bonaparte, die man weiter verbreitet und ausgeschmückt hatte, hatten die beiden Persönlichkeiten bis zu den ersten Tagen des Brumaire

einander fern gehalten. Bonaparte war schließlich derjenige, der sich entgegenkommend benahm und Sieyès einen Besuch abstattete. Der Besuch war die ausgesuchteste Schmeichelei. Wies er nicht die Schuld an der Verzögerung seiner Schüchternheit zu? Bonaparte schüchtern!! Der Scherz war zu stark; Sieyès nahm ihn nichtsdestoweniger so auf, wie er ihm entgegengebracht wurde. Die Liebe zum Vaterlande mußte natürlich zur Vereinigung der Männer führen, die wie sie keinen andern Gedanken und kein anderes Gefühl kannten.

Von dem Augenblicke an, da das Wort Vaterlandsliebe gefallen war, stand es zwischen diesen beiden Persönlichkeiten fest, daß das gleichbedeutend mit dem Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge sei. So waren nur noch die Mittel zu ergreifen, und es mußte jeder die seinigen hergeben. Bonaparte war schon von dem Gedanken durchdrungen, daß Sieyès im höchsten Grade bei der Eitelkeit zu fassen sei, er hatte dies schon bei dieser ersten Verstimmung bemerkt, bei welcher er die Waffen gestreckt hatte, allen zuvorkam und den Entgegenkommenden spielte. Er sagte zu Monge und Berthollet: „Ich bin bei Sieyès und ich bin der entgegenkommende Teil gewesen; in der Politik darf man nicht zu heikel sein; man muß sich das verbinden, was man am wenigsten liebt und achtet, man muß alles benützen, was man gebrauchen kann, und die Blinden und Lahmen willkommen heißen, wie das Evangelium sagt.

Während Bonaparte so seine Sachen für das Innere vorbereitete, vernachlässigte er nichts, was für ihn an der Grenze von Interesse sein konnte; es lag ihm viel daran, mit den kommandirenden Generalen der aktiven Armeen, namentlich denen, die so große Siege davongetragen, auf gutem Fuße zu stehen. Man hat gesehen, wie er sich schon zu Brune und Masséna gestellt hatte. Worauf es ihm wesentlich ankam, war, daß die Mitglieder des Direktoriums unter einander gespalten seien; er hatte daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als, sich mit Sieyès verständigend, diesem Mißtrauen gegen mich einzuflößen. Dasselbe war nicht schwer in den Geist eines Mannes zu säen, welchen seine Natur allen Verdächtigungen und allen Reizungen zugänglich machte; so lag es von dem Augenblicke, da Bonaparte und Sieyès sich verständigt hatten und fortfuhren, sich zu verstehen, obgleich sie ihren Plan mit dem tiefsten

Geheimnis umgaben und ihnen das leicht wurde, weil ihre Gesichtszüge daran gewöhnt waren, sich zu verstellen, für mich auf der Hand, daß sie etwas planten, worüber man nicht ruhig sein könne.

Die Geschichte Sieyès', die sich zum großen Teile aus seinen veröffentlichten Werken zusammensetzt, ist, was seinen Charakter anlangt, nicht so sehr bekannt. Der Charakter, der den Menschen überallhin verfolgt, ließ bei Sieyès Züge zu Tage treten, die man nicht vergessen darf, wenn man sich sein politisches Verhalten erklären will. In der konstituirenden Versammlung, in welcher er seine Ideen dargelegt hatte, hatte Sieyès zu seinem Bedauern dieselben nur halb verständlich machen und sie nicht zu allgemeiner Geltung bringen können. Dasselbe Mißgeschick begegnete ihm in dem Konvente, in welchem er sich bei der Diskussion des Jahres III nicht hatte herbeilassen wollen, sich der Kommission der hervorragenden Männer anzuschließen, welche die Verfassung entworfen hatten, und in welchem er seine Sonderansicht vorgetragen hatte. Der Verdruß hierüber hatte ihn bei seiner ersten Ernennung die Direktorstelle ausschlagen lassen; als er die zweite Wahl annahm, die ihn von Berlin herbeirief, hieß es, Sieyès habe sich nur bestimmen lassen, Mitglied des durch die Verfassung des Jahres III ins Leben gerufenen Direktoriums zu werden, in der Zuversicht, daß er an Stelle dieser Verfassung diejenige setzen könne, die er ausgesonnen zu haben glaubte und die er in seiner Eitelkeit über alles stellte. Diese unverbesserliche Eitelkeit war Bonaparte durchaus bekannt, daher waren seine ersten Worte in dem Augenblicke, in dem er sich entschlossen hatte, sich Sieyès zu nähern: „Wir haben keine Regierung, weil wir keine Verfassung haben, wenigstens keine solche, wie wir sie brauchen. Ihrem Genie ist es vorbehalten, uns eine solche zu geben. Ist das geschehen, dann wird nichts leichter sein, als zu regieren." Das hieß mit anderen Worten: „Bürger Sieyès, Ihr werdet der Gesetzgeber Frankreichs und ich, Bonaparte, werde seine Regierung werden." Er sagte es ihm sogar noch viel bestimmter: „Sie sind der Kopf, und für alles weitere bin ich Ihr Arm."

Bis zu dem Augenblicke der politischen Vereinigung, die sich vollzogen hatte, hatte man von ihnen gegenseitig nur feindliche Aeußerungen gekannt: Bonaparte war ärgerlich und erging sich über Sieyès nur in

Beleidigungen, ohne jede weitere Veranlassung; Sieyès war es gleichfalls und machte es nicht anders; es war klar, daß die beiden Leute gegenseitig auf ihren Ruhm eifersüchtig waren und jeder den andern gern um den Anlaß, der ihm zu diesem Ruhme verhalf, gebracht hätte, um im gegebenen Falle die erste Stelle einzunehmen. Uebrigens standen diesen beiden Leuten, von denen der eine den andern seit der Rückkehr aus Aegypten einen „rebellischen Soldaten" nannte, „den man hätte erschießen müssen", und der andere Sieyès einen an Preußen verkauften Pfaffen, standen, sage ich, diesen beiden Leuten stets gröbliche Beleidigungen gegen diejenigen zur Verfügung, denen sie aufsässig waren. Ich neigte mich der Ansicht zu, ihre Versöhnung habe nur auf Kosten anderer zu stande kommen können, sobald sie zu einer Verständigung gelangt waren. Ich weiß, daß, was mich und diejenigen von meinen Freunden anlangt, die sie für ihre Feinde hielten, Sieyès und Bonaparte uns als „korrumpirte Leute" und sogar als „angefault" hinstellten. Man muß gestehen, daß Sieyès und Bonaparte, mit Talleyrand, Roederer, Regnaud d'Angély und so weiter wohl das Recht hatten, heikel in moralischen Dingen zu sein und andere zu beschuldigen, daß es ihnen an Moral gebreche!

Wenn Bonaparte in der entschlossenen Berechnung seiner Politik es wohl verstand, keinen Schritt zu vernachlässigen, der seinen Zwecken dienlich sein könne; wenn er es nicht unter seiner Würde hielt, eigenhändig an Masséna und Brune, in aktivem Dienste stehende und siegreiche Obergenerale, zu schreiben; wenn er sich mit Sieyès zu versöhnen wußte und sich schließlich allem zu unterziehen, was im Notfalle ein guter Hofmann thun muß, so weit es überhaupt möglich ist, so hätte er doch gern gehabt, daß er in der Zwischenzeit etwas zur Entschädigung für seine hochmütige Verstimmung und zur Wiedervergeltung für seine erzwungene Geschmeidigkeit gefunden hätte. Es sind das die Tröstungen, welche man die Ricochetirschüsse der Hofleute genannt hat. So erschien Bernadotte, ein Minister in Ungnade, ein General außer Dienst, der nach seinem Zwist mit dem Direktorium beinahe seinen Abschied erhalten hätte, der seiner Popularität entkleidete Bernadotte, in den Augen Bonapartes nicht als eine sonderlich wichtige Persönlichkeit, die es sich der Mühe verlohnt hätte, für sich zu gewinnen. Aber die Popularität Bernadottes, der bis zu

seinem Ministerium nur Soldat gewesen war, hatte sich in dieser für ihn so glänzenden Epoche auf alle Klassen der Bürgerschaft erstreckt. Bernadotte wurde von dem Volke nicht minder angebetet wie von den Soldaten, und das stellte sich Bonaparte in jeder Weise dar und machte ihn bis zum Aeußersten eifersüchtig. Deshalb erging er sich in beleidigenden Aeußerungen gegen diesen General, dem er angeblich eine ganz untergeordnete Bedeutung beimaß, und über den er gleichwohl nicht ermüdete, jeden auszufragen, der ihn besuchte.

Bernadotte, der von diesem Uebelwollen wußte, von dem man ihm täglich den einen oder den andern Zug berichtete, hatte es gar nicht eilig damit, mit Bonaparte zusammen zu treffen; er hatte ihn wohl bei der italienischen Armee zum kommandirenden General gehabt, und unfraglich legt dieses Verhältnis im Sinne der militärischen Hierarchie demjenigen eine gewisse Rücksichtnahme gegen den Vorgesetzten auf, der unter dessen Befehl gedient, aber diese Verpflichtung zur Subordination geht über das aktive Kommando nicht hinaus. Bonaparte war nicht mehr der kommandirende General Bernadottes. Letzterer war übrigens selbst kommandirender General und Minister gewesen, er hatte deshalb, da er nicht mehr verpflichtet war, in Bonaparte einen Vorgesetzten zu sehen, das Recht, mit ihm auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verkehren. Das Entgegenkommen, wenn ein solches erforderlich war, mußte von seiten des Ankommenden ausgehen; diejenigen, die ankommen, statten Besuche ab. In dieser Alternative verflossen mehr als zwölf Tage, ohne daß Bonaparte und Bernadotte sich getroffen hätten, indem Bonaparte stets den Besuch Bernadottes erwartete und dieser sich durchaus nicht dazu entschließen wollte, ihn zu machen. In dieser Ungewißheit, die Bonaparte täglich peinlicher empfand und die ihn gleichsam in der Luft zwischen den verschiedenen Parteien schweben ließ, die er um sich vereinigen wollte, um sie mit sich fortzureißen, sucht Joseph im Namen seines Bruders Bernadotte auf und wirft ihm vor, daß er „noch nicht bei demjenigen gewesen sei, dem alle Soldaten und die besten Patrioten, diejenigen, die er am höchsten stelle, seit seiner Ankunft bereits ihren Besuch abgestattet hätten.“ Dieser Vorwurf, der von Joseph freundschaftlich vorgebracht wurde, schien Bernadotte wenig zu rühren, als die Schwester Bonapartes, die seit-

herige Prinzessin Borghese, damals einfache Bürgerin Leclerc, die Bonaparte und die Seinigen Pauline und Paulette nannten, sich mit der Frau Bernadottes vereinigte, um denselben dazu zu bestimmen, Bonaparte einen Besuch zu machen. Die beiden Frauen, die sich zur Durchführung dieser Intrigue verbanden, quälten Bernadotte derart, daß er, bei seinem Zartgefühl gepackt, einwilligte, Bonaparte aufzusuchen.

Der Besucher konnte für die Unterhaltung nicht wohl einen andern Anknüpfungspunkt wählen als das Land, von welchem Bonaparte herkam. Bernadotte, der ebenso sehr als Militär wie als Verwaltungsbeamter die Expedition gegen Aegypten in ihrem ganzen Verlaufe verfolgt hatte, sprach davon „beinahe als ob er dabei gewesen wäre", wie das Kompliment lautete, das Bonaparte ihm machte. Obgleich dieser anscheinend mit tiefer Bewegung von seiner „Erinnerung" an Aegypten und die wackeren Waffengenossen, die er dort gelassen, sprach, hätte er doch gerne gehabt, daß allgemeines Schweigen und Vergessen ihn ebenso weit von alledem trenne, wie glücklicherweise räumlich ihn augenblicklich das Meer davon schied; das wurde Bernadotte sofort klar, und er empfand, daß es taktlos sein würde, weiter von Aegypten zu sprechen, wenn Bonaparte es so eilig habe, darüber hinweg zu kommen. Der letztere brachte die Rede sofort auf Frankreich, und sich darauf wie ein Tiger auf seine Beute stürzend, zwang er Bernadotte, seinen Gedanken zu folgen. Nachdem Bonaparte rasch über die allgemeinen Redensarten von dem Zustand der Republik hinweggeglitten, begann er sofort, von der „Notwendigkeit einer Aenderung der Regierung" zu sprechen. Um so unvermittelt auf einen derartigen Gedanken zu kommen, mußte die schwierige Lage Frankreichs übertrieben, mußte allenthalben nach Unrecht gesucht und die Gefahren vervielfältigt werden; bei der Anmaßung, alles retten zu wollen, mußte doch gesagt werden, daß alles verloren sei, und mußte man sich den Anschein geben, daran zu glauben. Wenn man in einer falschen Lage ist, ist es notwendig, auch andere darein zu versetzen.

Bernadotte erkannte mit seinem behenden Scharfblicke alsbald, daß das einzige Mittel, dem allgemeinen Verdächtigungssystem Bonapartes zu begegnen, darin bestehe, sofort die Thatsachen klarzustellen: „Aber lieber General," sagte er ihm unverzüglich, „obwohl Sie Aegypten verlassen

haben, zwingen Sie mich durch die Art, wie Sie alles übersehen, was in Frankreich vorgegangen ist, zu der Annahme, daß Sie noch dort seien. Wissen Sie denn, ich will es Ihnen sagen, die Russen sind in der Schweiz geschlagen und vernichtet; was davongekommen ist, hat sich nach Böhmen geflüchtet; es ist eine Verteidigungslinie zwischen den Alpen und dem ligurischen Apennin errichtet worden; wir sind im Besitze Genfs; Holland ist gerettet; die russische Armee, die sich dort befand, ist vernichtet; die englische Armee ist froh gewesen, wieder zu ihren Schiffen gelangen und nach England zurückkehren zu können. Die Insurgenten der oberen Garonne sind zerstreut und gezwungen worden, sich nach Spanien zu flüchten. In diesem Augenblicke vollzieht sich in aller Ordnung eine Aushebung von 200 000 Mann, die unter dem Namen der „Hilfsbataillone" eine wirkliche Reservearme bilden, und rechnen Sie dazu noch 40 000 Mann Kavallerie. Spätestens in drei Monaten wird diese große Anzahl von Leuten uns in Verlegenheit setzen, wenigstens wenn wir sie nicht wie einen Strom nach Deutschland und Italien ergießen. Gewiß, General, wenn wir die ägyptische Armee mit Ihnen hätten zurückkommen sehen können, wären uns die alten Soldaten, die dieselbe zusammensetzen, sehr dienlich gewesen, um unsere neuen Corps zu bilden; indem ich diese Armee als für uns verloren ansehe, wenigstens wenn sie nicht infolge eines Vertrages zurückkehrt, bin ich doch weit entfernt davon, am Heile der Republik zu verzweifeln, und halte dieselbe für stark genug, mit ihren Feinden fertig zu werden, im Inlande wie im Auslande." Indem er diese Worte von den „Feinden im Inlande" aussprach, meinte Bernadotte, er habe Bonaparte gerade in das Gesicht gesehen und ihn sogar in eine derartige Verwirrung gebracht, daß derselbe geschwiegen und Frau Bonaparte, die zugegen war, sich beeilt habe, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, um die schlechte Laune Bonapartes, die, wie es schien, seine ganze Antwort sein sollte, zu verscheuchen.

Da Bernadotte die Vorteile nicht weiter ausbeuten wollte, welche die Auseinandersetzung ihm verliehen hatte, kehrte er nach Hause zurück, nicht ohne mit schwerer Sorge sich das zu vergegenwärtigen, was die während des Gesprächs Bonaparte entschlüpften Worte zu bedenken

gaben. Frau Bernadotte erwartete mit Ungeduld die Rückkehr ihres Gatten: „Nun, was ist denn vorgefallen?"

Zum besseren Verständnis der Scene und der Schauspieler wird es gut sein, hier zu bemerken, daß die Frau Bernadottes, welche mit dem in Rom ermordeten General Duphot verlobt gewesen war, vorher in Marseille von dem Brigadegeneral Bonaparte, dem damals eine Mitgift von 100 000 Franken ein unermeßliches Vermögen gewesen wäre, zur Ehe begehrt worden war. Die Eltern des damals noch minderjährigen Fräulein Desirée X . . . hatten den Antrag abgelehnt, indem sie, wie seither einige berichtet haben, gesagt haben sollen, „es sei genug an einem Korsen in der Familie". Joseph hatte bereits die ältere Tochter geheiratet. Bei Fräulein X . . . war, nachdem sie Frau Bernadotte geworden, eine schmeichelhafte Erinnerung an diesen Antrag und dessen Zurückweisung zurückgeblieben, namentlich seitdem Bonaparte kommandirender General geworden war und die Welt so sehr mit dem Lärm von seinen Thaten erfüllt hatte. Diese Erinnerung hatte in dem Herzen der jungen Frau ein gewisses Interesse zurückgelassen, das von Joseph sorgfältig genährt wurde und das zur Folge hatte, daß in allen Beziehungen, zu welchen das zwischen ihnen herrschende persönliche Verhältnis Anlaß gab, Frau Bernadotte, obwohl sie damals ihren Mann leidenschaftlich liebte, wenn sie auch von Joseph getäuscht und faszinirt wurde, durchaus geneigt war, den Standpunkt, von welchem aus ihr von ihm nach den Eingebungen seines Bruders Bonaparte die Dinge dargestellt wurden, für Familieninteresse zu halten. Die Hinneigung der Frau Bernadotte zu den Korsen gestaltete sich zu einem wahren Abhängigkeitsverhältnis, das sie zu einer gefährlichen Sorglosigkeit verleitete. „Was hat Bernadotte gestern gemacht? Wen hat er gesprochen? Wohin geht er heute? Was sagt, was hält er von alledem?" fragten sie gewöhnlich Lucien und Joseph. Frau Bernadotte beantwortete alle diese Fragen, die sie für brüderliches Interesse nahm, mit der ganzen Unbefangenheit, welche dieses Gefühl einflößt, und so übte Bonaparte durch Vermittlung Luciens und Josehps über Frau Bernadotte eine polizeiliche Aufsicht aus, die sich bis auf das Bett Bernadottes erstreckte. Bernadotte, der die Schlauheit selbst ist, den aber ein mitteilsames Gemüt im Verlaufe seines politischen Lebens wohl mehr als einen

Fehler hat begehen lassen, merkte endlich, nachdem er anfänglich an die Freundschaft seines Schwagers geglaubt, worauf derselbe hinaus wolle und welcher Wert seinen Freundschaftsbeweisen beizulegen sei. Nachdem er sich mehr als einmal über die Unzuträglichkeiten klar geworden, die ihm diese Familienverbindung in seinem Hauswesen verursachte, faßte er den Entschluß, strenge über sich selbst zu wachen, damit er sich durch seinen mitteilsamen Charakter seiner Frau so wenig wie möglich verrate. Wenn er sorglos mit seinem Geheimsekretär plauderte und Frau Bernadotte das Kabinet ihres Gatten betrat, schwieg er oder änderte er das Gespräch, wobei er sogar seinem Sekretär einen Wink gab, Schweigen vor der Indiskreten zu wahren, die er selbst manchmal lachend die „kleine Spionin" nannte.

Indem sie fortfuhr, einem guten, gefälligen Mann gegenüber von ihrem weiblichen Rechte Gebrauch zu machen oder dasselbe noch weiter auszudehnen, hörte Frau Bernadotte nicht auf, ihren Mann mit Fragen zu plagen. Da sie sich auf die Kombinationen wegen der Zusammenkunft, die mit Bonaparte stattgefunden, eingelassen hatte, glaubte sie das Recht zu haben, den Ausgang derselben kennen zu lernen, und als Bernadotte nicht sofort auf ihre ungeduldige Frage Antwort gab, ließ sie sich verleiten, rasch zu sagen: „Ich werde es schon von ihm erfahren, wenn ich es nicht von Dir erfahre." Bernadotte kapitulirte des lieben Friedens willen und entgegnete, „alles sei auf das beste verlaufen; man habe sich mit dem Versprechen getrennt, sich wiederzusehen."

Alles, was bei diesem Anlasse Bernadotte geglaubt hatte seiner Frau nicht mitteilen zu sollen, vertraute er seinem Sekretär an. Bernadotte beauftragte diesen, mir in unserem gemeinsamen Interesse und als persönlichen Anhalt für mich die Einzelheiten darüber mitzuteilen. Er erklärte mir gleichzeitig, „die Gefahr würde immer dringender; das Direktorium möge auf seiner Hut sein; man wolle nicht nur den einzelnen Persönlichkeiten, sondern der Einrichtung selbst zu Leibe, und es handle sich nicht darum, sie zu modifiziren, sondern sie zu stürzen."

Während alle diese Verhandlungen mit mir stattfanden, war Bernadotte für Bonaparte stets ein Gegenstand der Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit; er wurde von Joseph immer und immer wieder aufgefordert, mit

zu dem „General“ zu kommen. Der „General“ wollte nicht nur besagen, der Soldat der Familie, es sollte heißen, der Generalgewaltige, der Agamemnon der Republik, und die hervorragendsten Generale ließen sich herbei, ihm diese Benennung beizulegen. Bernadotte war hinsichtlich Bonapartes von einer Besorgnis oder Vorsicht, die man Furcht hätte nennen können und die ihm eine Scheu davor einflößte, sich neuen Krisen auszusetzen. Zeuge dieser Verlegenheit, schlug sein Sekretär, dem Bernadotte thatsächlich eine Charakterüberlegenheit zuerkannte, ihm vor, er wolle ihn auf dem Besuche zu Bonaparte begleiten. Da er übrigens Frau Bonaparte persönlich und sehr genau kenne, werde er natürlich von ihr ihrem Gatten vorgestellt werden. Derjenige, von dem ich spreche, war der jugendliche Biograph Hoches, der nach dem Tode des Generals in den Besitz der Papiere desselben gelangt war, und von allem, was ihm anvertraut worden war, den edelsten Gebrauch gemacht und zartfühlend Frau Bonaparte ihre eigenen Briefe zurückgegeben hatte, welche die Brüder Bonaparte ihrerseits vergebens versucht hatten, in ihren Besitz zu bringen, um die Frau bei ihrem Gemahl zu vernichten.*)

Nach einem ganz kurzen Austausch der gewöhnlichen Komplimente, begann man von der Lage Frankreichs zu sprechen. Bonaparte zog dann heftig gegen das los, was er das Aufbrausen nannte, das jetzt ganz Frankreich beunruhige, und das er in seinem Grund bis auf den Reitbahnklub zurückgehen ließ.

Bernadotte glaubte damals und hat erzählt, daß er Bonaparte geantwortet habe, „wenn der Anstoß gegeben sei, sei es nicht leicht, ihn aufzuhalten; er selbst habe als kommandirender General der italienischen Armee zu allererst erkennen müssen, wie schwierig das Einhalten sei, als er diese Armee auf der Bahn des glühenden Patriotismus mit sich fortgerissen. Sei es ihm damals möglich gewesen, Einhalt zu gebieten? Was den Reitbahnklub betreffe, so sei sein Entstehen, seine Bildung, sein Ueberschäumen den Brüdern Bonaparte und ihren Freunden unter den Abgeordneten, wie Saliceti und Konsorten zu verdanken; der Kriegs-

---

*) Ich mache nochmals darauf aufmerksam, daß der Sekretär, um den es sich handelt, Rousselin de Saint Albin war.

minister habe damals zu viele Pflichten zu erfüllen gehabt, als daß ihm Zeit geblieben wäre, Klubist zu werden; keiner von den Seinigen habe mit der Reitbahn etwas zu thun gehabt und nicht einmal den Fuß in dieselbe gesetzt. Alles, was in diesem Klub vorgegangen sei, sei dafür angesehen worden, daß es seine Inspiration von den Brüdern Bonaparte erhalten habe; man habe sogar von diesen Inspirationen geglaubt, sie ständen in Verbindung mit Befehlen, die sie erhalten hätten."

Diese direkten und energischen Entgegnungen wurden mir von Frau Bonaparte hinterbracht, welche ich tags darauf sah, aber sie legte sie nicht Bernadotte in den Mund, der Bonaparte gegenüber Stillschweigen beobachtet habe, sondern dem Sekretär, der in Anwesenheit des Generals weit weniger Schüchternheit zu haben geschienen als Bernadotte. Der Streit zwischen dem Sekretär und Bonaparte wurde derartig, daß Bonaparte ihn beiseite nahm und zu ihm sagte: „Bürger, Sie haben eine Geschichte Hoches geschrieben, in der Sie viel Geist und viel Begeisterung entwickelt haben, aber Sie haben aus Hoche einen Jakobiner gemacht." — „Das war er auch." — „Wie meinen Sie das?" — „Wie unsere Feinde es von einem aufrichtigen Freunde der Freiheit seines Vaterlandes meinen." — „Hoche war gewiß nicht ohne Fähigkeit und würde etwas vollbracht haben, aber die 18000 Mann, die man ihm gegeben hatte, um seine Expedition gegen Irland auszuführen, hätten eine bessere Verwendung gefunden, wenn man sie mir nach Italien geschickt hätte." — „Es scheint mir, General, daß es Ihnen dort an nichts fehlte." — „Ich mußte für alles sorgen." — „Es war das eine Ehre, die Ihrem Genie vorbehalten war."

Alles das war nicht die Frage, die Bonaparte in Fluß bringen wollte; er wußte aber nicht, wie er auf die seiner Jakobiner und die seiner Reitbahn zurückkommen sollte. „Was mich anlangt," rief er aus, „so möchte ich lieber mitten im Walde wohnen, als in eine Gesellschaft zurückkehren, die mir keine Sicherheit zu bieten hätte." Der Gegenredner antwortete noch und Bernadotte unterstützte ihn wenig oder gar nicht. Bonaparte bemühte sich, unverschämt zu werden, als seine Frau, das Wort direkt an den Sekretär Bernadottes richtend, diesen fragte, wie es mir und meinen Cousinen ginge, die sie die Ehre habe, häufig bei mir

zu treffen. Bei dem Namen Barras konnte sich Bonaparte nicht enthalten zu sagen: „Das ist auch einer, der nur an seine Republik denkt; wir würden recht weit kommen mit derartigen Reliquien.“ — „Aber,“ sagte lächelnd der junge Sekretär Bernadottes zu ihm, „muß man denn noch weiter gehen, ist es nicht besser, bei der vernünftigen Freiheit zu bleiben, die sich zu organisiren beginnt? Ist das nicht das erste Mittel zur Ruhe zu gelangen?“ Er bemerkte ihm noch, „da er übrigens den Namen eines alten Freundes nenne, sei er überzeugt davon, daß, wenn man Barras angreife, er keinen besseren Verteidiger als Bonaparte finden könne“. Bonaparte verlor die Geduld. Frau Bonaparte warf sich ihm lebhaft entgegen. Bernadotte brachte das politische Gespräch zu Ende, indem er von Regen und schönem Wetter sprach. „Ich wünsche sehr, daß es morgen schönes Wetter gibt, denn, General, wollen Sie nicht mit uns in Marfontaine speisen?“ — „Ich speise nicht nur dort,“ antwortete Bonaparte, „sondern ich werde auch mit Ihnen frühstücken, wenn Sie mir beiläufig gestatten, zu Ihnen zu kommen und Sie um eine Tasse Kaffee zu bitten.“

Bernadotte glaubte damals, der Zweck Bonapartes, wenn er ihm so entgegen und in sein Haus komme, sei es, ihn beim Direktorium verdächtig zu machen und ihn daran zu verhindern, sich mit mir gegen die beabsichtigten Versuche zu verbinden. Bonaparte verfehlte nicht, sich einzustellen; einige Augenblicke später folgten ihm Lucien und Joseph, die sich vereint bestrebten, Bernadotte alle möglichen Liebenswürdigkeiten zu erweisen. Als abends nach Tisch Bernadotte nach Marfontaine kam, traf er dort Roederer, Talleyrand, Regnaud Saint Jean d'Angély, Joseph und Lucien, die in einem eifrigen Gespräch begriffen waren, das man fallen ließ, als er dazu kam; es war ihm klar, daß etwas Großes im Werke war und man sich allgemein verstellte.

Als andern Tages Bernadotte den General Moreau an einem dritten Orte traf, fragte dieser ihn, „ob er in Marfontaine mit dabei gewesen sei und ob er mit Bonaparte gesprochen habe?“ Als Bernadotte die Frage bejahte, sagte Moreau zu ihm: „Das ist der Mann, der der Republik bereits mehr Uebles zugefügt hat als die Oesterreicher, die Russen und die Engländer.“ Bernadotte entgegnete: „Er steht im Be-

griffe, noch mehr Uebles zu thun, als er bereits gethan." — „Wir sind da und können ihn daran verhindern". Die beiden Generale ergriffen sich bei der Hand und schwuren, indem sie dieselben drückten, „dem Deserteur der ägyptischen Armee mit Widerstand zu begegnen". Das war der Name, den sie ihm in Gegenwart einer großen Anzahl von Zeugen gaben, unter denen sich der frühere Minister Petiet befand. Man wird in der Folge sehen, welcher oder welche von diesen Männern, die sich damals mit dem aufrichtigsten Schwure gegen den Ueberfall Bonapartes verbanden, ihrem Eide treu bleiben werden!

Zwei Tage nach dieser Scene hatte ich Bonaparte zum Essen bei mir und dazu auch Moreau eingeladen. Die beiden Generale hatten sich niemals gesehen; sie vernahmen gegenseitig zuerst von ihrem Dasein, als ich sie einander vorstellte. Gohier meint, sie hätten sich schon am Abend zuvor bei ihm kennen gelernt. Ich wußte, was sie alles Schlechtes von einander dachten oder mindestens sagten. Ich ergötzte mich, wenn am Rande eines Abgrunds noch von Ergötzen die Rede sein kann, an dem falschen Spiele, das sie mit einander trieben. Für einen, der sie nicht gekannt hätte, und selbst wenn er sie gekannt, hätte schon Grund zu der Annahme vorhanden sein müssen, daß es unter diesen beiden, an Rang gleichgestellten Leuten einen gab, der dem andern bedeutend unterlegen war, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Moreau war.

Da ich mich seit einiger Zeit von einer Menge von Intriguen umsponnen sah, und ich herauszubringen suchte, aus welchen Gründen gewisse Persönlichkeiten sich emsig um mich bemühten, bemerkte ich wohl, daß sich Talleyrand, Réal und Fouché am meisten an mich herandrängten. Sie gaben sich den Anschein, als kämen sie zu mir wie zu einem Stelldichein, um sich vollends über das zu verständigen, über das sie schon so gut wie übereingekommen waren. Der Mann, der nur selten das Wort ergriff, und es nur dann ergriff, wenn er sich lange darauf vorbereitet hatte, Talleyrand, wußte nicht, wie er sich dabei anstellen sollte. Er begann damit, daß er mir in dem einfachsten, natürlichsten Tone sagte, als ob wir uns schon darüber verständigt hätten, daß „die Ankunft Bonapartes eine Verbesserung an dem Repräsentativsystem begünstigen müsse; doch müsse man dieses System aufrecht erhalten; er habe sich

darüber mit Bonaparte besprochen, der dieser Ansicht sei; aber er beklage sich darüber, daß ich mich immer noch darauf versteife, nur in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung seien einige Aenderungen gefahrlos durchführbar; es seien, sagte er, zunächst sehr wichtige im Schatzamte nötig. Was das Direktorium selbst anlange, sei statt der fünf Mitglieder nur ein Präsident erforderlich, der mit dem Rechte ausgestattet werden müsse, die gesetzgebenden Kammern aufzulösen, sowie mit dem weiteren, mit denselben durch seine Minister zu verhandeln, welche die Befugnis haben müßten, den Sitzungen beizuwohnen. „Bonaparte," fuhr Talleyrand fort, „wird im Einverständnisse mit Ihnen handeln und will nicht anders vorgehen."

Réal kam am Morgen des 13. zu mir und sagte mir: „Gestern haben wir, Fouché und ich, mit Bonaparte geplaudert; er glaubt, es sei nicht nötig zu warten, bis sich die Meinung des Volkes deutlicher ausgesprochen habe." Ich antwortete ihm: „Ich werde mich nur dafür aussprechen, daß die Republik intakt erhalten werden muß, und zugleich meinen unwiderruflichen Entschluß verkünden, mich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen. Ich will nur die Eigenschaft eines Mitgliedes des gesetzgebenden Körpers beibehalten, in dem ich schon gesessen habe und zu dem ich bei der letzten Wahl wieder von mehreren Departements einstimmig gewählt worden bin." Réal bemerkte mir noch: „Ich habe noch ganz speziell mit Bonaparte gesprochen; er liebt Sie aufrichtig; Ihre Sache ist die seinige; es müßten auf der Stelle Veränderungen vorgenommen werden; man könne nicht mehr auf einen Moulins, einen Roger-Ducos und einen Gohier warten; man müsse einen Präsidenten erwählen unter der Bedingung, daß Barras es sein werde." Ich wiederholte Réal, daß „keine Erwägung den Beschluß ändern könne, den ich ihm kundgegeben". Réal erwiderte mir: „Es ist verdrießlich, daß Sie so eigensinnig sind. Ich kenne Sie besser, als ich Bonaparte kenne; ich habe Verpflichtungen, die ich niemals vergessen werde; ich muß Bonaparte aufsuchen. Sie haben ihn von sich entfernt; er glaubt, Sie seien nicht mehr derselbe für ihn. Man muß Sie mit ihm versöhnen; er wünscht wieder Ihre Freundschaft zu erwerben und ist Ihnen zärtlich ergeben." — „Gut denn," sage ich zu Réal, „nach diesen Erklärungen können Sie ihm berichten, daß ich ihn empfangen will."

Wenige Augenblicke, nachdem er mich verlassen, schrieb mir Réal, daß „Bonaparte um neun Uhr abends zu mir kommen werde“. Bonaparte kannte bereits meine Unterhaltung mit Réal. Er wiederholte mir sofort den sentimentalen Teil derselben, „wie anhänglich an mich, wie ergeben er mir sei, im Leben wie im Tode“. Man habe ihm berichtet, „daß ich ihn unverzüglich wieder zur Armee gehen lassen wolle. Man suche uns zu entzweien; er ersuche mich, weder auf die Neider noch auf die Verleumder zu hören, die Zwietracht zwischen uns herbeiführen wollten. Dasselbe,“ sagte er mir, „habe ich meinerseits gethan. Mein Interesse ist das Deinige. Unsere Sachen sind so fest mit einander verbunden, daß wir uns verderben, wenn wir uns trennen. Du siehst, wie schlimm alles geht; es ist unmöglich, daß die Regierung weiter geht mit den Leuten, welche sie zusammensetzen und die Majorität bilden. Was ist dieser Handlanger Moulins und dieser Krüppel Roger-Ducos, ein unbedeutender und unbekannter Mann?“ Mit weniger Zurückhaltung noch spricht er mir von meinem schätzenswerten Kollegen Gohier, um mir schließlich, mich von allem andern ausnehmend, zu sagen: „Du und Sieyès, ihr seid die einzigen; nun hat dieser aber alle Rollen gespielt. Wer bildet das Gegengewicht gegen ihn; ich habe das niemals verstanden, während meines Aufenthalts in Paris vor der Expedition nach Aegypten. Kann man ein Kommando über Armeen übernehmen mit derartigen Leuten, und was bildet meine Garantie? Du bist vielleicht jetzt weniger eifrig in den Sitzungen des Direktoriums als früher; glücklicherweise hältst Du seit fünf bis sechs Jahren den Lauf der Geschäfte aufrecht. Ich sehe kein anderes Mittel, als die repräsentative Regierung wieder neu zu beleben. Dem Direktorium gehört ein Präsident, und das sollst Du sein, wenn Du es willst, wenn Du Dich anheischig machst, Dich nur mit der Verwaltung zu befassen, die Dir anvertraut werden wird. Ich habe Dich bei der Arbeit gesehen und weiß, daß Du exakt und eifrig bemüht gewesen bist, Deine Pflichten zu erfüllen. Täusche Dich nicht darüber,“ fuhr Bonaparte fort, „die Bürger und die Armeen kennen ebenso wie wir selbst die schwierige Lage; jedermann ist sich klar darüber, daß die Regierung lahmgelegt ist und des Ansehens entbehrt, daß eine Aenderung vermeidlich ist.“

„Es ist möglich,“ erwiderte ich Bonaparte, „daß das Direktorium seit einiger Zeit schlecht regiert; es ist leider wahr, daß fünf Willen selten einig sind und daß die Spaltungen seit mehreren Jahren zu Staatsstreichen geführt haben, welche die Republik erschüttern; aber um den Uebeln, welche das Vaterland bedrücken, mit einem wirklichen Mittel zu begegnen, darf man durchaus noch nicht sich das Militär in unsere Angelegenheiten mischen lassen; diese prätorianische Einmischung ist das Zeichen des Untergangs für ein Reich. Man muß sich offen an den gesetzgebenden Körper wenden, mit ihm muß man sich über die Schritte verständigen, welche die großen Körperschaften vereinigt ergreifen könnten, um sie dann der Nation vorzuschlagen. Was mich anlangt, so würde ich es als meine erste Pflicht ansehen, diese Maßnahme auf mich zu nehmen; ich würde es übernehmen, persönlich in den gesetzgebenden Körper zu gehen und ihn über die Gefahren der allgemeinen Freiheit aufzuklären; ich würde ihm die Mittel darlegen, wie sie durch einige Veränderungen in den Einrichtungen zu befestigen ist; ich würde mich bemühen, mich mit den vernünftigsten Patrioten zu verständigen; ich würde dringlich die provisorische Ernennung eines Präsidenten verlangen, der aus den hervorragendsten der Plebejer genommen werden müße. Meinem Schritte wird, wie sich das gehört, meine Entlassung als Direktor vorausgehen, die auf dem Bureau deponirt wird. Ich werde als Abgeordneter der Einführung des von der Nation gewünschten Präsidenten beiwohnen; dann werde ich mich auf das Land zurückziehen, um mich dort von allen ausgestandenen Strapazen auszuruhen und meine Sorge meiner stark angegriffenen Gesundheit zu widmen. Du, Bonaparte, wirst Deinerseits hingehen und wiederum das Kommando über eine der Armeen übernehmen, die Dich erwarten, und Du hast die Gewißheit und Du hast das Glück, daß Du Deinen Ruhm durch die letzten Triumphe vermehren wirst, welche die Republik befestigen werden.“

Wenn etwas Aufrichtiges in dem Verlaufe gelegen hätte, welche die Unterhaltung Bonapartes mit mir zu nehmen schien, so hätte man glauben können, wir seien über die Mittel einig gewesen; wir hätten es aber über das Endziel sein müssen. Nun war aber der Unterschied sehr groß zwischen zwei Leuten, von denen der eine auf Kosten seiner Machtstellung

und seines Vermögens die Republik organisiren wollte, während der andere sie im Gegenteil umstürzen und vernichten wollte. Nun sah ich aber seit der Zusammenkunft, von der ich soeben berichtet, Bonaparte nicht mehr wieder. Er beeilte sich, nach dem, was er mir gesagt, den Ausschuß der Verschworenen zusammenzuberufen. Es waren das hauptsächlich Talleyrand, Roederer, Sieyès, Maret, Réal und Fouché. Ich habe von letzterem den folgenden Ausspruch Bonapartes: „Wenn wir nicht sofort handeln, wird Barras uns zuvorkommen; er ist nichts weiter als ein gefährlicher Demokrat, ein wahrer Demagog, der Frankreich revolutioniren möchte, um die Unteilbarkeit, Gleichheit und Freiheit der Republik durchzusetzen, und wir würden seine ersten Opfer sein."

Es wurde der Beschluß gefaßt, am nächsten Tage vorzugehen; man kam indes überein, daß man, um die Anhänger Barras' nicht zum Widerstand zu bringen, denselben sagen sollte, „Barras ist mit uns, aber er darf sich erst nach der Sache zeigen". Diese Täuschung wurde dem General Lefèbvre gegenüber zur Anwendung gebracht, ebenso allen denjenigen gegenüber, die fragten: „Wo ist denn Barras?"

Während Sieyès seinerseits sich in die Idee einwiegte, daß er die erste Rolle spielen und es zur Errichtung seiner Verfassung kommen werde, wurde alsbald zwischen den verdammten Seelen vereinbart, daß gleichmäßig von der Person wie dem Amte des konstituirenden Oberpriesters abgesehen werden, und daß Bonaparte in der Eigenschaft des ersten Konsuls an die Spitze der Regierung berufen werden solle; daß man ihm zwei andere Konsuln zur Seite geben werde, um ihn im Notfall zu ersetzen; daß beträchtliche Aenderungen vorgenommen werden sollten, namentlich mit den Rechten des gesetzgebenden Körpers; daß man alles einschränken werde, was sich an allzu Populärem in den Einrichtungen der früheren Verfassung finde, denn man sprach bereits wie von einer nicht mehr vorhandenen Einrichtung von derjenigen des Jahres III.

Die meisten der Militärpersonen, die Bonaparte nach dem 13. Vendémiaire in Paris beim Direktorium sowohl, wie in der 17. Division untergebracht hatte, befanden sich nach seiner Rückkehr aus Italien noch dort. Er hatte sich gegen dieselben vor seiner Abreise nach Aegypten sehr freundlich und entgegenkommend bewiesen. Nach seiner Rückkehr aus Aegypten

fand er sich in der Lage, diejenigen zu seiner Ansicht zu bekehren, die alte Bekannte von ihm waren, und diese brachten ihm ihre Huldigungen mit jener Unterwürfigkeit entgegen, welche die Militärpersonen stets der Macht erzeigen zu müssen glauben, von der sie irgend etwas erwarten. Bonaparte, der sie demonstrativ entgegennahm, fragte jeden einzelnen von ihnen, „wie es um sein Avancement stehe; er beklagte sie, daß sie nicht weiter gekommen und sich immer noch in derselben Stellung befänden, in der sie gleichwohl große Dienste geleistet, da die Stadt Paris bis jetzt in Ordnung gehalten worden sei. Nunmehr schienen aber die Dinge nicht gut zu gehen; man müsse die Republik noch einmal retten und er zähle auf sie." Sämtlichen Militärpersonen der 17. Division war es nach derartigen Gesprächen, als müßten sie täglich Befehle erwarten, und erkannten Bonaparte als höchste Autorität an, bereit, ihm beim ersten Zeichen Gehorsam zu leisten.

Während Bonaparte, seine Frau und seine Publizisten sich nach sämtlichen Punkten begaben, um sich von der Ausführung des beabsichtigten Komplottes zu überzeugen, nahmen die Untergeordneten ihr Losungswort in der Rue Chantereine in Empfang und bekamen gleichfalls ihre Missionen. Eugène Beauharnais, der damals schon von seiner Frau Mutter zu jener Doppelzüngigkeit herangebildet war, von der er später die größten Proben ablegen sollte, kam unabläſſig nach dem Direktorium, um zu hören, was dort vorging, indem er stets zum Vorwand nahm, sich im Namen seiner Frau Mutter nach meinem Befinden zu erkundigen. Bonaparte, der seine Berichte nicht interessant genug fand, gesellte ihm Murat und Lavalette zu, denen es bei dem vertrauten Verhältnis, in welchem sie zu meinen Adjutanten standen, jederzeit leicht wurde, in das Luxembourg zu kommen. Eugène und Murat verlangten sogar am 13. Brumaire von meinem Adjutanten, er solle ihnen am folgenden Tag, dem 14., ein Frühstück geben. Mit meiner gewohnten Zuvorkommenheit sagte ich, man solle sie, wie stets, willig und freundlich aufnehmen. Da ich zur Sitzung des Direktoriums abberufen wurde, erschien ich nicht bei dem Frühstück. Eugène zuerst und dann auch Murat schlugen Trinksprüche auf mein Wohl vor und brachten solche auch aus, die man für den Ausdruck der aufrichtigsten Zuneigung und der zuverlässigsten Dankbarkeit ihrem Wohlthäter gegenüber hätte halten können.

Bonaparte, der bei allem, was seinen Zwecken dienen sollte, Tastversuche anstellte, mußte natürlich auch die Generale der 17. Division sondiren. Er versuchte daher, mit Lefèbvre zu sprechen. „Wenn es demnächst zu einer Veränderung in der Regierungsform kommen werde, was er dann thun werde?“ Und Lefèbvre, ein einfacher und in seinen Empfindungen natürlicher Mensch, hatte den Ausdruck großen Staunens nicht zurückhalten können und Bonaparte bloß geantwortet: „Was denkt Barras davon?“ Der getreue Soldat versuchte, in eine Lage der Ungewißheit versetzt, seine Gewissensberuhigung in dem Gedanken an den, der ihn zu der Stelle ernannt hatte, die er einnahm; da er in diesem Augenblicke meinem Blicke nicht begegnen konnte, glaubte er doch immer noch und in erster Linie, sich nach meinen Gedanken richten zu müssen. Bonaparte entgegnete Lefèbvre: „Barras gehört zu den Unsrigen.“

Am 15. Brumaire hatte ich in meiner Wohnung noch eine Zusammenkunft mit Joseph Bonaparte, Talleyrand, Fouché und Réal. Sie sagten mir, „Bonaparte würde mit ihnen gekommen sein, wenn er nicht unwohl und genötigt wäre, das Bett zu hüten“. Sie wollten meinen Entschluß über die Veränderungen hören, welche die Lage des Direktoriums erforderlich machte; von ihrer Seite stets dieselbe Versicherung, daß „ein Präsident erforderlich sei. Die Vereinigten Staaten gäben das Beispiel dazu und zeigten uns, wie vorteilhaft es sei, wenn Leute von großem Rufe allein eine Gewähr darböten; wenn ich bei dem Entschluß verharre, ein republikanisches Regiment nicht auf mich zu nehmen, so erfreue sich niemand eines gerechter erworbenen Ruhmes und sei niemand mehr geeignet, mich in dieser hohen Würde zu ersetzen, als Bonaparte.“ Ich wiederholte den Unterhändlern, daß, „um das Zutrauen und die Zustimmung der Republikaner zu gewinnen, es nötig sei, mit dieser hervorragenden Würde zunächst einen Plebejer zu betrauen und vielleicht weniger einen durch hohen und glänzenden Ruhm ausgezeichneten, als einen achtungswerten Bürger, der in einer niedrigeren Sphäre und mit der erforderlichen Fähigkeit vor allem die Gewähr der Rechtschaffenheit und Tugend darbiete. Da ihr mir das Beispiel der Vereinigten Staaten anführt,“ sagte ich zu ihnen, „so seht euch doch einmal ihre ersten Präsidenten an und diejenigen, die ihnen gefolgt sind, Washington und

Jefferson; das sind keine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Leute, keine blendenden Genies, wohl aber tugendhafte Männer. Da ist Tüchtigkeit und Charakter vorhanden. Diese wackeren Leute in Amerika wurden allerdings von wirklichen Sitten und der republikanischen Atmosphäre ihres Landes unterstützt. In unserem, inmitten des alten Europa gelegenen Frankreich muß die Tugend eines Präsidenten zu viele Hindernisse überwinden, um nicht der Gefahr des Unterliegens ausgesetzt zu sein." Während sie mir durch Kopfnicken Zeichen der Zustimmung gaben, schien Joseph, Talleyrand, Fouché und Réal durchaus nicht zufrieden damit zu sein; sie sagten: „Der Gesundheitszustand Bonapartes werde morgen wahrscheinlich besser sein, und er werde zweifelsohne zu mir kommen." Er kam aber nicht; ich wußte, daß er an diesem Tage verschiedene Generale und namentlich Jourdan und Bernadotte, sowie Abgeordnete bei sich zu Tische hatte, die er noch sondiren wollte; er ließ sich bei mir entschuldigen und bat mich, ich möchte ihn andern Tages empfangen; ich bereitete mich wirklich darauf vor, indem ich wünschte und darauf rechnete, es werde zu einer Aussprache kommen, die alles das aufhellen werde, was jeder aufrichtig wünschen könne. Bonaparte hat mir sagen lassen, „er werde spät kommen und wünsche, daß wir allein seien". Als es elf Uhr geschlagen hatte, war ich erstaunt, statt Bonaparte seinen Sekretär Bourrienne anmelden zu hören. Dieser spielte die Komödie von dem Unwohlsein seines Herrn weiter und sagte mir, „heftige Kopfschmerzen hätten den General genötigt, sich zu Bett zu legen; doch hoffe er, daß sie bald vorübergehen würden und er am andern Tage meinem Wunsche entsprechen könne." Ich vermochte, ich gebe es zu, mich nicht genug zu beherrschen, um über die Schlauheit zu verfügen, die man die geschickteste von allen nennt, über diejenige, sich zu stellen, als werde man das Opfer der Schlauheit der andern. Ich sagte Bourrienne mit einer Verstimmung, über die es nicht schwer war, sich zu täuschen, „ich glaubte nicht an die Krankheit seines Herrn; übrigens würde ich selbst, bevor zwei Tage vergingen, Nachrichten haben und solche weiter begeben."

Alle Mitteilungen, die mir zugegangen, deuteten darauf hin, daß alles, was sich ereignen könne, auf den 22. bestimmt sei. Das Wort, das ich

entschlüpfen ließ, hat möglicherweise den Tag der Ausführung des Komplottes noch etwas früher herbeigeführt.

Bei der Umgebung, wie ich sie leider, seitdem ich zur Gewalt gelangt, zu lange gehabt, empfing ich über die Ereignisse, die sich vorbereiteten, Mitteilungen, die sich auf irrige Angaben der Verschwörer stützten; wenigstens wäre das, was nach ihnen zu vermuten gewesen, ein Wechsel in den Personen, durchaus aber nicht ein Wechsel in den Dingen gewesen, selbst nicht einmal eine als Vorwand benützte Modifikation der Einrichtungen, obgleich Bonaparte zwei Jahre zuvor diese Idee in seiner Rede auf dem Direktorium nach seiner Rückkehr von der italienischen Armee hatte durchblicken lassen. Ich gebe hier als eine Probe der Meinungsverschiedenheit und, wie man wohl sagen kann, der Geistesverwirrung, die in diesem Augenblicke herrschte, einige der Ratschläge, die mir damals von verschiedenen Seiten erteilt wurden.

Brief des Abgeordneten Talot.

Da ich, mein lieber Direktor, nicht bis zu Ihnen gelangen kann, will ich Ihnen getreulich die öffentliche Meinung in Paris schildern und Ihnen sagen, was die einen erfreut und die anderen mit Trauer erfüllt. Die adeligen und bürgerlichen Royalisten, die vor zwei Monaten noch Feuer und Flamme gegen Sie waren, geben sich heute in ihren Gesellschaften, auf den Spaziergängen, wenn sie glauben gehört zu werden, und bei anderen gesellschaftlichen Zusammenkünften den Anschein, als erkännten sie Ihnen den höchsten Grad des Ruhmes zu, als betrachteten sie Sie als ihre festeste Stütze und als wollten sie laut erklären, die öffentliche Meinung der anständigen Leute wende sich zu Ihren Gunsten; Sie seien ein anständiger Mensch, Sie seien bis heute verkannt worden. Wenn Sie sich am 13. Vendémiaire und bei anderen Veranlassungen so gezeigt hätten, wie Sie es gethan, sei das nur geschehen, weil Sie vom Sturmwind der Revolution mit fortgerissen und von Bösewichtern und Verbrechern geleitet worden seien; gegenwärtig spielten Sie eine sehr große Rolle, und wenn es sich darum handle, Sie zum Protektor von Frankreich und so weiter zu ernennen, würden sie dem mit Freuden zustimmen. Sie geben zu verstehen, teils durch die Freude, die sie heucheln, teils durch ihre zweideutigen Redensarten, daß es bald etwas geben muß, und daß den Republikanern bald der Kopf zurecht gesetzt werden wird, weil sie sich auf nichts Derartiges einlassen wollen.

Die wirklichen Freunde des Vaterlandes, die auch die Ihrigen sind,

fürchten für Ihr Leben und werden auf das höchste beunruhigt von dem Lobe, das man Ihnen zu teil werden läßt. Sie verhehlen sich nicht, daß die Feinde der öffentlichen Sache nur etwas machen können, wenn sie Sie vernichten, oder wenn es ihnen möglicherweise gelingen sollte, Ihnen das Vertrauen der Freunde der Republik, das Sie aus so vielen Gründen verdienen, abwendig zu machen: dann würden sie ihres Sieges sicher sein, weil sie sich alle vereint gegen Sie wenden würden.

Man sieht seit einigen Tagen keine vereinzelten Patrioten mehr; sie vereinigen sich und sagen sich gegenseitig: „Man will sich absolut Barras' entledigen; sie schmeicheln ihm, um ihn besser unterdrücken zu können. Er muß auf der Hut vor seinen Feinden sein; sie haben ihn weder durch die Verleumdung noch sonst besiegen können; und augenblicklich wollen sie sich seiner unter dem Schleier der Freundschaft entledigen. Barras muß sich mit seinen Kollegen wieder vereinigen, wenn er das noch nicht gethan hat, und sie müssen dann zusammen ein so scheußliches Komplott zu nichte machen."

Man bemerkt auf dem Gesichte fast aller einzelnen Persönlichkeiten eine Art Unruhe oder Furcht. Seit einigen Tagen stockt der Handel gänzlich; niemand wagt, irgend etwas zu unternehmen und thut auch nur das geringste. Man sagt sich gegenseitig: „Woran sind wir, ich wage nichts zu unternehmen, weil ich nicht weiß, wie die Dinge gehen werden; man sagt, es bereite sich ein neuer Streich vor."

Man kündigt ein neues Fest für den nächsten Decadi an; man sagt, das Direktorium und Bonaparte seien eingeladen; Ihre Freunde möchten Ihnen nicht raten, Barras, diesem Feste beizuwohnen. Ich überlasse es Ihrer Weisheit, diesen Rat nach seinem Werte zu beurteilen.

Ich bitte Sie um Verzeihung, mein lieber Direktor, wenn ich zu Ihnen mit der Offenheit gesprochen habe, die Sie kennen; die Freundschaft allein schreibt mir mein Betragen vor, und ich wage, mir zu schmeicheln, daß Sie an dem lebhaften Interesse nicht zweifeln, das ich an allem nehme, was Sie interessiren kann; mein Charakter ist Ihnen bekannt genug.

Ich weiß nicht, ob Sie der Nachricht Glauben geschenkt haben, die ich Ihnen vor ungefähr vier Wochen zukommen ließ.

Ich wiederhole sie: man hat seinen Entschluß gefaßt, sogar schon seit längerer Zeit, man schwankt nur noch, ob man von heute an sein Visir zurückschlagen oder ob man noch längere Zeit sich mehr oder minder verstellen soll. Man ist in letzterem Fall entschlossen, Ihnen alle Arten von Rollen vorzuspielen, um Sie besser täuschen zu können.

Erinnern Sie sich an das, was Sie schon wissen: daß der Verwegenste

immer recht hat. Der Tag, der auf denjenigen folgt, an dem man getrunken hat, ist ein trauriger Tag.

Rechnen Sie nicht zu viel auf entfernte Kräfte und mehr auf vorhandene.

Wenn die öffentliche Meinung von irgend einem Gewichte ist, können Sie keinen günstigeren Augenblick finden.

Der Herzog von Guise wurde seiner Zeit benachrichtigt, daß er auf der Besitzung von Blois ermordet werden solle; er setzte sich kühn über diese Nachricht hinweg: er hatte unrecht. Ein schreckliches Komplott hat sich gegen Barras gebildet und Bonaparte, Sieyès, Merlin und Compagnie dirigiren es; die Parteigänger der Verfassung von 93 setzen sich in Bewegung:

Vae dormientibus in margine gurgitis!

Am 17. Brumaire Jahr VIII. 17. Brumaire Jahr VIII.

Geheimbericht.

Die geheimen Ausschüsse der Abgeordneten von der Opposition vermehren sich beträchtlich und entsprechend den Fortschritten, die sie gemacht haben wollen. Einer, auf den sie sich am meisten einbilden, ist, wie sie behaupten, der, daß sie den Direktor Barras in ihr Netz bekommen haben; sie haben hinzugefügt, das sei nötig geworden zum Gelingen ihrer Projekte; aber sie behielten sich immer noch vor, ihm das zu teil werden zu lassen, was er verdiene, wenn sie ihn erst nicht mehr brauchten.

Sie wünschen sich auch Glück dazu, daß sie seine Sache von der des Direktors Sieyès haben trennen können, obgleich ihr Haß gleich groß gegen den einen wie gegen den andern ist, und sie denselben rechtfertigen werden, wenn die Zeit dazu kommt.

Die Abgeordneten von der Opposition haben gelegentlich des Essens vom 15. nur bekannte Dinge gesagt; aber sie haben auch gesagt, die Besprechung, die sie gehabt, habe das Resultat herbeigeführt, das sie erwartet hätten; es sei indes nötig, die Intrigue vollständig durchzuführen; man müsse noch arbeiten und das Eisen schmieden, so lange es warm sei. Sie haben gesagt, daß Bonaparte ihnen günstig sei und er sich jedem Friedensvertrage widersetzen werde, welcher auf die Herausgabe irgend eines der eroberten Länder abziele; er beabsichtige im Gegenteil, Italien wieder zu erobern und dort die römische, neapolitanische und cisalpinische Republik wieder herzustellen und außerdem eine Republik in Piemont zu errichten.

Die Abgeordneten von der Opposition sind unermüdlich und arbeiten ohne Unterbrechung an der Vorbereitung der Angriffs- und Verteidigungsmittel für

die nächste Sache; sie sagen: „Wir haben Bonaparte, aber die Hauptsache ist, die Ereignisse zu Gunsten der Demokratie ausschlagen zu lassen und sich bis zum Schlusse nichts merken zu lassen; ist die Sache einmal im Zug und sind die Patrioten auf den Beinen, dann muß Bonaparte in unserem Sinne vorgehen und sich von der Strömung mit fortreißen lassen; übrigens arbeitet er nur für den Ruhm, um dadurch seinen Namen auf die fernste Nachwelt gelangen zu lassen. Gut denn, die Sache der Demokratie und das Glück des Volkes werden ihm eine Carrière, glänzender als jede andere, eröffnen und er wird Lorbeeren ernten, so viel er nur will. Unsere heikelste Arbeit in unserem Sinne und die schwierigste ist es, ihn zu der Aenderung zu bestimmen und seine Eigenliebe nicht zu verletzen; ohne diese Befürchtung würde die Sache schon abgethan sein; aber es bedarf einer mehr als natürlichen Geschicklichkeit, um einen so durchdringenden Mann, der, obgleich Republikaner, von der Demokratie nichts wissen will, in eine Falle zu bringen; ist er aber einmal darin, dann muß er es machen wie die anderen."

Der Abgeordnete Fabre von der Aude, der mir schon so viele Zeichen der Gefügigkeit gegeben hatte, gab mir auch das noch, daß er mir täglich mit einer Bitte für sich oder die Seinigen kam. Dieser Vater von zwölf oder dreizehn Kindern, dem diese große Familie den Vorwand für so viele Gemeinheiten der Macht gegenüber gegeben hat, kehrte vielleicht wieder einmal sein Interesse heraus, um seine Politik zu verbergen oder kaute vielleicht zugleich mit demselben Appetit auf zwei Gebissen und ließ seine politischen Kombinationen neben seinen geschäftlichen Interessen herlaufen.

Paris, den 16. Brumaire Jahr VIII.

Fabre von der Aude, Mitglied des Rates der Fünfhundert, an den Direktor Barras.

Bürger Direktor!

Ich möchte Sie nochmals an die Bitte erinnern, die ich vor längerer Zeit bereits zu Gunsten des Bürgers Frances, meines Schwiegersohnes, an Sie gerichtet habe, der um seine Indienststellung als Kriegskommissär nachsucht. Sie versprachen mir, ihm Ihre Gunst zuzuwenden und in seinem Interesse bei der neuen Organisation mit Ihren Kollegen sprechen zu wollen. Er war seinerzeit in die von Aubry bewirkten Reformen einbezogen worden. Er bringt die besten Zeugnisse mit, und ich bin überzeugt davon, daß die früheren Minister seine Dienste zu schätzen verstanden haben.

Ich bin nicht reich und habe die Last einer zahlreichen Familie zu tragen; mein Schwiegersohn ist sehr arm und seine erst sechzehnjährige Frau hat ihm soeben das erste Kind geschenkt. Sie können sich denken, Bürger Direktor, wie sehr es mir am Herzen liegt, meinem Schwiegersohn eine Stellung und Existenzmittel zu verschaffen. Ich rechne auf Ihre Güte und Ihr Versprechen. Ich werde einen so großen Dienst niemals vergessen.

Gruß und Brüderlichkeit

Fabre.

Indem er fortfuhr, bis zum letzten Augenblicke sich mit allen Mitteln über den wirklichen Stand der Dinge zu vergewissern, lud Bonaparte am 16. Brumaire Bernadotte noch zum Essen in der Rue Chantereine ein. Jourdan und Moreau fanden sich dort mit Talleyrand, Volney, Roederer und dem ganzen Schwarm von Zivilisten und angeblichen Gelehrten ein, mit denen er sich nach seiner Taktik umgab, um sich ein Gegengewicht gegen die Militärpersonen zu geben, die keine Gelehrten waren, während er zugleich diese Gelehrten durch das militärische Prestige beherrschte. Man sprach von dem Kriege, und Bernadotte, der dem französischen Fabius, Moreau, schmeicheln wollte, sagte, sich mit Bonaparte herumzankend und indem er auf die Eroberung Aegyptens anspielte, daß es „in der Regel schwerer sei, zu erhalten, als zu erobern“. Bonaparte hütete sich wohl, den Streit weiter zu treiben, der durch diesen Ausspruch angeregt wurde; er brachte das Gespräch sofort auf die Zustände im Westen, wo die Vendéer sich wieder zu regen begannen; er that das, um einen Scherz gegen Bernadotte anzubringen, den er ansah, während er zu Talleyrand sagte: „Ja, da sehen Sie, was für ein Chouan General Bernadotte ist.“ Bernadotte entgegnete, ohne sich darüber zu ärgern: „General, vorgestern haben Sie mir vorgeworfen, ich sei ein Jakobiner, heute soll ich nach Ihnen ein Chouan sein; das ist nicht sehr konsequent.“ Da Besucher in großer Menge zuströmten, zog Bernadotte sich zurück.

Man hat wohl geglaubt, die etwas scharfen Entgegnungen Bernadottes, die Bonaparte keine Aussicht eröffneten, ihn auf seine Seite zu bringen, hätten die Bewegung um vierundzwanzig Stunden verschoben, andererseits hat man gemeint, weil der 17. Brumaire auf einen Freitag fiel, habe Bonaparte aus Aberglauben die Ausführung des Projekts auf den übernächsten Tag, den 18., verschoben. Ich für mein Teil habe in

dem, was man bei Bonaparte für Aberglauben gehalten hat, stets nur eine der Schlauheiten erblickt, um diejenigen zu täuschen, die in seinem Thun die Macht eines Verhängnisses erblicken wollten. Es hat manchmal zu den Berechnungen Bonapartes gepaßt, abergläubisch zu erscheinen, um denjenigen zu imponiren, die es vielleicht wirklich waren; er selbst ist es aber niemals so weit gewesen, daß man irgend eine seiner Handlungen thatsächlich auf diesen Grund hätte zurückführen können. Bernadotte gab uns sofort Nachricht von dem, was in der Rue Chantereine vorging.

Die direkteste Mitteilung indes, die ich in dieser Hinsicht erhielt, stammte von Saliceti. Er suchte mich am 15. auf und sagte mir, ohne sich auf irgend eine Einzelheit in Betreff dessen, was sich vorbereitete, einlassen zu wollen, da dieses, wie er mir versicherte, vor ihm am allerersten geheim gehalten werde: „Sie haben nichts so sehr zu fürchten als den Ausreißer aus Aegypten, er muß seine Desertion durch ein Verbrechen rechtfertigen, ich kenne ihn und all die Seinigen von Kindheit an, da Joseph in meinem Dienst gestanden hat, mein Hausmeister gewesen ist und mir bei Tische aufgewartet hat. Ich kenne Bonaparte von Geburt an. Ich habe ihn, wie Sie wissen, unterstützt, gefördert und verteidigt vor und nach dem 9. Thermidor und vor dem 13. Vendémiaire. Ich kenne ihn bis auf Haut und Knochen: er ist ein Spitzbube in der höchsten Vollendung, er ist ein Intrigant, ein Verschwörer, er ist ein Atheist, er ist alles, was es Schlechtes auf Erden gibt. Nehmen Sie dazu, daß er von Grund seiner Seele aus ein Korse ist, ja, ich sage es, weil ich die ganze Tragweite dieser Eigenschaft kenne; wenn wir ihn nicht töten, wird er uns töten, wir haben die Wahl."

„Wie," rufen diejenigen aus, die noch ein Interesse an der Freiheit haben, „habt ihr nicht Sorge getragen, der sich vorwagenden Verschwörung zuvor zu kommen? Welche Skrupel halten euch zurück? Wo ist dein Mut, Barras, besinnst du dich nicht mehr auf dich selbst, bist du nicht der Mann des 9. Thermidor, des 13. Vendémiaire und des 18. Fructidor? Du hast noch das erforderliche Ansehen, wenn du den erforderlichen Willen hast, Hand an diese Verschwörer zu legen, sie mindestens zu deportiren und sie mit denjenigen in die Verbannung zu schicken, die es weniger als sie verdient haben!!"

Obgleich die größte der Gefahren für das Vaterland zweifellos der innere Feind war, den es in seinem Schoße barg, und der nur auf die Zerstörung der Gesetze sann, hatte das Direktorium, obwohl es Sieger in Holland und in der Schweiz war, gewichtigen Grund, sich mit Dingen zu beschäftigen, die geeignet waren, seine Aufmerksamkeit von den Machinationen in seiner unmittelbaren Nähe abzulenken. Die Chouanerie bedrängte uns und schnitt die Verkehrswege ab; sie näherte sich Paris und drang in das Herz der Republik vor. Das Direktorium hatte wohl einige Maßregeln ergriffen, um dem Umsichgreifen des Uebels Einhalt zu gebieten. Der Kriegsminister Bernadotte hatte seinerseits einen Verteidigungsgürtel hergestellt, einen wirklichen Schutzwall. Der General Guidal war in die Gegend von Alençon geschickt worden, wo namentlich der Graf von Frotté sich regte. Dieser Vendéer war kein falscher, eines Verrates fähiger Mensch, wie ein Bourmont und Konsorten; diese ließen sich, wenn sie so thaten, als wollten sie eine Schilderhebung veranlassen, jedesmal zu Agenten bestellen, wobei dann stets ihr materielles Interesse den Ausschlag gab. Von Frotté war ein aufrichtiger, unerschrockener Mann, dessen ganze Schlauheit nicht über den Bereich des Krieges hinaus ging; in letzterem bewies er ebenso viel Geschicklichkeit wie Mut. Nachdem er seit Ausbruch des Krieges verschiedenemal an mehreren Punkten durch sein persönliches Eingreifen große Erfolge errungen, hatte Frotté stets seine Erfolge sich durch die Schwäche und den Abfall der Leute seiner Partei verzetteln sehen, die ihn doch hätten unterstützen müssen, wie durch Bourmont, von dem man schon gesehen hat, wie er in Gegenwart des Generals Hoche vor der Republik die Waffen streckte, wie er dann nach England ging, um sich Geld geben zu lassen, dann wieder nach Frankreich kam, um das englische Geld durchzubringen und uns dann noch seine eigenen Pläne gegen uns auszuliefern, wie er darauf wieder zu den Engländern ging, um denselben unsere gegen sie gerichteten Verteidigungsmittel zu verraten. Als Frotté in dem Kriegsminister Bernadotte einen entschiedenen, aufgeweckten und entschlossenen Charakter erblickte, der die Chouanerie keine Fortschritte mehr machen lassen, sondern ihr direkt zu Leibe wollte, wollte Frotté, nachdem er, um bessere Friedensbedingungen zu erlangen, das Kriegsbanner entrollt, entschieden seinen Frieden mit der

Republik machen. Er hatte mir in diesem Sinne von einer aufrichtigen Unterwerfung unter die augenblicklich bestehende Ordnung sprechen lassen. Die neuen Siege in Holland und der Schweiz, die gute Verwaltung und der Aufschwung, den Bernadotte dem Kriegswesen verliehen hatte, ließen die Lage der Republik den Royalisten gegenüber imponirend und zugleich für die Republikaner beruhigend erscheinen. Ich war sehr erstaunt, als der Kommandant der Division von der Orne in dem an das Direktorium gerichteten Bericht über die letzten aufständischen Thaten von Frottés, in welchem er mir mitteilte, daß dieser Vendéer geneigt sei, seine Waffen vor der Republik zu strecken, oder sie vielmehr für immer niederzulegen, ich war, sage ich, sehr erstaunt darüber, daß dieser selbe Kommandant mir berichtete, daß ihm von Frotté selbst die Mitteilung geworden, „der Vendéer habe von Paris Anerbietungen zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen das Direktorium erhalten, wenn es sich zu diesem Zwecke wenden wolle . . .“ an wen? . . . wird man es glauben? an Bonaparte selbst, der, aus Aegypten zurückgekehrt, nicht mehr der Autorität des Direktoriums unterworfen sein wolle und nur verlange, als erster mit der Partei der Vendée in Verbindung zu treten und die Republik zu stürzen.

Dieses doppelzüngige Verhalten Bonapartes konnte niemand in Erstaunen setzen, der sich vergegenwärtigte, daß es stets das gleichmäßige Verhalten des Mannes war, der am 13. Vendémiaire mit den rebellischen Sektionen verhandelte und ihren Dienst gegen den Konvent begehrte, einen Augenblick, bevor er sie mit der Kanone des 13. Vendémiaire niederschmetterte. Indem er mir diese Mitteilungen durch Guidal zugehen ließ, ließ mir von Frotté positiv erklären, „daß er ein derartiges Paktiren mit Verrätern von der Art des Korsen, dessen Vorschlag man ihm mitgeteilt habe, verachte und zurückweise; er, Frotté, beabsichtige, nur mit dem Direktorium durch meinen Mittelsmann zu unterhandeln.“

Wer vermag die Grenzen für die Treulosigkeit zu ziehen, die Bonaparte bei jedem Anlasse entfaltete? Wem wollte er in diesem Augenblicke am schlimmsten mitspielen, dem Direktorium oder von Frotté? Gegen wen richtete sich am entschiedensten das, was er sich heimlich vorgenommen? Ach, ohne Zweifel mußte alles, von dem er argwöhnte, daß es sich

seinem Ehrgeiz entgegenstelle, den Gegenstand seines Hasses bilden! Aber dieser ließ ihm die Herrschaft über seine Berechnungen, insoweit wenigstens, daß er zunächst demjenigen den Vorzug gab, der ihn von dem andern befreien könne, auf daß er sich alsdann gegen den Ueberlebenden von den beiden wenden könne.

Unterdes fuhr Frau Bonaparte, die für ihren Teil mit der Ausspionirung des Direktoriums beauftragt war, fort, ihre Schritte bei mir mit dem Vorwande ihrer Treue gegen ihr altes Verhältnis zu bemänteln und übte die Polizei nicht allein über mich, sondern auch über meine Adjutanten aus, mit welchen die Zwanglosigkeit ihres Verkehrs ihr das Recht gab, auf dem Wege der Fragestellung vorzugehen; aber da ich und meine Freunde das Ziel dieser interessirten Fragen erkannt hatten, und sie sich oft in ihrer Absicht durchkreuzt sah, faßte sie den Entschluß, sich einen Rückhalt an dem Verhältnis zu schaffen, in das Gohier sie allzu willfährig zu seiner Frau hatte treten lassen, und um alle Welt gleichzeitig zu täuschen, sagte sie zu Frau Gohier: „Mein intimes Verhältnis zu Ihnen wird für alle Verleumdungen einstehen.“ Man wird bald sehen, welchen Vorteil Frau Bonaparte in ihrer Berechnung aus Frau Gohier an dem Tag einer großen Krisis ziehen wollte.

Das gegen die Nationalvertretung und das Direktorium beabsichtigte Attentat war doch etwas schwer in Paris, wo alle verfassungsmäßigen Behörden ihren Sitz hatten und ihre Rechte ausübten, an diesem Sitze selbst auszuführen, über den sie die Polizeigewalt hatten, und wohin kein Fremder kommen konnte, ohne sich einer Verfolgung durch die Gesetze auszusetzen. Man mußte daher die politischen Körperschaften, gegen die und durch die man handeln wollte, verlegen. Es war ein Schauplatz nötig, auf dem es weder Tribünen noch ein Publikum noch eine Nationalgarde gab, denn die Bürgergarde hätte im Gefühle der Gemeinschaft denjenigen mit ihrer Waffe beistehen können, welche sich den ungerechten Angreifern gegenüber in einer gesetzmäßigen Lage befanden. In Erinnerung an die Gewaltthaten der Revolution und um die Nationalvertretung denjenigen zu entziehen, deren Opfer sie werden könne, hatte die Verfassung des Jahres III den Rat der Alten ermächtigt, die Nationalvertretung nach einem andern Orte als Paris zu verlegen. Diese

schätzenswerte Voraussicht der Gesetzgeber vom Jahre III soll zur verräterischen Waffe in der Hand der Verschwörer werden, die Nationalvertretung ihren Boden verlieren lassen, sie gewaltsam aus Paris hinaus verlegen und mit dieser Ueberführung den General Bonaparte zu betrauen. Das ist die Idee des Genies, welches die Verschwörung leiten soll. Nachdem man sich so weit mit Sieyès verständigt, glaubt man, man habe für die Ausführung den 18. Brumaire festgesetzt wegen der Aehnlichkeit des Monatsdatums mit dem des 18. Fructidor.

Um die Ausführung vorzubereiten, wurde ein geheimes Rendezvous für den 16. Brumaire morgens bei Lemercier, damals Präsident der Alten, gegeben. Die Hauptverschworenen waren Lucien Bonaparte, Präsident der Fünfhundert, Boulay von der Meurthe, Régnier, Courtois, Cabanis, Villetard, Cornet, Fargues, Chazal, Vimar, Frégeville, Goupil, Herwin, Cornudet, Rousseau, Delecloy und so weiter. Inmitten dieser satanischen Vereinigung wurde festgesetzt, daß die Räte und das Direktorium unversehens nach Saint Cloud verlegt werden sollten und daß diese Verlegung von der Kommission der Inspektoren im Rate der Alten beantragt werden solle.

Der Rat der Alten sollte morgens um sechs Uhr, der der Fünfhundert erst um elf Uhr zusammenberufen werden. So sollte der Verlegungsbeschluß gefaßt werden, bevor die Fünfhundert mit der Sitzung begonnen hätten, und da jede Beratschlagung durch die Verfassung untersagt war, wollte man in dem Augenblicke, wo der Verlegungsbeschluß verkündet werde, durch diese Verkündigung die Rednerbühne der Fünfhundert sperren und sich so jede peinliche Erörterung ersparen.

Um eine Exekutionstruppe zu haben, ohne dem Direktorium einen Wink zu geben, welches das Zusammenziehen derselben verhindern könnte, ließ man durch den kommandirenden General der 17. Division, Lefèbvre, eine Revue anordnen. Lefèbvre selbst hatte keine Ahnung von dem Zwecke derselben.

Bonaparte sollte derselben als militärischer Liebhaber beiwohnen, dem man diese Zuvorkommenheit erwiese. Aber nach dem schlau ersonnenen Plane der Verschwörer sollten die Rollen auf dem Schauplatze selbst sofort gewechselt werden. Bonaparte fand sich zum General der

17. Division ernannt; er setzte sich an die Stelle Lefèbvres und wurde der Oberleiter der ganzen Aktion, von der man glaubte, er wohne ihr nur als Zuschauer bei.

Nachdem man über den Verlegungsbeschluß übereingekommen war, beschloß man, um ihm das Ansehen eines wirklichen Beschlusses zu geben, einen Teil des Rates der Alten zusammenzuberufen, der, da er in die Sache eingeweiht war und man sich auf ihn verlassen konnte, den Erfolg der Maßregel, die man in Vorschlag bringen wollte, sichern sollte. Infolge dessen versammelte sich die Kommission der Inspektoren unter dem Vorsitze Cornets in der Nacht, nachdem man vorsichtig die Fensterläden geschlossen und die Vorhänge herabgelassen hatte, um dem Publikum die Arbeit zu verheimlichen, die in den Bureaux vorging. Da die Inspektoren sorgfältig erwogen hatten, bis zu welchem Grade sie sich auf jedes einzelne Mitglied des Rates der Alten verlassen könnten, sorgte man dafür, daß die Einladungsschreiben zu verschiedenen Stunden zur Austeilung gelangten, je nach dem Zutrauen, das man zu denen hatte, an welche sie gerichtet waren, das heißt je nach dem Grad, in welchem man sie für fähig hielt, an der Ausführung des Komplotts teilzunehmen. Nachdem man kaltblütig über diese Klassen von Persönlichkeiten beraten und sie festgesetzt hatte, nahm man von der Zusammenberufung noch sechzig bis achtzig Mitglieder aus, deren Ungestüm, das heißt deren Ehrlichkeit man fürchtete.

Als der Urheber der Zusammenberufung, der Bürger Cornet, sein Manöver morgens um acht Uhr gelungen sah, hielt er eine Ansprache, die er in seinem späteren geschichtlichen Bericht die Bescheidenheit hat, „energisch“ und selbst „beredt“ zu nennen. Er gab eine Uebersicht über das, was man die Gefahren des Vaterlandes und die Notwendigkeit, es zu retten, nannte. Das Mittel, es zu retten, bestand darin, daß kraft der Artikel 102, 103 und 104 der Verfassung der Rat der Alten es auf sich nahm, die Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach Saint Cloud anzuordnen, und daß er den General Bonaparte mit der Ausführung des Beschlusses und der zur Sicherheit der Volksvertretung erforderlichen Maßregeln betraute. Infolgedessen unterstellte der Rat der Alten dem Befehl Bonapartes, als des Kommandanten der 17. Division, die Garde

des gesetzgebenden Körpers, die ansässigen Nationalgardisten und die Linientruppen, die sich in dem Kommunalbezirk von Paris, in dem verfassungsmäßigen Arrondissement und dem gesamten Gebiet der 17. Division befanden. Alle diese Corps wurden angehalten, den General Bonaparte in dieser Eigenschaft anzuerkennen und ihm Folge zu leisten. Der Rat der Alten mußte noch Bonaparte zu sich berufen, damit er von ihm eine Ausfertigung des Beschlusses in Empfang nehme, den Eid leiste und sich mit der Kommission der Inspektoren der beiden Räte verständige. Der Präsident Cornet schlägt noch vor, den Beschluß durch einen Boten dem Rate der Fünfhundert und dem Direktorium zuzustellen, ihn sofort drucken und durch außerordentliche Kuriere in sämtlichen Gemeinden der Republik verbreiten zu lassen. Cornet wurde unterstützt von Régnier, dem nachmaligen Oberrichter und Herzog von Massa, der damals schon demjenigen die nötige Gewähr darbot, dessen Erhebung in der Folge seinen Verrat und seine Gemeinheit belohnen sollte. Alles das ging ganz vortrefflich, sagte später der „Bürger Cornet", nachdem er „Graf Cornet" und cynischer Geschichtsschreiber seines eigenen Werkes geworden war.

Nach der getroffenen Uebereinkunft hat Bonaparte um sieben Uhr morgens bei sich in seinem Hause in der Rue Chantereine, die neuerdings wegen ihres berühmten Bewohners den Namen Rue de la Victoire erhalten hat, sämtliche Generale versammelt, auf die er zählen konnte. Die meisten dachten dabei nichts anderes, als daß sie zum Frühstück eingeladen seien. Bonaparte hat selbst eine Einladung an sämtliche Adjutanten der Nationalgarde ergehen lassen; alles hat sich in großer Uniform dorthin begeben. Er wartete in seinem Privatkabinet auf den Beschluß der Alten.

Seine Frau Josephine, die bisher ihre Veranlagung zur Intrigue nur in untergeordneten Angelegenheiten bekundet hatte, soll sich nunmehr in ihrem ganzen Glanze zeigen. Man hat gesehen, wie sie im voraus ihre Batterien gegen Frau Gohier richtete; schon den Beginn mit der Mission machend, die ihr Bonaparte anvertraut hatte, war sie beauftragt worden, zum Frühstück zu sich auf acht Uhr morgens den Präsidenten Gohier und seine Frau zu bescheiden. Auf diese Weise wollte man sich unseres Präsidenten bemächtigen und so den Anfang mit der Desorgani=

sation des Direktoriums machen. Da eine Art von Instinkt Gohier zurückgehalten hatte, diese so auffallend frühe Einladung anzunehmen, kam Frau Gohier allein. Bonaparte, äußerst verdrießlich darüber, den Präsidenten Gohier sich entgehen zu sehen, wollte ihm durch seine Frau schreiben lassen, um ihn in die Falle zu locken; sie weigerte sich, sich zu diesem Anschlage herzugeben und schrieb im Gegenteil ihrem Mann, statt ihn zum Kommen zu veranlassen, daß er sehr wohl daran gethan habe, das Direktorium nicht zu verlassen, gegen das allem Anscheine nach außerordentliche Vorbereitungen getroffen würden. Frau Bonaparte wollte Frau Gohier noch zurückhalten, da diese sich zurückzuziehen wünschte; sie sagte ihr in hinterlistiger Weise, sie habe ihr dadurch, daß sie am vorhergehenden Tage noch nachts um zwölf Uhr ihr den Einladungsbrief durch ihren Sohn geschickt habe, bewiesen, wie wichtig es ihr sei, sie bei sich zu haben; es handle sich um ihr höchstes Interesse, weil Gohier nach den Absichten Bonapartes einen integrirenden Teil der neuen Regierung bilden solle, die man errichten wolle; wenn sie wieder zu ihrem Mann käme, möge sie ihn veranlassen, über den Wunsch nachzudenken, den sie ermächtigt sei, ihm kundzugeben. Der Einfluß, den Siéyès auf die Ereignisse ausüben könne, die sich vorbereiteten, hing zum großen Teile von dem Entschlusse ab, den der Präsident Gohier fassen werde. Frau Bonaparte hatte noch hinzugefügt, „in dem gegenwärtigen Augenblicke müßte ich zu allererst meine Entlassung einreichen, denn alle Mittel, selbst die der Gewalt, würden gegen mich angewendet werden, wenn ich mich weigerte".

Frau Gohier stand gerade im Begriffe, das Haus Bonaparte zu verlassen, als sie Bernadotte eintreten sah, der von Joseph herangebracht wurde. Letzterer, der immer noch die ihm seit langem schon anvertraute Mission erfüllte, Bernadotte zu bewachen und, wie er dem General sagte, für ihn einzustehen, hatte ihn geweckt und ihn wegen einer äußerst dringenden und keinen Aufschub duldenden Angelegenheit zu seinem Bruder gebracht. Bernadotte war einigermaßen erstaunt, als er den militärischen Apparat erblickte, der den hofartigen, aus der Rue Chantereine nach dem Hause Bonapartes führenden Zugang erfüllte. Offiziere und Soldaten gaben eine Erregung kund, die aussah, als ob sie vom Weine herrührte. Joseph führte Bernadotte in das Kabinet, wo sich bei Bonaparte dessen

Adjutant Lemarois und General Lefèbvre befanden. Sie standen aufrecht. Bernadotte glaubte im ersten Augenblicke, Lefèbvre sei Gefangener; er setzte sich sofort auf einen Stuhl und gab Lefèbvre ein Zeichen, das Gleiche zu thun, doch dieser zauderte. Ein Blick aus dem Auge Bonapartes beruhigte ihn und er ließ sich respektvoll, den Blick auf Bonaparte gerichtet, nieder. Bonaparte sagte sofort zu Bernadotte: „Wie, Sie kommen nicht in Uniform!" Auf die Entgegnung Bernadottes: „Ich habe keinen Dienst," sagte Bonaparte: „Sie werden ihn sogleich haben." — „Ich glaube es nicht," entgegnete Bernadotte. Bonaparte erhob sich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn in ein benachbartes Zimmer. „Das Direktorium regiert schlecht," sagte er; „es würde die Republik zerstören, wenn wir nicht ein Einsehen hätten. Der Rat der Alten hat mich zum Kommandanten von Paris und zu demjenigen der Nationalgarde und sämtlicher Truppen der Division ernannt; werfen Sie sich in Uniform; Sie werden mich bei den Tuilerien finden, wohin ich mich stehenden Fußes begebe." Auf die Weigerung Bernadottes sagte Bonaparte zu ihm: „Sie glauben vielleicht auf Moreau, Macdonald, Beurnonville und einige andere Generale zählen zu können? Dieselben werden eher, als Sie es glauben, zu mir kommen, denn sie sind es bereits und warten schon lange in meinem Vorzimmer auf mich." Mit großer Zungengeläufigkeit zählte er ihm etwa dreißig Mitglieder der Rates der Alten her, welche Bernadotte für treue Freunde der Verfassung vom Jahre III gehalten hatte. „Sie kennen die Menschen nicht," fügte er hinzu, „sie versprechen viel und halten wenig." Als Bernadotte fortfuhr, seine Mitwirkung an dem Umsturze einer Verfassung zu verweigern, die gegen tausend Leuten das Leben gekostet hatte, sagte Bonaparte: „In diesem Falle werden Sie hier bleiben, bis ich den Beschluß von den Alten erhalte."

Der Gedanke, sich auf diese Weise zum Gefangenen gemacht zu sehen, empörte Bernadotte und er sagte mit einer wahren Wut: „Es kann sein, daß man mir den Tod gibt, aber ich bin nicht der Mann, der sich gegen seinen Willen zurückhalten läßt," und während er das sagte, schüttelte er lebhaft einen Stockdegen, den er in der Hand hielt, und die Bewegungen, die er dazu machte, konnten zu dem Glauben veranlassen, daß er im Begriffe stehe, sich dessen bei einem derartigen Ueberfalle zu bedienen.

Bonaparte war kein Cäsar, der den Metellus mit seinem Schwerte bedrohte, und stark genug, um ihm zu sagen: „Es ist mir ebenso leicht, dich zu töten, wie dir das zu sagen.“ Bonaparte hat bei all seiner Kühnheit niemals die Art von Festigkeit besessen, die fähig gewesen wäre, einen persönlichen Streit durchzuführen, wenn er nicht die Kraft der übrigen zu seiner Verfügung gehabt. Er zitterte wirklich, als Bernadotte mit der wahrhaft dröhnenden Stimme eines ehemaligen Rekruteninstruktors ausrief: „Auch ich habe meine Proben im Dienste der Republik abgelegt! Ich habe das Recht, gegen einen andern meinen Anteil an der militärischen Ehre zu verteidigen!“ Bonaparte, der sofort seine schmeichlerische Geschmeidigkeit wieder gewann, erklärte Bernadotte, daß er volle Freiheit habe, daß er niemals auch nur den Gedanken gehabt habe, ihn zurückzuhalten, daß er ihn ebenso ehre wie liebe, daß er ihn stets geliebt habe, selbst damals, als er ihn jüngsthin noch einen Chouan bei der italienischen Armee genannt habe. „Alles, um das ich Sie bitte, General Bernadotte,“ sagte er mit noch größerer Zutraulichkeit und lächelnd zu ihm, „ist, daß Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, nichts gegen mich zu unternehmen.“ (Das Wort „ich“ kam ihm bereits auf die Zunge und war wohl der Ausdruck seines egoistischen Gedankens, der sich in der Folge so häßlich entwickeln sollte.) Der Ausdruck Ehrenwort gehört zu denjenigen, welche die Militärpersonen als ein besonderes Recht für sich in Anspruch nehmen, um sich aus gewissen Verlegenheiten zu ziehen oder dieselben kurz abzuschneiden, aus denen es ohne dieses Hilfsmittel für sie keinen so leichten Ausweg gäbe. Bernadotte erwiderte: „Ja, als Bürger gebe ich das Ehrenwort, nichts zu thun.“ Es ist nicht ganz leicht, einzusehen, was hier General Bernadotte mit der Unterscheidung des Bürgers meinte, denn wenn es sich hier darum handelte, irgend etwas zu sein und sich als irgend etwas zu zeigen, so konnte das nur die Eigenschaft eines Bürgers sein; ja, es verlieh sogar diese Eigenschaft die größten Rechte, wie sie selbst die Pflicht des Widerstandes auferlegte.

Bonaparte war in einem Sinne, der ganz verschieden von dem ist, den die Erinnerung an jene Ereignisse in uns heraufbeschwört, zuerst ganz erstaunt; aber beunruhigt darüber, was Bernadotte wohl mit dem Worte „als Bürger“ wollen mochte, fragte er ihn: „Was verstehen Sie

darunter?" — „Daß ich mich nicht in die Kasernen und an öffentliche Orte begeben werde, um den Geist der Soldaten und des Volkes zu bearbeiten; wenn aber der gesetzgebende Körper und das Direktorium mir den Befehl geben, sie zu verteidigen und mir das Kommando über ihre Garde anvertrauen . . ." — „Ach, darüber bin ich ganz ruhig," entgegnete Bonaparte, „sie werden Ihnen keinen Auftrag geben; sie fürchten Ihren Ehrgeiz mehr als den meinigen; ich bin, was mich anlangt, gewiß, daß ich keinen andern habe, als die Republik zu retten. Ich will mich mit einigen Freunden nach Malmaison zurückziehen."

Nach Beendigung dieses Gesprächs verließ Bernadotte das Zimmer und Bonaparte schien weit entfernt davon, ihn zurückzuhalten und begleitete ihn hinaus, als sei er froh darüber, einen Menschen los zu werden, den man physisch fürchtet. Er sagte indes zu Joseph mit erregter Stimme: „Begleite ihn!" Bernadotte durchschritt beim Weggehen eine Menge von Generalen, welche den Hof und einen Teil der Straße erfüllte, denn es ist durchaus wahr, wie Bonaparte es schon verkündet hatte, daß die Leute vom Schlage Moreaus und Beurnonvilles die ersten waren, die gleich Macdonald die Befehle ihres Gebieters erwarteten. Bernadotte meint, er habe ihnen durch die Blicke, die er ihnen zugeworfen, gezeigt, wie sehr er ihr Betragen mißbillige. Es ist allerdings wahr, daß die Blicke Bernadottes, besonders von seinen Worten begleitet, oft von der größten Wirkung auf die Soldaten gewesen sind, auf die er sie richtete. Man könnte sich daher ihre Wirkungslosigkeit bei diesem Anlasse wohl nur durch ihr Schweigen erklären. Bernadotte ist vielleicht weit stiller fortgegangen, als er erzählt hat, und was einem solchen Gedanken als Anhalt dient, ist der Umstand, daß Joseph, der auf dem Hofe noch bei Bernadotte stehen blieb, ihn aufforderte, er möchte kameradschaftlich zu ihm in die Rue du Rocher frühstücken kommen, wo er mehrere Mitglieder des gesetzgebenden Körpers versammelt habe.

In diesem Augenblicke trat der Bürger Inspektor Cornet ein, der keinem andern Boten es hatte überlassen wollen, Bonaparte den Beschluß zu überbringen. Als triumphirender Bote kam er selber, um seinem Gebieter als etwas Unerwartetes den Beschluß zu überreichen, den dieser mit so großer Ungeduld und Erregung erwartete. Er nahm sich nur

die Zeit, so laut zu sagen, daß Bernadotte es hören konnte: „Auf denn, zu Pferde; nach den Tuilerien!“ Macdonald bat sich die Ehre aus, ihm den Steigbügel zu halten und sein erster Adjutant zu werden. Seine Haltung und seine Rolle standen wahrhaftig noch unter dieser untergeordneten Stellung.

Man hat gesehen, wie Bernadotte, als er an diesem Morgen des 18. Brumaire zu Bonaparte kam, diesen mit Lefèbvre und Lemarois in seinem Privatkabinet antraf. Bonaparte hatte vorher Talleyrand, Roederer und Macdonald empfangen, die früher aufgestanden waren als alle anderen. Man hat gesagt, daß er diese verdammten Seelen mit einem Eidschwur auf das Kruzifix dazu verpflichtet habe, nichts zu verraten, und daß in dem Augenblicke, wo Bernadotte in Begleitung Josephs gemeldet worden sei, Bonaparte rasch das Kruzifix ergriffen und unter seinem Rock versteckt habe, indem er Talleyrand, Roederer und Macdonald, die er hastig in ein anderes Zimmer stieß, sich habe entfernen lassen, um sie an einem Zusammentreffen mit dem neuen Ankömmling zu verhindern, und daß er nur Lefèbvre und Lemarois bei sich behalten habe, um sie nötigenfalls, wenn es zu einem Streit mit Bernadotte kommen sollte, zu seiner Verteidigung bei der Hand zu haben. Bernadotte, der bei seinem Eintritte wohl so etwas wie eine allgemeine Verwirrung und Bestürzung wahrnahm, hat das Kruzifix nicht selbst gesehen und er konnte es auch wohl nicht sehen, da, selbst nach dem angegebenen Berichte, Bonaparte es bereits unter seinem Rocke verborgen hatte.

Obwohl der wirklich oder nur erheuchelt abergläubische Charakter Bonapartes, eines Mannes, der stets darauf bedacht war, andere zu täuschen, sich aber selbst niemals täuschen lassen wollte, es gestattet, an alles Derartige bei diesem Komödianten zu glauben, will ich doch nicht behaupten, daß diese Komödie in dem Augenblicke, um den es sich handelt, wirklich gespielt worden ist. Sie stimmt aber ganz zu dem Charakter Bonapartes, desjenigen, der stets das aufführte, was die Italiener „comedia in comedia“ nennen. Bernadotte war es indes nicht entgangen, daß während seiner ganzen Unterhaltung mit Bonaparte in dessen Wesen etwas äußerst Verlegenes zu Tage getreten war, das sich auf etwas anderes zu erstrecken schien als auf das, was sie so erregt hatte,

und es war ihm so vorgekommen, als stehe das Verlegenheitsgefühl mit den Personen im Zusammenhange, die sich in dem Vorzimmer befanden und denen er mit seinen Blicken Stillschweigen über das zu empfehlen schien, was kurz zuvor zwischen ihnen vorgegangen war. Als aber Bernadotte nach der zwischen ihnen vorgefallenen Scene sich entfernte und von seiner Person eine Indiskretion nicht mehr zu befürchten stand, blickte Bonaparte die Anwesenden mit größerer Sicherheit an und mit einer Wohlgefälligkeit, die Bernadotte verraten haben würde, daß in allen diesen Leuten nur seine Mitschuldigen und Helfershelfer bei dem Ereignisse zu erblicken seien, das sich nunmehr vollziehen sollte. Er lächelte sogar der Schar seiner Verschworenen zu; dieses Lächeln mochte wohl ein ähnliches gewesen sein wie das, welches nach Milton die Lippen Satans umspielte, als er Heerschau über die abtrünnigen Engel hielt, mit denen er den Ewigen zu vernichten gedachte.

Bonaparte langt in den Tuilerien an, gefolgt von Macdonald, Moreau, Beurnonville und dem ganzen neuen Generalstab, den der Verrat gebildet hatte und den die Servilität in der Folge noch in ganz anderen Entwicklungsstadien zeigen wird. Die unter dem Vorwande einer Revue versammelten Truppen fanden sich alle zur Stelle. Die Schwenkung der Truppen ließ nicht lange auf sich warten und machte nicht einmal den Eindruck eines Uebergangs. Die meisten der Führer der Linientruppen umgeben, sei es, daß sie in das Geheimnis eingeweiht waren oder daß sie sich durch die Anwesenheit des aus der Elite der republikanischen Generale gebildeten Generalstabs imponiren ließen, sofort Bonaparte, bringen ihm ihre Glückwünsche dar und ziehen ihre Degen zum Zeichen der Treue und der Ergebenheit gegen den neuen Kommandirenden, den sie bekommen sollen. Bonaparte sagte, indem er sich den Anschein gab, als füge er sich der Zivilbehörde, daß er „sich unter den Befehl des Rates der Alten stelle, von dem er seine Ernennung erhalten habe und dem er gehorchen müsse“. Dann ernennt er zunächst, einen Ton des Hochmuts anschlagend, der noch über seine gewöhnliche Verwegenheit hinausgeht, die sich hier übrigens im Anfangsstadium ihrer Entwicklung befindet, zu seinem ersten Stellvertreter den General Lefèbvre, an dessen Stelle er sich eben erst in so schamloser Weise gesetzt hatte.

Der Leser, der mich hier etwas umständlich über die Vorfälle berichten hört, die eigentlich nur andere Persönlichkeiten anzugehen scheinen, wird sich vielleicht darüber wundern, daß er mich nicht eher auf dem Schauplatz erscheinen sieht. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, ich wolle andere vorschieben, um mich zurückzudrängen, mich meiner Rolle zu entledigen und mich der von ihr auferlegten Verantwortlichkeit zu entziehen. Ach, ich habe mich dieser Verantwortlichkeit nie entziehen und mein politisches Verhalten mit dem Mantel der Unfehlbarkeit bedecken wollen, ein Verhalten, das meine Mitbürger ein Recht zu erkunden haben. Ich erkenne ihnen dasselbe Recht auch hinsichtlich meines Privatlebens zu, für das ich durchaus nicht das Vorrecht des „ummauerten Lebens" in Anspruch nehmen will.

Es ist wahr, daß ich mich einer doppelten Sicherheit hingab: 1) hinsichtlich der Idee eines absoluten Umsturzes unseres Staatsgrundgesetzes. Ich glaubte das Verlangen nach Neuerungen und selbst der Ehrgeiz der Verwegensten gingen nicht und könnten nicht über einige Abänderungen und einen Wechsel der Personen im Direktorium hinausgehen. Ich war diesem Wunsche durch das freiwillige Anerbieten einer durchaus freiwilligen Abdankung entgegengekommen. 2) Ich glaubte immer noch, daß eine Veränderung, in welcher Art man sie auch beabsichtige, nicht vor dem 22. Brumaire versucht werden würde.

An allen vorhergehenden Tagen und selbst noch am 17. Brumaire bis Mitternacht hatte ich den Besuch, den ich einen Huldigungsbesuch nennen möchte, aller im Dienste der Republik stehenden und angesehenen Leute, vom Zivil sowohl wie vom Mititär, erhalten. General Lefèbvre, Macdonald und Beurnonville kamen, um mir wie gewöhnlich ihre ehrfurchtsvollen Komplimente darzubringen, namentlich die beiden letzteren hatten darauf bestanden, den Schwur ihrer Ergebenheit auf Leben und Tod zu erneuern. Ich hatte nach ihnen den Obersten Sebastiani empfangen, welcher mich in dem Abstande, in dem ihn die Bedeutungslosigkeit seines Ranges wie seines geschmeidigen und kriechenden Charakters hielten, mit Schmeicheleien der niedrigsten Art überhäuft hatte.

Obgleich ich nach zwei Uhr schlafen gegangen war, stand ich doch morgens um fünf Uhr wieder auf und hatte schon meine Korrespondenz

vom vorhergehenden Tage in Ordnung gebracht; ich war nicht im Bade, wie man gesagt hat, aber damit beschäftigt, mich zu rasiren, als morgens um sieben Uhr mein alter Adjutant, Viktor Grand, eintritt, der gekommen war, um mir guten Morgen zu wünschen und meine Befehle in Empfang zu nehmen. Er täuschte sich keinen Augenblick über das, was sich vorbereitete; er fand das Luxembourg ohne Wachen; ein einziger Veteran, der noch da war, sagte ihm: „Ich bin allein hier; alles ist fortgegangen." Viktor Grand teilte mir diese Nachricht mit, die, ich gestehe es, mich sonderbar berührte. Ich gab Viktor Grand Befehl, sich in Uniform zu werfen und meine Pferde satteln zu lassen; wir wollten uns in das Faubourg Saint Antoine begeben.

In diesem Augenblicke kommt General Debelle, der Schwager Hoches, an, den ich um dieses Verwandtschaftsverhältnisses vielleicht mehr als um seiner persönlichen Eigenschaften willen stets sehr gut behandelt hatte, und der eine große Verehrung für mich zur Schau trug. Er sagte mir, „er stehe zu meiner Verfügung, was auch kommen möge," und teilte mir dann sogleich weiter mit, daß es in Paris „weder eine Uniform noch Pferde" gebe. Ich sagte ihm, daß ich ihm Pferde geben lassen werde. „Was meinen Anzug betrifft," sagte er mir, „so werde ich mich nach den Pfeilern in den Hallen begeben und mir dort eine Generalsuniform kaufen, welche es auch sei, ich komme sofort zum Luxembourg zurück und werde Ihr Adjutant sein." Er hat nichts wieder von sich sehen lassen.

Ich wartete auf die Rückkehr Debelles und die Ankunft mehrerer Militärpersonen, nach denen ich geschickt hatte, und auf die ich nach allen Kundgebungen der Ergebenheit, die sie mir in den letzten Tagen erst wieder erneuert hatten, rechnen zu können glaubte, als ich den folgenden Brief erhielt:

Rat der Fünfhundert.
Gesetzgebender Körper.

Paris, den 18. Brumaire Jahr VIII.

Die Volksvertreter und Mitglieder der Kommission der Inspektoren an den Direktor Barras.

Die Kommission beeilt sich, Ihnen Mitteilung von dem Beschlusse der Verlegung der Residenz des gesetzgebenden Körpers nach Saint Cloud zu machen.

Der Beschluß wird Ihnen zugestellt werden, aber Sicherheitsmaßregeln erfordern nähere Bestimmungen, mit denen wir uns beschäftigen.

Wir laden Sie ein, zu der Kommission der Inspektoren der Alten zu kommen; Sie werden dort Ihre Kollegen Sieyès und Ducos finden.

Brüderlichen Gruß.

Gezeichnet: Barailon, Fargues, Cornet.

Dieser sonderbare Brief findet mich in einer Erbitterung, in die mich bereits die Desertion unserer Truppen, die zweier Kollegen und die Abwesenheit aller der Meinigen versetzt hatte. Ich glaube Botot auf Entdeckungen aussenden zu sollen und beauftrage ihn, direkt Bonaparte aufzusuchen, wo dieser sich auch befinden möge, um sich des genaueren über die Rolle zu versichern, die er bei diesem Handel zu spielen behaupte.

Gohier und Moulins suchen mich auf; sie waren nicht im stande, Näheres über unsere Lage zu melden; sie wußten nur mit voller Bestimmtheit, daß alles uns verlassen hatte. „Wir dürfen uns nicht selbst verlassen," sage ich zu meinen beiden treuen Kollegen, „und wir müssen uns das aufrichtig zusagen. Wir sind zu dritt; das Direktorium ist folglich noch in der Majorität." Wir kommen überein, uns in einer Stunde in unserem Beratungssaale wieder zusammen zu finden.

In diesem Augenblicke kommt Botot zurück; er hat Bonaparte in den Tuilerien getroffen; man glaubte, mich selbst auf den Brief des Rates der Alten hin zu haben. Da sie nicht mich, sondern Botot kommen sehen, ist Bonaparte erstaunt darüber, daß ich es wage, seinem Befehle nicht zu gehorchen, wie es Gohier gleichfalls gethan hat. „Wo ist Barras? Warum ist er nicht hier? Da sind seine beiden Kollegen, die Bürger Sieyès und Roger Ducos, die anderen werden gleich kommen. Will er sich allein zurückhalten?" Er sagte das anfangs mit leiser Stimme und beinahe mit freundschaftlicher Miene, als Bonaparte, weil Botot zu zweifeln scheint, daß meine beiden Kollegen eher als ich zu erscheinen geneigt sein möchten, in Wut gerät und sich zu dem bekannten Ausfall hinreißen läßt, über den die Blätter in verschiedener Weise berichtet haben, wenn sie auch alle gleichmäßig die Ueberhebung Bonapartes anerkannt haben. Fragte er nicht Botot, „was man mit Frankreich, seinen Armeen und den Schätzen gemacht habe, die er bei seiner Abreise nach

Aegypten zurückgelassen? Was ist aus den Gefährten seines Ruhmes geworden?" Uebrigens schloß er mit einem verächtlichen Lächeln, indem er sagte: „Mag Barras ein Republikaner sein oder sich dafür halten, wir wollen keine Leute, die patriotischer sind als meine Tapfern, die im Dienste des Vaterlandes verstümmelt worden sind." Ist das der Mann, von dem Frankreich nach so mancher Richtung hin Rechenschaft zu fordern hatte, der sich hier mit so großer Kühnheit ausdrückt? Wenn aber eine derartige Unverschämtheit mich mit Recht wohl in Staunen versetzen konnte, so lag mir doch noch mehr daran, zu erfahren, wie diese Reden von den Anwesenden aufgenommen worden seien. Als Botot mir sagte, „sie hätten Staunen und Zustimmung hervorgerufen," konnte ich nicht umhin, mich einer tiefen Betrübnis über den Stand der Dinge hinzugeben.

Wie das Unglück stets etwas wie etwas Vorbestimmtes zu sein scheint, zu dessen Verwirklichung alles zusammenwirkt, stürzt in dem Augenblicke, wo ich diejenigen so sehr notwendig hatte, die mein Vertrauen besaßen, der wackerste und treueste meiner Adjutanten (Avy, gestorben 1840 als General bei der Nordarmee unter dem Befehle des Generals Maison) Avy, wie von einer Art Schlaganfall getroffen, zu Boden, und es folgt ein starker Bluterguß. Die von Moreau abgeschickten Soldaten treten in sein Zimmer, heben ihn aus dem Bette und legen ihn auf den Fußboden, wo er bewußtlos sich in seinem Blute wälzt.

Da ich noch auf den General Debelle wartete, der mich verlassen hatte, um, wie er sagte, „sofort wiederzukommen", meldet man mir Talleyrand und Bruix. „Das größte und aufrichtigste Interesse für mich führt sie herbei; es wird ihnen von der Dankbarkeit diktirt für alles das, was ich für sie gethan habe, sie verdanken mir beide ihr Leben, ihr Vermögen. Wenn sie je geglaubt haben, mir erkenntlich sein und mir ihre Dankbarkeit beweisen zu können, ist es in dem gegenwärtigen Augenblicke, denn es handelt sich nicht nur um mein Dasein, es handelt sich um das, was mir, wie sie wissen, teurer als mein eigenes Dasein ist: die Erhaltung der Republik; sie sei der höchsten Gefahr ausgesetzt, wenn man ihr nicht zu Hilfe komme, und es herrscht kein anderer Gedanke in dem Herzen Bonapartes, in dem Sieyes' und Roger Ducos' vor, die ihre

Entlassung eingereicht haben, ebenso in dem Moulins' und Gohiers, denen man soeben den Stand der Dinge mitgeteilt hat, und die sich sofort nach dem Rate der Alten begeben wollen, um sich dort Sieyès und Roger Ducos anzuschließen, die bereits seit dem Morgen dort sind." „Was!" rief ich aus, „Gohier und auch Moulins, sie, die ich noch vor wenigen Augenblicken bei mir gesehen habe, und die nichts ohne mein Einverständnis thun wollten!"

Bruix und Talleyrand wiederholen mir, daß „Gohier und Moulins sich nach den Tuilerien begeben haben; daß der Rat der Fünfhundert sich im Einverständnis mit dem der Alten befindet; daß die gesamte, unter dem Befehle Bonapartes stehende Armee voll Begeisterung für die angekündigte Veränderung ist; daß übrigens diese Veränderung von sehr geringer Bedeutung ist, daß sie den Grund der Dinge nicht berührt und nicht einmal die Personen beseitigen will; daß die erste Stelle immer noch mir vorbehalten sei, wenn ich sie annehmen wolle, daß es sich aber, um dorthin zu gelangen, wohin man ohne Erschütterung und Unglücksfälle kommen muß, sich empfiehlt, daß ich meine Entlassung einreiche."

Ich öffne meine Fensterflügel und sehe auf die Rue de Tournon und ihre Nachbarschaft hinab und gewahre die Truppe, die sich nach den Tuilerien begibt, und den Volkshaufen, der sie mit Zeichen der Zustimmung und sogar mit Rufen der Ermunterung begleitet; ich kann mir nicht mehr unklar darüber sein, „was das bedeutet". Mein Entschluß ist sofort gefaßt, mit der Festigkeit, die mir so oft in schwierigen Augenblicken zur Verfügung gestanden hat. Ich glaube, daß meine Demission thatsächlich gegeben und meine Rolle zu Ende ist; ich entschließe mich, den folgenden Brief zu schreiben:

Bürger Repräsentanten!

In den Staatsdienst getreten einzig aus meiner Leidenschaft für die Freiheit, habe ich mich nur entschlossen, die erste Beamtenstelle im Staate anzunehmen, um ihm in Zeiten der Gefahr eine Stütze zu sein, die um seinetwillen zu Schaden gekommenen Vaterlandsfreunde gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen und den Verteidigern des Vaterlandes jene besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen, die ihnen in ständiger Weise nur von einem Bürger

gewidmet werden kann, der von jeher Zeuge ihrer heldenhaften Tugenden gewesen ist und stets ein Herz für ihre Bedürfnisse gehabt hat.

Der Ruhm, welcher die Rückkehr des berühmten Kriegers begleitet, dem ich das Glück hatte, die Bahn zum Ruhme zu eröffnen, die glänzenden Beweise des Zutrauens, welche ihm der gesetzgebende Körper gibt, und der Beschluß der Volksvertretung haben mich davon überzeugt, daß, zu welcher Stelle ihn auch hinfort das öffentliche Interesse berufen mag, die der Freiheit drohenden Gefahren überwunden sind und Gewähr für die Sicherheit der Armeen geboten ist. Ich trete mit Freuden in die Reihen der einfachen Bürger zurück, froh darüber, nach so vielen Stürmen unverletzt und verehrungswürdiger als je die Geschicke der Republik, die mir mit anvertraut waren, aus der Hand zu geben.

Gruß und Verehrung.

Barras.

Ich übergebe diesen Brief Bruix und Talleyrand, die ihn für vollendet erklären; es ist das wiederholt der Ausdruck Talleyrands gewesen, der noch sagt, mein Verhalten sei „großmütig und erhaben gewesen und es sei mir vorbehalten, stets der erste Vaterlandsfreund Frankreichs zu sein". Die beiden Abgesandten ziehen sich mit Thränen in den Augen zurück, Talleyrand, indem er mir die Hand küßt und mir wiederholt, daß er mir seinen Dank im Namen des Vaterlandes ausspreche, dessen Retter ich nochmals sei.

Kaum war dieser Brief abgegangen, als ich folgenden erhielt:

Paris, den 18. Brumaire Jahr VIII.

Der Präsident des Rates der Alten an den Bürger Barras.

Ich bestätige Ihnen, Bürger, den Empfang Ihres Briefes vom heutigen Tage, durch welchen Sie sich der Stelle begeben, die Sie im Direktorium der Republik inne hatten. Ich habe ihn dem General Bonaparte mitgeteilt. Er wird Befehl erlassen, daß Sie sich in voller Sicherheit nach Grosbois zurückziehen können.

Gruß und Brüderlichkeit.

Gezeichnet: Lemercier.

Ich befand mich in dieser Krisis, bei der jede Anstrengung mir als Ohnmacht bewiesen zu sein schien, als ich Merlin von Thionville bei mir eintreten sah. Er war bis zu den Zähnen bewaffnet; er sagte mir: „Man muß sich auf diesen Spitzbuben stürzen, ihn wie einen Usurpator

töten und seinen Kopf zu den Füßen der Freiheit fallen lassen." — „Ja, ganz recht," erwiderte ich, „aber ist das heute möglich, war es gestern möglich, sind die öffentliche Meinung und die öffentliche Gewalt auf unserer Seite und haben sie uns nicht verlassen?" Der Bruder des Konventsmannes Fonfrède folgte Merlin von Thionville auf dem Fuße; er kam, um sich ebenfalls, wenn man handeln wolle, zur Verfügung zu stellen, gab aber gleichzeitig alle Gründe und Erklärungen ab, die darthaten, daß „man nichts machen könne". Frau Tallien kam und sagte mir mit reizender Lebhaftigkeit, daß ich „meiner würdig bleiben müsse". — „Bei der Lage der Dinge würde das nur noch lächerlich und nutzlos sein," erwiderte ich ihr; „wir sind verlassen und würden vergebens um Hilfe rufen, es würde das keinen Widerhall finden; man würde uns nicht mehr folgen. Es herrscht nur Verrat und widerstandslose Entmutigung in allem, was wir auf unserer Seite geglaubt." Ich las den Personen, die sich bei mir einfanden, den Brief vor, den ich geschrieben hatte; ich will der Verpflichtung, mich zurückzuziehen, die ich übernommen, nachkommen und ich reise nach Grosbois ab.

Soll ich sagen, was ich that, nachdem ich zu dem Entschluß gekommen, der mir vielleicht von der Schwäche eingegeben war, zu dem ich mich aber durch die Gesetze der Ehre für verbunden erachtete? Ja, ich will es sagen, wenn man auch glauben sollte, die Schamröte dürfe deshalb nicht mehr von meinem Gesichte verschwinden. Ich glaubte, ich würde mich gegen die auf Ehrenwort übernommene Verpflichtung, mich zurückzuziehen, verfehlt haben, wenn ich eine Thatsache bei mir behalten und nicht veröffentlicht hätte, die mir allerdings in vertraulicher Weise von meinen Kollegen mitgeteilt worden war. Moulins hatte mir bei der letzten Zusammenkunft, die wir mit Gohier hatten, von einem Offizier gesprochen, auf den er sich, was Charakterstärke und politische Fähigkeit anlange, verlassen könne; es war der Kommandant eines Bataillons; er hatte in Abwesenheit des Brigadechefs die Disposition über die Bewegung der Truppen; er versprach, abends sein Bataillon in der Chaussee d'Antin zu postiren und sich der Zugänge zu der Rue Chantereine zu bemächtigen; nachts wäre man dann bei Bonaparte, der von seinem Tagewerk zurückgekehrt, eingedrungen und hätte ihn stehend oder in seinem Bette getötet.

Auf dem Punkte, auf welchem die Dinge angelangt waren, hätte in diesem entscheidenden Schritte gewiß nur etwas Gesetzmäßiges und von der Notwehr Gebotenes gelegen; aber soll ich es gestehen, infolge irgend einer inneren Empfindung, die weder Furcht vor einem Mißerfolge noch Bedauern des Gewissens war, vielleicht wegen des Gedankens, mich inkonsequent zu finden, nachdem ich sogar schon meine Entlassung genommen und die Attribute der Staatsgewalt niedergelegt, mich nochmals mit der Verantwortlichkeit für eine neue Handlung betraut zu sehen; oder mag es Interesselosigkeit gewesen sein oder Regierungsmüdigkeit und die Lust, das Regiment an andere übergehen zu sehen und zunächst an Bonaparte selbst, wenn er so ehrlich sein sollte, keinen Mißbrauch damit zu treiben: ja, ich will es gestehen, ich ließ Bonaparte und zwar sofort von dem benachrichtigen, was sich gegen ihn vollzog, und doch mußte ich mir sagen, daß nichts so gerecht sei, als sein Tod. Ich hätte mich selbst für fähig gehalten, ihm denselben zu geben, und ich beging diese Inkonsequenz.

Was war während der Zeit, da ich mich, durch den wirklichen Abfall der Truppen und des Volkes und die Täuschung, die mir von Bruix und Talleyrand hinsichtlich des Verhaltens von Gohier und Moulins bereitet worden war, dazu veranlaßt, nach meiner ländlichen Besitzung von Grosbois zurückzog, aus den Leuten geworden, die sich nicht minder als ich für Feinde der von Bonaparte gehegten Absichten ausgegeben hatten, und denen mehr Mittel als mir zur Vereitlung derselben zur Verfügung gestanden hatten? Bernadotte hatte sich, wenn auch in der besten Absicht, zu der Zusammenkunft bei Joseph begeben. Saliceti hatte sich als erster dort eingefunden; Joseph, der fortfuhr, die Rolle des heuchlerischen Vermittlers zu spielen, versicherte unabläßig, „sein Bruder wolle nichts anderes als die Konsolidirung der Freiheit, damit er ungestört als Philosoph in Malmaison leben könne. Der wirkliche und einzige Ehrgeiz dieses philosophischen Einsiedlers gehe nicht darüber hinaus, Maire oder Friedensrichter in seinem Kanton zu werden."

Diese Zusammenkunft, die Joseph in seiner Wohnung veranstaltet, hatte den doppelten Zweck: 1) die Mitglieder des Rates der Fünfhundert, die an der Verfassung festhielten, daran zu verhindern, sich nach dem Rate zu begeben, um sie vor dem Zustandekommen des Verlegungsdekretes

zu verteidigen; 2) sie mit allen Mitteln der Ueberredungskunst durch Erregung von Furcht und Hoffnung für das zu gewinnen, was General Bonaparte durchführen wollte.

Nachdem er das Frühstück bei Joseph verlassen, begab Bernadotte sich nach dem Tuileriengarten, wo er von den Soldaten der 79. Halbbrigade, die unter ihm gedient hatten, bemerkt und über das befragt wurde, was vorgehe; er sagte ihnen in allgemeinen Ausdrücken, was er davon halte, und gab ihnen den Wunsch zu erkennen, daß die öffentliche Ruhe durch die Bewegung, welche sich vollziehen werde, nicht gestört werden möge. So war das Ergebnis der guten Vorsätze, die Bernadotte gefaßt hatte, ganz einfach das, daß er „seinem ehemaligen Chef Bericht erstatten mußte", und er begab sich zu General Jourdan. Er traf dort Augereau und verschiedene Abgeordnete, die gekommen waren, „um ihren Kollegen Nachricht von dem Verlegungsbeschluß zu geben". Während dieser Zeit schickte Moreau seinen Generaladjutanten Rapatel zu Bernadotte, um ihn aufzufordern, sich seinen Freunden in den Tuilerien „anzuschließen". Bernadotte hätte zunächst Moreau fragen können, von welchen Freunden er spreche. Er stellte keine derartige Frage, das heißt, er glaubte, dasselbe Verhalten einhalten zu müssen, wie früher, an den Tagen des 18. Fructidor und des Prairial, das heißt eine Art von Neutralität, die, ohne daß sie ihn in augenfälliger Weise kompromittirt hätte, ihm gestattete, an den Vorteilen des Sieges teilzunehmen.

Währenddes teilt Bonaparte seine Befehle aus; er schickt Moreau mit dreihundert Mann Kavallerie ab, um Gohier und Moulins im Luxembourg zu bewachen.

Bernadotte hat erzählt, gegen Ablauf dieses Tages, des 18., habe Moreau, der bereits unzufrieden mit Bonaparte gewesen sei, sich des Postens, den er sich habe geben lassen, geschämt und bereits daran gedacht habe, eine Sache zu verlassen, die ihm wie ein nationaler Verrat vorzukommen anfing, ein zweitesmal geschickt, um Bernadotte zu ersuchen, sich nach dem Luxembourg zu begeben, um Maßregeln zu vereinbaren, die im stande seien, die drohende Diktatur Bonapartes abzuwenden. Bernadotte sagt, er habe auf diese Eröffnungen geantwortet, „er habe sein Ehrenwort gegeben, als Bürger nichts zu unternehmen, aber es stehe

ihm frei, handelnd einzugreifen, wenn er dazu von der Staatsbehörde aufgefordert werde; wolle Moreau an der Spitze des Detachements, das er kommandire, das Luxembourg verlassen, ihm in Gesichtsweite gegenübertreten und ihn auffordern, im Namen des öffentlichen Wohles mit ihm gemeinsame Sache zu machen und die Freiheit und die Verfassung zu verteidigen, auf die sie beide den Eid abgelegt, dann werde er, Bernadotte, mit seinen Adjutanten zu Pferde steigen, sich unter das Kommando Moreaus stellen, zu den Truppen reden und unverzüglich Bonaparte verhaften und vor Gericht stellen, weil er von der ägyptischen Armee desertirt sei, das Quarantänegesetz gebrochen und die Verfassung durch die Uebernahme des ihm nur von einem Bruchteil des gesetzgebenden Körpers zuerkannten Kommandos verletzt habe."

Diese Darstellung, von der ich mich für berechtigt halte, zu glauben, daß sie durch Bernadotte an diejenigen gelangt ist, welche sie weiter verbreitet haben, diese Darstellung berichtet weiter, „Moreau habe, durch die Gesetze der militärischen Disziplin daran verhindert, nach welchen er unter dem Befehl des Generals Bonaparte gestanden, nicht das gethan, was Bernadotte vorgeschlagen, und dieser habe seinerseits sich nicht für berechtigt gehalten, nach dem Luxembourg zu gehen."

Ich bringe hier alle diese Thatsachen in Erinnerung, deren Wahrheit von demjenigen, der heute unter den aus jener Zeit noch Lebenden die höchste Stellung einnimmt, verbürgt wird, um zu zeigen, wie beschränkt das Urteil der Militärpersonen, die als die Stärksten in Frankreich angesehen wurden, über die Geltung der bürgerlichen Rechte in ihrem Verhältnis zur militärischen Disziplin war. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß alle ihre Raisonnements oder vielmehr ihre Sophistereien über Pflicht und Disziplin viel weniger mit ihrer Ueberzeugung in diesem heikeln Punkte zu thun hatten, als mit ihrer Verlegenheit, sich freimütig aus der Lage zu befreien, in der ihre Charakterschwäche, um nicht zu sagen ihre politische Feigheit sie stets festgehalten hat. Die meisten müssen immer ihre Zuflucht zu einem Befehle nehmen, damit sie auch die geringste ihrer Handlungen darnach richten. Sie zittern vor der freien Willensregung, die sie bloßstellen könnte, das würde indes das wahre Gewissen sein.

Nach dem weitern Berichte Bernadottes hätte dieser General von sieben bis zehn Uhr abends (am 18.) mit Saliceti, Augereau, Jourdan, Garreau und einem Dutzend der einflußreichsten Mitglieder des Rates der Fünfhundert Beratungen gepflogen. Es wäre in diesen Beratungen festgesetzt worden, daß am Morgen des folgenden Tages Bernadotte zum Kommandanten der Garde des gesetzgebenden Körpers und sämtlicher Truppen der Hauptstadt ernannt werden solle, und es hätten sich dann die Verschwörer oder diejenigen, die sich dafür hielten, getrennt, nachdem sie diesen unerschütterlichen Entschluß gefaßt.

Was Saliceti anlangt, so soll er, seine Rolle eines Verräters des Vaterlandes und eines Getreuen des Korsen weiter spielend, nach den Tuilerien geeilt sein, um Bonaparte von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und dieser, der „einen so mutigen Gegner wie Bernadotte" (so drückt Bernadotte sich aus) gefürchtet, habe Saliceti beauftragt, sich am andern Morgen um fünf Uhr in der vorbereitenden Versammlung einzufinden, die vor dem Abgange nach Saint Cloud stattfinden solle, und jedem einzelnen der Abgeordneten zu sagen, daß „er, Bonaparte, sich die größte Mühe gegeben habe, um den Erlaß eines Beschlusses zu verhindern, der die Abgeordneten, welche die Absicht gehegt hätten, Bernadotte das Kommando über die gesamte Truppenmacht zu geben, zur Deportation verurteilte". Nach seiner Gewohnheit eines Ränkeschmieds und Intriganten bediente sich Bonaparte mitten im Handgemenge, wo man es am wenigsten vermutete, vor wie nach des Mittels dieser Redereien, mit welchen man die Leute mit einander in Streit bringt, ohne daß sie dazu gelangen können, sich zu verständigen.

Bonaparte hatte einen ganz bestimmten Zweck, als er bei diesem Anlaß den hervorragendsten Abgeordneten und den Generalen Jourdan, Bernadotte und Augereau Schreck wegen ihrer persönlichen Sicherheit durch Androhung der Deportation einjagen ließ. Man mußte sie durchaus daran verhindern, sich am andern Tage nach Saint Cloud zu begeben, denn er konnte ihre natürliche Abneigung gegen ihn nicht verkennen, die doppelt begründet war wegen des Ehrgeizes, den er in diesem Augenblicke nicht verleugnen konnte, wo seine Leidenschaft ihren Ausbruch in dem Versuche fand, alles umzustürzen, um sich an die Stelle von allem zu setzen.

Am 19. begaben sich um sieben Uhr morgens die Generale Jourdan und Augereau, gefolgt von acht bis zehn Abgeordneten des Rates der Fünfhundert, unter denen sich Garreau und Talot befanden, zu Bernadotte in die Rue Cisalpine. Sie teilten ihm mit, „Saliceti habe ihnen von seiten Bonapartes die Mitteilung zugehen lassen, daß Sieyès den Antrag gestellt habe, eine Anzahl von Abgeordneten beider Räte verhaften zu lassen, um sie daran zu verhindern, in Saint Cloud zu erscheinen. Sie fragten Bernadotte um seine Ansicht über das Ereignis des Tages".

In allen diesen Einzelheiten, die, ich wiederhole es, nur die Version Bernadottes sind, sieht man unaufhörlich den intriganten Geist Bonapartes, auf den ich aufmerksam gemacht habe. Er beherrscht schon durch das Uebergewicht, das er gewonnen, alle untergeordneteren Ränkeschmiede. Bernadotte täuschte sich dabei nicht, wenn er sagt, er habe in dieser Mitteilung einstweilen nichts weiter erblickt, als einen Beweis mehr für das Verlangen, diese Abgeordneten günstig für Bonaparte zu stimmen. Mehrere gaben sich thatsächlich Mühe, sei es aus Leichtgläubigkeit und Heuchelei oder aus Feigheit, sich durchaus dankbar für den Dienst zu erweisen, den Bonaparte tags zuvor ihnen erwiesen zu haben schien. Bernadotte besaß zu viel angeborene Schlauheit und zu viel besonders in seinem Verkehr mit der Familie Bonaparte erworbenen Scharfsinn, als daß er eine so naive Auffassung von dieser angeblich aus Großmut entsprungenen Handlung hätte haben können; aber der Béarner, der sich mit gewöhnlicher Schlauheit nicht begnügen und in dieser Hinsicht immer höher hinaus wollte, berichtet, er habe die Ansicht der Abgeordneten über die versöhnenden Schritte geteilt; es war das eine Art, sich wegen seiner eigenen Ansicht über das Wesen der Frage zu entschuldigen, der er in folgenden Worten Ausdruck geliehen hatte: „Steige einer von euch auf die Tribüne, gebe er in wenigen Worten ein Bild von der inneren Lage Frankreichs und seiner Erfolge nach außen hin; sage er, daß die Entsendung einer Armee nach Aegypten, uns den Wechselfällen eines Krieges aussetzend, uns mehr als dreißigtausend Mann alter Truppen und eine Anzahl erfahrener Generale entzogen habe; daß nichtsdestoweniger der Republik der Sieg verblieben; daß die Koalition gesprengt ist, seit Suwaroff nach Rußland zurückgekehrt ist; daß die Engländer mit einem Prinzen von Geblüt an

der Spitze die batavische Republik verlassen und sich nach England zurückgezogen haben; daß die Verteidigungslinie zwischen den Alpen und dem ligurischen Apennin aufrecht erhalten ist; daß zweimalhunderttausend Ausgehobene im Begriffe stehen, sich zu Bataillonen zu formiren, um die Armeen zu verstärken, und daß eine Aushebung von vierzigtausend Mann Kavallerie in der Ausführung begriffen ist; daß der Aufstand im Westen bis auf einige versprengte Banden niedergeschlagen und eine royalistische Armee in der oberen Garonne vernichtet und zerstreut worden ist; daß es zur Erlangung eines so ehrenvollen Friedens wie des von Campo Formio hinreicht, daß Frankreich diese formidable Haltung bewahre; daß zu ihrer Erhaltung Einigkeit und Vertrauen unerläßlich sind; daß, obwohl der Rat der Alten durch Ernennung Bonapartes zum kommandirenden General der 17. Division die Verfassung verletzt hat, der Rat der Fünfhundert in diesem Augenblicke nicht zusammenberufen worden ist, um über diese Verfassungsverletzung zu beraten, sondern um Vorkehrungen wegen der Sicherheit des französischen Volkes, der beiden Räte und der Staatsregierung zu treffen; daß zu diesem Zwecke der Rat der Fünfhundert den General Bernadotte zum Kollegen des Generals Bonaparte ernennt; daß diese beiden Generale sich mit einander über die Verwendung der bewaffneten Macht und die Verteilung der Kommandos, falls es zu einer Verwendung dieser Macht kommen sollte, verständigen sollten; daß aber die Ruhe, die in Paris und dessen Umgebung herrscht, die Gewähr dafür darbietet, daß es nicht nötig sein wird, Truppen in Aktion treten zu lassen. Schickt mir diesen Beschluß," sagte Bernadotte: „zwanzig Minuten, nachdem ich ihn empfangen habe, werde ich mit meinen Adjutanten mitten unter euch sein. Ich werde das Kommando über die Corps übernehmen, die ich unterwegs antreffe, und wir werden sehen, was es zu thun gilt. Wenn es notwendig ist, Bonaparte für außerhalb des Gesetzes zu erklären, werdet Ihr immerhin einen General und wenigstens einen großen Teil der Soldaten auf eurer Seite haben. Die Abgeordneten," fährt Bernadotte fort, „werden sich unmittelbar nach Saint Cloud begeben. Der unselige Gebrauch, von den Tribünen herab im voraus ausgearbeitete Reden zu halten, hat uns um viele kostbare Zeit gebracht; die Diskussion erhitzte sich; der Namensaufruf für

die feierliche Ablegung des Eides auf die Verfassung ließ wiederum andert= halb Stunden unnütz vergehen. Es wurde kein anderer Beschluß gefaßt: Bonaparte erschien."

Nachdem Bonaparte im Rate der Fünfhundert zurückgewiesen worden war, richtete er, vor Aufregung zitternd, das Wort an die Soldaten: „Seid ihr für mich?" — „Wir sind für die Republik," sagten sie. In diesem Augenblicke haranguirte Lucien, der Präsident des Rates, die Truppen. „Was würde aus ihnen geworden sein," sagte Bernadotte immer noch in seiner Erzählung, „wenn Bernadotte da gewesen wäre." Bonaparte fühlte es selbst, denn er sagte zu jener Zeit: „Ich fürchte nicht, daß Bernadotte seine Einwilligung zu meiner Ermordung gibt; aber er wird sich an die Truppen wenden, und das fürchte ich."

Indem ich die Erzählung Bernadottes über den 18. Brumaire in ihrer ganzen Naivität wiedergegeben, habe ich mich jeder Bemerkung dazu enthalten; der Leser hat, ohne daß man ihm einen Kommentar dazu gegeben, in ihm hinreichend einen Mann erkennen können, der einzig mit sich selbst beschäftigt war, in Bonaparte fast nur einen persönlichen Feind erblickte und dem Feind des Vaterlandes kaum Beachtung schenkte. Man findet den mit sich beschäftigten Mann auch noch in den folgenden Zeilen: „Bonaparte," sagte er, „wurde an demselben Abend noch über die Worte benachrichtigt, die Bernadotte zu den Deputirten geäußert hatte, die sich in seiner Wohnung, in der Rue Cisalpine, versammelt hatten. Die Ausdrücke, deren er sich thatsächlich bedient hatte, wenn sie auch Bonaparte natürlich mißfallen mußten, besonders soweit seine Flucht aus Aegypten und seine Absichten gegen die Freiheit Frankreichs in Frage kamen, wurden von Uebelwollenden übertrieben und Bonaparte als der augenscheinliche Beweis persönlichen Hasses dargestellt." Man könnte an Bernadotte die Frage richten, was seiner Ansicht nach Uebertriebenes in seiner Anschauung und in dem Ausdrucke dieser Anschauung dem künf= tigen Tyrannen Frankreichs gegenüber gelegen habe, der das schon war.

Was einem thatsächlich und zwar nur peinlich bei dieser Erzählung Bernadottes auffallen kann, ist die Wahrnehmung, wie fern dieser damals so wütende Republikaner — der es seither so wohl verstanden hat, sein nunmehriges Königtum mit seinem früheren Republikanismus in Einklang

zu bringen — wie fern er der großen und erhabenen Frage nach der allgemeinen Freiheit Frankreichs stand, und wie sehr er in der ganzen Usurpation Bonapartes nur das sieht, was sich gegen seine Person richtet, wie ihn nur das aufregt, was ihn berührt, und wie er, trotzdem, daß er erregt und gereizt ist, nichts selbst und nichts aus eigenem Antriebe ausführen will, wie er sich erst hinter Moreau versteckt, von dem er Befehle verlangt, während Moreau sie von ihm selbst haben will; wie er darauf solche von dem Direktorium verlangt, das nicht mehr vorhanden ist, dann von den Abgeordneten, die auch nicht mehr vorhanden sind, und das alles, um einen Mut zu erheucheln, den man nicht hat, um sich den Anschein einer Verwegenheit zu geben, zu der man sich nicht emporschwingen kann, und das alles, um seinem Gewissen zu entgehen und die Pflicht von sich abzuweisen, ein solches zu haben.

Diese Darstellung Bernadottes, die vollständig im Einklang mit der Idee stehen würde, die verschiedene Geschichtsschreiber geäußert, daß in seinem ganzen politischen Verhalten kein anderes Prinzip zu finden sei als Ehrgeiz und Eifersucht, scheint mir die stärkste Anklage zu sein, die man gegen seine Person hat erheben können. Es ist wohl der schlaue und immer wieder schlaue Mann, den Sieyès uns geschildert, „feez et cortez“, aber es ist auch der Mann, der am 18. Fructidor und am 30. Prairial da war, stets zuwartend und stets die anderen vorwärts treibend. Ist dieser Charakter bloß der Bernadottes in seiner Eigenschaft eines eingeborenen Béarners, oder sollte es der Typus des militärischen Charakters sein? Es ist uns vorbehalten, von diesem traurigen Tage an noch viele Wandlungen desselben zu sehen.

Da muß denn an diesem selben 19. Brumaire, in dem Augenblicke, wo Bonaparte die entscheidende That vollbracht hat, als deren ersten Gegner sich Augereau erklärt hatte, wie er es selbst stolz von sich hervorgehoben, dieser kommen und zu ihm sagen: „Ei, ei, General, Sie führen einen Streich aus und haben es vergessen können, dazu Ihren kleinen Augereau zu berufen!“ Der kindliche Ausdruck „klein“, den der Riese Augereau von sich selbst gebraucht, hätte ein Scherz sein können, wie er diesem Mann von einer so gemeinen Seele wohl zuzutrauen gewesen wäre; aber seine Umkehr, sein Entgegenkommen und seine Kniebeugung

vor Bonaparte bei diesem Anlasse sind eine Thatsache, die leider nur zu traurig und zu wahr ist. Ich folge dem historischen Verlaufe der Scenen, welche den Tag des 19. Brumaire bilden, der vollständig des 18. würdig ist.

Der Verlegungsbeschluß war in Paris angeschlagen worden, das sich in der traurigsten Ungewißheit befand, während die Räte im Begriff standen, sich nach Saint Cloud zu begeben, wo zwei Säle hergerichtet werden mußten, die Orangerie für die Fünfhundert und die Marsgalerie für die Alten. Von morgens früh an waren die beiden Säle von militärischer Macht umgeben; aber die Anführer, welche dieselbe leiteten, wußten nicht, welches das Ziel der Bewegung war, der sie zum Werkzeuge dienten. Trauriges Los der Soldaten, der Vernichter der Freiheit, der zu dienen sie geglaubt haben und vielleicht noch glauben! In dem Namen der Freiheit, in dem Namen der Republik, der jetzt noch begeisterter als je ausgesprochen wird, sollen die letzten Schläge gegen ihre Existenz ausgeführt werden!

Die Abgeordneten hatten sich nach Saint Cloud begeben und gingen vor ihrem Zusammentritt in Gruppen in dem Garten umher; sie suchten nach Erklärungen für die Lage, in die sie sich versetzt sahen. Aber das Ungewöhnliche der Verlegung, die anfing, sie betroffen zu machen, fand sie ohne Vorbereitung und Entschließungsvermögen gegen eine vorbedachte Verschwörung. Sie waren schwankend und unbestimmt, da sie es mit einem auf das festeste und genaueste vorbereiteten Angriff zu thun hatten. Einige konnten nicht ohne Zorneswallung Bonaparte anhören, der, mit seinen militärischen Insignien bekleidet, bereits mehreremale zu den bürgerlichen wie militärischen Höflingen, die der Macht schmeichelnd entgegenkamen, gesagt: „Ich will, ich verlange.“

Die beiden Räte eröffnen ihre Sitzungen, und in dem der Fünfhundert führt Lucien den Vorsitz. Einer der Verschworenen, Emile Gaudin, einer der verworfensten Menschen, die damals existirten, und der es später als Mitglied des Tribunals noch weit mehr werden sollte, besteigt die Tribüne und stellt, die kalte und nichtswürdige Ironie mit dem Verrate verbindend, dessen Agent und Organ er war, den Antrag, dem Rate der Alten für die Maßregeln zu danken, die er zum Heile der Republik

ergriffen habe. In diesem Augenblicke gab sich in der Versammlung der höchste Unwille kund und versetzte die Verschworenen in das größte Staunen, die kein Wort mehr hervorbringen konnten. Der Abgeordnete Grandemaison stellte den Antrag, den Eid zu erneuern, daß man an der Verfassung festhalten wolle, und die ganze Versammlung leistete den Eid mit einer Begeisterung, welcher sich selbst die Verschworenen nicht zu entziehen vermochten.

Benachrichtigt über das, was im Rate der Fünfhundert vorging, stellte sich Bonaparte, der fürchtete, seine Verschworenen von den Alten könnten nicht Herren der Situation bleiben, dort ein und sprach in der größten Gedankenverwirrung; nämlich, „er sei erst benachrichtigt worden, als man ihn mit dem Verlegungsbeschluß betraut habe, den er zur Ausführung gebracht habe; er habe lediglich gehorcht, ebenso seine Kameraden; man verleumde ihn in diesem Augenblicke, in dem man von einem Militärregiment spreche, von einem Vergleiche mit Cäsar und Cromwell; die Freiheit habe keinen größeren Verteidiger als ihn; da übrigens vier Direktoren ihre Entlassung gegeben hätten und der fünfte sich im Zustande der Ueberwachung befinde, sei keine Regierung mehr vorhanden." Diese Lüge, die nicht improvisirt, sondern im Gegenteil gründlich vorbereitet war, war die Grundlage aller der Täuschungen und Gesetzesverletzungen, die folgen sollten, um die für die Durchführung seines Attentates erforderlichen gewaltthätigen Schritte zu motiviren: „Uebrigens sei er ganz einfach nur der Ausführer von Befehlen: er erwartete diejenigen des Rates der Alten."

Ein Mitglied, das Bonaparte beim Worte ergreifen wollte, sagte: „So schwören Sie doch nur mit uns auf die Verfassung." Der Name dieses Abgeordneten verdient der Nachwelt überliefert zu werden; er nennt sich Linglet; dieser Mann, der bis dahin wenig bekannt war und es auch in der Folge bleiben sollte, war einer von der großen Anzahl derer, die sich durch ihr Gewissen, sowie den der Republik geleisteten Eid für gebunden erachteten und es als ein Verbrechen angesehen haben würden, wenn sie nicht ihrem Eid treu geblieben wären. Bonaparte, für den Augenblick betroffen, wußte nicht, was er antworten sollte; bald aber gewann er seine Kühnheit wieder und sagte: „Die Verfassung, die zu

drei verschiedenen Zeiten verletzt worden sei, existire nicht mehr und es seien neue Garantien nötig." Bei diesen Worten applaudiren die Verschworenen sehr lebhaft, um mit ihrem Geschrei das Schweigen zu maskiren, in dem die anderen Abgeordneten, die in das Geheimnis nicht eingeweiht waren, verharrten. Bonaparte begibt sich, als wenn er die Berechtigung dazu aus der allgemeinen Zustimmung des Rates der Alten hernähme, und stolz auf seinen Triumph, nach dem Rate der Fünfhundert. Es kann ihm nicht schwerer fallen, diesen durch seine Beredsamkeit zu überzeugen, als es beim Rate der Alten der Fall gewesen; aber wie sehr sich auch Bonaparte auf seine Beredsamkeit verlassen mag, so glaubt er doch, daß er derselben eine Begleitmannschaft von Soldaten mitgeben müsse.

Kaum erblickt der Rat der Fünfhundert den General mit seinen Grenadieren, als sich alles, wie von spontaner Regung erfaßt, erhebt: „Nieder mit dem Tyrannen!" wiederholt sofort eine Menge von Stimmen. Bigonnet ergreift den neuen Cromwell am Arm und sagt ihm: „Ziehen Sie sich zurück, Verwegener; Sie verletzen das Heiligtum der Gesetze," und die Grenadiere nehmen den neuen Cromwell mit sich hinaus.

Wird der Rat sich in Permanenz erklären, wird er zurückkehren, um seine Sitzungen wieder in Paris zu halten? Sieyès glaubt, es sei keine Zeit zu verlieren und man müsse zur Gewalt seine Zuflucht nehmen. Lucien seinerseits ist von den Grenadieren mit aus dem Rate genommen worden; er hat sofort seine Entlassung gegeben, aber verwegen den Titel, den er nicht mehr hat, wieder annehmend, steigt er zu Pferde und erklärt den Truppen, daß er als Präsident des Rates den Befehl erteile, die mit Stiletten versehenen Banditen aus der Orangerie herauszutreiben, die sich Volksvertreter nennen und nur Vertreter des Dolches sind. Bonaparte ergreift nach seinem Bruder das Wort, um die noch schwankenden Truppen zum Angreifen zu bestimmen; die Abgeordneten machen das durch die Festigkeit ihrer Haltung und die Lebhaftigkeit ihrer Worte noch nicht möglich. Murat, der zur Zeit der Begründung des Direktoriums und später noch verschiedenemale meinen Schutz angerufen hat, damit man ihm das Kommando über die Garde des Direktoriums und des gesetzgebenden Körpers übertrage, soll nunmehr den Beweis für die Treue erbringen, die er so emphatisch gelobt hat; er dringt mit einem Detachement

ein, das sich im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonett vorbewegt und herrscht den Abgeordneten zu, sie möchten sich hinausscheren, wenn ihnen das Leben lieb sei; noch erwidern darauf Schreie der Entrüstung und der Wut. Die Mehrzahl der Abgeordneten bleibt fest und protestirt gegen die mißbräuchliche Anwendung der Gewalt. Was soll man mit den Leuten machen, die unbewaffnet sind und sich durch die Entfaltung der bewaffneten Gewalt nicht aus ihrer Fassung bringen lassen, die sie verachten, und die dem Tode trotzen wollen? Selbst die gefällten Bajonette Murats machen keinen Eindruck mehr; die Wirkung seines militärischen Eingreifens schwächt sich ab; es ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Lucien befiehlt in seinem und seines Bruders Namen den Angriff. Eine Verstärkung, die von dem General Leclerc, dem Schwager Bonapartes, geführt wird, trifft unmittelbar darauf in geschlossener Kolonne ein: „Im Namen des Gesetzes," sagt Leclerc, „der gesetzgebende Körper ist aufgelöst; mögen die guten Bürger sich zurückziehen. Grenadiere vorwärts!" Der Trommelwirbel verdoppelt sich, die Grenadiere dringen mit dem Bajonett vor; die Abgeordneten weichen der Gewalt und rufen noch: „Es lebe die Republik!"

Viele andere haben mit grausamer Weitschichtigkeit diese beklagenswerte Scene beschrieben, an deren erstem Tage wir hier stehen und deren Folgen für die Freiheit der Welt so verhängnisvoll werden sollten. Die meisten, welche diese Scene beschrieben haben, obwohl dieselbe zu Zeugen fast nur die Mitschuldigen an ihr hatte, stimmen darin überein, daß Bonaparte gestottert und ihm sogar die Sprache versagt habe; Leichenblässe soll sein Gesicht bedeckt haben; kalter Schweiß lief ihm von der Stirne und schließlich war er mehr tot als lebendig, als die Grenadiere ihn hinausführten und ihn vor den Fäusten der Volksvertreter bewahrten.

Man wird mir nicht zum Vorwurf machen, daß ich das Betragen als ein edleres darstellen und den Mut schildern wolle, der, wie man weiß, dem Mann in dem entscheidenden Augenblicke gefehlt hat.

Wenn ich auch mit denjenigen, die Bonaparte der Schwäche geziehen haben, durchaus der Meinung bin, daß Mut der Seele nicht immer seine starke Seite war und er im Gegenteil in dieser Hinsicht eine seelische Schwäche verriet, so muß ich doch erklären, daß es sich hier darum absolut

nicht handelt und man die ganze Sache nur in ihrem Resultate in Betracht ziehen kann.

Was das Schlimmste am 18. Brumaire ist, ist, daß er der Sieg der blinden Gewalt über die Vernunft und des Militärs über das Zivil gewesen ist. Hier sind die Volksvertretung, die Preßfreiheit, die volkstümlichen Einrichtungen und alle die Garantien, welche die französische Nation erlangt zu haben glaubte, untergegangen, die Schätze der Republik und das Leben einer Million von Bürgern; wäre von der Revolution noch etwas übrig geblieben, so wäre Bonaparte dem Prinzipe seines Tages untreu geworden. Die Contrerevolution ist in Fluß gebracht, die Grundlagen zu derselben sind gegeben.

Noch einige Tage an dem Phantom der Volksvertretung festhaltend, setzte man angeblich legislative Kommissionen ein, um eine Verfassung zu entwerfen. Drei provisorische Konsuln, Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos sollten bis zur Abfassung des angeblichen neuen Gesellschaftsvertrages regieren; aber es gab von diesem Augenblick an in Frankreich niemand mehr als Bonaparte. Sieyès, der sich in seiner Eitelkeit auf die erste Stellung Rechnung gemacht, wenigstens als Gesetzgeber, erhielt jetzt nicht einmal die zweite als Regierender. Die Ideen Bonapartes waren die bei der Diskussion vorherrschenden.

Als die Arbeiten der Errichtung einer angeblich neuen Verfassung fertig waren, ernannte Bonaparte sich zum ersten Konsul, indem er sich Cambacérès und Lebrun unter der Bezeichnung eines zweiten und dritten Konsuls zur Seite gab. Die Verschworenen der beiden Räte teilten sich darauf die Macht und das Vermögen des Staates unter verschiedenen mehr oder minder ernsten Namen; die einen nannten sich Senatoren, die anderen Tribunen und selbst Gesetzgeber. Es geschah das, um den Anschein zu erwecken, als ob in Frankreich noch eine Nationalvertretung vorhanden sei, während doch die Nation keinen einzigen ihrer Beamten mehr ernennen durfte.

Während alles das in Saint Cloud vorging, ließ Fouché, der stets den Sieger im voraus witterte, hier aber nichts weiter als die Rolle der „Hummel" zu spielen hatte, um ihm zu schmeicheln, die Pariser Barrièren schließen, jedenfalls, um den Einwohnern zu imponiren, die

unruhig über ihr Verbleiben hätten werden können, vor allem aber, um sich Bonaparte dadurch, daß er alle seine Unterthanen unter seine Botmäßigkeit stellte, angenehm zu machen. Andere indes, Talleyrand, Sieyès und die Brüder Bonaparte hatten bei dem gleichen Empfinden, dem sie nur einen etwas anderen Ausdruck verliehen, sämtlich für ihren kommandirenden General Postwagen mit angespannten Pferden bei der Hand, um im Falle einer Niederlage sofort abreisen zu können. Der Wagen Talleyrands ist vielleicht derselbe, den man ihn in der Folge noch einmal zum Fortfahren bereit halten sehen wird, am 30. März 1814, wenn die Alliirten nach der Kapitulation Marmonts wiederum damit beschäftigt sein werden, über die Geschicke Frankreichs zu ratschlagen. Die Wagen der Verschworenen haben nicht nötig, sie nach der Grenze zu bringen, sie können in Frankreich bleiben und die Unverschämtheit Talleyrands und seiner Komplizen spazieren fahren; sie haben gesiegt, sie sind die Herren.

Was ich auch mit den Menschen in den verschiedenen Gegenden und unter allen den Umständen, unter denen ich mich befunden habe, für Erfahrungen gemacht habe, so gestehe ich doch, hatte ich durchaus nicht erwartet, daß die Leute, die sich am Abend zuvor so freiwillig mir zu Füßen boten und mir die Erklärungen ihrer Ergebenheit wiederholten, ein Macdonald, ein Moreau und ein Beurnonville, die ersten sein würden, die am Tage darauf ein so entgegengesetztes Verhalten zeigen würden; was mich aber am meisten erstaunte, war, Bonaparte nicht allein an der Spitze des Verrats stehen zu sehen, sondern ihn zuerst die Stimme gegen alle die Thaten der Revolution erheben zu hören, an denen er nicht nur teilgenommen, sondern deren erster Urheber er war; hatten wir so das Recht, die Verfassung zurück zu verlangen, wenn wir sie am 18. Fructidor verletzt hatten? Der Elende! Und wer hat, wenn nicht Bonaparte, den 18. Fructidor zuerst angeregt, ihn geschürt und ins Werk gesetzt, und nun kam er und wollte uns denselben als ein Verbrechen zum Vorwurf machen, und dieses Verbrechen, sein unbestreitbares Werk, gestaltete sich zu dem, was er das Recht nannte, die Verfassung des Landes umzustürzen, dem er Vermögen, Erziehung und Ruf verdankte.

Ich war noch nicht im stande, zu verstehen, daß Bonaparte, wie Saliceti es mir gesagt hatte, „fähig zu allem sei, in der Verschmitztheit

wie in der Gewaltthat", doch gestehe ich, daß es ein Uebermaß von Perfidie gibt, welches mich mit Recht in Staunen setzen darf. So zum Beispiel die jenes Mannes, der nicht weniger als ich selbst, ja ich kann sagen, der erste Urheber des 18. Fructidor war, uns diesen Tag zum Vorwurf zu machen und daraus noch Schlußfolgerungen gegen uns und zu seinen Gunsten zu ziehen; nehme man zu dieser unverschämten Perfidie noch die Frechheit, über die er sich mit Lucien so schön verständigt hatte, die Vertreter des Volkes wie Mörder anzugreifen und es zu wagen, ihnen diese scheußliche Bezeichnung beizulegen, als ob es auch nur wahrscheinlich gewesen wäre, daß unbewaffnete Abgeordnete daran gedacht hätten, die regulären Truppen anzugreifen, und sie dann noch „Vertreter des Dolches" zu nennen. Haben sie dann nicht, die infame Komödie weiter spielend, zwei Grenadiere, die davon nichts wußten, öffentlich als Retter des Vaterlandes, das heißt des Generals Bonaparte, ausgerufen? Sie haben ihnen Pensionen und Belohnungen für etwas gegeben, was sie nicht gethan haben, während diese armen Tröpfe gar nicht wußten, von was man ihnen sprechen wollte. Josephine vereinigte sich mit ihrer gewöhnlichen Offenherzigkeit mit den Spitzbuben und schenkte einem der angeblichen Lebensretter Namens Thomas einen Diamanten im Werte von 6000 Franken, indem sie ihn in der nachdrücklichsten Weise umarmte, weil er das so kostbare Leben des Gatten gerettet, den sie verabscheute, und das seines Bruders Lucien, den sie noch mehr verabscheut haben würde, wenn das möglich gewesen wäre. Das ist ein Gemisch von Perfidie und Frechheit, das, von diesem Augenblicke bei allen diesen Persönlichkeiten zu Tage tretend, die jetzt erst den Anfang machen, einen Maßstab für alles das abgeben kann, was sie in der Folge noch beginnen werden. Wessen hat Frankreich sich von ihnen zu versehen?

Bonaparte sagt, „alle Parteien seien zu ihm gekommen"; das ist eine von seinen Betrügereien, die er zu so vielen anderen hinzufügt; er war es, der bei dieser wie bei allen übrigen Veranlassungen sich an sämtliche Parteien gewandt hat, die einen durch die anderen täuschend und sie alle gegen einander erbitternd, damit er mitten in die Spaltung hineindringen könne.

Der 18. Brumaire kann, wie alle großen politischen Ereignisse,

natürlich nicht auf eine einzige Ursache zurückgeführt werden; wenn auch der Ehrgeiz desjenigen, der aus ihm mehr als andere Nutzen ziehen soll, eine Hauptursache ist, so hätte er doch nicht so entscheidend werden können ohne die Mitwirkung von Persönlichkeiten und Verhältnissen, die Bonaparte auf seinem Wege angetroffen und zu seinem Nutzen zu verwenden verstanden hat. So läßt sich, wenn man die Haupturheber des 18. Brumaire in Betracht zieht, nicht verkennen, daß die ersten Elemente sich in den Leuten vorfanden, die dem Spaltungssystem durch den Staatsstreich, den man das Gesetz vom 22. Floréal nennt, zum Siege verholfen hatten. Der 30. Prairial, der dann Rache für den 22. Floréal nehmen sollte, hatte wohl die Führer der Spaltungen getroffen, aber die Abgeordneten hatten sich den Sieg bei den Wahlspaltungen zu nutze gemacht, um gewaltsam, trotz der Majorität, in den gesetzgebenden Körper einzudringen, und waren beschimpft, ihrer Herkunft wegen erniedrigt und mehrere von ihnen sogar öfter bedroht worden; die Drohung vermehrt und hält das Rachegefühl wach. Dieses Rachegefühl hatte neue Nahrung durch die Akte vom 30. Prairial erhalten, deren Folgen sie mit Zittern und Beben bis zu ihnen selbst vordringen sehen; sie glaubten sich stets der Gefahr ausgesetzt, sie von neuem sich erheben zu sehen. Es wurde daher für alle diese, unter ihrer falschen Stellung leidenden Persönlichkeiten eine Revolution erforderlich, die alles umstürzen und erneuern sollte, um dadurch ihren politischen Ursprung zu verbergen und ihnen Straflosigkeit zuzusichern.

Einer der ehrenwertesten Geschichtsschreiber der Neuzeit (der Advokat Laurent) hat ein zutreffendes Bild von der Art der Umgebung entworfen, die sich damals um Bonaparte gruppirte, um das auszubeuten, was sie von unheilvollen Leidenschaften in ihm erkannt hatten. Es war damals in Frankreich, so sagt er, eine Partei vorhanden, die sich aus den sämtlichen von Ehrgeiz erfüllten Mittelmäßigkeiten zusammensetzte, die in der Revolution nur einen Anlaß zum Geldmachen erblickt hatten. Müde, sich im Gefolge der Sieger hinzuschleppen, die sich zu rasch auf der politischen Bühne folgten, trachtete diese Partei nach nichts sehnlicher, als nach einer definitiven Herrschaft, die ihr als Hafen für ihre Gefügigkeit dienen und ihr endgiltig die Früchte ihrer Servilität sichern sollte, und es stand dabei

diese gefährliche Partei nach allen Richtungen hin unter dem Einflusse dreier abtrünniger Priester und republikanischer Ueberläufer, die man bei allen Unglücksfällen Frankreichs stets wieder findet. Man kann gewiß das Triumvirat Sieyès, Talleyrand und Fouché nicht besser kennzeichnen. Wenn man als ihre Lieutenants oder Unterlieutenants Leute vom Schlage eines Roederer, eines Réal, eines Régnaud d'Angély und eines H. B. Maret auftreten und alsdann alle diese Cerberusgestalten ihre gähnenden Kiefer öffnen sieht, um das Nationalgut zu verschlingen, nach dem ihnen der Mund so lange gewässert, kann man sich im voraus das traurige Los vergegenwärtigen, welches diese gefräßigen Ungeheuer der Republik zu bereiten sich anschicken!

Unter den ausführenden Agenten, die ihren Anteil an dem Verdienste des 18. Brumaire gewahrt wissen wollen, hat sich noch eine Persönlichkeit eingestellt, die sich zweifellos für sehr unglücklich halten würde, wenn die Geschichte ihre glorreiche Waffenthat übergehen wollte. Ich darf daher die Episode des Obersten und nachmaligen Generals Sebastiani nicht unerwähnt lassen.

Sebastiani begegnete dem General Lefèbvre, dem Kommandanten der 17. Division, der ihn fragte, auf wessen Geheiß er auf den Beinen sei. Sebastiani erwiderte ihm ganz unterwürfig, „auf Befehl der Oberbehörde des Direktoriums und des Rates der Alten", was Lefèbvre in der That beruhigte und ihm ein Akt des Gehorsams gegen die Oberbehörde zu sein schien, der das Zuwiderhandeln gegen seinen Befehl nach dem militärischen Subordinationsgesetze entschuldigen und rechtfertigen könne. Was Lefèbvre vollends beruhigte, war der Umstand, daß Sebastiani, nachdem er ihn ganz unterwürfig und im Tone getreuester Ergebenheit um die Erlaubnis ersucht, „sich zu dem kommandirenden General Bonaparte begeben zu dürfen", und Lefèbvre das gestattet hatte, um Nachricht zu bekommen, eine Fortsetzung für die Komödie fand, für den Betrug Bonapartes, der eine Stütze an der Art von militärischem Apparat gefunden, der sich bereits um ihn und einige höhere Zivilbeamte angesammelt hatte. Der Oberst und nachmalige General Sebastiani hat geglaubt, es sei, nachdem der Sieg vom 18. Brumaire entschieden war, zweckmäßig, den Glückswechsel, der sich an denselben knüpfte, mit einer Art prahlerischem Glorien-

schein zu umgeben; infolgedessen hat er sich erlaubt, in Gesellschaften, in denen er reden kann, ohne fürchten zu müssen, sich einem Dementi ausgesetzt zu sehen, zu sagen, „Bonaparte habe ihm nicht nur Befehl gegeben, diejenigen niederzusäbeln, die sich dem Vormarsch seines Regiments entgegensetzen würden, sondern er habe sich diesen Befehl selbst gegeben, weil er sich auf der Höhe der großen Aktion des 18. Brumaire befunden habe, den er selbst, er allein, hätte durchführen müssen, wenn Bonaparte durch irgend einen Zufall daran verhindert worden wäre".

Ohne in Abrede zu stellen, daß der Oberst und nachmalige General Sebastiani das Vertrauen seines korsischen Landsmanns in hinreichendem Maße besessen habe, um von demselben den Auftrag zu einem Verbrechen zu bekommen, fühle ich mich doch durch meine Kenntnis alles dessen, was sich damals begab, und durch meine persönliche Erfahrung, die ich mit dem Individuum Sebastiani gemacht habe, ermächtigt, ihm zu erklären, daß er sich in eigentümlicher Weise getäuscht hat, wenn er sich in der Angelegenheit des 18. Brumaire die Rolle nachträglicher Unerschrockenheit anmaßt. Wenn Sebastiani gewagt hätte, in einer derart unzweideutigen Art zu General Lefèbvre, seinem Vorgesetzten, zu reden, würde dieser sich sofort bewußt geworden sein, welches Recht ihm nach dem Gesetze der militärischen Subordination zustehe, und er besaß einen Charakter, der in Verbindung mit der Hitze und dem Zornmute seines Blutes so entschlossen war, daß bei einem derartigen Anlasse, bei dem es für ihn keine Täuschung gab, der Zwerg, der heute so ungestraft prahlt, alsbald den Lohn für seine Unverschämtheit empfangen haben und sofort tot zu den Füßen des unerschrockenen Generals der Vorhut der Sambre- und Maasarmee niedergestürzt sein würde, eines Mannes, der Furcht so wenig kannte, wie nur irgend einer. General Sebastiani konnte freilich einen einfachen und aufrichtigen Mann, der sich eines Betrugs von dem Korsen nicht versah, hinters Licht führen, aber es ist falsch, daß er ihm offen ins Gesicht zu sprechen und sich irgend einer Drohung zu bedienen gewagt hätte; nochmals, Sebastiani wäre augenblicklich des Todes gewesen, das hat mir seither General Lefèbvre häufig wiederholt, wenn er auf den verhängnisvollen Tag zu sprechen kam, bei dem ihm nur „in zweiter Linie" eine Rolle zugeteilt war, und an dem er sich, wie er mir unzähligemal wieder-

holt hat, „als derselbe entschieden war“, unter den Befehl Bonapartes kraft des Dekretes der Alten gestellt sah, und an dem dieser die Unverschämtheit gehabt hat, ihn zu seinem Lieutenant zu ernennen. Ich habe gehört, daß Sebastiani wegen seiner kleinen Figur, die er vergebens durch seine Absätze und dadurch, daß er seinen Kopf zurückwarf und seine Nase in die Höhe reckte, größer zu machen suchte, geglaubt hat, sich an alle Größen heranmachen zu können, zunächst an die seines Herrn und Gebieters, des Kaisers Napoleon (für dessen Verwandten er sich ausgab, so lange dieser an der Macht war, was er ihm beiläufig aber hat untersagen lassen). Ich habe erfahren, daß er auch noch von anderen Schandthaten gesprochen hat, deren Ruhm er für sich in Anspruch nahm. Der Matador hat sich in eigentümlicher Weise über die Rolle getäuscht, die er am 18. Brumaire gespielt hat. Sebastiani war an diesem Tage kein „Lärmschläger“, ebenso wenig wie er das auf dem Schlachtfelde gewesen ist. Sein Vermögen, sein Alter und sein neuer Adel, seine Heirat, die die Coigny eine Mißheirat genannt haben, alles das ist keineswegs der Lohn für seinen Mut, sondern für seine Intrigue; Bonaparte wußte es ja doppelt zu schätzen, wenn diese Fähigkeit sich mit Bedeutungslosigkeit des Talentes und Charakters verband. Wie sehr sich auch General Sebastianis Wohlstand noch vermehren möge, er wird nie für sein Vermögen und das, was er geglaubt hat, seinen Ruhm nennen zu können, eine andere Herkunft geltend machen können, als die der untergeordneten Intrigue.



Zweites Kapitel.

Betrachtungen über mein Verhalten am 18. Brumaire. — Verlegenheit der neuen Regierung. — Lüge Talleyrands und Bruix'. — Was für Leute damals Frankreich retten konnten. — Gründe ihrer Bedeutungslosigkeit. — Ueberlegenheit Bonapartes. — Ein Ausspruch über die Menschen. — Geschickte Politik. — Meine Odyssee. — Rückzug nach Grosbois. — Bonaparte will mich anstellen. — Sein Abgesandter. — Mein Brief. — Bewunderung Fouchés. — Sein gemeiner Stil. — Neuer Besuch. — Washington und Bonaparte. — Tod Washingtons. — Seine Leichenrede. — von Fontanes. — Schändliche Heuchelei Bonapartes. — Frau Bonaparte zu Grosbois. — Noch eine Erklärung. — Die Pächteri nvon Grosbois. — Lob Bonapartes aus dem Munde seiner Frau. — Sie will mich zur Annahme einer staatlichen Stelle veranlassen. — Meine Antwort. — Unsere Korrespondenz. — Eigentümliche Uneigennützigkeit Sieyès'. — Bestechungssystem Bonapartes. — Sieyès nimmt an, verlangt und nimmt. — Seine Raubgier entzweit ihn mit einer geistvollen Dame. — Ich schicke das Direktorenmobiliar zurück. — Der Sekretär Lagarde. — Flucht der Besiegten. — Erstes Auftreten Bonapartes. — Schändlicher Verrat. — Guidal, Frotté und Chambarlhac. — Erkenntlichkeit des ersten Konsuls Baudoin gegenüber. — Erste Machinationen Bonapartes gegen mich. — La Bernardière. — Unterhaltung zwischen Bonaparte und Guérin. — Verleumderische Beschuldigungen hinsichtlich des Patentes. — Entrüstung meiner Kollegen und sogar Sieyès'. — Ungeheuerliche Verleumdungen. — Der Amerikaner Fournier. — Schwaches Gedächtnis Bernadottes. — Rechenschaftsbericht über sein Ministerium. — Bonaparte schwärzt ihn an. — Was man davon zu halten hat. — Was ist ein kommandirender General und was ein Kriegsminister? — Vorwort zu dem Rechenschaftsbericht. — Brune, Präsident des Kriegsausschusses. — Bernadotte einfacher Beisitzer. — Ehrenvoller Zug aus seinem Leben. — Ein Gesetz über die Konskription. — Die beiden Artikel. — Angriff und Verteidigung. — Wut Bonapartes. — Er bedauert, daß er den Sekretär Bernadottes nicht hat erschießen lassen. — Zweck Luciens und der anderen Verschworenen. — Sie füllen sich die Taschen mit Gold.

Brumaire Jahr VIII.

Ich habe der Wahrheit entsprechend, und ich kann hinzusetzen, mit vollster Aufrichtigkeit alles gesagt, was von den Geschehnissen, die dem 18. Brumaire vorangingen, auf mein Teil entfällt, und ich habe sogar kein Hehl daraus gemacht, daß mich an diesem Tage schwere Vorwürfe

treffen können, sei es, daß man mir zur Last lege, daß ich meine ganze revolutionäre Erfahrung vergessen und es an Voraussicht habe fehlen lassen, sei es, daß man behaupte, ich habe es an dem Tage selbst an Festigkeit fehlen lassen, indem ich anscheinend es nicht gewagt habe, dem Ereignisse selbst die Spitze zu bieten. Indes vermögen diejenigen, welche in zuverlässiger Weise von dem Stande der Dinge und der Persönlichkeiten in jenem Augenblicke unterrichtet sind, es ermessen, wie weit ich mit allen Anstrengungen, die ich hätte machen können, gediehen sein würde. Ich durfte in der That der Regierung müde sein und selbst der Reihe von Siegen, die ich genötigt gewesen war, über die uns entgegentretenden Parteien davonzutragen. Uebrigens ist und kann die augenblickliche Ueberlegenheit, welche bürgerliche Siege verleihen, nicht von langer Dauer sein; wenn diejenigen, welche sie davongetragen haben, an der Regierung bleiben, ist es äußerst schwierig und fast unmöglich, daß sie nicht Unzufriedene schaffen, allein durch die Thatsache der Organisation einer neuen sozialen Ordnung, wobei so viele verletzte Interessen so großer Mißachtung begegnen. Wenn sich mit diesen Unzufriedenen, die naturgemäß entstehen müssen, alle diejenigen vereinigen, die unterlegen sind und in ihrer Niederlage eine Täuschung ihres Ehrgeizes erblicken, dann versteht man, wie viele Schwierigkeiten daraus einer Regierung, die sich am Ruder gehalten, erwachsen müssen. Alle diese Verlegenheiten glimmen unter der Asche, bereiten sich mehr oder minder stillschweigend vor und warten auf den Augenblick, wo sie losbrechen können; wenn dieser Augenblick gekommen ist und die stille Arbeit des Parteigetriebes zum Ziele gelangt ist, welche Menschenmacht kann ihr dann widerstehen?

So frage ich, um mich genau auszudrücken und ohne bei diesem Anlasse irgend etwas, mich persönlich Betreffendes verhehlen zu wollen, meine entschiedensten Ankläger, was sie glauben, daß ich erreicht haben würde, wenn ich zu Pferde gestiegen wäre und mich nach dem Faubourg Saint Antoine oder dem gesetzgebenden Körper begeben hätte? Wer würde mir gefolgt sein, als die ganze militärische und bürgerliche Bevölkerung und selbst die der Faubourgs, die schon seit so langem bearbeitet worden war, sich auf Bonaparte, wie auf eine neue Existenz stürzte? Wollen diejenigen, die mich so lange mißachtet und mich unpopulär gemacht

haben, mir vorwerfen, daß ich keinen Gebrauch von den Streitkräften gemacht habe, die sie mir entzogen hatten? Ich gestehe, ich empfand es, daß ich über diese Streitkräfte nicht mehr verfügte; wenn sie mich in allen vorhergehenden Revolutionen unterstützt hatten und mir zur Seite gewesen waren, so habe ich stets anerkannt, daß ich nur Sieger geblieben bin, weil dem so war und ich mit dem Volke marschirte.

Wo kann man sagen, daß zur Zeit des 18. Brumaire das Volk gewesen sei, als der Rat der Fünfhundert nicht mehr wußte, wohin er sich selbst wenden solle, und es übersah, daß die Revolutionen, wie alle menschlichen Dinge ihren Höhepunkt haben und nicht wieder wie das erstemal von vorne angefangen werden können, und schließlich der Fluß seinen Lauf beendet hat und nicht mehr zur Quelle zurückkehrt?

Nein, ich war keineswegs im Bade, wie man gesagt hat, obgleich das leicht möglich und meiner stark zerrütteten Gesundheit wegen erklärlich gewesen wäre. Ich war am Tage des 18. Brumaire auf den Beinen und in durchaus wachem Zustande: der Ausbruch, ich gestehe es, war meiner Berechnung um achtundvierzig Stunden zuvorgekommen. Als ich dann rings um mich Umschau gehalten und mir alle Möglichkeiten vergegenwärtigt hatte, erkannte ich, daß derjenige, der durch die Straßen von Paris laufen und die Bürger der Stadt wie der Faubourgs zur Verteidigung der Freiheit aufrufen wolle, keinen andern Widerhall finden werde, als ihn Kleomenes gefunden, als er die Plätze Aegyptens durcheilte und die Aegypter zur Freiheit aufrief.

In diesem Zustande durchaus kühler und fester Erwägung unserer inneren und äußeren Lage und bei dieser strengen Prüfung der Wahrheit und des Grundes der Dinge trafen mich Talleyrand und Bruix. Es waren allerdings zwei äußerst verschmitzte Leute, und das hätte ich nicht außer acht lassen sollen; aber ich glaubte, daß denn doch zwischen der Verschmitztheit, die sich dem eigenen Interesse zuwendet und sich manchmal aus gewissen, selbst moralischen Gründen verteidigen läßt, und dem Verrate an allem, was es Geheiligtes gibt, nicht nur ein leichter Unterschied, sondern der eines fast unermeßlichen Abstandes vorhanden sei. Diese beiden Leute, welche mein Vertrauen und meinen Schutz nur wegen ihrer Anhänglichkeit an die Republik erlangt hatten, die freilich

erheuchelt war, aber gar so augenscheinlich kundgegeben wurde und mich zum Glauben an ihre Dankbarkeit für die vielen Wohlthaten, die sie von mir empfangen hatten, veranlassen konnte, kamen in der bewußten Absicht, mich zu überrumpeln, als sie mir auf ihr Ehrenwort versicherten, daß außer Sieyès und Roger-Ducos auch Gohier und Moulins ihre Entlassung eingereicht hätten, so daß ich allein noch übrig sei; was wolle mein vereinzelter Widerstand bedeuten? Ich gebe zu, daß ich nach der Verpflichtung, die ich im Augenblicke vorher mit diesen beiden ehrenwerten Kollegen übernommen hatte, fester an sie hätte glauben müssen und in meinem Geiste dasjenige, was man mir in ihrem Namen sagte, nicht in Anschlag gegen das hätte bringen dürfen, was sie mir selbst gesagt hatten.

Nun aber, da ich mich nicht gescheut habe, mein persönliches Verhalten darzulegen, ohne von dem etwas zu bestreiten, was mir zum Vorwurf gemacht werden könnte, glaube ich wohl das Recht zu haben, zu untersuchen, wie am 18. Brumaire das Betragen der Leute gewesen ist, die sich um jene Zeit des besten Rufes erfreuten und ihres Vorlebens wegen das allgemeine Zutrauen genossen, der Leute, die sich mit einem Worte in der Lage und in der Möglichkeit befanden, dem verwegenen Urheber der Contrerevolution die Stirne zu bieten: so, um die Leute hervorzuheben, welchen das Zutrauen des Volkes die erste Stellung in der öffentlichen Meinung eingeräumt hatte, ein Jourdan, ein Augereau und vor allem ein Bernadotte, die damals in Paris waren und einen Rückhalt an den Behörden hatten, von denen sie einen wesentlichen Bestandteil ausmachten. Ich rede nicht von einem Macdonald, einem Beurnonville und selbst einem Moreau, trotz ihrer militärischen Talente; diese Herren, die in einem, der Freiheit feindlichen Sinne Stellung genommen hatten, kommen hier nur unter der Rücksicht des Verrates in Betracht. Was für eine Ueberlegenheit würden alle diese berühmten Persönlichkeiten, alle diese Kinder der Revolution, diese ruhmwürdigen Emporkömmlinge gewonnen haben, wenn sie sich sofort im gesetzgebenden Körper ausgesprochen hätten, wo ihnen das Recht der Rede zustand; wenn sie sich an die Truppen gewandt hätten, die in diesem Augenblicke unter den Waffen standen! Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, wenn sich derartige Männer, die in ihrer Gesamtheit wie ihrer Persönlich-

keit nach dem Volke von Paris und der gesamten Armee bekannt waren, sich dem Unternehmen Bonapartes feindlich gezeigt hätten, die Truppen, bei denen sie geehrt und angesehen waren, sich auf den Anruf eines Bernadotte, eines Jourdan und eines Augereau hin selbst in Gegenwart der Allgewalt Bonapartes nicht gegen sie, das heißt gegen die Vertretung des Volkes, gewendet haben würden. Ja, ich wiederhole zu Ehren dieser Leute, die wirklich Bonaparte ebenbürtig waren, daß, zwischen sie und ihn gestellt, das Militär und das Volk dem Vaterlande, dessen Vertreter sie bisher gewesen waren, getreu geblieben sein würde, und sie nichts weiter zu thun gehabt hätten, als den Beschluß, Bonaparte für außerhalb des Gesetzes zu erklären, zur Ausführung zu bringen.

Aber, soll man es eingestehen oder nicht? Ja, man muß es eingestehen: diese Leute, die thatsächlich auf dem Schlachtfelde so wacker und unerschütterlich waren, wenn die Stimme eines Vorgesetzten, Kommandirenden oder der Zivilbehörde ihnen das zur Pflicht machte, verstanden von selbst nicht, sich zu einem Entschlusse aufzuraffen; sie verstanden weiter nichts, als auf einen Befehl zu warten, wie Bernadotte, der ausdrücklich in dem oben nach seiner eigenen Version wiedergegebenen Gespräch erklärt hat: „Ich werde nichts als Bürger thun; aber wenn das Direktorium oder der gesetzgebende Körper mir einen Befehl erteilt . . .“ Ach, du unglücklicher Mensch und nicht weniger unglücklich, obgleich du heute auf deinem hyperboreischen Throne sitzest! Wann war es je nötiger, wirklich ein Bürger zu sein, als an jenem Tage, als es sich um das Los der Stadt handelte, an dem es sich darum handelte, die bestehende soziale Ordnung mit starker Hand gegen den heftigen Angriff zu schützen, der gegen sie unternommen wurde, als es sich darum handelte, sich dem Ueberschreiten des Rubicon zu widersetzen und dem Einzuge des Usurpators in Rom zuvorzukommen, die freisinnige Zivilisation der Welt vor der Vergewaltigung durch Cäsar zu retten! War es jemals nötiger, Bürger zu sein? Die erste der Pflichten und das erste der Rechte, waren sie je denjenigen deutlicher vorgezeichnet, die sie zu verstehen geneigt gewesen wären? Ihr Sieger von Fleurus, Ihr Helden von der Brücke von Lodi und von Castiglione, konnte der Ruhm, den ihr zuerst erwarbet, je dem gleichkommen, der hier euer harrte?

Gut denn, trotz des lebhaften Unmutes und, ich wage es nochmals zu sagen, trotz der ganzen Beschämung, welche mir diese Erinnerungen einflößen, würde ich glauben, mich der ersten Regung meines Gewissens zu entziehen, wenn ich vor dem Tribunal der Geschichte, vor dem wir alle, je nach unseren Werken, erscheinen, und vor dem das Urteil ebenso wohl über das ergeht, was wir nicht einräumen wollen, wie über das, was wir zugestehen, mich weigern wollte, anzuerkennen, daß es sich hier um einen in der That allen übrigen überlegenen Mann handelte, nicht nur der Kühnheit, der Thatkraft und dem Talente nach, sondern weit mehr noch nach der Höhe der Intelligenz und der Stärke des Willens. Von Geburt aus mit diesem Willen ausgestattet, den er vor seiner Erhebung bei mehr als einem Anlasse genötigt war, zum Schweigen zu bringen, mußte Bonaparte diese überlegene Gewalt in sich selbst zurückzudämmen, der er, wie er wohl wußte, seine ersten Erfolge verdankte, und welcher er in der Folge sein Geschick anheimstellte. Er hatte den gemeinen Charakterzug der Menschen erkannt, wie er es so oft und namentlich in dem an Bernadotte gerichteten Worte zu erkennen gegeben hatte: „Sie versprechen viel und halten nichts.“ Gerade durch die Gewalt seines Willens war er einst in den Tagen des Krieges und der Revolution zum Eingreifen und zwar zum entscheidenden Eingreifen bestimmt worden; dieser Wille sollte ihm lange noch große Triumphe verleihen, bis zu dem Tage, da er erliegen mußte wegen des allzugroßen Mißbrauchs, den er damit getrieben.

Bonaparte hatte mit seinem nie versagenden Scharfblicke nicht verkennen können, wie viel Schwankendes und selbst seinen Absichten sich Entgegensetzendes beim 18. Brumaire nicht nur im Hintergrunde gelauert, sondern auch Gestalt angenommen hatte! Aber, indem er sich stellte, als ob er an keinerlei Art von Opposition glaube, um das Volk besser täuschen zu können, indem er die Opponenten in eine falsche Lage brachte, gab er sich den Anschein, damit auch andere es sich besser einredeten, als sei er fest überzeugt davon, daß alles für ihn sei; er verlieh den Soldaten, die man ihm als diejenigen bezeichnet hatte, die am wenigsten für ihn gestimmt seien, Ehrensäbel mit der Inschrift: „18. Brumaire.“ Es war nach seiner Politik bereits erforderlich, daß man in seinem Dienste kompromittirt sein mußte.

Im Verlaufe aller dieser revolutionären Ereignisse, die ich zur Darstellung gebracht, hatte ich lange Zeit die Freude gehabt, nur die Siege der Republik zu sehen, an denen mir mein Glücksanteil zukam. Ich habe von den ersten Zeiten an, da es sich zweifellos darum handelte, der neuen Ordnung der Dinge zum Siege zu verhelfen, ich habe, sage ich, von anfang an kein Hehl daraus gemacht, wie viel Kummer und Verdruß häufig die in den Bürgerkriegen davongetragenen Siege verursachten. Es waren Franzosen, es waren Mitbürger, es waren oft sogar Patrioten gewesen, die man an den verschiedenen Tagen der Revolution bekämpfen und wegräumen mußte, um der großen Sache zu dienen; denn in den Revolutionen gibt es, wie im Kriege, keinen unparteiischen Dritten. „Man schlägt sich nicht im Dreieck", sagte ein alter Kriegskamerad zu Carnot, der vor dem 18. Fructidor eine neutrale dritte Partei ins Leben rufen wollte. Es gibt in der That nur zwei Armeen, die sich gegenüberstehen: diejenigen, die nicht für uns sind, sind gegen uns. Das ist die Gewalt der Thatsachen, die eine andere Unterscheidung nicht zuläßt, da man entweder siegen oder besiegt werden, das heißt siegen oder zu Grunde gehen muß.

Aber glaubt man, wenn ähnliche Unterscheidungen auch nicht zu Toulon, am 9. Thermidor, am 13. Vendémiaire und am 18. Fructidor zu machen waren, damals selbst, als der Sieg unserer Partei zufiel, glaubt man, daß bei dem bloßen Gedanken an diese Siege sich bei demjenigen, der sie erfochten, nicht ein gewisser Kummer geregt hat, dessen wahrhafte Ursache in dem Menschlichkeitsgefühle liegt? Und zu diesem Gefühl muß man noch das einer Art mehr noch moralischer als physischer Erschöpfung rechnen, die durch die Notwendigkeit herbeigeführt wird, selbst als Sieger, immer wieder neue Kämpfe zu beginnen, um seiner Ansicht endgiltig zum Siege zu verhelfen. Alle diese, mit den Trümmern der Niederlage bedeckten Schlachtfelder, alle die Maßregeln, die nachher erfordert wurden und die unvermeidlich waren, um den Sieg aufrecht zu behaupten, alles das führt zu einer wirklichen Herabminderung der Kräfte und läßt einen fast an den menschlichen Dingen verzweifeln. So ist es erklärlich, daß ich selbst bei der Wahrscheinlichkeit eines neuen Sieges, wenn ich es darauf hätte ankommen

lassen, in mir den Willen nicht mehr verspürte, nochmals die Hand dazu zu bieten. Ich war durchaus nicht der Ansicht, daß die Republik nicht mehr zu verteidigen sei und hier zu Grund gehen müsse. Ich habe höchstens geglaubt, ihre Verfassung könne in einigen Teilen geändert werden, welche sich durch die Erfahrung als schwach erwiesen; daß sie vielleicht sich verjüngen müsse, namentlich durch einen Wechsel der Persönlichkeiten, mit dem ich bereit war, den Anfang zu machen, da ich entschlossen war, mich freiwillig zurückzuziehen und aufrichtigen Herzens auf jeden Anteil an der Gewalt zu verzichten; aber ich habe beständig geglaubt, das Prinzip, das sich Europa unterworfen, müsse ein Gegenstand der Achtung für alle Franzosen sein, und diese würden sich dem heftigsten Tadel ausgesetzt sehen, wenn sie diesen ersten Grundsatz, den derselben Sache, für die sie so viele Opfer gebracht, verraten oder im Stiche ließen.

Aber nun habe ich mich ins Privatleben zurückgezogen. Ich habe nicht mehr eine „Ilias" zu berichten, sondern eine wirkliche „Odyssee", denn auch ich vermag nun lange Zeit nicht in mein Vaterland zurückzugelangen.

Es waren kaum vierundzwanzig Stunden verflossen, seit ich mich nach Grosbois begeben, als Bonaparte, der sich anfangs den Schein hatte geben wollen, als setze er sich über mein Dasein hinweg, glaubte, er könne dasselbe nicht mit der Gleichgiltigkeit, die er an den Tag gelegt, übergehen, und mich fragen ließ, welche Stelle bei der neuen Regierung mir wohl passend erscheine. Fouché, der mit dieser Mission beauftragt war, trug mir von seiten seines Herrn alles an, selbst den Titel eines Connétable, den man für mich wieder herstellen wolle. Ich führte Fouché in meinen Garten und sagte ihm: „Das ist die einzige Stelle, die ich in Zukunft ausfüllen will." Da Fouché weiter in mich drang und mir sagte, ich müsse Bonaparte persönlich antworten, um zu bekunden, daß er seine Mission erfüllt habe, schrieb ich den nachfolgenden Brief:

Grosbois, den 20. Brumaire.

Da Sie, ich weiß nicht aus welchem politischen Interesse oder aus welchem Privatgefühl, glauben, meinem Dasein bis in die Zurückgezogenheit folgen zu sollen, habe ich nicht nur als früheres Haupt der Republik, sondern sogar als Bürger und sogar nach unseren anfänglichen Beziehungen das

Recht, einige Bemerkungen über den Stand der Dinge an Sie gelangen zu lassen.

Sie haben die durch den Willen der Nation errichtete und durch die Zustimmung Europas sanktionirte Regierung gestürzt. Diese Regierung hatte vielleicht die Mittel verloren, die Verfassung zu gewährleisten, welche sie eingerichtet hatte; dann hätte man sie stärken müssen, und es lag kein Grund vor, ein Attentat zu begehen, wie Sie es vorgestern zur Ausführung gebracht, indem Sie zu Ihrem Beistande die Feinde der Republik und Ihre eigenen heranzogen, jene Feinde, gegen welche das Direktorium Sie beschützt hatte, als dieselben Sie angriffen. Sie haben Ihren Ruhm kompromittirt und die schlimmen Ahnungen der Freunde der Freiheit gerechtfertigt, indem Sie mehr als die Menschen die Einrichtungen zu Fall brachten. Der Ehrgeiz, der wieder einen Thron aufrichten möchte, dürfte ein Vergnügen von nur kurzer Dauer haben; würde es vielleicht auch einige Tage länger anhalten, als das Masaniellos und Rienzis, so würde dadurch doch nicht das Geschick, das jene ereilte, abgewendet werden. Die treulosen Freunde Frankreichs, die Parteigänger der Tyrannei und des Auslandes, scharen sich um die entstehende Gewalt, um derselben zu ihrem eigenen Vorteile Schwierigkeiten zu bereiten. Ihre Eide sind nicht mehr wert als ihr Lob. Freiheit und Gleichheit sind die Bedürfnisse des französischen Volkes, und die repräsentative Regierung ist der Ausdruck dafür, der nach der einen oder andern Seite eine Aenderung durch die Vernunft und die Erfahrung zulassen mag; stützen Sie das Gebäude durch solidere Grundlagen; auf die Erhaltung der Republik hat Washington seinen Ruhm gegründet. Mein Entschluß, den Staatsgeschäften fern zu bleiben, ist unwiderruflich; mein heißester Wunsch ist es, daß die Republik siegreich aus dieser politischen Krise hervorgehen möge; Ehre ist den Begründern der Freiheit der Völker beschieden, Schande den Tyrannen und Sklaven. Kann die Wahl für eine Seele, die Größe besitzt, zweifelhaft sein?

Barras.

Ich las Fouché, der auf Antwort wartete, diesen Brief vor, der in der ganzen Erregung eines Herzens geschrieben war, das noch nicht gänzlich an der Freiheit und den schließlichen Absichten Bonapartes verzweifelte. Fouché gab mir nicht allein Zeichen der Zustimmung zu erkennen, sondern gebrauchte das Wort „Bewunderung"; er sagte mir, „ich sei wirklich beredt in der Art meines Empfindens und meines Ausdrucks; es sei unmöglich, daß Bonaparte sich einer so gerechten und so einschneidenden Begründung verschließen könne; das sei der wahre Weg, dem er zu folgen habe; darüber hinaus und rechts und links gebe es nur

einen Abgrund, in dem alles, was an Bonaparte und seinen Schmeichlern sei, zu Grunde gehen werde, mit Leib und Gut; aber diejenigen, die wie er, Fouché, dächten, die Veteranen der Freiheit, wenn sie auch nicht in großer Zahl um Bonaparte seien, so würden doch, sagte er, diese Veteranen der Freiheit sicherlich Stärke in ihrem wahren Charakter gewinnen; hätten sie auch bei dem herrschenden Tumulte ihre Bedingungen nicht schriftlich formuliren können, so hätten sie doch nach wie vor dem 18. Brumaire sehr handgreifliche; wir müßten die Freiheit haben, nicht nur die bürgerliche Freiheit, wie man sich mit der Absicht einer gewissen Einschränkung ausdrücke, sondern die politische Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung; wir würden sie bekommen; wollten Bonaparte und Siehès sich dem widersetzen, so würde man bald mit ihnen fertig werden; man würde sie wie Kröten zertreten."

Das waren die Worte Fouchés, zu denen ich mir keinen ausschmückenden Zusatz erlaube. Ich habe in der Revolution nichts Gemeineres kennen gelernt, als die Sprache dieses Mannes, dem man einen so großen Aufwand an Geist hatte zuerkennen wollen. Man kann ihm allerdings, wie die Engländer sagen, gewisse geistige Seiten nicht aberkennen, gewiß aber ist, daß die Hülle dieses Geistes eine äußerst plumpe war.

Fouché verläßt mich nach Abgabe dieser Erklärung, die er mir noch mehreremal wiederholt; er ist mir und vor allem der Republik auf Leben und Tod ergeben; es macht ihm ein aufrichtiges Vergnügen, diesen Brief Bonaparte zu überbringen, und er will den Aal nicht locker lassen, wenn er sich ihm aus der Hand winden will.

Zwei Tage später kommt Fouché wieder zu mir nach Grosbois, aus Freundschaft und Anhänglichkeit an denjenigen, der nicht mehr an der Gewalt ist; meine Freunde glauben, es sei das vor allem geschehen, um sich meiner Person zu versichern, um sich davon zu überzeugen, wer bei mir aus- und eingehe, um mit sich über die später zu ergreifenden polizeilichen Maßregeln ins reine zu kommen und im voraus seine Spürhunde zu bestellen. Als ich ihn fragte, was mit meinem Briefe geschehen sei und was schließlich Bonaparte geantwortet habe, schien er sich kaum an das zu erinnern, worüber wir unter Kundgebung einer so großen Ueber=

zeugungstreue von seiner Seite gesprochen hatten. Ich war genötigt, ihn mehreremale zu fragen, „was für einen Eindruck mein Brief auf Bonaparte gemacht habe?“ Nachdem er sich den Anschein gegeben, als suchte er nach einer Antwort, brach er plötzlich in Lachen aus und wollte er, sich liebkosend mir nahend, mich bei der Hand und selbst beim Arm ergreifen und sagte, indem er mich, wie in früheren Zeiten zu duzen begann: „Mein lieber Barras, ich erinnerte mich im ersten Augenblicke nicht mehr daran, daß Du in Deinem Briefe den Namen Washingtons genannt hattest; als er diesen Namen hörte, nahm er eine so ernste und so verachtungsvolle Miene an, wie Du sie noch kaum je bei ihm gesehen hast. ‚Was hat Washington,‘ sagte er zu mir, ‚mit dieser Sache zu thun, wozu will mir Barras von ihm sprechen? Es gibt kein anderes Mittel, eine Regierung zu gründen, als sie zu ergreifen und sie nicht mehr los zu lassen, wenn man sie einmal hat. Barras bewegt sich immer noch in seinen republikanischen Ideen; er schwatzt wie ein altes Weib.‘“ Vier Wochen nach dieser Unterredung stirbt Washington; Bonaparte läßt ihm durch Herrn von Fontanes die Gedächtnisrede halten. Da sieht man, wie weit die Heuchelei der Persönlichkeit geht, die hier erst in ihrem Beginne steht.

Da ich die Art Bonapartes kannte, die gewöhnlich darin bestand, um die Aufmerksamkeit von seinem wahren Zwecke abzulenken, das anscheinend am meisten zu verachten, was er am meisten begehrte, konnte ich mir denken, daß er entweder Fouché nicht das gesagt, was er dachte, oder daß sich beide verständigt hatten, mich wieder in eine amtliche Stellung zu bringen, worin eine Anerkennung der neuen Regierung gelegen haben würde, da ja die Taktik Fouchés darin bestanden hatte, anscheinend an seine erste Idee nicht mehr zu denken. Ich dachte an alle diese Leute nicht mehr und hätte aufrichtig gewünscht, daß sie auch an mich nicht mehr gedacht hätten, als man mir am Tage nach dem zweiten Besuche Fouchés nach Tisch eine Dame meldet, die in ihrem Wagen aus Paris anlangt, die aber, weil sie sich unwohl fühlt, den Wagen nicht verlassen kann und mich dringend bitten läßt, doch zu ihr in den Wagen zu kommen, um mit ihr zu sprechen.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich in der angeblich kranken

Person, die mich so dringend zu sprechen verlangte, Frau Bonaparte erstaunte, in einen schwarzen Schleier gehüllt und von Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet. „Ich trage keine Trauer um Ihre Freundschaft; ich bin überzeugt davon," sagte sie, mir die Hand drückend, „mein lieber Barras, daß Sie mir die Ihre ganz erhalten haben und der meinigen Gerechtigkeit angedeihen lassen. Bestände die letztere auch nur in der Dankbarkeit, wie viel derselben schulde ich Ihnen!" — „Aber," entgegnete ich ihr, „Sie kennen doch das Haus, in dem Sie sich befinden; es ist das einer Gastlichkeit, die Sie, wie mir schien, doch zu schätzen wußten. Ich begreife nicht, warum Sie darauf bestehen, in Ihrem Wagen zu bleiben und nicht in das Schloß kommen, dessen Oertlichkeit Ihnen doch ganz gut bekannt ist." Sie sagte mir, „sie habe sich ganz verstohlen aus Paris fortgemacht, indem sie sich die Beschäftigung Bonapartes zu nutze gemacht, dem sie gesagt, sie gehe aus, um einige für ihre neue Stellung erforderlichen Einkäufe zu machen; sie glaube, daß er in Paris und sogar in seinem Quartier sei; sie habe es auf sich genommen, alles zu verlassen, um mich einen Augenblick zu sehen und um mit mir freimütig einen Augenblick über alles das zu plaudern, was uns interessire."

Da mir Frau Bonaparte von Dingen sprechen will, die uns so wesentlich interessiren, bestehe ich darauf, daß sie einen Augenblick aus ihrem Wagen steige und in das Schloß trete, das sie so gut, wie nur irgend jemand, kennt.

Kaum ist sie geheimnisvoll in mein Zimmer heraufgekommen, als sie mir um den Hals fällt, dann meine Kniee umfaßt, die sie an sich drückt und mit Thränen benetzt: „Mein Freund, warum sind wir nicht vereinigt, warum haben Sie mich nicht geheiratet, als ich frei war." — „Ich war es nicht; meine Frau war nur abwesend; und wenn ich im Punkte der ehelichen Pflichten nicht immer streng gewesen bin, steht es doch immerhin fest, daß ich niemals daran gedacht habe, mich von meiner Frau zu trennen, die ich achte; ohne daß ich sonderlich ein Sklave von Vorurteilen wäre, ist die Ehescheidung ein Gedanke, der mir stets Abscheu eingeflößt hat." — „Aber könnte man sich nicht auch ohne Scheidung verstehen, wenn man Freundschaft besitzt und sich keinen Zwang auferlegen will. Ich könnte ja Pächterin zu Grosbois werden; ich

würde glücklicher sein, als ich es jetzt bin und als ich es im Palaste des Luxembourg und selbst in dem der Tuilerien sein werde, denn Bonaparte hat seit gestern davon gesprochen, daß wir ihn beziehen sollen. Das Luxembourg ist ihm schon nicht mehr genug. Aber nein, Barras, nicht die Ehescheidungsfrage hat uns zu Beginn des Direktoriums getrennt, Frau Tallien ist es gewesen und die Damen Mailly und Château-Renaud, die Sie mir vorgezogen haben. Als ich Ihren diesbezüglichen Entschluß gewahrte, habe ich diesen Damen den Platz geräumt, und ich glaube sogar, daß ich mich dabei als eine sehr resignirte und gefällige Freundin erwiesen habe. Ich weiß, daß Sanftmut die einzige Waffe unseres Geschlechts ist, daß keine andere besser zum Ziele führt; so haben Sie, Barras, glaube ich, mir nichts zum Vorwurf zu machen, denn ich habe mich damals in keiner Weise gegen Sie beklagt; ich wollte, daß Sie durch mich glücklich sein sollten; als ich nicht mehr über die Mittel verfügte, Ihnen zu gefallen und Sie zu fesseln, wollte ich Trost in dem Gedanken finden, daß Sie durch andere beglückt seien; aber ohne diese grausamen Verirrungen meines Herzens wäre ich nicht durch ein eisernes Band gefesselt worden. Sie wissen, was mich mit Bonaparte vereinigt hat, und ob ich je einen so verschmitzten, böswilligen und tyrannischen Menschen habe lieben können. Sie kennen die ganze Wahrheit und wissen, was ich Ihnen hierüber erst vor wenigen Monaten gesagt habe, als man uns berichtet hatte, er sei in Aegypten gestorben." Frau Bonaparte konnte es mir am Gesicht ansehen, daß ich ihre Ansprache etwas lang und vor allem sehr wenig logisch fand; namentlich dem Vorwand ihres Besuches gegenüber, dessen Zweck, wie sie mir verkündet hatte, ja ich sein sollte. Meine geringe Aufmerksamkeit mochte ihr wohl sagen, daß ich wirklich dachte: „Was hat das mit unserer Lage und mit Ihrer Ankunft in Grosbois zu thun, denn schließlich werden Sie doch wieder zu dem ehelichen Lager Bonapartes zurückkehren und diese Nacht hier nicht das meinige teilen wollen." — „Ach, ich sehe wohl, mein Freund, daß ich Ihnen zu lange von mir spreche; wenn mein Herz mich bei Ihrem Anblicke für einen Augenblick wieder verwirrt hat, muß es mich doch sofort wieder daran erinnern, daß es sich in diesem Augenblicke um Sie und ganz bedeutend um Sie handelt, denn es handelt sich um nichts Geringeres,

als um Ihre Ruhe und sogar um Ihr Dasein. Bonaparte, der undankbarste der Menschen, bewahrt Ihnen jedenfalls im Grunde seines Herzens keine Dankbarkeit, aber er kann in den Augen des Volkes den äußeren Anschein der ihm zur Last fallenden Dankbarkeit nicht von sich abwehren; er muß daher so thun, als fesselten ihn an Sie noch Beziehungen, die auf diesem Gefühle fußen. Wenn er diesen Glauben nicht erweckte, würde er allgemeiner Verachtung anheimfallen, selbst bei Ihren Feinden; er muß daher diese Rolle aufrecht erhalten und er kann damit nur Eindruck machen, wenn er Sie an sich zieht und Sie in augenfälliger Weise mit seiner Regierung in Verbindung bringt. Mögen Sie immerhin glauben, ich hätte in dieser Beziehung eine Mission (ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß dies nicht der Fall ist, daß Bonaparte absolut nichts von meinem Besuche weiß und er glaubt, ich befinde mich in diesem Augenblicke, in welchem ich bei Ihnen bin, bei meiner Schneiderin oder bei meinem Juwelier, ganz in seiner Nähe). Nein, was ich Ihnen sage, geht von mir selbst aus, es ist mein eigener Gedanke und meine innerste Empfindung. Meine Anhänglichkeit an Sie und mein Interesse für Sie veranlassen mich, auf der wenigstens politischen Notwendigkeit zu bestehen, daß Sie Anschluß an Bonaparte finden; er darf nach all den Worten und Geschehnissen der letzten drei Tage nicht den Anschein erwecken, als werfe er sich Ihnen an den Kopf, denn alle Welt hat ihr Auge auf ihn gerichtet, und da er das Direktorium gestürzt hat, kann er nicht sagen, daß er unrecht gehabt habe, er würde das aber zu sagen scheinen, wenn er Ihnen nachliefe. Man muß sich daher, mein lieber Freund, den Umständen anbequemen; man darf, das gebe ich zu, gewiß denjenigen kein Entgegenkommen beweisen, die sich in einer so gehässigen Weise gegen Sie benommen haben, ich würde die letzte sein, die Ihnen zu einem derartigen Schritte riete: er würde Ihres Charakters unwürdig sein; ich will bloß sagen, daß Sie etwas annehmen müssen, was Ihrer Lage entspricht und Sie der zuletzt bekleideten Würde gegenüber nicht herabsetzt, dann wird Bonaparte Ihretwegen beruhigt sein. Das wird ihm die Mittel gewähren, Ihr gegenseitiges Verhalten demjenigen als beste Antwort entgegenzuhalten, der eine Anklage gegen Sie oder ihn erheben wollte; Sie werden sich so gegenseitig verteidigen. Ich

folgere daraus nicht und verlange deshalb nicht, daß Sie einander mehr Liebe oder Achtung bezeigen sollen, aber schließlich wird das Publikum alles annehmen und alles glauben, was man ihm darstellt. Und gerade daran ist Bonaparte gelegen, der sehr wohl einsieht, daß man nicht vorwärts kann, ohne die Volksmeinung für sich zu haben und daß man dieselbe stets wenigstens mystifiziren muß."

Ich dankte Frau Bonaparte für den ganzen Aufwand an Beredsamkeit, den sie zu meinen Gunsten entfaltete, aber ich erwiderte ihr, daß meine Lage mir durchaus keinen Grund zur Beunruhigung gebe; daß ich, wie es meine Gewissenspflicht und mein Zustand der Ermüdung erheischten, in das Privatleben zurückgetreten sei und ich dasselbe nicht mehr verlassen wolle.

Ich begleitete Frau Bonaparte zu ihrem Wagen, die ihr Incognito hätte wahren können, wenn sie nicht von einem vertrauten Kammerdiener begleitet gewesen wäre, der allen meinen Leuten bekannt war und sich hinsetzte, um mit ihnen zu schwätzen, so lange Frau Bonaparte oben war. Das waren meine letzten Worte, nach denen sie sich zurückzog.

Sich keineswegs für geschlagen haltend, schrieb mir Frau Bonaparte in ihrer äußerst feinen und verschmitzten Art einen Brief, in dem sie in Formen, die ebenso maßvoll gehalten waren, wie eine schriftliche Korrespondenz es erfordert, mir ihre Aufforderung erneuerte und mir sogar ihre Bitte aussprach, ich möge in der neuen Regierung eine hervorragende Stellung einnehmen. Ich antwortete Frau Bonaparte mit folgendem Briefe:

Grosbois, den 25. Brumaire Jahr VIII.

Ich habe, verehrte Frau, den Brief empfangen, den Sie sich die Mühe genommen haben, an mich zu richten; meine Antwort würde Erörterungen herbeigeführt haben, welche ich glaubte, vermeiden zu sollen. Ich habe auf das Amt verzichtet, welches ich in der volkstümlichen Regierung bekleidete, weil ich kein Verteidigungsmittel gegen die Gewalt der Bajonette hatte, die sie gestürzt haben. Getreu meinem Schwure habe ich es abgelehnt, die Liste derer zu vermehren, welche die Republik verraten haben und mich mit demjenigen zu verbinden, der sich der Gewalt bemächtigt hat und der ständig Pflichten gegen mich hatte.

Die Schwierigkeit, einige Maultiere zu füttern, die Ihr Gemahl bei seiner

Abreise nach Aegypten zurückgelassen, hatte Sie veranlaßt, mir dieselben nach Grosbois zu schicken; sie sind seit dieser Zeit dort sorgfältig gepflegt worden; ich beauftrage meinen Stallmeister Noël, Ihnen die vier Maultiere zurück zu bringen. Wollen Sie ihm eine Empfangsbescheinigung darüber geben.

Ich habe die Ehre, verehrte Frau, mich Ihnen zu empfehlen.

Barras.

Gohier, jedenfalls der anständigste meiner Kollegen, hat in seinen Memoiren vollkommen klargelegt, was alles von persönlichem Interesse während dieser letzten Zeit in dem Benehmen Sieyès' zu Tage trat; die Art und Weise, wie er, nachdem er sich alles Geld, das auf dem Direktorium verblieben war und das ihm keineswegs zukam, angeeignet hatte und sich noch die Domäne Crosnes als Belohnung für seine Selbstlosigkeit schenken ließ. Die bloße Aufzählung derartiger Thatsachen enthält, wenn sie so offenkundig sind, ihre vollständige Verurteilung. Ich könnte es höchstens, ohne so strenge zu sein, wie man es bei diesem Anlasse Sieyès gegenüber mit Recht sein könnte, für sonderbar finden, daß seine Mitschuldigen und die Berichterstatter über diesen sonderbaren Vorschlag sich bemüßigt gefunden haben, das wenig Anständige, das in demselben lag, durch das eigentümliche Lob zu überbieten, daß sie von seiten Sieyès' noch einen Akt des Zartgefühls und der Tugend darin finden wollten, daß er sich zur Annahme verstand. Dieses Lob hätte als eine wirkliche Ironie aufgefaßt werden können, wenn man bedenkt, daß die Verteidiger selbst bei diesem Umstand gewagt haben, Sieyès mit den tugendhaftesten Gesetzgebern des Altertums zu vergleichen. Der Vergleich kann gewiß nur als eine Ironie aufgefaßt werden. Wie beschaffen auch die alten und modernen Vorbilder sein mögen, auf die man sich berufen will, so haben doch weder Lykurg noch Solon, noch Numa, noch Franklin, noch Jefferson Geld als Belohnung für die Gesetzgebung angenommen, die sie ihren Ländern gegeben haben. Was mir als das Bedenklichste bei dem Fall, um den es sich handelt, auffallen mußte, war der tiefe Gedanke Bonapartes, nicht allein diejenigen, deren Opposition gegen seine neue Regierung er zu fürchten hatte, zu bestechen, und allem, was ihn zu verdunkeln drohte, das Siegel der Verworfenheit aufzudrücken, sondern auch noch allen denjenigen, deren er sich zu bedienen hatte, in

verlockendem Scheine die Glücksgüter zu zeigen, welche als Lohn für die gefügige Annahme seiner Ideen in Aussicht standen.

Die Bestechung, zu der hier Sieyès sich hergab, war die Fortsetzung des Bestechungssystems, das Bonaparte bereits in Italien zur Ausführung gebracht hatte, und der Vorläufer des Systems, das unter dem neuen Regime zur Herrschaft gelangen sollte. Was mich anlangt, so fällt es mir nicht bei, dem, was man mit Recht oder Unrecht gegen Sieyès bei diesem Anlasse vorbringen kann, der leider in zu handgreiflichem Zusammenhang mit dem Untergang der Republik steht, noch etwas hinzuzufügen. Was mir als das Traurigste erscheint, ist der Umstand, hier einen der ersten bemerkenswerten Erfolge des Bestechungssystems Bonapartes zu gewahren, der, nachdem er sich so leicht eines der ersten politischen Namen Frankreichs bemächtigt und denselben zerstört hatte, hinfort kein Hindernis mehr finden wird, wenn er dasselbe in einer beliebigen Weise anwenden will.

Ohne daß ich das Unrecht Sieyès' beschönigen will, indem ich ihn als einen betrachte, der nur angenommen und nicht gefordert hat, obwohl er etwas Schlimmeres gethan hat, als anzunehmen und zu fordern, da er den Anfang damit gemacht, das Geld an sich zunehmen, das sich in dem Schreibtisch auf dem Direktorium befand, Geld, das ihm nicht gehörte und das er sich durch ein Sophisma zusprach, das mindestens sehr lächerlich war, so kann ich doch nicht umhin, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß ein so schöner Geist einer derartigen Schwäche erlegen ist und sich in so unheilvoller Weise von Bonaparte mystifiziren läßt. Eine Frau von viel Geist, die bis dahin in sehr intimen Beziehungen zu Sieyès gestanden hatte, brach damals offen mit ihm und sagte ihm: „Wenn Sie wollen, daß wir wieder mit einander sprechen sollen, so stellen Sie zunächst die beiden Millionen zurück, die Sie der Nation genommen haben." Sieyès, der mit sich im reinen war, antwortete: „Ich bin jetzt wenigstens, da ich einen ordentlichen Wagen habe, nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, von den Aristokraten beiseite geschoben und insultirt zu werden, wenn ich sie auf der Straße treffe; jetzt kann ich sie mit meinem Schmutze bespritzen." Niemand wird der Ansicht sein, daß das eine Antwort sei. Ist die Revolution gemacht worden, damit die Patrioten die Laster und die

Wagen der Aristokraten annehmen sollen? Das war nicht ihr ursprünglicher Zweck und das hätte nicht ihr Ende sein dürfen.

Wenn ich nicht umhin gekonnt habe, eine Thatsache zu erwähnen, die mit Recht von Gohier getadelt und allgemein mißbilligt worden ist, so hat nicht der Neid über die mir entgangene Beute mich bedauern lassen, daß etwas in die Hände eines einzelnen fiel, das thatsächlich allen gehörte, wenn man überhaupt ein Recht, darüber zu verfügen, zugesteht. Ich begreife sogar nicht, wie man bei einem so wichtigen und für das Geschick der Welt so entscheidenden Anlasse so stark den ganz unwesentlichen Umstand betonen kann, daß in dem Tumult ein paar Thaler entwendet worden sind. Wenn ein ganzes Haus in Flammen aufgeht, so wird derjenige, der alles auf einmal verliert, nicht gerade den Verlust eines einzigen Möbelstücks, wie kostbar es auch sei, beklagen. Was mich anlangt, der ich mich, sobald ich mich auf den Weg nach Grosbois gemacht hatte, nicht um das geringste mehr kümmerte, so glaubte ich noch weniger Wert darauf legen zu sollen, als man mich einige Zeit nachher von dem benachrichtigte, was vorgefallen war. Ich hatte, wie meine Kollegen, einen Wagen und Pferde zur Verfügung, die sich sogar infolge meiner schleunigen Abreise in Grosbois befanden; sie waren mir bewilligt worden und man war sehr erstaunt, daß ich sie nach dem Luxembourg zurückschickte. Ich wollte nichts von einem Teile des Mobiliars behalten, das mir gehörte und mir nicht abgesprochen werden konnte. Es gab auch eine Reihe von Werken, von welchen das Direktorium eine Anzahl von Exemplaren für seine Mitglieder subskribirt hatte; der Generalsekretär der Konsuln, Lagarde, schrieb mir, er werde sie weiter beziehen, und bat mich, die mir zukommenden Fortsetzungen entgegen zu nehmen. Ich hielt es für unter meiner Würde, ihm zu antworten, selbst in abschlägigem Sinne; ich ließ mein Schweigen als Antwort gelten. Ich würde es für einen wesentlichen Verstoß gegen alles das, was ich mir selbst schuldig war, gehalten haben, wenn ich durch irgend eine Beziehung, und wäre es auch nur die der bedeutungslosesten Höflichkeit gewesen, die Verbindung mit den Missethätern aufrecht erhalten hätte, die sich des Luxembourg-Hauses bemächtigt hatten.

Aber der 18. Brumaire ist vollbracht, der 19. hat seinen Verlauf

genommen; und wie es in Revolutionen geht, wächst die Kühnheit der Sieger mit ihren ersten Erfolgen. Die Sieger haben sich aller Posten und Stellen bemächtigt; die Besiegten suchen Zufluchtsorte auf, die man besser bezeichnen könnte: sie möchten sich beinahe in Mauslöcher verkriechen. Keiner wagt mehr, zu Hause zu schlafen. Jourdan geht seinen früheren Lieutenant Lefèbvre um ein Obdach an; die Frau des letzteren behandelt den früheren kommandirenden General der Sambre- und Maasarmee mit aller gebührenden Achtung; Bernadotte glaubt sich, obwohl er von Joseph beschützt wird und er sich für den schlimmsten Fall verschiedene Auswege offen gehalten hatte, zu Hause nicht mehr sicher und auswärts schlafen zu müssen. Er bittet Frau Marbot, die Frau des abgesetzten Generals der 17. Division, die im Faubourg Saint Honoré, am Eck der kleinen Rue Verte, wohnt, um ein Obdach. Alle diejenigen, die im Verdacht stehen, daß sie am 18. Brumaire an Widerstand auch nur gedacht und gewiß nicht gewagt haben, sich auf Verschwörungen einzulassen, werden der Verschwörung angeklagt und zwar von den Verschworenen selbst; sie nehmen sich diese Denunziation zu Herzen und stieben wie wirklich Schuldige davon. Haben sie wirklich unrecht, der so lärmvoll verkündeten Milde nicht zu trauen?

Man hat gesehen, wie nur wenige Tage vor dem 18. Brumaire Bonaparte noch Schritte bei der chouanistischen Partei unternehmen ließ, um sie zum Handeln gegen das Direktorium zu bestimmen. Nun, da er das Direktorium gestürzt hat, kann er kraft eigener Machtvollkommenheit auftreten. Er thut so, als habe er vergessen, daß man sich nicht herbeigelassen, auf ihn zu hören, als er vor kurzem selbst noch den Chouans entgegenkam. Welches Vertrauen müssen sie nicht heute zu ihm haben, da er der Herr von allem ist. Er läßt daher Herrn von Frotté ersuchen, sich nach Alençon zu begeben, um mit ihnen einen Vertrag zu vereinbaren. Dieser begibt sich in voller Sorglosigkeit dorthin, ohne Verteidigungsmittel. General Guidal befehligte in Alençon. Mit der, wie er glaubte, aufrichtigen Mission betraut, die Verhandlungen mit Herrn von Frotté zu führen, veranlaßte er den tapfern General aus der Vendée, sich im Vertrauen auf sein Wort und die Heiligkeit der Verträge nach Alençon zu begeben, wo es zu Unterhandlungen und dem allseitig ersehnten

Abschlusse eines Friedensvertrages kommen solle. Frotté langt an, ermüdet von einem Ritt von dreißig Lieues; er bittet Guidal, einen Augenblick auf dem Sofa seines Salons ausruhen zu dürfen; seine Adjutanten ruhen gleichfalls in den benachbarten Zimmern aus. Guidal stand unter dem Befehle des Generallieutenants Chambarlhac; er benachrichtigt seinen kommandirenden General, daß Frotté bei ihm sei und die Konferenz sofort beginnen könne. Chambarlhac erwidert ihm: „Ich werde in einer Viertelstunde bei Ihnen sein.“ Guidal und Frotté plaudern inzwischen mit einander, als der erstere gewahrte, daß das Haus von Grenadieren und Gendarmerie umzingelt wurde. Guidal sah zitternd den General Chambarlhac in sein Zimmer treten, gefolgt von zwanzig Grenadieren, die sich Frottés bemächtigten. Guidal fragt verzweifelt nach der Ursache dieses Treubruchs; es wurde ihm entgegnet: „Das ist meine Sache.“ Frotté, ergriffen und geknebelt, wirft dem General Chambarlhac einen Blick voll Entrüstung und Verachtung zu. Mit Gewalt weggeführt, ergreift er während des Fortgehens die Hand Guidals und sagt zu ihm: „Ich halte Sie dieser Treulosigkeit für unfähig, ich weiß, wer der Henker ist, der uns beide getäuscht hat; ich bin auf alles gefaßt: sagen Sie dem Tyrannen, der mich meuchelt und der Sie wie mich meucheln wird, daß ich als Tapferer gestorben bin.“ Frotté wurde alsdann erschossen; einige Zeit nachher wurde Guidal abgesetzt; man wird sehen, wie in einigen Jahren die Prophezeiung des unglücklichen Frotté in Erfüllung gehen wird. Was für ein finsteres Zukunftsbild, was für eine Entwicklung des Verrats verspricht eine derartige Handlung der neuen konsularen Regierung, und das beinahe am Tage nach ihrer Errichtung! Das ist das erste Auftreten Bonapartes!

Unter den Zügen, welche den Charakter des neuen Herrn Frankreichs enthüllen sollten, hat man einen angeführt, der zu zeigen beginnt, in welchem Geist die Ausübung seiner Gewalt gehalten sein wird. Am Tage vor dem 18. Brumaire waren die Proklamationen bei Baudoin, dem gewöhnlichen Drucker des gesetzgebenden Körpers, gedruckt worden. Indem er sich zu einer derartigen Thätigkeit herbeiließ, glaubte Baudoin, ein großes Zeichen seiner Ergebung gegeben zu haben und vertrauensvoll an Bonaparte die Frage richten zu können, ob er zufrieden sei. Bonaparte

erwiderte ihm: „Was Sie bei diesem Anlasse für mich gethan haben, können Sie auch für einen andern thun; ich habe Sie nicht mehr nötig." Er ließ seine Druckerei schließen und ruinirte diesen Handwerker; er sagte unverhohlen: „Derjenige, der die Druckerei des Konvents und des Sicherheitsausschusses gehabt hat, kann nicht auch der Drucker meiner Regierung sein."

Gegen mich sollten die Verstimmung und das Rachegefühl Bonapartes sich alsbald bei jeder Kleinigkeit und bei allen Anlässen zeigen, die irgendwie geeignet waren, mir Verdruß zu bereiten und den Republikanern die Meinung von mir zu benehmen, auf die ich am meisten gehalten hatte und die wenigstens dem ganzen Verhalten meines Lebens entsprach. Ich habe mitgeteilt, was zwei Monate vor dem 18. Brumaire auf dem Direktorium vorgekommen, bezüglich der Anträge, die an mich durch einen ganz untergeordneten Intriganten, den schon genannten Fauche-Borel, gelangt waren. Man erinnert sich, daß alles recht gut von Talleyrand und seinem Agenten Guérin eingefädelt worden war; sie hatten nichts zum Abschluß gebracht, aber sie hatten alles vorbereitet, und sie hatten geglaubt, wir könnten nicht besser . . .*)

Nach den ersten Erfolgen der Mission Guérins bei Fauche-Borel war beschlossen worden, daß er sie weiterführen und sich mit neuen Instruktionen auf den Weg machen solle. Die Mission Guérins bestand darin, bis nach Rußland zu gehen und sich dort in den Besitz des Teiles der Geheimnisse Ludwigs XVIII. zu setzen, der in Wesel nur angedeutet worden war, und die königlichen Agenturen, die sich in diesem Lande befanden, zu täuschen, damit er sich alles dessen versichere, was die geheimnisvolle Andeutung Fauche-Borels verraten hatte; wir wollten alles, was sich noch im Auslande befand, nach Frankreich heranziehen, und Guérin, ein Mann von großer Schlauheit und viel Kaltblütigkeit, stand uns für alles. Er war nicht weiter als Mainz gelangt, als er einige Tage nach dem 18. Brumaire von einem Kurier eingeholt wurde, der ihm sofort umzukehren gebot. Er hatte von Reinhard, der an die Stelle Talleyrands getreten war, seinen letzten Paß erhalten; aber er

---

*) Hier sind im Manuskripte zwei Zeilen ausgelassen. (G. D.)

wurde von Talleyrand, der inzwischen wieder Minister geworden war, zurückberufen, und vor diesem, glaubte er, solle er erscheinen, als er von Talleyrand die von der Hand La Bernadières, eines der ersten Bureaubeamten, geschriebene Aufforderung und sodann im Namen des Ministers des Aeußeren die Einladung erhielt, „sich am selben Tage" (am 25. Brumaire) „noch zu dem Bürger Bonaparte, dem ersten Konsul der Republik, zu verfügen. Um jeden Zeitverlust zu vermeiden, solle der Bürger Guérin an der Thüre sagen, daß er bestellt worden sei."

Die Absicht Bonapartes, als er den Bürger Guérin kommen ließ, war, demselben Worte zu entlocken, die mich kompromittiren könnten, indem sie ihn zu dem Geständnis brächten, „er sei in dieser Angelegenheit mein persönlicher Agent und nicht der des Direktoriums." Das Gegenteil wurde durch die Akten selbst erwiesen, durch das Geheimregister des Direktoriums, in welchem sich alles niedergeschrieben fand, wie es beraten und einmütig beschlossen worden war. Aber es beliebte Bonaparte, der noch einige Augenblicke die Sprache der Republik führen wollte, zu verbreiten, ich hätte sie verraten und er sie in Schutz genommen. So sagte er, als ob die Rückkehr der Bourbonen wirklich eine Gefahr gewesen sei, vor der die Republik nur durch ihn bewahrt worden sei, zunächst, indem er in seiner gewöhnlichen Manier zugleich die Frage stellte und die Antwort erteilte: „So lange ich herrschen werde, werden die Bourbonen nicht nach Frankreich zurückkehren;" und ohne auf eine weitere Erklärung des Bürgers Guérin hören zu wollen, der doch nur aus diesem Grunde berufen zu sein glaubte, verabschiedete er denselben, indem er ihm sagte: „Obschon bei ihm alles in strengster Ordnung sei, erblicke er in ihm einen Agenten Barras' und Ludwigs XVIII. Er werde in dieser doppelten Eigenschaft überwacht werden." Als am folgenden Tage mein früherer Sekretär Botot von Bonaparte bemerkt wurde, sagte dieser zu ihm mit einem Wutausbruch, der berechnet war und den Zweck hatte, mich in meiner Ehre zu treffen, indem er so laut sprach, daß jeder ihn verstehen konnte: „Wenn ich am 18. die Sache mit dem Patente des Barras gewußt hätte, so hätte ich es ihm vor die Brust binden und ihn erschießen lassen."

Meine Kollegen, welche die ganze Wahrheit einer Angelegenheit

kannten, in welcher sie nicht nur meine Mitschuldigen waren, sondern in die sie vielleicht noch thätiger als ich selbst eingegriffen hatten, sagten, als sie von dieser mutwilligen Beleidigung hörten, „der erste Konsul irre sich, ich sei in dieser Angelegenheit so frei von Bourbonismus, wie nur einer es sein könne.“ Ich habe gehört, selbst Siéyès, über den ich mich so sehr zu beklagen hatte und der wegen seines Verrates mein persönlicher Feind wurde, habe sich nicht enthalten können, mir offen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er habe sogar gesagt: „Man kann Barras vielleicht vieles vorwerfen; was die Weseler Angelegenheit anbetrifft, so ist das sinnlos: er ist ebenso rein und einwandsfrei wie wir.“ Fouché und Talleyrand, die ebenso Bescheid wußten, beobachteten Schweigen, weil sie kein besseres Mittel kannten, der Leidenschaft Bonapartes zu schmeicheln. Um später dahin zu gelangen, mich zu töten, mußte man es sich zunächst angelegen sein lassen, mich unpopulär zu machen und mich in Mißkredit zu bringen. Deshalb bemühte man sich, mich in einer Angelegenheit zu verleumden, die ihre Widerlegung nicht nur in den offiziellen Akten des Direktoriums fand, sondern auch noch in dem ausdrücklichen Zeugnisse meiner noch vorhandenen Kollegen im Direktorium.

Dachten sie, in diesem Punkte so vollständig geschlagen, nicht daran, auf die ersten Zeiten der Revolution zurückzugehen und gegen mich verleumderische Schriften der gehässigsten Art abfassen zu lassen, bald über die Ereignisse des 6. Oktober 1789, bald über die September-Metzeleien, selbst über diejenigen in den Gefängnissen von Orleans, mit denen man mich, obgleich ich nicht dabei gewesen, gern auf die Anklage eines der schamlosesten Banditen der Revolution hin in Verbindung gebracht hätte, eines gewissen Fournier, genannt „der Amerikaner“, der gegen einen polizeilichen Gegendienst seinen Namen unter die scheußlichsten Verleumdungen setzte, für die man ihn haben wollte.

Aber mitten aus den abscheulichsten Ungerechtigkeiten gehen oft Tröstungen hervor, die für ein anständiges Gemüt etwas Beruhigendes haben.

Bernadotte, den die letzten Ereignisse und vielleicht mehr noch von gemeinsamen Feinden heraufbeschworene Mißverständnisse von mir getrennt hatten, gab mir einen Beweis seines Gedenkens, gegen den ich nicht

unempfindlich sein konnte. Er sandte mir nach Grosbois ein Exemplar des Rechenschaftsberichts über sein Ministerium zu; nicht dem Direktor, der früher seinen natürlichen Richter gebildet hätte, sondern dem einfachen Bürger, einem Patrioten, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, dessen Herz aber für dieselben nicht gleichgiltig bleiben konnte, unterbreitete er seine Gewissensprüfung. Er hatte recht, wenn er glaubte, daß für mich die Eigenschaft eines Bürgers hinreiche, um ein lebhaftes Interesse für seine Ehre zu haben. Ich mußte mich doppelt für eine Lektüre interessiren, deren Wert ich zu schätzen verstand und die mir wieder Ereignisse vor Augen brachte, die zwar noch ganz neu waren und kaum hinter uns lagen, uns aber schon weit entrückt waren wegen ihrer so bedeutenden Folgen und der Stelle, die sie in der Geschichte einnehmen sollten.

Nach dem „Mémorial de Saint-Hélène“ soll Bonaparte (wenn man überhaupt an etwas aus diesem Mémorial glauben darf), von der Höhe seines Felsens aus Lob und Tadel erteilend, wie es in seiner Absicht lag, sie jedem zukommen zu lassen, gesagt haben, „während der drei Monate, die Bernadotte Minister gewesen sei, habe er bloß Dummheiten begangen; er habe nichts organisirt und das Direktorium sei genötigt gewesen, ihm das Portefeuille zu entziehen.“ Ich habe eine Darstellung der Thatsachen gegeben, welche den Rücktritt Bernadottes veranlaßt haben; sie widerlegen hinlänglich die Unrichtigkeit des letzten Teiles des von Bonaparte abgegebenen Urteils, der auf diese Weise den für den Schluß des Jahres VIII berufenen Kriegsminister verleumden und erniedrigen wollte. Bonaparte hätte gern ein Hehl daraus gemacht, was er Bernadotte verdankte. Was sich trotz aller Widersprüche nicht abstreiten läßt, ist die Thatsache, daß Bonaparte den Feldzug von Marengo und den in Deutschland unternommenen mit dem Material und dem Personal durchgeführt hat, das ihm Bernadotte vorbereitet hatte.

Bonaparte hat gelebt und seine Armeen mehrere Jahre unterhalten von dem gewaltigen Fonds, den Bernadotte mit seinem patriotischen Eifer und seiner patriotischen Beredsamkeit durch die Arbeit weniger Monate zusammengebracht hatte.

Was mich anlangt, der ich Tag für Tag Zeuge von dem gewesen

bin, was damals der Minister Bernadotte gethan hat, so kann ich nur sagen, daß er in seinem nur zu kurzen Ministerium die höchste militärische, administrative und politische Fähigkeit an den Tag gelegt hat; er besaß die ganze schöpferische Fruchtbarkeit und Thatkraft, welche die Revolutionen dem Genie verliehen oder in demselben zur Entwicklung gebracht hatten, in den großen Tagen ihrer Wunderthaten, von denen man noch nach Jahrhunderten sprechen wird. Die Schlachten, die von einem General gewonnen werden, der seinen Namen mit denselben verknüpft, erscheinen zunächst als die glänzendsten Heldenthaten. Die öffentliche Meinung krönt sie mit ihrem ganzen Beifall. In den Augen der Volksmenge erscheint ein General von fern wie ein übermenschliches Wesen, das inmitten der Gefahren und des Kriegsgetümmels alles durch seine Persönlichkeit, die Macht seines Mutes und die Kraft seines Armes zu verrichten und zu stützen scheint. So glaubt das Volk, wie es auf einer so großen Menge von volkstümlichen Bildern und selbst in den Meisterwerken, welche die Malerei uns geliefert hat, dargestellt wird, in dem kommandirenden General einen gewappneten Paladin zu erblicken, der, wie im Mittelalter oder in der Heldenzeit, Einzelkämpfe zu bestehen hat, deren Entscheidung durch die heldenhafte Kraftentfaltung dem kühnen Gegner gegenüber entschieden wird. Diese Anschauung ist, so weit sie auch verbreitet ist, nichts weniger als genau; ein kommandirender General hat, abgesehen von ganz außerordentlichen Thaten, von großen Schlachten, bei denen er in den Vordergrund treten und sich zu Pferde zeigen muß, in der Regel und auf die Dauer nichts anderes zu thun, als Befehle zu erteilen und sie durch seinen Generalstab weitergeben zu lassen; er empfängt zuweilen von Stellen, die so weit wie möglich von dem Schauplatz der Aktion entfernt sind, die Nachricht von Ereignissen, die nicht immer das Resultat seiner Berechnungen sind, die er aber mit Recht zuerst empfängt und weiter verbreitet. So hat derjenige, der in den Augen der erstaunten Welt am unmittelbarsten in die schrecklichsten Kriegsereignisse eingegriffen hat, und der fast wie der Donnergott erscheint, wie sich Bonaparte selbst in seiner Bescheidenheit in dem Tumulte des 18. Fructidor genannt hat, der, abgesehen von Alexander, Cäsar oder Tschingis-Khan, jedenfalls die meisten Menschen auf Erden dem Tode geweiht hat, sich persönlich nur sehr

selten ausgesetzt, selbst nach dem Berichte derjenigen, die ihm am ständigsten gefolgt sind; er soll nur einmal in seinem Leben auf dem Schlachtfelde in der eigentlichen Bedeutung des Wortes den Degen gezückt haben, und das wäre nur auf einem der letzten der Fall gewesen, da Bonaparte sich bei Champaubert oder Montmirail mit Lebensgefahr vorgewagt habe. Sich selbst über diese volkstümliche Vorstellung lustig machend, die von einem kommandirenden General verlangt, daß er im Kriege über eine große Kraft und über ein großes physisches Aktionsvermögen verfüge, hat Bonaparte gesagt: „Die Dummköpfe bilden sich ein, daß man durch Kraft und körperliche Geschicklichkeit im Kriege etwas ausrichtet. Sie wissen nicht, daß ich nicht mit dem Arm, sondern mit dem Kopfe, durch die Ueberlegenheit meiner Intelligenz und die Entschlossenheit meines Charakters alles beherrscht und besiegt habe."

Es kann daher meiner Ansicht nach für so gut wie ausgemacht gelten, daß ein kommandirender General statt des ausführenden Teiles in der Schlacht gewöhnlich nur der leitende ist, daß er gewissermaßen nur ein lokaler Kriegsminister ist; wenn sich daher ein Kriegsminister findet, der, ohne an Ort und Stelle anwesend zu sein, wo die Kämpfe vor sich gehen, ein Urteil über die gesamte Oertlichkeit besitzt, zu dessen Erlangung die geographischen Kenntnisse, über die man verfügt, im Verein mit einem gewissen Ortssinne verhelfen, den die Natur allein verleiht, ein Mann, der von Jugend an mit allen Einzelheiten der Verwaltung und den Bewegungen des Krieges vertraut, eine gründliche Kenntnis der Hilfsmittel desselben besitzt, seine Tragweite den jeweiligen Umständen nach zu erkennen vermag und damit den festen Willen verbindet, der geeignet ist, sie aus der Entfernung anzuordnen und durch diejenigen zur Ausführung bringen zu lassen, die sich an Ort und Stelle befinden, so behaupte ich, ohne an dem Verdienste und der Ehre etwas schmälern zu wollen, die jedem zukommt, der Kriegsminister, wie er mir vorschwebt, kann vielen kommandirenden Generalen bedeutend überlegen sein, die ja nichts anderes zu thun vermögen, als ihm zu gehorchen und, infolge der Entfernung, die oft dem Ungehorsam zum Vorwande dienen muß, ihm manchmal jedenfalls zu spät gehorcht haben. Ein Kriegsminister, der gleichzeitig auf so vielen, so weit von einander entfernten Schauplätzen

handelt, und dem ganz Europa nur das Schachbrett ist, auf dem er seine Partie entwickelt, ich sage es noch einmal, dieser Kriegsminister darf mit Recht hoffen, daß sein Ruhm nicht durch den eines beliebigen kommandirenden Generals verdunkelt werde. Mag ein solcher eine Schlacht gewonnen haben, die um so ruhmwürdiger ist, je blutiger sie gewesen, so kann der Minister mehrere zu gleicher Zeit gewonnen haben, so wie es Bernadotte ergangen ist, welcher, der Zeit nach auf so eng begrenztem und dem Raum nach auf so weit ausgedehntem Gebiete, sich oft an ein und demselben Tage vollziehen sah, was er lange Zeit vorher so richtig berechnet und zur Ausführung angeordnet hatte. Ich wiederhole es, das Ministerium Bernadottes war eine Zeit der schöpferischen Thätigkeit, der Bewegungen, der Fruchtbarkeit, der Hilfsmittel, des Genies, und ich möchte schließlich sagen, der moralischen Aufrichtung des Patriotismus und der Energie Frankreichs. Da ich glaube, daß ich meine Ansicht hierüber vollständig nur durch die Vorlage der Schrift selbst begründen kann, will ich hier, um einer Pflicht nachzukommen, die ich mit Vergnügen erfülle, nur die Einleitung des Bernadotteschen Rechenschaftsberichtes mitteilen. Man wird ihm nicht zum Vorwurfe machen, daß er sich darin zu sehr selbst erhoben, der bescheidene Ton, in dem er sich hält, thut dem thatsächlichen Charakter der Gegenstände keinen Abbruch, die darin behandelt werden und von deren Wahrheit sich der Leser überzeugen kann, wenn er diesen Rechenschaftsbericht in seinen einzelnen Teilen vernimmt.

Wenn die Notwendigkeit, der Nation Rechenschaft abzulegen, früher vielleicht für einige Agenten eine Pflicht war, so gestaltet sich diese Pflicht zu einer Belohnung für den Würdenträger, der zugleich Bürger ist.

Das Departement des Krieges wurde mir am 15. Messidor des Jahres VII anvertraut; es ist mit mir bis zum darauf folgenden 29. Fructidor, das heißt nicht ganz zwei und einen halben Monat verblieben.

In dem Augenblicke, da ich in das Ministerium eintrat, war die italienische Armee genötigt worden, die mantuanische und die cisalpinische Republik und Piemont zu verlassen. Das Material ihrer Artillerie war verloren; die Wälle der befestigten Plätze dieser Staaten und das Geschützmaterial derselben war dem Feinde anheimgefallen. Die Armee, welche zwei Jahre zuvor die Mauern Wiens bedroht hatte, war jetzt nach den ligurischen Apenninen zurückgedrängt, ohne Lebensmittel, ohne Munition und in voller Bestürzung. Die neapolitanische Armee sollte ihr zu Hilfe kommen, damit sie wieder die Offensive

ergreifen könne. Die Schlacht an der Trebbia, die trotz der Anstrengungen ihres Befehlshabers und des heldenhaften Verhaltens der Soldaten verloren ging, beraubte sie dieser Hoffnung. Die Alpenkette war von dem Feinde besetzt; Briançon wurde zur äußersten Linie; ein Teil der Departements der oberen Alpen und des Montblanc war angegriffen; das des Genfer Sees hatte sich täglich eines Angriffs zu versehen; Helvetien befand sich bis nach Zürich in den Händen der Oesterreicher; sie hatten sich der schönen Artillerie des befestigten Lagers bemächtigt, welches diese Stadt verteidigte. Der Niederrhein ward von Truppen entblößt; die helvetische Armee zählte nur noch sechzehntausend Mann; Belgien war ohne Verteidigung; die festen Plätze des Nordens entbehrten aller Proviantmittel; unsere Küsten ohne Soldaten; der Osten seine Rebellion beginnend; der Süden in vollem Feuer; eine königliche Armee alsbald an der oberen Garonne ausgehoben; so war die militärische Lage der Republik.

Rechne man zu diesem nur allzu wahren Bilde des von allen Seiten uns bedrängenden Unglücks den Rückstand des Solds für mehrere Corps seit länger als einem halben Jahr, den Mangel an jeder Art von Kleidung, Ausrüstung und Bewaffnung; die Hospitäler zu Zufluchtsstätten für die entblößten und ausgehungerten Soldaten, und diese Zufluchtsstätten zu großen Gräbern geworden; der absolute Mangel an Subsistenzmitteln, das Aufhören jeden Dienstes, der Verrat der Lieferanten, die Erschöpfung des Staatsschatzes, auf dem Schulden lasteten, die sich von Tag zu Tag mehrten; ein erschreckender Abgrund, den zu überbrücken täglich schwieriger wurde wegen der verhängnisvollen Folge, welche die erste Unmöglichkeit, sich seiner Pflicht zu entledigen, nach sich gezogen hatte. Urteile man, ob gewöhnliche Maßregeln ausgereicht hätten, um einem so ungewöhnlichen Notstand zu begegnen.

Trotzdem verhehlte ich mir, als ich das Kriegsministerium übernahm, durchaus nicht den ganzen Umfang meiner Mission; aber, gewissermaßen im Kriege geboren und in ihm für die Freiheit großgezogen, hatte ich gefühlt, daß ich mit seinen Fährlichkeiten und seinen Siegen größer wurde. Ich hatte das Glück gehabt, an einigen erfolgreichen Unternehmungen teil zu nehmen, welche unsere Feinde Wunder nannten, die uns aber durchaus nicht in Staunen setzten. Von der Erinnerung an diese bis dahin unerhörten Operationen erfüllt und in dem Gedanken meiner Waffenbrüder lebend, glaubte ich, daß man vielleicht auch in die Kriegsverwaltung einige heilsame Verbesserungen einführen könne.

Ich hatte mir auch kein Hehl daraus gemacht, daß ich, wenn ich zum Angriffe gegen so viele in einer unmoralischen Grundlage wurzelnden Interessen übergehen wolle, ich den Wutschrei dieser verletzten Interessen entfesseln würde.

Der richtige Verwaltungsbeamte muß nicht nur Sinn für die Bedürfnisse haben, sondern denselben auch zuvorkommen, er muß sich nicht nur Hilfsquellen, die ihm fehlen, erschließen, sondern auch einen klugen Gebrauch von denjenigen machen, die zu erschließen ihm gelingt.

Ich will nicht weiter daran erinnern, daß die Armee von Kämpfen erschöpft war und die Departements ihre letzten Leute und ihr letztes Hab und Gut hingegeben hatten; es mußten neue Schlachten geliefert und es mußten immer wieder Leute und Güter aller Art herangezogen werden.

Um diese so notwendigen und gleichzeitig so schwierigen Hilfsmittel zu beschaffen, sah ich nur ein Mittel ab, das, mich an das Herz der Bürger zu wenden und den gesunkenen Mut wieder zu beleben.

Mir schwebte immer nur ein Beispiel vor, das der Wunderthaten unserer Armeen; ich hatte aus eigener Erfahrung den Erfolg kennen gelernt, den während der Revolution der wiederholte Appell an die unermüdliche Großmut der Grenzdepartements gehabt hatte; ich hatte, was noch wunderbarer, gesehen, wie während der Kämpfe und selbst auf dem Rückzuge das Trostwort, das sich dem Herzen abringt, die von Anstrengungen und Sorgen bedrückten Soldaten elektrisirte und machtvoll aufrecht erhielt.

Beamte, welche anfangs auf das nachdrücklichste den Gebrauch, den ich von diesen moralischen Mitteln machte, verlangt hatten, wollten plötzlich nichts mehr von denselben wissen. Die Nation erntete bereits die ersten Früchte der zu Tage getretenen Begeisterung. Ich suchte nicht nach Gründen für diese Veränderung: erwäge man, was ich thun konnte und was ich thun mußte, und blicke man auf das, was ich gethan habe. Wenn man die Resultate feststellt, dann blicke man auch, wenn man sich dazu herbeilassen will, auf die Absicht, die mich geleitet hatte. Einundneunzigtausend Rekruten sollten in Bataillone eingereiht werden; fast die ganze Zahl derselben wurde sofort bekleidet, ausgerüstet und bewaffnet. Ich brachte eine Aushebung von vierzigtausend Pferden zu stande. Wie wohlthätig diese Maßregel war, läßt sich heute erkennen, da bereits fünfzehntausend zur Remonte gelangt sind.

Man kennt im allgemeinen den Verlauf der Ereignisse. Holland ist gerettet, das linke Rheinufer gegen jeden Angriff geschützt und die Russen sind in Helvetien vernichtet worden; der Sieg ist wieder zu den Fahnen der Donauarmee zurückgekehrt; die Verteidigungslinie zwischen den Alpen und dem Apennin ist aufrecht erhalten worden trotz aller Unglücksfälle, die unsere Waffen in jenen Gegenden zu erleiden hatten; die Koalition ist gesprengt.

Republikaner haben glauben wollen, daß die moralische Macht, die ich bei den Armeen wieder zur Geltung brachte, nicht ohne Einfluß auf die glänzenden Erfolge geblieben sei, die nach meinem Austritt aus dem Ministerium gekommen sind und das Ende des Feldzugs gekrönt haben; ich bin weit entfernt

daran, diese Ansicht zu teilen, selbst wenn ich einigen glücklichen Kombinationen bei der Schaffung einer Armee am Niederrhein nicht fremd geblieben bin, deren Abschwenkung in so glücklicher Weise den Prinzen Karl aus der Schweiz abberief; selbst wenn ich den Angriff auf unsere befestigten Plätze vorhergesehen und die Verproviantirung derselben lebhafter betrieben und das vollziehende Direktorium dazu gedrängt haben sollte, daß es Bedacht auf die Verstärkung der italienischen Armee nehme, auf deren Zurückweichen ich es aufmerksam gemacht hatte, würde ich den Anteil von mir weisen, den man mir an diesen denkwürdigen Ereignissen zuweisen will. Die Minister erfüllen ganz gewiß ihre Pflicht, wenn sie es durchsetzen, daß die Armeen ernährt, gekleidet und ausgerüstet werden, und einzelne Winke geben, wie ihr gesamtes Vorgehen einzurichten sei; aber ich muß offen erklären: bevor man den Ruhm für gewonnene Schlachten den Ministern zuweisen will, kommt er zu: erstens den hochherzigen Soldaten, die täglich in den Kämpfen fallen, und zweitens den unerschütterlichen Generalen, welche den Mut derselben zu elektrisiren und zu leiten wissen.

Der edle Geist der Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit, der über diesem Rechenschaftsbericht schwebt, läßt die Ursache meiner Wertschätzung und den Grund meines Lobes erkennen; wenn ich, das Verdienst der kommandirenden Generale auf dem Schlachtfelde einer aufmerksamen Prüfung unterwerfend, geglaubt habe, schärfer als es sonst der Fall zu sein pflegt, untersuchen und feststellen zu müssen, was den Leitern und was den Kriegsministern zukomme, die, häufig Schöpfer des Gedankens und Mittelpunkt der Aktion, Anschauungen haben, dieselben inspiriren, als Befehl erteilen und zur Ausführung bringen können, so wird man wohl davon überzeugt sein, daß ich nicht von Ministern habe sprechen wollen, wie deren einer für einen Augenblick, aber doch schon viel zu lange, Frau von Pompadour gewesen ist, denn diese Marquise schickte gleichfalls Schlachtpläne ab und ernannte kommandirende Generale. Damals freilich gab es keine konstitutionelle Regierung und folglich keine Ministerverantwortlichkeit, und alles, was sich zum Nachteile der Nation ereignete, mußte dazu beitragen, das königliche Ansehen zu untergraben.

Was übrigens verstattet, Bernadotte ein höheres Verdienst zuzuerkennen, trotz der Verleumdungen, mit denen Bonaparte den Bernadotte des Jahres VII hat verunglimpfen wollen, indem er ihn für nichts als eine Mittelmäßigkeit gelten lassen wollte, ist die Thatsache, daß er, als

er im Staatsrate eine Kriegsabteilung einrichten mußte und er an die Spitze desselben nicht gerade einen so unabhängigen und überlegenen Mann wie Bernadotte stellen wollte — was er dadurch bewies, daß er zum Präsidenten Brune, einen recht mittelmäßigen Soldaten, ernannte — trotzdem nicht umhin konnte, in denselben Bernadotte zu berufen, dessen administrative Fähigkeit er in Wirklichkeit mehr anerkannte, als er öffentlich zugestehen wollte. Der Eintritt Bernadottes in den Staatsrat wurde sogar von einem für ihn sehr ehrenvollen Umstand begleitet, den ich für so interessant halte, daß man ihn in Erinnerung bringen darf.

Der große Gedanke Bonapartes, der sich seither in so grausamer Weise zu erkennen gegeben, war auf nichts anderes gerichtet, als darauf, sobald er sich der Regierung bemächtigt, sich Leute und Geld zu beschaffen. Leute und Geld, diese beiden großen Hebel, sind abwechselnd Aktionsmittel, von denen eines auf das andere wirkt. Die Konskription, wie sie von Jourdan in Anregung gebracht und ein Jahr zuvor von dem gesetzgebenden Körper zum Gesetz erhoben worden war, lieferte gewiß demjenigen schon große Mittel, der, wie man gesagt hat und wie er es selbst gesagt haben könnte, in den Generationen, die sich ihm darboten, nur „Kanonenfutter“ erblickte; aber das Aushebungsgesetz, wie es aus den Händen des früheren gesetzgebenden Körpers hervorgegangen war, vermochte den Ansprüchen der neuen Regierung und dem ungeduldigen Verlangen ihres Oberhauptes nicht mehr zu genügen. Der Minotaurus erblickte darin nur ein leichtes, ihm alle Jahre vorgesetztes Mahl, das für seine Gefräßigkeit durchaus nicht ausreichte; es mußte daher ein neues Konskriptionsverfahren geschaffen und in weit großartigerem Maßstabe zur Ausführung gebracht werden; man nannte das die Konskription organisiren oder reorganisiren. Man weiß, was das Wort Organisation alles für Folgen gezeitigt hat, von dem Ausspruche Bonapartes an, „die organischen Gesetze sind die besten“, bei seiner Rückkehr zur italienischen Armee, bis zu den „organischen Senatus-Konsulten des Kaiserreichs“ und allen anderen so bekannten, welche der Welt in ununterbrochener Folge die schrecklichste soziale Desorganisation vor Augen geführt haben.

Bernadotte wurde also als Staatsrat mit dem Berichte betraut, der das neue Konskriptionsgesetz begleiten sollte, da niemand sich auf einen

derartigen Stoff besser verstand als er, der, ein geborener Soldat, alle Grade durchgemacht und aus eigener Erfahrung fast alle Entwicklungsformen und praktischen Gestalten des Krieges durchgemacht hatte, von der Aushebung der Truppen an bis zu deren Instruktion. Bernadotte war demnach ein Mann, wie man ihn nicht besser zur Erstattung eines auf gute Gründe gestützten Berichts über eine so wichtige Frage wählen konnte; aber er besaß Bürgersinn und Menschlichkeitsgefühl und glaubte, daß diese beiden großen, erhaltenden Grundsätze allem vorangehen müßten, wenn es sich bei Völkern, die für zivilisirt gelten wollen, um die Abfassung von Gesetzen handelt. Bonaparte, der fürchtete, er könne in dem Staatsrat nicht den Mann bekommen haben, der sich ohne weiteres zu einem Gesetze von äußerster Strenge und zur Ausführung von Henkersdiensten hergeben werde, nahm den Berichterstatter vorher ins Gebet; er machte ihm eine Menge von Komplimenten über seine Kenntnisse auf dem Gebiete der militärischen Verwaltung und sagte ihm, er vertraue seinem vortrefflichen Urteile, daß er bei einer so wichtigen Angelegenheit nichts verabsäumen werde, um der Regierung alles zu verschaffen, was sie brauche. Man müsse der Regierung gegenüber freigebig sein.

Da Bernadotte entgegnet hatte, er meine, man müsse vor allem sparsam und sogar geizig mit menschlichem Blute sein, hatte Bonaparte die Naivität, ihm zu sagen: „Ich fürchte, wir verstehen uns nicht; übrigens werden wir damit fertig werden, weil wir darüber zu diskutiren haben: weit entfernt davon, diese Diskussion zu fürchten, habe ich sie gern . . .“

Als der Tag des Berichts gekommen ist, ergreift Bernadotte im Staatsrat das Wort, und sein Bericht, der von Klugheit und Freigebigkeit gegen die Regierung durchdrungen war, hatte die Zustimmung sämtlicher im Staatsrat vereinigten Sektionen erhalten, die ihm zugestimmt hatten, ohne daß sie in diesen ersten Tagen auf den Blick ihres Herrn und Gebieters geachtet hatten, was sie in der Folge nicht versäumen sollten. Bernadotte hatte unter den zahlreichen Artikeln seines neuen Gesetzes zwei als wesentlich aufgestellt: „zunächst, daß zur Verteidigung des Landesgebietes die Ausdehnung der Aushebung beinahe unbeschränkt sein, daß sie bei der jüngsten Altersgrenze beginnen und kaum bei der am weitesten vorgeschrittenen Halt machen solle.“

Dieser erste Teil des Berichtes Bernadottes war von Bonaparte für sehr richtig befunden worden und er hatte ihm beinahe seine laute Zustimmung gegeben; aber es folgte ein zweiter: derjenige, daß „die so weit ausgedehnte, so großmütige und so unbegrenzte Aushebung für die Landesverteidigung nur in der engsten Begrenzung für Eroberungen und überseeische Expeditionen zur Anwendung kommen könne". Die Schlußfolgerung Bernadottes war hier, daß, je freigebiger man für die Verteidigung sein wolle und müsse, um so mehr man sich für den Angriff Schranken ziehen müsse; man sieht alle sich auf den Schutz und die Erhaltung erstreckenden Folgen, die sich aus diesem moralischen Grundsatze ergeben. Es waren gerade diejenigen, welche für das System des ersten Konsuls am meisten zu fürchten waren. Er erhebt sich wütend und ruft: „Ist der Mann immer noch Ihr Sekretär, den ich am 18. Brumaire hätte erschießen lassen sollen, weil er Sie verhindert hat, mit uns zu marschiren, ohne den Sie keinen Schritt thun können? Was sollen diese Subtilitäten, diese Unterscheidungen zwischen Angriff und Verteidigung; alles ist Verteidigung, selbst die Eroberung, die sich als notwendige Folge des Krieges ergibt." Und er wollte eine ganze Litanei dieser Sophismen anstimmen, wie er sie seither in so großer Menge im „Moniteur" und seinen offiziellen Aktenstücken kundgegeben hat, als er, es vorziehend, sich an seinen Zornausbruch, als an eine Darlegung von Gründen zu halten, sich wieder, sich fast zu Beleidigungen hinreißen lassend, gegen denjenigen wandte, der ihn in den liebsten seiner Gedanken kreuzte.

Bernadotte, der glücklicherweise Herr seiner selbst war, war das durch seine Kaltblütigkeit doppelt Bonaparte gegenüber und antwortete nur: „Wenn Sie am 18. Brumaire einen jungen Bürger hätten erschießen lassen, der die Freiheit vielleicht zu sehr liebte, als daß er lächelnd ihrem Umsturze hätte zusehen können, so sehe ich nicht ab, was das zur Aufklärung der gegenwärtigen Situation beitragen soll; mein Sekretär kommt hier nicht mehr in Frage, als der Ihrige; jedem von uns ist hier seine Rolle von seiner Ueberzeugung und seinen Ansichten vorgeschrieben. Wir haben niemand nötig, um uns beim Spielen derselben behilflich zu sein, und wir brauchen keiner dritten Person das zuzuschieben, was uns hier gegenseitig verstimmen kann." Bonaparte schwieg, erhob sich und

wandte den Rücken; es war das bereits eine seiner Arten, zu antworten.

Aber bevor ich zur Erzählung der Drangsale übergehe, die mich befallen sollten, hat es mir zum Troste gereicht, mich an Dinge zu erinnern, die noch wirklich etwas mit der Freiheit zu thun hatten. Das wird bald aufhören müssen, und es wird nur noch von einem Menschen auf der Welt die Rede sein, und es werden alle Existenzen ohne Unterlaß sich vor der Laune dieses Menschen beugen.

Für Lucien und die übrigen in hervorragender Weise bei der Verschwörung des 18. Brumaire beteiligten Personen war der einzige Zweck gewesen, sich der Schätze der Nation zu bemächtigen. Die Familie Bonaparte spekulirte in Getreide, in Lieferungsverträgen, in das Volk belastenden Rechten und dem Spiel. Die Millionen, welche Portugal zur Erlangung des Friedens zahlte, wurden unter seine Familie, unter seine Minister, unter seine Kollegen und Mitglieder des gesetzgebenden Körpers verteilt, die seinen Verrat unterstützt hatten.

Die Diamanten, mit denen diese Damen und diese Herren sich schmückten, gaben ihnen zweifellos einen gewissen materiellen Glanz, aber die Brillanten, wenn dieses Wortspiel gestattet ist, vermochten nicht, sie mit einer Tugend brilliiren zu lassen, die sie nicht hatten, und konnten nur ihren schlechten Ruf vermehren.



Drittes Kapitel.

Mein Rückzug führt zu Verstimmung. — Man bietet mir Gesandtschaften und das Kommando über die Armee von San Domingo an. — Projekt einer Reise nach den Pyrenäen. — Meine Pässe. — De la Colonida. — Ausspruch Bonapartes in Betreff meiner. — Talleyrand empfiehlt mich Alquier. — Ich erhalte in Tours den Besuch von Gendarmen. — Meine Beschwerde an Fouché. — Seine Antwort. — Verrat von zwei Seiten. — Auffangung der Depeschen Klébers an mich. — Neuer Anlaß zu Belästigungen. — Kléber rettet die ägyptische Armee. — Er wird ermordet. — Verschiedene Ansichten über den wirklichen Urheber des Verbrechens. — Rachepläne. — Arena und Ceracchi. — Von Fouché organisirte Verschwörung. — Tod Arenas. — Freude Bonapartes. — Denkmünze, die er auf sich selbst prägen läßt. — Ich weigere mich, ein Geschenk von ihm anzunehmen. — Meine Verbannung. — Fouché fordert mich auf, Frankreich zu verlassen. — Sein Abgesandter. — Mein Brief. — Fouché gegebene Erklärung. — Die Sultanin Valide. — Verhältnis meines Adjutanten zu Josephine. — Gegenseitige Anklagen. — Brief Dubois'. — Ich ziehe meine Spionen an meinen Tisch. — Ihre Berichte werden von mir durchgesehen und korrigirt. — Savary und Davout. — Fouché fürchtet für seine Stellung. — Erneuerte Aufforderung, mich aus Paris zu entfernen. — Brief an den ersten Konsul. — Haussuchung. — Versuch, meinen Adjutanten zu verhaften. — Brief an den Polizeiminister. — Ausweichende Note. — Fouché scheint nicht mehr an mich zu denken. — Er wirft die Maske ab. — Germain Garnier. — Bedrohender Brief. — Wie ich auf denselben antworte. — Noch ein Brief an Bonaparte. — Korrespondenz mit Fouché. — Ich reise nach Brüssel. — Doulcet benachrichtigt den Polizeiminister von meiner Ankunft. — Frau Doulcet. — Bonaparte zu Brüssel. — Fräulein Raucourt sucht mich auf. — Ich verkaufe Grosbois an Moreau. — Bonaparte schenkt Bernadotte das beschlagnahmte Haus Moreaus in der Rue d'Anjou. — Ich kehre nach dem Süden zurück. — Ich erhalte die Erlaubnis, mich in Paris aufzuhalten. — Frühstück bei Fouché. — Ich verweigere eine Zusammenkunft mit Bonaparte. — Sieyès und das Vermögen des Direktoriums.

Nach dem Tage des Brumaire dem Privatleben zurückgegeben, hatte ich mich auf mein Landgut Grosbois zurückgezogen, fest entschlossen, in nichts mich an den schuldbaren Neuerungen einer ungesetzmäßigen Regierung zu beteiligen, und in der Ueberzeugung, daß nach allen den Agenten Bona=

partes gegebenen Erklärungen, an deren Spitze ich ja seine Frau bemerkt hatte, ich wenigstens das Recht habe, in Ruhe gelassen zu werden; es ist möglich, daß ich bei der herkömmlichen Freiheit meiner Rede, an die ich von Geburt an und unter allen Regierungen gewohnt war, einigemal erklärt hatte, ein französischer Bürger könne sich selbst in seinem Privatleben nicht vollständig von seinem Interesse für das Vaterland lossagen. Es ist möglich, daß ich namentlich hinsichtlich Bernadottes ein Gefühl besonderer Befriedigung wegen seiner Kriegsverwaltung und des Berichts, den er erstattet, hatte verlauten lassen. Es ist möglich, daß ich, nicht an die Perfidie Fouchés denkend, übersehen hatte, daß sein Besuch nur ein polizeilicher Liebesdienst war, um die Spione unterzubringen, mit denen er mich von da an zu umgeben versuchte, selbst an meinem Tische. Jedenfalls ist es sicher, daß mein Rückzug anfing Verstimmung zu erregen.

Der erste Konsul ließ mir in seiner Unruhe darüber, mich so sehr in der Nähe von Paris zu sehen, durch Talleyrand und Fouché vorschlagen, ich möge mit ihm nach Italien gehen; ich wies diesen Vorschlag zurück. Man bietet mir den spanischen Botschafterposten an, den in Dresden, den in den Vereinigten Staaten: dieselbe Ablehnung meinerseits. Schließlich bot man mir, um mich zu verunglimpfen, da man mich nicht verführen konnte, das Kommando über die Armee von San Domingo an. Es war diejenige, die bestimmt war, in diesem Lande die Sklaverei wieder herzustellen, wo die Freiheit bereits errichtet war. Ich wandte ein, daß ich krank sei und meine Aerzte mir eine Badekur in den Pyrenäen vorgeschrieben hätten, wohin ich mich begeben werde. General Bruix, der fortfuhr, den Unterhändler zu spielen, während er angeblich die Rolle des Freundes spielen wollte, sagte mir: „Das ist recht gut, denn alles, was Napoleon will, ist, daß Sie nicht in Paris bleiben, das er verlassen will.“ Ich empfing sofort einen Paß unter meinem Vornamen Paul, einen andern unter meinem Namen Barras und Empfehlungsbriefe an den Marquis de la Colonida, einen reichen Bankier in Madrid, und an Basterèche in Bayonne. Bonaparte hatte zu Talleyrand gesagt: „Ich wünsche, daß Barras sich für Spanien entscheidet; er wird mit Auszeichnung empfangen werden, viel Geld ausgeben, sein Vermögen durch-

bringen, und wenn er nicht mehr die Mittel hat, um seine Neigung zur Repräsentation zu befriedigen, wird es uns schließlich gelingen, ihn zu kaufen."

Beauftragt, diese Pille wie alle anderen Pillen zu vergolden, sagte mir Talleyrand noch: „Wenn Sie kein von mir als Minister unterzeichnetes Botschafterdiplom haben wollen, so werden Sie doch wenigstens nicht Briefe ablehnen, die von mir, als Ihrem Freunde, unterzeichnet sind, und er schrieb den folgenden Brief:

Paris, den 5. Floréal Jahr VIII.

Der Bürger Ch. Maur. Talleyrand an den Bürger Alquier, Botschafter der französischen Republik in Spanien.

Bürger! Da der Bürger Barras, ein früheres Mitglied des National-Konvents und des vollziehenden Direktoriums, sich vorgenommen hat, eine Reise durch Spanien zu machen und er die Erlaubnis der Regierung dazu erhalten hat, ersuche ich Sie, ihm alle Gefälligkeiten zu erzeigen, die Ihnen möglich sind. Die Dienste, die er der Sache der Republik geleistet hat, und die Stellung, die er in der Republik eingenommen, sind Ansprüche, die kein Freund der Freiheit zu verkennen wagen darf. Ich habe nicht nötig, sie Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen. Ich bemerke nur noch, daß ich persönlich alles zu schätzen wissen werde, was Sie thun werden, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, zu dem ihm seine Reise durch das Land, das Sie bewohnen, Gelegenheit geben wird.

Ich ersuche Sie, dem Bürger Barras Empfehlungsbriefe an die Kommissäre für die Handelsbeziehungen in den Städten Spaniens zu geben, in denen er sich aufhalten wird.

Gruß und Brüderlichkeit.

Gezeichnet: Ch. Maur. Talleyrand.

Indem ich mich nach den Pyrenäen begab, hatte ich nur einige Stunden Aufenthalt in Tours. Ich war kaum angelangt, als das Hotel, in dem ich abgestiegen war, von Gendarmen umringt wurde; ein Friedensrichter, den Bewaffnete mit gezogenem Säbel begleiteten, sagte mir: „Uebergeben Sie mir Ihr Portefeuille, die Schlüssel zu Ihren Koffern und Ihren Wagentaschen. Man durchsuche den Herrn!" Ich leistete Widerstand. „Ergreift ihn," sagte er zu den Gendarmen; „ich werde Ihre Papiere nachsehen." Nach einer ziemlich langen Untersuchung kam

dieser Mensch zu mir zurück: „Sie sind sehr klug," sagte er zu mir, „aber ich betrachte Sie nichtsdestoweniger als einen Feind der Regierung; Sie können Ihre Reise fortsetzen." Ich bilde mir ein, ich könne mich bei Fouché wegen des Friedensrichters, der diese Willkür ausgeübt hatte, beschweren; Fouché entgegnete demjenigen, der ihm meinen Brief übergab: „Schreiben Sie an Barras, es sei ein Irrtum," und er fügte lächelnd hinzu: „Aber warum hat er nicht bei uns bleiben wollen? Hätte er als Botschafter reisen wollen, so wäre ihm das nicht zugestoßen, er will aber einfacher Privatmann sein; er will „Bürger" sein, und zwar ein armsdicker; das ist etwas Schönes in der Zeit, in der wir uns befinden. Wenn man sich in eine Revolution gestürzt hat, muß man sich an der Gewalt behaupten, und das mit den Waffen in der Hand, sonst wird man das Opfer des ersten besten. Will man bei einer nachfolgenden Regierung Schutz suchen, so muß man für dieselbe sein, sonst erscheint derjenige, der nicht für dieselbe ist, gegen sie zu sein und muß sich darauf gefaßt machen, wenigstens überwacht zu werden. Es würde wohl auch noch andere Mittel geben, wenn ich nicht da wäre; wie gerne wären Sieyès und Konsorten mit ihrer Deportation bei der Hand gewesen! Die Patrioten sind noch recht gut daran und können wohl eine ordentliche Kerze dafür opfern, daß ich Polizeiminister bin! Wer weiß, ob ich es noch lange bleiben werde, denn was für Kämpfe habe ich täglich durchzumachen, um sie zu retten. Ich bin wohl geneigt, zuweilen einige Persönlichkeiten zu opfern, aber ich rette die Masse; die Masse erhebt sich früher oder später wieder einmal, und sie übt Vergeltung aus."

Man sieht, wie Fouché damals bereits jenen Charakter der Doppelzüngigkeit gegen alle Welt kundgab, den politischen Verrat gegen die Gewalt, deren Vollstrecker er war, um den doppelten Verrat an denjenigen begehen zu können, denen er einreden wollte, er gehöre zu ihrer Partei, damit er sich zum Leiter derselben aufwerfe, um sie alle um so gründlicher zu täuschen.

Es scheint, daß ich nach meiner Rückkehr aus dem Bade von Bagnères, wo ich mich in keiner Weise mit Politik abgegeben hatte, die Hoffnung hegen dürfte, mich in Grosbois der Ruhe hinzugeben; aber abgesehen von allem, was meine zurückgezogene und schweigsame Haltung Ver-

dächtiges gegen Bonaparte darzubieten schien, tauchten neue Vorwände zum Einschreiten gegen mich auf. Außer dem, was die Polizei täglich erfindet, um ein Opfer zu vernichten, wenn sie den Auftrag dazu erhalten, lag eine wirkliche Thatsache vor, deren ich mich, wenn ich auch ganz unschuldig an ihr war, durch Ableugnung nicht erwehren konnte; es war die von Aegypten aus von dem General Kléber an mich gerichtete Korrespondenz. Sie war von den Engländern zur See bei meinem Vetter aufgegriffen worden, welcher der Vermittler derselben war. Diese ganz vertrauliche Korrespondenz hatte Kléber geglaubt, durch mich an das Direktorium gelangen lassen zu sollen; sie war in dem Augenblick angelangt, wo es kein Direktorium mehr gab, und wenn sie nichts darbot, was von mir befohlen zu sein schien, hatte sie doch für Bonaparte das Schreckliche, daß sie den Zustand darlegte, in welchem der Deserteur die ägyptische Armee verlassen hatte, und sie das Verdienst Klébers deutlich hervortreten ließ, der alles regenerirt hatte, wenigstens soweit es möglich war.

In der Zeit von sechs Monaten verbesserte Kléber alle Verwaltungsgebiete; es waren ihm nur zehntausend Kombattanten geblieben. Mit diesen schwachen Kräften schlug Kléber bei Heliopolis sechzigtausend von dem Großvezier befehligte Leute und gewann er in wenigen Tagen einen großen Teil Aegyptens zurück. Einige Tage darauf war Kléber unter dem Messer eines Mörders gefallen, und so sehr sprach sich die Meinung für Kléber und gegen Bonaparte aus, daß es in diesem Augenblicke allgemeiner Trauer nichts Ungewöhnliches war, wenn man Leute traf, die den Verdacht äußerten, daß die Hand, die Kléber getroffen, von Bonaparte selbst bewaffnet worden sei.

Nachdem Bonaparte während der ersten Tage des Konsulates sich den Anschein gegeben, als wolle er seinen Schutz denjenigen angedeihen lassen, welche Sieyès verderben wollte, überließ er sich nunmehr seinem Charakter und begann sich jenem Genusse hinzugeben, zu dem die Korsen sich ja so gern hinneigen, der „Rache durch die Gewalt“. So mußte einer der bemerkenswertesten und am tiefsten in das unversöhnliche Gedächtnis Bonapartes Eingegrabenen, Arena, mit seinem Leben den hochherzigen Gedanken büßen, welchen der 18. Brumaire in ihm angeregt

und den er vielleicht gefaßt, an dessen Ausführung er aber in keiner Weise gedacht hatte. Ceracchi hatte das unverzeihliche Verbrechen begangen, daß er die Freiheit seines Landes und die des Menschengeschlechts geliebt und er die hochherzige Gesinnung bethätigt hatte, die bei ihm auf der tiefen und kühnen Gedankenunterlage beruhte, wie sie sich in dem Plane ausgesprochen, den Bonaparte sich bei seinem ersten Weggange nach Italien im Jahre IV angeeignet hatte.

Es scheint demnach, daß es zwischen dem ersten Konsul, Fouché und einigen der polizeilichen Macher, die sich damals um diesen Minister scharten, verabredet worden war, daß man eine jakobinistische Verschwörung begünstigen wolle; daß man sich durch dieses Mittel gewisser gefährlichen und in ihrem Republikanismus unverbesserlichen Persönlichkeiten entledigen und den übrigen durch den Schrecken, welche die Exekution der zuerst Ergriffenen hervorrufen werde, das Maul stopfen und sie in ihrem weiteren Thun lahmlegen wolle. Die zu diesem Zweck organisirte angebliche Verschwörung Arenas lieferte den gewünschten Anlaß; dieser vortreffliche Republikaner und mehrere seiner Freunde wurden enthauptet. Als Frau Bonaparte nach dieser Hinrichtung einen Zug der Heiterkeit gewahrte, wie er beim ersten Konsul sehr selten vorkam, machte sie ihm ihr Kompliment über seine gute Laune, von deren Ursache sie freilich keine Ahnung hatte. Er entgegnete: „Ich bin jetzt gefährlicher Feinde entledigt. Seit der italienischen Armee habe ich nichts so sehr gefürchtet als die Verwegenheit dieses Arena; man behauptet, ich sei dieser Familie für alte Dienste verbunden, aber nichts darf den Lauf der Gerechtigkeit hemmen. Ich werde die übrigen dieser sinnlosen Republikaner deportiren lassen, die sich zu keiner Kapitulation mit ihren Grundsätzen verstehen."

Obgleich die Gerichtshöfe, die Armee und die Henker von Tag zu Tag die widerwärtigsten Handlungen Bonapartes mehr billigten, war das für mich doch kein Grund, seiner Macht Beifall zu zollen oder mich ihr zu verschreiben. Ein damals sehr berühmter Generallieutenant, der es seither zum Marschall gebracht, wünschte mich, wie man damals sagte, an die Regierung Bonapartes zu fesseln und kam, um mir eine Denkmünze zu überbringen, die zu Ehren Bonapartes geprägt worden war, und von wem? Auf Befehl Bonapartes selbst. „Ein Familien- und

Freundschaftsgeschenk,“ sagte mir der General, der sie mir überbrachte, „nur für die Intimen bestimmt.“ — „Hat,“ fragte ich, „die Nation diese Denkmünze zuerkannt, oder besorgt der Tyrann sein Geschäft selbst und schwingt das Rauchfaß um seine eigene Person?“ Ich lehnte demnach die Denkmünze in Gegenwart von zwanzig Personen ab. Hatte wohl der unverschämte Usurpator, der mir verpflichtet war, annehmen können, daß ich mich so weit erniedrigen würde, um Geschenke oder Orden von einem Manne entgegenzunehmen, der mir so oft zu Füßen gelegen; daß ich mich in sein Vorzimmer begeben und mich dort unter Bedienten herumdrängen werde, unter früheren bürgerlichen und militärischen Führern, die mir untergeben gewesen waren und die alle, nachdem sie so und so oftmal den Eid für die Republik erneuert, heute eidbrüchig geworden sind? Das sind die Leute, die durch ihren Abfall die Usurpation Bonapartes stützen und festigen. Sie bringen es dahin, daß die unter seiner Herrschaft stehende Armee dadurch, daß man auf einige Zeit den Namen Republik bestehen läßt, irregeführt wird. So etwa lauteten die Worte, oder wenn man will, die Phrasen, die mein von Entrüstung erfülltes Herz nicht zurückhalten konnte.

Es ist selbstverständlich, daß derartige Ausbrüche von meiner Seite, die dem Gebieter von seinen Sklaven hinterbracht wurden, nicht sonderlich dazu beitrugen, denselben gegen mich besser zu stimmen. Ich hatte übrigens in seinen Augen das allergrößte Unrecht, die Kenntnis aller der Verbrechen, die er begangen hatte. Hätte ich ihm auch alles das Ueble, das er mir zugefügt, vergeben können, so wäre es für mich doch nicht möglich gewesen, von ihm Vergebung zu erlangen. So mußte denn meine Verbannung einen um so schärferen und heftigeren Charakter annehmen, als es nicht möglich war, sie zu rechtfertigen. Hier beginnen die Schriftstücke zu sprechen. Ich werde mich daher, was diesen ersten Abschnitt anlangt, darauf beschränken, sie ihrem Datum nach wiederzugeben; sie zeigen das Verhalten der Leute dieses Schlages in seinem geschichtlichen Verlauf. Man wird sehen, wie die Agenten der kaiserlichen Regierung sich benahmen, auch diejenigen, die dafür galten, daß sie Formen besäßen. Man wird diejenigen eines süßlichen Präfekten gewahren, der sein ganzes Leben lang das Prinzip der Freiheit hochgehalten hatte, nicht nur in der Frage

der Wirtschaftspolitik, sondern auch auf allen anderen politischen Gebieten; allerdings hatte ihm diese Beschäftigung keinen andern Lohn eingetragen als die Meinung, die er, wie man glaubte, selbst von sich hatte. Der Polizeiminister mußte, wie sich das von selbst versteht, den Vortritt bei dem Verbannungswerk haben. Vom Monat Brumaire des Jahres IX an, gleich nach meiner Rückkehr aus den Pyrenäen, glaubte er sich mir dadurch erkenntlich dafür zeigen zu müssen, daß ich ihn zum Minister gemacht hatte, daß er mir als Abgesandten, um mich zu veranlassen, aus Frankreich fortzugehen, den gemeinschaftlichen Freund Vincent Lombard zuschickte, der mir früher so eifrig angelegen hatte, daß ich ihm eine Stelle verschaffen, und dann, daß ich ihn zum Minister machen solle. Ich antwortete auf die ersten, noch nicht offiziellen Andeutungen Fouchés mit folgendem Briefe:

Grosbois, den 8. Brumaire Jahr IX.

Der General Barras an den Polizeiminister.

Bürger Minister!

Man hat mir in Ihrem Namen die Aufforderung zukommen lassen, mich vom Gebiete der Republik zu entfernen. Ich kenne die Gründe nicht, welche die Regierung veranlaßt haben mögen, eine derartige Maßregel gegen mich zu ergreifen. Was kann, wenn ich zurückgezogen auf meinem Landgute lebe, mich dort einzig der Pflege meiner stark zerrütteten Gesundheit widmend, und ich mich demnächst möglicherweise einer sehr ernstlichen Operation unterziehen muß, die ich nur in Paris vornehmen lassen kann, gegen mich den Verdacht einer Regierung erwecken, deren Oberhaupt meine republikanischen Grundsätze kennt. Ich habe dieselben nie von denjenigen der Ordnung geschieden. Ich muß zahlreiche Feinde haben. Sollte die Perfidie derselben Zugang zum ersten Konsul gefunden haben? Ich möchte es nicht glauben. Möchte man mich für die Reden oder das Verhalten der anderen verantwortlich machen? Ich glaube, ich habe so viel für die Republik gethan, daß ich Anspruch auf Ruhe und die Rechte eines einfachen Bürgers habe. Wer übrigens kann besser als Sie, Bürger Minister, bezeugen, wie ich seit dem 18. Brumaire lebe?

Barras.

Ich konnte Fouché sagen, daß niemand besser als er wisse, wie ich seit dem 18. Brumaire lebe, weil seine polizeiliche Freundschaft mich seit jener Zeit mit seinen Agenten umgeben hatte, bei meinen Reisen sowohl, wie bei meinem häuslichen Aufenthalte. Er ließ mir durch den gemeinschaftlichen Freund sagen: „er könne mir schriftlich nicht alles das ant-

worten, was er über diesen Gegenstand denke; er gebe mir vollkommen recht, aber ich verursache dem Geiste des ersten Konsuls Unruhe durch etwas, was diesen näher angehe." Er nannte sogar ganz ausdrücklich Josephine. „Es ist der alte verhaltene Groll einer Sultanin Valide," sagte er in sehr gemeiner Ausdrucksweise, wie das seine gewöhnliche Sprache war. „Ueber diese Angelegenheit hätte Barras mit ihr durch den jüngsten und kräftigsten seiner Adjutanten verhandeln lassen sollen."

Man wird mir wohl zugestehen, daß ich eine derart widerwärtige Sprache nicht für ernst nahm; aber Josephine oder Rosa, wie wir sie nannten, hatte Beziehungen zu einem meiner Adjutanten unterhalten, wegen dessen ich seit langem schon Rosa alle die Vorwürfe hätte machen können, die Hoche ihr seinerzeit wegen seines Stallmeisters Wanakre gemacht hatte, wenn Rosa noch das geringste für mich übrig gehabt hätte. Dieser Adjutant, dessen Name zu nennen mir das französische Zartgefühl verbietet, stattete zuweilen Frau Bonaparte noch einen Besuch ab, und diese fand Mittel, ihn vollkommen ungestört zu empfangen, wenn der General sich auf seinen Revuen oder in der Sitzung des Staatsrats befand. Sie sagte ihm und trug ihm ausdrücklich auf, mir zu sagen: „Ich hätte bei Bonaparte mehrere äußerst zähe Feinde, aber keiner davon sei gefährlicher für mich als der Minister Fouché, der mir nicht verziehen habe und mir niemals verzeihen werde, daß ich sein Beschützer und Wohlthäter gewesen sei."

Das war die doppelte Klemme, in der ich mich befand; wenn es schwierig, ja unmöglich ist, daß ich je das wahr mache, was Frau Bonaparte und ihr Gemahl in Bezug auf mich sagen und thun mögen, wenn sie unter sich sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Fouché mir auf den Fersen ist, wie es der folgende Brief zeigt, einer von denjenigen, welche der Lauf der Ereignisse mir in die Hände fallen läßt.

Paris, den 26. Pluviôse Jahr IX.

Der Polizeipräfekt an den Generalpolizeiminister.

Bürger Minister!

Ich habe Ihren Brief vom 19. ds. Mts. erhalten, in dem Sie mir anzeigen, daß der Bürger Paul Barras sich nach Paris begeben will. Ich

habe sofort die nötigen Maßregeln getroffen, damit ich über seine Ankunft benachrichtigt werde.

Gruß und Achtung.

Dubois.

Seit der Antwort auf meinen Brief, von der er mir hatte sagen lassen und sagen lassen müssen, er könne sie mir nicht schriftlich erteilen, hatte der Polizeiminister Fouché mir, wie es den Anschein hatte, einige Augenblicke der Ruhe gelassen; er wollte sich offenbar darauf beschränken, mich unter dem Netze seiner Spione zu beobachten, von denen er schließlich sogar abwechselnd mehrere an meinem Tische Platz nehmen ließ; da aber mein unschuldiges Leben den Blick keines einzigen zu scheuen hatte, war es für mich eine Art Belustigung, zu sehen, wie diese Angeber die Mahlzeit des Opfers teilten, das ihnen ausgeliefert war. Wie es aber häufig kommt, daß ein gewöhnlicher, einfacher Spion zu gleicher Zeit zum Doppelspion wird, so kam es, daß mehrere der Polizeiagenten nach einigen guten Mahlzeiten, bei denen der Wein nicht gespart worden war, sich, wenn der Ausdruck in seiner ganzen Ausdehnung gestattet ist, mit einer Sorglosigkeit aufknöpften, die es gestattete, ihnen einige vertrauliche Mitteilungen zu entlocken. Ich half ihnen bei dem Lösen der Zunge noch dadurch, daß ich ihnen Geld gab, und dieses Metall, welches der Hauptzweck für die untergeordneten Polizeiagenten nicht minder wie für die höheren ist, für diejenigen, welche man die diplomatischen Agenten nennt, dieses Metall brachte eine derartige Wirkung hervor, daß verschiedene der Berichte, die dem Minister erstattet werden sollten, mir vorher im Entwurfe mitgeteilt wurden. Es wurde mir gestattet, meine Bemerkungen dazu zu machen und Verbesserungen und selbst Zusätze anzubringen, die mir mehreremale besonderen Spaß machten; es ging das so weit, daß ich, ohne mich von meinem Pachtgute von Grosbois zu entfernen, dem großen Polizeimann am Quai Malaquais ein Bein stellen zu können glaubte.

Aber einerseits war vielleicht das Vertrauen bei einigen dieser Agenten, die ich mir verschafft und besoldet hatte, nicht so groß wie bei den übrigen; vielleicht begingen einige einen doppelten Verrat in dem Verrate selbst. Andererseits begann Fouché, der das ganze Polizeigebiet ausschließlich beherrschen wollte, sich dasselbe von einigen Persönlichkeiten streitig gemacht

zu sehen, die damals ihre ersten praktischen Versuche machten und es seither zu so glänzenden Thaten in diesem Fache gebracht haben. Fouché wußte, und es konnte kein Zweifel darüber bei ihm obwalten, daß Savary (damals noch nicht Rovigo) und Davout (damals noch nicht Eckmühl) jeder für sich mit der inneren Polizei und der vertraulichen Gegenpolizei des ersten Konsuls betraut waren. Fouché schien von damals an alles zu fürchten, weil er für seine Stelle fürchtete und glaubte, wie das auch bei allen Veranlassungen in der Revolution sein Brauch gewesen war, er müsse, um nicht von Konkurrenten überflügelt zu werden, einen höheren Grad von Nichtsnutzigkeit entfalten und versuchen, als erster an das Ziel zu gelangen, um dem Teutates die Opfer darzubringen, von denen er vermeinte, daß sie ihm angenehm seien. So beginnt denn Fouché wieder, mich zu quälen und mir wiederum den Rat zu geben, mich von Paris zu entfernen. Da diese neue Aufforderung nicht motivirter als die vorhergehende war, glaubte ich dem ersten Konsul direkt schreiben zu sollen

Den 22. Prairial Jahr IX.

Der General Barras an den Konsul Bonaparte.

Bürger Konsul!

Der Polizeiminister erteilt mir wiederum den Rat, um nicht zu sagen, den förmlichen Befehl, meinen Wohnplatz zu verlassen und mich von Paris zu entfernen. Ich glaubte, daß derartige Maßregeln unter einer konstitutionellen Regierung nicht vorkommen könnten, ich glaubte, es sei unmöglich, daß sie unter Ihrem Konsulat ergriffen werden könnten. Mein kläglicher Gesundheitszustand schien im vergangenen Jahre eine hinreichende Antwort zu sein, heute, wo man wiederum darauf besteht, daß ich meinen Wohnsitz verlassen soll, darf es Ihnen nicht sonderbar erscheinen, daß ich von Ihnen, als dem ersten Beamten, den Schutz verlange, welcher jedem Bürger zukommt, der sich in den Schranken des Gesetzes hält. Sollte ich nicht das Recht haben, mich Ihnen nur mit diesem Anspruch allein vorzustellen, da die Feinde, die mich verfolgen, diejenigen sind, gegen die ich Sie verteidigt habe? Erkläre man mir doch den Grund, was meine Person für einen Verdacht erwecken kann (gegen)*) die Republik, zu deren Begründern ich gehöre. Es ist mir peinlich, daß die Wahrheit nicht durch die von der Verleumdung aufgetürmten Wolken dringen kann. Ich habe stets geglaubt, Bürger Konsul, es gezieme sich, Sie von dem

*) Hier findet sich im Manuskripte eine leergelassene Stelle. (G. D.)

gegen meine Freiheit gerichteten Versuche zu benachrichtigen, um von Ihnen die Versicherung zu erlangen, daß meine Ruhe in meiner Zurückgezogenheit nicht mehr werde gestört werden.

Mein Brief an den ersten Konsul war kaum seit einigen Stunden abgegangen, als man zu mir kam, um meinen Adjutanten Avy zu verhaften. Die Agenten glaubten auch noch den Auftrag zu haben, sich darüber zu vergewissern, ob ich mich selbst noch zu Hause befinde, als ob ich es sofort auf ein vom Polizeiminister gegebenes Zeichen hätte verlassen müssen. Ich glaubte, an den Polizeiminister schreiben zu sollen:

Grosbois, den 24. Prairial Jahr IX.

Bürger Polizeiminister!

Der Bürger Lombard ist in den letzten Tagen gekommen, um mich in Ihrem Auftrag aufzufordern, auf Reisen zu gehen. Nach meiner Antwort, daß das nicht meine Absicht sei und übrigens meine Gesundheit dem im Wege stehe, hat er mir in Ihrem Auftrage erklärt, daß ich mich von Paris entfernen müsse, wenn ich Unannehmlichkeiten vermeiden wolle. Unter einer konstitutionellen Regierung darf ein Bürger, so lange er sich nicht gegen die Gesetze vergeht, nicht zu befürchten haben, sich von seiner Heimat vertrieben zu sehen. Ich berufe mich dieserhalb auf Sie selbst, die Sie mein Verhalten und mein zurückgezogenes Leben kennen. Ich bitte Sie, Bürger Minister, den ersten Konsul mit dem einen wie dem andern bekannt zu machen. Ich schreibe demselben selbst, um dem Unheil zu begegnen, welches meine persönlichen Feinde oder untergeordnete Agenten anrichten könnten, die der Lügen bedürfen, um sich interessant zu machen.

Es stellten sich diesen Morgen Gendarmen bei mir ein, die einen Vorführungsbefehl gegen den Bürger Avy vorwiesen, der von dem Polizeipräfekten von Paris ausgeht. Dieser Bürger, mein früherer Adjutant, wohnt für gewöhnlich in Paris und kommt nur selten hierher. Er ist in den letzten Tagen hier gewesen, ich habe ihm Mitteilung von den gegen ihn gerichteten Anklagen gemacht, ich habe ihn aufgefordert, zu seinen Verwandten zu gehen; er ist noch am Abend abgereist.

Empfangen Sie meine Grüße.

Barras.

Fouché erwiderte auf diesen Brief ebenso wenig wie auf den ersten; er ließ durch den gewohnten Mittelsmann folgende Note an mich richten:

Am 28. Prairial.

28. Prairial Jahr IX.

Ich habe die Person gesprochen, sie schien mir über Ihre Antwort bestürzt zu sein und hätte gern gehabt, daß Sie ihrem Rate gefolgt wären. Ich habe alles, was nötig war, gesagt; sie hat mir gesagt, sie werde sich zu ihrem Herrn aufs Land begeben und derselbe werde jedenfalls die Maßregel anordnen, von der ich Ihnen gesprochen. Sie werden davon jedenfalls spätestens am Primidi in Kenntnis gesetzt werden; es wäre möglich, daß Sie dieselben morgen bekämen.

9. Messidor Jahr IX.

Es vergehen noch einige Tage, ohne daß ich eine neue Mitteilung vom Polizeiminister erhielt. Der gewöhnliche Mittelsmann schrieb mir das Folgende:

Ich will Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß Sie bis auf weiteren Befehl ruhig sein können. Ich habe meinen alten Freund gesprochen, der mir gesagt hat, daß in Betreff Ihrer alles beschwichtigt sei. Er war froh darüber. Es ist das möglich; was mich anlangt, so bin ich es sehr. Ich umarme Sie und bleibe für immer der Ihrige.

V. Lombard.

Lombard, an dessen Ehrlichkeit ich niemals gezweifelt hatte, war ohne sein Wissen, obgleich er ein sehr schlauer Mann war, das Opfer dessen geworden, der schlauer als irgend ein anderer war, weil er weder Treu' noch Glauben kannte und er eine Perfidie besaß, die ihm nicht nur Lebenselement, sondern Grund aller Lebensfreude war. Fouché, der mich quälen wollte und es nicht wagte, sich selbst oder seinen Namen zu meiner Verbannung herzugeben, beschloß, mit dem Präfekten der Seine und Oise sich über die gegen mich geplanten Maßregeln zu verständigen. So empfing ich denn acht Tage nach der Versicherung vollständiger Beruhigung, die Fouché mir hatte geben lassen, folgende Botschaft des philosophischen und liberalen Herrn Germain Garnier:

Versailles, den 18. Messidor Jahr IX.

18. Messidor Jahr IX.

Der Präfekt des Departements Seine und Oise an den Bürger Barras zu Grosbois.

Die Absicht der Regierung ist es, Bürger, daß Sie sich binnen kürzester Frist auf vierzig Lieues von Paris entfernen sollen. Ich bin beauftragt, Ihnen diesen Befehl mitzuteilen und Ihnen zu erklären, daß, wenn Sie bis zum 25. ds. Mts. nicht gehorcht haben, ich mich genötigt sehen werde, Sie

durch die Gendarmerie verhaften und an Ihren Bestimmungsort bringen zu lassen.

Ich bitte Sie, Bürger, mir den Empfang meines Briefes zu bestätigen und mir zugleich den Tag und den Ort anzugeben, für den Sie sich entschieden haben, um dieser Absicht der Regierung zu entsprechen.

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

G. Garnier.

Ich glaubte folgende Antwort geben zu sollen:

Bürger Präfekt der Seine und Oise!

Ich habe Ihnen gestern den Empfang Ihres Briefes vom 18. Messidor bestätigt, der mir abends um sieben Uhr zugestellt worden ist. Sie sagen mir, Sie seien beauftragt, mir den Befehl mitzuteilen, mich auf vierzig Lieues von Paris zu entfernen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Bürger Präfekt, daß keine Spur des Befehles, von dem Sie sprechen, dem Briefe beigegeben war. Der Akt, der darauf hinausgeht, einen französischen Bürger seiner geheiligtsten Rechte zu berauben, ist zu wichtig, als daß derjenige, der davon betroffen wird, nicht das Recht haben sollte, wenigstens seine gesetzliche Begründung zu verlangen. Bis dahin, Bürger, werden Sie es jedenfalls gerechtfertigt finden, daß ich, den Gesetzen unterworfen, mich unter den Schutz der Verfassung stelle und ich jeden Versuch, der seine Begründung nicht in den Gesetzen haben sollte, als eine Verletzung des Hausrechtes betrachten werde.

P. Barras.

An meiner gewohnten Freimütigkeit und dem Glauben festhaltend, es sei möglich, von der neuen Regierung irgend eine menschliche Rücksicht zu erhoffen, schrieb ich Bonaparte:

19. Messidor Jahr IX.

Grosbois, den 19. Messidor Jahr IX.

Barras an Bonaparte.

Ich habe von dem Präfekten der Seine und Oise einen Brief erhalten, den er einen Befehl nennt, dem ich aber diesen Namen nicht geben kann, weil ich ihm in keiner Weise einen gesetzmäßigen Charakter zuerkennen kann. Ich übersende Ihnen denselben und unterbreite denselben ebenso wie meine Antwort, Ihrem Urteile.

Wenn es sich um strenge Gerechtigkeit handelt, um diejenige, Bürger Konsul, die jedem Bürger zukommt, habe ich dann nötig, mich auf Erinnerungen zu beziehen, die uns gemeinsam sind? Ich bringe Ihnen den Willkürakt zur Kenntnis, den man gegen meine Person ausführen will. Da ich in keinem Gesetze den Beweggrund der Agenten finden kann, die mich verfolgen, werden

Sie es erklärlich finden, wenn ich mich bis zu Ihrer Antwort unter der Deckung der Verfassung für unverletzlich halte. Ich habe doppelt das Recht, jede militärische Jurisdiktion abzulehnen, weil ich kein Beamter mehr bin und ich auf jeden Ruhegehalt verzichtet habe.

Barras.

Fouché, in seine Verschanzung zurückgeworfen, entschließt sich endlich, mir selbst zu schreiben:

Paris, den 21. Messidor Jahr IX.

21. Messidor Jahr IX.

Der Generalpolizeiminister an den General Barras.

Der Präfekt der Seine und Oise, in dessen Arrondissement Sie Ihren Wohnsitz haben, wird Ihnen den Befehl der Regierung bekannt gemacht haben, der Sie anweist, sich auf vierzig Lieues von Paris zurückzuziehen und die Stadt spätestens am 25. zu verlassen.

Ich übersende Ihnen die Pässe, die für Sie erforderlich sind, damit Sie auf Ihrem Wege keinem Hindernis begegnen und damit nichts Ihre Abreise bis zu dem Ihnen von der Regierung angeordneten Tage verzögere.

Ich begrüße Sie.

Fouché.

Ich erwiderte Fouché sofort:

Grosbois, den 22. Messidor.

Ich empfange Ihren Brief vom 21. Messidor, in welchem Sie mir sagen, daß der Präfekt meines Arrondissements mir den Befehl der Regierung zur Kenntnis gebracht haben müsse, mich auf vierzig Lieues von Paris zu entfernen. Der Bürger Garnier, Präfekt der Seine und Oise, hat mir wohl hierüber geschrieben, mir aber in keiner Weise die Berechtigung zu diesem Befehle dargethan, von dem Sie mir sprechen. Ich habe ihm geantwortet, daß ich diese durchaus erforderliche rechtliche Begründung erwarte. Nach Ihrem Briefe, in dem Sie selbst davon ausgehen, daß ich diesen Brief erhalten habe, muß meine Bitte Ihnen natürlich erscheinen und Sie werden es jedenfalls billigen, daß ich mich einstweilen auf das beziehe, was ich dem ersten Konsul geschrieben habe und wovon ich Ihnen Abschrift beilege. Ich würde glauben, die Verfassung, unter der wir stehen, zu verletzen, wenn ich einem Willkürakte gehorchte, und Sie werden zugeben, Bürger Minister, daß man nicht mit Unrecht so einen Akt bezeichnet, dessen Gründe ich nicht nur nicht kenne, sondern dessen Vorhandensein für mich nicht dargethan ist.

Fouché ließ mir durch folgendes Billet Lombards antworten:

Ich habe diesen Morgen den Minister gesprochen, er hat mir gesagt, es sei Ihnen kein anderer Befehl mitzuteilen, als der des Präfekten von Versailles,

und wenn Sie nicht gehorchten, würden Sie sich Unannehmlichkeiten aussetzen, für deren Folgen er nicht einstehen könne. Falls Sie sich nicht fügen sollten, ist der Gendarmerie Befehl erteilt worden, Sie nach dem Gefängnisse Rochefort zu bringen.

Dem vorstehenden Billet folgte alsbald ein neuer Brief:

Paris, den 23. Messidor Jahr IX.

Ich empfange Ihre Briefe, mein lieber Freund, und ich bin trostlos darüber, daß Sie durchaus einen andern Befehl haben wollen als denjenigen, den Sie vom Präfekten von Versailles erhalten haben. Sie werden keinen andern erhalten, der Präfekt wird Ihnen nicht antworten. Ich weiß das seit gestern bestimmt, und ich bin gewiß, wenn Sie am 25. noch in Grosbois sind, werden Sie nicht die Freiheit haben, dahin zu gehen, wohin Sie sich zu begeben wünschen. Was wird die Folge davon sein? Nichts als persönliche Unannehmlichkeiten, ohne daß die Ehre der Verbannung dadurch eine größere würde. Glauben Sie mir und fassen Sie den Entschluß, morgen oder übermorgen abzureisen. Ich habe gestern mit dem Minister eine Stunde lang gesprochen. Ich habe alles gesagt und alle Vorstellungen gemacht, und darnach bitte ich Sie dringend, abzureisen. Es ist überflüssig, daß ich den Brief abgebe, den Sie mir geschickt haben. Man wird mir keine andere Antwort geben, als es gestern geschehen ist. Reisen Sie ab, und ich werde erst beruhigt sein, wenn ich weiß, daß Sie unterwegs sind. Ich bin Ihnen für das ganze Leben ergeben.

V. Lombard.

Ich glaube, bei meinem ersten Entschlusse beharren zu sollen, da kommt am folgenden Tag wieder ein Brief:

Den 24. Messidor.

Ich habe soeben mit dem Minister gesprochen. Ihr gestriger Brief hat die Wirkung gehabt, die ich vorausgesehen: man hat mir Ihre Päffe wieder abverlangt. Wenn Sie dabei verharren, nicht vor dem 25. abzureisen, ist Befehl gegeben, Sie gewaltsam nach der Insel Oleron zu bringen. Ich bitte Sie dringend, reisen Sie morgen mit Ihren Päffen ab und bereiten Sie den wenigen Freunden, die Ihnen verbleiben, nicht den Schmerz, Sie unnötigerweise geplagt zu sehen. Man wird Ihre hartnäckige Weigerung, zu gehorchen, der Dummheit und einer übel angebrachten Eitelkeit zuschreiben. Ich sage Ihnen darüber nichts Weiteres. Reisen Sie morgen ab. Es wird Sie gereuen, wenn Sie meinen Ratschlägen nicht folgen, welche die aufrichtiger Freundschaft sind; aber dann wird es zu spät sein. Ich umarme Sie herzlich.

V. Lombard.

Dieser Brief war auf dem Bureau Fouchés geschrieben worden. Ich hatte Vincent Lombard gesagt, daß ich nicht abreisen werde.

Neuer Brief vom Präfekten der Seine und Oise, von der Gendarmerie überbracht, deren Pelotons um Grosbois aufgestellt waren. Ich antworte dem Präfekten nochmals:

Grosbois, 24. Messidor Jahr IX.

24. Messidor Jahr IX.

Bürger Präfekt der Seine und Oise!

Ich habe den Brief erhalten, den Sie mir heute morgen durch eine Ordonnanz haben zugehen lassen und in welchem Sie mir anzeigen, daß die Regierung Sie beauftragt hat, mir Ihren Entschluß kundzuthun, daß ich mich auf vierzig Lieues von Paris entfernen soll, und das spätestens bis zum 25. dieses Monats, widrigenfalls ich gewaltsam dorthin gebracht werden soll. Obgleich kein Gesetz zu einem derartigen Schritte ermächtigt, obgleich derselbe willkürlich und ungerecht ist, werde ich mich demselben fügen; aber ich ersuche Sie, mir eine gleichlautende Abschrift von dem Befehle zuzustellen, welchen die Regierung an Sie gerichtet hat und den Sie jedenfalls vergessen haben, mir zu übersenden. Ein friedlicher Bürger, der sich in nichts einmischt, der nach keiner Gewalt strebt, der auf dem Lande lebt, abgeschieden von allen hervorragenden Wesen, sollte unter keiner Regierung zu befürchten haben, seiner Heimstätte entrissen zu werden, noch weniger aber unter der konsularen Regierung. Es ist notwendig, Bürger, daß Sie mir Pässe ausfertigen lassen, für mich und für die Personen, die mir ergeben sind und mir in die Verbannung folgen wollen.

P. Barras.

Entschlossen, abzureisen, und ohne jegliche Hoffnung auf Milderung der Willkürmaßregel, deren Ausführung herannaht, glaube ich mir selbst schuldig zu sein, einen letzten Brief an Bonaparte zu schreiben.

Grosbois, den 24. Messidor Jahr IX.

Der General Barras an Bonaparte

Bürger Konsul!

Ich finde mich immer noch einer Art von Verfolgung unterworfen, die namentlich unter einer konstitutionellen Regierung nicht vorkommen sollte; ich hoffte, wie ich Ihnen am vergangenen 23. Prairial schrieb, daß derartige Maßregeln nicht von Ihnen angeordnet sein könnten. Dieser Streit um die Thatsachen oder Rechtsverhältnisse wurde nicht zu Ende geführt; mein Brief blieb unbeantwortet und es konnte sogar Ihr Schweigen mich zu dem Glauben

veranlassen, daß man mich künftig ruhig in meiner Zurückgezogenheit leben lassen werde; als ich diesen Morgen einen Brief von dem Präfekten des Departements der Seine und Oise und auf Befehl der Regierung einen Verbannungsbrief erhalte, der auf vierzig Lieues von Paris lautet, mit der Androhung, daß ich, wenn ich nicht längstens bis zum 25. dieses Monats gehorche, durch die Gendarmerie dorthin verbracht werden solle. Mein erster Entschluß war, abzuwarten, bis man gegen meine Person die ganze Wut der Feinde erschöpft habe, die, wenn sie die meinigen sind, nicht weniger die der Republik sind, und mich mit bewaffneter Gewalt fortführen zu lassen, in Ausführung des Befehls der Behörde, die mir die sicherste Gewähr hätte darbieten müssen. Ruhiges Nachdenken hat mich dann zu dem Entschlusse gebracht, diesen öffentlichen Skandal zu vermeiden und mich diesem gebieterischen und ungerechten Befehle zu fügen; als Sie mitten in Italien waren und Ihre Feinde Ihren republikanischen Ruhm angriffen, verteidigte ich denselben und wollte das Vaterland verteidigen. Als Ihre beiden Brüder sich als Mitglieder des gesetzgebenden Körpers für bedroht hielten, weil ein Mitglied des Direktoriums sie, wie sie sagten, in beleidigender Weise empfangen habe, wandten sie sich an mich; ich war damals ihre Zuflucht; sie konnten abends nicht in ihre Wohnung zurückkehren, wenn sie sich nicht vorher bei mir Gewißheit darüber geholt. O, ich war es nicht, es war das Gesetz, dessen Organ ich nur war, als ich ihnen sagte, daß, wenn Sie wirklich einen Direktor zum Feinde hätten, das ganze Direktorium zu ihrem Schutze da sei. Ist es denkbar, daß man heute mir gegenüber die geheiligtsten Rechte des Bürgers verletzt und man mir androht, mich mit Bajonetten von meiner Heimstätte fortzuschleppen? Will man mich durch die Verbannung der Rache der Feinde jener Freiheit preisgeben, der ich stets gedient habe? Sollte man glauben, keiner der Vorsteher der gegenwärtigen Regierung, die sich alle meine Freunde nannten, als ich sie mit der Gewalt, welche das Volk mir verliehen hatte, beschützte, sich zum Verteidiger meiner Lage aufwirft? Sie kann wenige Tage später ihre eigene werden und selbst die Ihrige! Uebrigens, Bürger Konsul, betrübt sie mich. Was mich bei der Verfolgung, deren Ziel ich bin, am meisten schmerzt, ist, daß sie hauptsächlich sich gegen den Freund der Freiheit richtet, der sich auf das Land zurückgezogen hatte und dort glaubte fern von den Geschäften leben zu können, deren Führung er ohne Bedauern entsagt hatte. Meine Entfernung von Paris wird meinen Mut nicht erschüttern, selbst dann nicht, wenn man, wie ich erfahren habe, zu dem Entschluß gelangt sein sollte, in meiner Verfolgung noch über die Verbannung hinaus zu gehen. Das Dasein, gegen das die Angriffe sich richten, wird stets das eines Republikaners sein, der in Zeiten der Not Sie und Ihre Familie mit Wohlthaten überhäuft und

beschützt hat; ist das der Lohn für das, was Sie meine Wohlthaten genannt haben, für die Sie, wie Sie sagten, stets die tiefste Erkenntlichkeit hegen würden?

Ich bitte Sie um Pässe.

P. Barras.

Der folgende Brief des Präfekten der Seine und Oise, des liberalen Germain Garnier, der an den Polizeiminister, derjenige des Generalinspektors der Gendarmerie, der ebenfalls an diesen Minister gerichtet war, das Protokoll der Gendarmerie, alle diese Aktenstücke beweisen das wirkliche Vorhandensein der Thätigkeit Fouchés, einer Thätigkeit, die sie stets verschleiern wollen, indem sie seine Boshaftigkeit hinter die anderer verstecken.

Versailles, den 24. Messidor Jahr IX.

Der Präfekt der Seine und Oise an den Generalpolizeiminister der Republik.

Bürger Minister!

Indem ich Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom heutigen Tage bestätige, durch welchen Sie mich benachrichtigen, daß Sie dem Generalinspektor der Gendarmerie Befehl gegeben haben, den Bürger Barras in Grosbois zu verhaften und denselben von Brigade zu Brigade nach der Insel Ré führen zu lassen, wenn er am 25. dem Befehle nicht nachgekommen ist, den er von der Regierung erhalten hat, will ich Ihnen Bericht erstatten über die Maßregeln, die ich zur Ausführung derjenigen, die Sie mir übertragen hatten, getroffen hatte.

Ich hatte den Unterpräfekt des vierten Arrondissements beauftragt, dem Bürger Picard, Lieutenant der Gendarmerie zu Corbeil, der in jeder Hinsicht volles Vertrauen verdient, den Befehl zu geben, den Bürger Barras zu verhaften, wenn derselbe nach Ablauf der Frist, die Sie ihm bestimmt haben, Grosbois noch nicht verlassen haben sollte, und denselben sofort nach Corbeil zu bringen und dort auf Ihren Befehl zu warten, in dem Falle, daß er sich geweigert haben sollte, einen mehr als vierzig Lieues von Paris entfernten Ort zu benennen.

Meine Instruktionen gingen dahin, daß man sich vorher und in der diskretesten Weise überzeuge, ob im Innern des Hauses irgend welche außerordentliche Bewegung auf die Absicht hindeute, Widerstand zu leisten, und ich empfahl, in diesem Falle eine möglichst große Macht aufzubieten, um jeden Gedanken an Widerstand zu unterdrücken.

Ich gebe dem Unterpräfekten Nachricht von Ihrem letzten Entschlusse, damit keine Maßregel ergriffen werde, die nicht von dem Generalinspektor der Gendarmerie angeordnet worden wäre.

Ich habe die Ehre, Sie ehrfurchtsvoll zu grüßen.

G. Garnier.

26. Messidor Jahr IX.

Paris, den 26. Messidor Jahr IX.

Der Generalinspektor der nationalen Gendarmerie an den Generalpolizeiminister.

Bürger Minister!

Sofort nach Empfang Ihres Briefes vom 24. habe ich dem Hauptmann der Gendarmerie des Departements Seine und Oise den Befehl gegeben, im Falle des Ungehorsams gegen die Befehle der Regierung den Bewohner von Grosbois zu verhaften und mir sofort darüber zu berichten. Ich hatte ihm nicht vorgeschrieben, ihn nach der Insel Ré bringen zu lassen, weil ich mich vor Erteilung dieses Befehls davon überzeugen wollte, ob der Bürger Barras verhaftet sei, für dessen Ueberführung Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen waren. Durch einen Brief vom gestrigen Tage hat der oben genannte Gendarmeriehauptmann mir mitgeteilt, der Präfekt des Departements Seine und Oise habe gleich ihm den Befehl erhalten, sich der Person des Bürgers Barras zu bemächtigen, und des weiteren die Aufforderung, ihn nach der Insel Ré abgehen zu lassen; aber er hat mir nicht angezeigt, daß er verhaftet worden sei.

Ich habe deshalb eine sehr eilige Ordonnanz an ihn abgefertigt mit dem Befehle, sich mit dem Präfekten zu verständigen, um Mittel ausfindig zu machen, diese Verhaftung zu bewirken und den Widerstand, den man möglicherweise finden könne, zu überwinden. Ich habe unter anderem diesen Offizier beauftragt, den Bürger Barras unter guter und sicherer Bedeckung, sobald er verhaftet sei, nach seinem Bestimmungsorte bringen zu lassen und mich sofort von dem Resultate dieser Operation zu benachrichtigen.

Ich werde Ihnen, Bürger Minister, Bericht über die Ausführung Ihres Befehles vom 24. erstatten, sobald ich Kenntnis davon erhalten haben werde.

Gruß und Verehrung.

Radet.

Folgendes ist das Protokoll, das von der Gendarmerie abgefaßt ist, die Auftrag erhalten, in meiner Wohnung zu Grosbois Haussuchung zu halten, um sich darüber zu vergewissern, ob ich entsprechend dem Befehl, der mir mitgeteilt worden sei, mein Domizil verlassen habe, um mich auf vierzig Lieues von Paris zu entfernen. Diese Durchsuchung meines

Hauses stellte fest, daß ich fortgegangen war. Es hatten sich in diese Truppen Agenten eingeschlichen, jedenfalls mit dem Befehle, sich der Mappen in rotem Maroquin und eines großen Portefeuilles zu bemächtigen, die am Fuße eines Bibliothekschrankes lehnten, der meine persönliche Korrespondenz einschloß, die ich mit Bonaparte, seiner Frau, seiner Familie und seinen Brüdern geführt hatte, sehr wichtige Originalaktenstücke, welche die italienischen Angelegenheiten und die von Toulon betrafen, und Briefe von Hoche. Drei große Mappen und das Portefeuille verschwanden; es war ein Glück, daß die übrigen Mappen und Portefeuilles sich in einem Schranke eingeschlossen befanden. Da sie in meiner Bibliothek keinen Platz gefunden hatten, wurden sie der verbrecherischen Beraubung entzogen. Alle meine Reklamationen blieben ohne Antwort. Nachstehend ein nach Art dieser Herren abgefaßter Bericht über die Verletzung meines Hausrechts.

Heute, am 26. Messidor des Jahres IX der französischen einen und unteilbaren Republik,

Wir, Jean Baptiste Picard, Polizeilieutenant, erste nationale Division, stationirt in Corbeil im Departement der Seine und Oise,

Bescheinigen, daß wir uns nach Grosbois begeben haben, in der Gemeinde von Boissy-Saint-Léger, dem Eigentum des Bürgers Barras, des Exdirektors der französischen Republik, um uns darüber zu vergewissern, ob der Bürger Barras den Befehlen nachgekommen sei, die ihm am 18. dieses Morats und den folgenden Tagen zugekommen waren, in Kraft von Befehlen, die uns am 24. und 25. dieses Monats durch den Bürger Reby, Hauptmann der nationalen Gendarmerie zu Versailles zugegangen waren, in Gemäßheit der Befehle des Bürgers Radet, Brigadechefs, Inspektors der Kavallerie, dahin gehend, dem Bürger Barras mitzuteilen, daß er sich auf vierzig Lieues von der Stadt Paris zu entfernen habe, und uns darüber zu vergewissern, ob er dem Wunsche der Regierung entsprochen habe, ob er in der Nacht vom 24. auf den 25. dieses Monats um Mitternacht oder etwa um diese Zeit Grosbois verlassen habe, im Besitze von vier Pässen, von denen einer für ihn und die drei anderen für drei andere Personen aus seiner Gesellschaft bestimmt waren; besagte Pässe, die mit der Unterschrift Fouchés, des Generalpolizeiministers, und Lombards, des Generalpolizeisekretärs, versehen waren, enthielten die Weisung, sich nach Brüssel und nach Spa zu begeben, wohin er angegeben hatte, daß er sich zurückziehen wolle.

Wir, der Maire von Boissy-Saint-Léger, erklären weiter, dem Bürger Barras einen Paß der Gemeinde übergeben zu haben, der von ihm unterzeichnet und dem das Siegel der Mairie beigedrückt war, ebenso acht weitere Pässe, teils für seine Freunde, teils für die Dienerschaft seines Gefolges; das alles, um sich nach Brüssel und nach Spa zu begeben, ohne sich von seinem Wege zu entfernen.

Wir haben den Bürger Jean Jacques Clémence, Beschließer auf dem Besitztume des Bürgers Barras, befragt, ob er Kenntnis von der Stunde und dem Tage habe, an welchem der Bürger Barras von Grosbois in der Gemeinde von Boissy-Saint-Léger abgereist sei. Er hat uns erwidert, der Bürger Barras sei von Grosbois in der Nacht vom 24. auf den 25. dieses Monats abgereist, um sich nach Brüssel und Spa zu begeben.

Das ist alles, was er zu wissen erklärte, und er hat mit uns, Anne Bernard Babel, Brigadier der nationalen Gendarmerie der Brigade von Boissy-Saint-Léger, und uns, dem oben erwähnten Maire, unterzeichnet.

Deseignerolle, Maire.

Für gleichlautende Abschrift:

Picard. J. J. Clémence.

In dem Augenblicke, da Bonaparte seinen 18. Brumaire vollziehen wollte, und noch einige Tage später, als er sich für verpflichtet hielt, wenigstens das Wort Freiheit auszusprechen, sagte er: „Die Franzosen sollen die bürgerliche Freiheit haben;" es war das eine Art, die politische Freiheit zu unterdrücken. Was mich betrifft, so habe ich geglaubt, im Interesse der individuellen wie der politischen Freiheit, ohne welche eine Freiheit überhaupt nicht möglich ist, da die politische Freiheit die einzige Beschützerin der Freiheit und der einzige Gerichtshof ist, bei dem man Berufung wegen ihrer Verletzung einlegen kann, so habe ich, sage ich, geglaubt, meinen Mitbürgern den einzigen Dienst zu leisten, dessen ich fähig war, indem ich sie durch die umständliche Darstellung dessen, was mir begegnet war, kennen lehrte, welches die ersten Schritte der Tyrannei sind, wie ihr Schritt sich beschleunigt und wie sie zuletzt alles erfaßt und alles vernichtet. Ich weiß wohl, daß der Kampf, den ich auszuhalten hatte, ein durchaus ungleicher war, daß auf ihrer Seite die Gewalt und auf meiner lediglich das Recht war, und daß so mein Streiten nur ein lächerliches Disputiren war, da seine Erfolglosigkeit von vornherein feststand.

Wenn ich aber schließlich nichts gethan habe, weil das unmöglich war, so habe ich doch wenigstens das gethan, was es nicht ganz und gar war, um den ersten Angriffen der Tyrannei zu widerstehen; ich habe so laut geschrieen, wie es mir möglich war, wie Theramenes, als er auf Befehl der dreißig Tyrannen von Athen ins Gefängnis geführt wurde: „O, meine Mitbürger, diejenigen, die mich heute ins Gefängnis führen, werden euch morgen dorthin schleppen!"

Ich wollte wenigstens, daß man, wenn man auch nicht mehr die Kraft habe, einen Siegesruf auszustoßen, im stande sei, den liberalen Nationalökonomen Germain Garnier, den Präfekten der Seine und Oise, und den revolutionären und ultrarevolutionären Fouché, diesen großen Feind der Unterdrückung, zu fragen, welchen Unterschied sie zwischen ihren neuen Lettres de cachet und denjenigen der Herren de la Brillière, Saint=Florentin und Sartine aufgestellt wissen wollten, die bei der Nation in so großen Verruf gekommen. Die letzteren waren der allgemeinen Entrüstung zum Opfer gefallen, und man führte die neuen Lettres de cachet unter dem Geschmetter der Siegestrompeten ein und dazu noch im Namen der Freiheit.

Infolge des willkürlichen Befehles des Präfekten der Seine und Oise reiste ich also nach Brüssel. Herr Doulcet von Pontécoulant war der dortige Präfekt; ich stattete ihm meinen Besuch ab, den er mir nicht erwiderte. Er ließ sich indes herbei, mir mit wichtiger Miene zu sagen: „Ich billige den Schritt nicht, den die Regierung gegen Sie ergriffen hat." Der Herr Präfekt beeilte sich, die Polizei von meiner Ankunft in der Hauptstadt seines Departements zu benachrichtigen, die Regierung um Verhaltungsmaßregeln und sie um Erklärung ihrer Absichten anzugehen, darüber, welcher Art von Beaufsichtigung man mich unterwerfen solle. Man hat keine Ahnung davon, mit welcher Zuvorkommenheit die Polizei=agenten jener Zeit sich der Regierung zur Verfügung stellten, und mit welchem Eifer sie dieselbe bei ihren Willkürakten unterstützten.

Präfektur
des
Departements
Dyle.

Nr.

Zu der Antwort ist die Nummer der Abteilung und des Registers anzugeben.

Gegenstand des Briefes:
Ankunft des Exdirektors Barras in Brüssel.

82b.

Freiheit. Gleichheit.

Brüssel, den 1. Thermidor Jahr IX der französischen Republik.

Der Präfekt der Dyle
an den Generalpolizeiminister.

Bürger Minister!

Ich habe die Ehre, Sie davon zu benachrichtigen, daß gestern in dieser Stadt die Bürger Barras, Victor, Saint-Léon und Auguste Charmel angekommen sind, alle vier im Besitze von Pässen von Grosbois im Departement der Seine und Oise, deren Bestimmungsort Brüssel und Spa ist; sie scheinen die Absicht zu haben, in Brüssel einen Aufenthalt von mehreren Tagen zu nehmen.

Ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, was die Absicht der Regierung in Betreff derselben ist, und welche Art der Ueberwachung ich über dieselben ausüben soll.

Ich grüße Sie verehrungsvollst.

Doulcet.*)

Doulcet, ein früherer Offizier der Gardes du Corps, hatte die Witwe des Buchhändlers Lejay geheiratet, welche auch die Witwe Mirabeaus gewesen war, dem ich die Bekanntschaft mit dieser Dame verdankte. Es heißt, diese verschiedenen Gatten und selbst Doulcet, der sie überlebte, hätten zum Nachfolger Herrn Jouy gehabt, den Bureauchef der Präfektur, einen Mann von viel Geist, der es stets verstanden hat, mit Frauen eines gewissen Alters, die ihre Liebhaber nicht ruiniren und ihnen oft sehr nützlich sind, auf gutem Fuß zu stehen. Leider muß ich konstatiren, daß sämtliche Herren, die in Brüssel die Gewalt ausübten, jede Gelegenheit wahrnahmen, um mir den Aufenthalt dort widerwärtig zu machen. Sie intriguirten, um meine Adjutanten von Gesellschaften und Privatbällen auszuschließen, die man in Brüssel gab. Ich begab mich, als die

*) Das Original dieses Schriftstückes ist dem Manuskripte der Memoiren des Barras einverleibt. (G. D.)

Jahreszeit es gestattete, weiter nach dem Badeorte Spa. Eines Tages redete Frau Doulcet, diese Frau von einer so gemeinen Häßlichkeit, mich im Salon von Spa an: sie erkundigte sich zunächst teilnahmevoll nach meinem Gesundheitszustande. Ich unterbrach sie mit einer ärgerlichen Bewegung, deren ich nicht Herr war: „Ich habe für Sie keinerlei Achtung", sagte ich ihr jedenfalls etwas zu lebhaft, „ich erstrecke aber diese Strenge durchaus nicht auf Ihren Herrn Gemahl."

Meine erbittertsten Feinde waren Fouché und Réal, und das mußte so sein, denn ich hatte gegen beide das unverzeihliche Unrecht, daß ich sie im Elend gekannt und sie aus dem Staube gezogen hatte. Sie sagten eines Tages im Polizeihotel in Gegenwart von Vincent Lombard und Lombard-Taradeau: „Barras wird uns nie verzeihen, daß wir die Republik verraten haben; wenn er die geringste Gewalt hätte, würde er uns hängen lassen. Aber brechen wir nicht mit ihm. Beobachten wir ihn; mögen unsere Freunde sich bemühen, zu entdecken, welches seine Rachepläne sind."

Bonaparte hatte mich nicht ruhig in meinem Landhause in der Nähe von Paris wohnen lassen wollen, jetzt wollte er mich auch in Brüssel nicht in Ruhe lassen. Als man die Reise des ersten Konsuls nach den Departements von Belgien und seine demnächstige Ankunft in Brüssel anzeigte, kam der Sekretär der Präfektur zu mir, um mir das mitzuteilen, was er in dieser Hinsicht für einen wichtigen Rat hielt. Die Ansicht des Präfekten war, daß mein Aufenthalt in dieser Stadt während desjenigen, den Bonaparte dort nehmen werde, vielleicht „unpassend, ja selbst gefährlich" sein könne; daß eine augenblickliche Entfernung klug sein werde. Ich entgegnete: „Der Herr Präfekt hat jedenfalls Befehle. Ich werde warten, bis er dieselben durch seine Gendarmerie zur Ausführung bringen läßt, sonst aber Brüssel nicht verlassen."

Bonaparte, der in Begleitung einer Armee erschien, wurde nur von den Behörden mit Beifall empfangen. Die Einwohner wahrten ihre Würde. Die hauptsächlichsten Schauspieler der großen Pariser Theater waren in Brüssel versammelt. Fräulein Raucourt, die ich ihrerzeit als eine Künstlerin ersten Ranges auf dem Direktorium empfangen hatte, hatte eine dankbare Erinnerung an mein Entgegenkommen gegen sie und meinen Eifer zur Unterstützung der dramatischen Kunst bewahrt. Sie suchte den

Verbannten auf, ohne zu befürchten, daß sie sich kompromittire, und sie speiste häufig bei mir zu Mittag und täglich bei Talleyrand um elf Uhr zu Abend. Sie sagte eines Tages zu mir: „Bonaparte ruft uns hierher und läßt uns ohne Mittel. Ich habe Talleyrand ersucht, mit ihm davon zu sprechen; er hat ihm geantwortet: ‚Ich werde mich damit beschäftigen, geben Sie einstweilen Fräulein Raucourt einen Vorschuß von achtzigtausend Franken, ich werde sie Ihnen zurückgeben lassen.‘ Talleyrand, der diese Summe seiner Kasse entnahm, hat mir verstimmt gesagt: ‚Ich werde sie vielleicht niemals zurück erhalten.‘“

Genötigt, mein Besitztum zu Grosbois zu verlassen, hatte ich doch das Eigentumsrecht darüber behalten, und auch das war für Bonaparte noch eine Unbequemlichkeit. Berthier, der Lust hatte, es zu erwerben, ließ mich ersuchen, ihm Grosbois zu verkaufen, und um es mir zunächst zu verleiden, hatte er schon alle Bedrückungen und Verfolgungen zur Ausführung gebracht, die ihm seine Stelle als Oberjägermeister verstattete. So hatte er den Befehl erlassen, daß keiner meiner Verwandten und Freunde auf meinem Gebiete jagen dürfe, und er hatte die Gendarmerie mit der Ausführung seines Befehles beauftragt. Ich war über diese Anordnung sehr beunruhigt. Moreau schickte mir, diese Umstände benützend, Carbonne nach Brüssel, um über den Ankauf von Grosbois zu verhandeln. Ich unterschrieb den Preis, den er festsetzte und der etwa die Hälfte des wirklichen Wertes betrug, und hatte dann noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, die wie Chikanen aussahen, um nur einen Teil des Geldes zu bekommen. Ich wurde überhaupt später erst bezahlt, wie man sehen wird. Man legt in der Regel Frau Hulot, der Schwiegermutter Moreaus, das Betragen zur Last, das man wegen der augenscheinlichen Leutseligkeit des Generals diesem selbst nicht zuschreiben zu können glaubte. Man hat seither Grund zu der Annahme erhalten, daß dieses Betragen, für das er seine Schwiegermutter und seine Frau verantwortlich machte, ihm von seiner Politik eingegeben wurde, die es ihm rätlich erscheinen ließ, es persönlich nicht zu verantworten. Indes schrieb mir gerade General Moreau eines Tages, daß auf meine Reklamationen hin der Finanzminister einen Entlastungsbeschluß erlassen habe, zur Zurückerstattung dessen, was ich über das gesetzlich Erforderte

hinaus bezahlt hatte. Es waren beinahe fünfundzwanzigtausend Franken, die mir geschuldet wurden, diese Summe war nicht gleichgiltig für einen Verbannten, der alle seine Mittel zusammennehmen muß.

Indem er mir diese Mitteilung in einem eigenhändig geschriebenen Briefe machte, fügte Moreau hinzu, daß ich selbst niemals die gesetzmäßige Ausfertigung dieses Beschlusses erlangen werde; „er erbiete sich, sich mit der Sache zu befassen, wenn ich ihm die Hälfte abtreten wolle.“ In dem Zustande der Verfolgung, in dem ich mich befand, nahm ich diesen wenig zartfühlenden Vorschlag Moreaus an; ich erhielt von ihm nur einen ganz kleinen Teil dessen, was mir zukam.

Indes schlug die Erwerbung Grosbois' nicht zum Glück für Moreau aus. Er wurde ein Jahr später ebenfalls verbannt, und Berthier, der schon längst dieses Besitztum für sich begehrt hatte, beeilte sich sofort nach der Verurteilung Moreaus, obgleich dieselbe nur eine zeitweilige (auf zwei Jahre) war, sich Grosbois von Bonaparte schenken zu lassen, selbst bevor noch Moreau Zeit gehabt hatte, den Kaufpreis zu leisten, denn er war bei mir noch mit hunderttausend Franken im Rückstand.

In diesem Augenblicke ließ Bernadotte, den man für einen Freund Moreaus gehalten hatte und der, da er nicht weniger als jener konspirirt hatte, statt vor Gericht gestellt zu werden, eben zum Marschall des Kaiserreichs ernannt worden war, Bernadotte, den es lange schon nach dem zu Paris in der Rue d'Anjou gelegenen Hause Moreaus gelüstete, an Bonaparte den ehrfurchtsvollen Wunsch gelangen, es als eine Vergünstigung von Seiner Kaiserlichen Majestät zu erhalten. Joseph, der von Frau Désirée Bernadotte in Bewegung gesetzt wurde, entledigte sich des Auftrags als „guter Schwager“, und der Kaiser, der so rasch bei der Hand war und so viel Geschick entfaltete, wenn es sich darum handelte, Leuten, bei denen er eine diesbezügliche Neigung gewahrte, bei ihrer Selbsterniedrigung zu helfen, antwortete Bernadotte, dem frischgebackenen Reichsmarschall, der in dieser Eigenschaft die Ehre hatte, von dem Kaiser als Vetter behandelt zu werden: „Mein Bruder Joseph, der Prinz, hat mich, mein lieber Vetter, mit Ihrem Wunsche bekannt gemacht, ein Haus zu besitzen, wie es Ihrem neuen Rang entspricht: ich glaube, daß dasjenige in der Rue d'Anjou, das dem Exgeneral Moreau angehört

hat, Ihnen passen wird. Ich beauftrage meinen Generalpolizeiminister, Ihnen dasselbe zur Verfügung zu stellen, ich schenke es Ihnen als Eigentum."

Man sollte glauben, die Habgier Bernadottes sei durch das Geschenk dieses schönen Besitztums zufriedengestellt worden; man wird es später sehen.

Moreau hatte sich nach seiner Rückkehr von Hohenlinden, von dem Wunsch beseelt, sich dessen zu erfreuen, was die Engländer Comfort nennen, durch den ersten Möbeltischler jener Zeit, den berühmten Jacob, eine vollständige Hauseinrichtung in feinstem Geschmacke und vollständig neuer Form anfertigen lassen. Diese Hauseinrichtung war ein Gegenstand der Bewunderung für alle Personen gewesen, welche der General Moreau eingeladen hatte, ihn in seinem so hübsch eingerichteten Rückzugswinkel zu besuchen, der mehr der eines Villars, als der eines Catinat war. Bernadotte war einer von denjenigen, die den Freund am häufigsten besucht und sich mit bewundernder Anerkennung über die Einrichtung wie über den Wohnsitz ausgesprochen hatten; aber gleich nach der Verurteilung Moreaus und selbst noch vor derselben hatte Frau Bonaparte, die ebenfalls hübsche Sachen zu schätzen wußte, die Kunstprodukte Jacobs, die ihr am meisten gefielen, aus dem Hause in der Rue d'Anjou fortnehmen und teils nach Malmaison, teils nach Fontainebleau schaffen lassen. Wie groß war das Erstaunen Bernadottes, als er, sein neues Besitztum aufsuchend und dort noch alles in alter Ordnung zu finden hoffend, nichts mehr von den Möbeln Jacobs gewahrte, die er noch so gut im Gedächtnis hatte. In seiner Ungeduld eilte er zu dem Schwager Joseph: „Die Absichten des Kaisers sind vereitelt worden: man hat mir mein Mobiliar aus meinem Hause genommen," denn das Pronomen possesivum fließt Bernadotte leicht von den Lippen. Joseph übernahm es, das mit dem Kaiser in Ordnung zu bringen, und der Kaiser, der das Nähere vielleicht nicht wußte, sagte Joseph, er möge das mit Fouché abmachen, damit Bernadotte, der in seinen Wünschen so lebhaft ist, zufriedengestellt werde. Bernadotte eilt, nachdem der Kaiser diese Weisung erlassen, zu Fouché; er beklagt sich bitter über die Wegnahme seiner Möbel. Wie soll man sie von Malmaison und Fontainebleau, wo sie

sich schon befinden, wieder zurückbekommen! Fouché kommt mit Bernadotte überein, daß er den Kaiser um die Erlaubnis ersuchen wolle, daß er eine Entschädigung in Geld für das leisten dürfe, was aus dem kaiserlichen Mobiliar, das bereits fortgebracht ist, sich nicht mehr entfernen lasse. Bonaparte sagte zu Fouché: „Nehmen Sie das Erforderliche aus der Spielkasse; ich will, daß Bernadotte zufriedengestellt werde. Er beginnt schon wieder von der Anhänglichkeit an meine Person zu sprechen, das macht ihn vielleicht noch anhänglicher."

Bernadotte, der Fouché einen zweiten Besuch abgestattet hatte, um die Antwort des Kaisers zu erfahren, war so lange in dem Kabinet geblieben, um zu einem Schluß zu kommen; er hatte in seinem Wagen einen Freund zurückgelassen, den er dort vergeblich warten ließ und dem er gesagt hatte, er begebe sich zum Minister, um bei demselben zu seinen Gunsten zu sprechen und ihm dienlich zu sein. Als er nach einer zweistündigen Unterhaltung mit dem Minister zurückkam, sagte Bernadotte diesem Freunde, daß er sich mit seiner Angelegenheit befaßt habe. Fouché, bei dem der andere einige Zeit nachher deshalb anfragte, entgegnete: „Bernadotte hat mir nur von seinem Mobiliar des Hauses in der Rue d'Anjou gesprochen; er würde noch jetzt mit mir davon sprechen, wenn ich ihn nicht gewaltsam zum Fortgehen veranlaßt hätte."

So wurde durch die Erzählung Fouchés der doppelte Gascognerstreich Bernadottes bei diesem Anlasse enthüllt; der Anlaß ist nicht der einzige, bei dem er so handelte. Ich habe mich für berechtigt und verpflichtet gehalten, diesen Schatten im Bilde nicht zu übergehen, nachdem ich im Verlaufe meiner Memoiren mehr als einmal diesem großen Emporkömmling der Republik alle Gerechtigkeit habe angedeihen lassen, die er verdient, da er, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Interesse, ein Republikaner gewesen ist und er, aus welchem Grunde auch immer, an der Verteidigung der Freiheit mitgewirkt hat. Plutarch, dessen „Berühmte Männer" stets meine Lieblingslektüre gewesen sind, behauptet, daß seine Helden weder vollkommen seien, noch so sein dürften: es gibt Flecken in den schönsten Charakteren, Lücken in den vollkommensten Lebensläufen. Ich glaube, ich habe mich in allem, was ich von mir erzählt habe, selbst zuerst dieser Regel unterworfen. Was die Beraubung anlangt, die hier

Moreau und in zweiter Linie auch mich betrifft, so kann sie der Gegenstand einer sehr ernsten Erwägung sein, wenn man bedenkt, daß die von dem neuen Kaiser hervorgerufenen und befriedigten Begehrlichkeiten wesentlich in Verbindung mit der Errichtung seines Despotismus, der Erniedrigung und der Vernichtung unseres Vaterlandes und der Herabwürdigung und der Ausrottung seiner Bürger stehen.

Es verblieben mir als Nebenbesitz von Grosbois noch einige Wälder, die bei dem Verkaufe an Moreau nicht mit an diesen übergegangen waren. Wütend darüber, daß er selbst Grosbois nicht bekommen, „das, wie er sagte, ihm wegen seines anhänglichen Verhaltens gebühre und wegen der Gefahren, denen er sich in dem Prozesse Moreaus ausgesetzt habe“, behauptete Murat, daß Berthier ihm dieses ihm und seiner Frau von dem Kaiser versprochene Besitztum geraubt habe. Um es nicht aus dem Gesichte zu verlieren, ging er in seiner Umgebung spazieren, und als ich erfuhr, daß er ohne mein Wissen in meinen Wäldern die Jagd ausgeübt habe, entgegnete man mir, das sei mit Erlaubnis des Kaisers und des Ministers Fouché geschehen. Ein Verbannter Sullas rief aus: „Mein Haus in Alba hat mir meine Verbannung eingetragen!“ Armer Barras, armer Moreau, unser Haus in Alba hat auch seinen Anteil an unserem Mißgeschick!

Das rauhe und feuchte Klima Brüssels wirkte sichtlich schädigend auf meinen Gesundheitszustand ein. Die Aerzte rieten mir, nach der Provence zu gehen und heimatliche Luft einzuatmen; ich faßte den Plan, mich an der Schweizer Grenze vorbei dorthin zu begeben. Durch seine Spione von diesem so natürlichen Vorhaben benachrichtigt, beauftragte Bonaparte Maret, mir mitzuteilen, daß, wenn ich es wünsche, ich durch Paris reisen könne. Dieser sagte in seinem Briefe weiter: „Wenn Herr Barras sonst noch etwas wünschen sollte, so kann er davon überzeugt sein, daß es zwischen ihm und Bonaparte keines Mittelsmannes bedarf.“ Ich ließ Maret entgegnen: „Wenn man mir die ordnungsmäßig ausgefertigten Pässe zustelle, wolle ich mich einige Tage in Paris aufhalten, um dort die geschäftlichen Angelegenheiten auszugleichen, an deren Ordnung ich durch die gegen mich eingeleitete Verfolgung verhindert worden war.“

Bonaparte sagte zu Maret: „Was hat Barras geantwortet?“ —

„Er hat nicht geschrieben, aber er hat sagen lassen, daß er die Pässe annehme.“ — „Gehen Sie und sagen Sie Fouché,“ entgegnete Bonaparte, „daß er sie sofort ausfertige.“

Wem hatte ich diese außerordentliche Zuvorkommenheit Bonapartes zu verdanken? Der Grund ist einfach und erklärt sich leicht. Er hatte Schlag auf Schlag eine gewisse Anzahl Verbrechen begangen, die er zu seiner Erhöhung für nötig gefunden: er hatte Pichegru erdrosselt*), den Herzog von Enghien ermordet, Moreau deportirt, Georges und seine unglücklichen Genossen hingeschlachtet und sich zum Kaiser gemacht!!

Aber der Kaiser war der Gegenstand der öffentlichen Verachtung; seine Brüder, die er „Prinzen“ hatte taufen wollen, wurden als richtige „Prinzen von Geblüte“ anerkannt, aber als Prinzen vom . . . „Blute d'Enghiens“. Trotz der Schmeicheleien Josephines und seiner Hofleute, die ihm die Wahrheit verhehlen wollten, konnte er nicht verkennen, daß er verabscheut wurde und daß sein erst wenige Tage alter und schon befleckter Thron sehr wenig fest stand. Er durfte daher die Zahl seiner Feinde nicht vermehren; er mußte vielmehr mit allen Mitteln alles an sich fesseln oder an sich zu fesseln scheinen, was er irgendwie auf gegnerischer Seite vermutete. In diesem Sinne erwies er mir die Ehre, zu glauben, daß ich einiger Achtung nicht ganz unwürdig sei.

In der Zwischenzeit witterte Fouché, der es sich stets angelegen sein ließ, die Gelüste seines Herrn auszukundschaften, etwas von dem, was man im Schlosse der Tuilerien vorhatte. Ungehalten darüber, daß ihm jemand in irgend etwas zuvorkommen könne, sollte es auch zu einem guten Zwecke sein, rief der verschmitzte Lakai Vincent Lombard herbei; er sagte ihm: „Reisen Sie gleich nach Brüssel ab, Bonaparte will sich mit Barras aussöhnen; es wäre ärgerlich, wenn eine derartige Aussöhnung von einem andern als mir ausginge; sagen Sie Barras nur, daß ich nie aufgehört habe, ihm ergeben zu sein; daß es hohe Zeit sei, sich mit Bonaparte zu verständigen, und daß ich alles für eine Annäherung

---

*) In einer eigenhändigen Notiz, die sich unter den Papieren de Saint Albins gefunden hat, erklärte Barras ausdrücklich, daß Pichegru sich in seinem Gefängnisse selbst erdrosselt hat. (G. D.)

vorbereitet habe. Bonaparte hält es für eine Ehrenpflicht, diese Sache zu verwirklichen und zum Abschluß zu bringen."

Der Abgesandte Fouchés traf bei mir in Brüssel ein; er versicherte mir zunächst, daß Fouché nichts weniger als mein Feind sei; daß er, als er meine Absicht erfahren, mich nach dem Süden zu begeben, bereits erfolgreiche Schritte gethan habe; er rechne darauf, von Bonaparte das Zugeständnis zu erlangen, daß ich in Paris bleiben dürfe; er habe ihn durchaus geneigt gefunden, mir zu diesem Zwecke Pässe nach Paris ausfertigen zu lassen. Er wünsche, daß eine Entfremdung aufhöre, die weder in seinem noch in meinem Interesse läge.

In meinen Unterredungen mit Lombard hielt ich mich für berechtigt, ein etwas politisches Verhalten einzuhalten. „Ich bin stets der Ansicht gewesen," sagte ich ihm, „daß Fouché mir nicht feindlich gesinnt sei; daß er nur mit Bedauern die ihm gegebenen Befehle ausgeführt habe, daß sein guter Wille mir während meines Aufenthaltes in Paris nützlich sein könne und daß ich gern von der mir dargebotenen Gelegenheit Gebrauch machen wolle." Lombard reiste ab; es langten Pässe an, und ich verließ Brüssel.

Wenige Augenblicke nach meiner Ankunft in Paris tritt Lombard bei mir ein: „Der Minister hat soeben gehört, daß Sie endlich da sind. Er bittet Sie für morgen zum Frühstück; alles ist geordnet. Bonaparte erwartet Sie."

Ich folge in Gesellschaft Lombards der Einladung zum Frühstück. Im Polizeihotel angelangt, war er mir um einige Schritte beim Hinaufsteigen der Treppe voraus, als ein in Schwarz gekleideter Mann mich am Rockschoße ergriff, mir ganz leise sagte: „Rühren Sie von dem Frühstücke nichts an, Sie sollen vergiftet werden," und verschwand.

Das Frühstück war bereit. Neben Fouché sitzend, aß und trank ich nur sehr wenig, indem ich mein Augenmerk darauf richtete, nichts zu nehmen, von dem der Minister nicht zuvor genommen. Als das Frühstück beendet war, sagte mir Fouché in Gegenwart der beiden Lombard, Vincent und Taradeau, und Thurots, seines früheren Generalsekretärs, mit fröhlicher Miene: „Gehen wir gleich nach den Tuilerien; Sie werden dort erwartet: Sie werden dort gut und ohne Förmlichkeit empfangen werden."

Ich erwiderte Fouché: „Lombard hat meine Antwort zu Brüssel falsch gedeutet; wenn ich die Möglichkeit einer Annäherung nicht zurückgewiesen habe, dachte ich dabei an Paris und meine Angelegenheiten. Ich habe durchaus nicht die Absicht, bei dem Unterdrücker meines Landes zu erscheinen." Fouché drängte sehr. „Ich habe alles mit Bonaparte geordnet," sagte er, „ich bin kompromittirt; es ist Zeit, daß Leute wie Sie sich verständigen." Ich entgegnete Fouché in bestimmter Weise, daß keine Erwägung mich zu einem Schritte bestimmen könne, der meine republikanischen Grundsätze verletzen und meinem Charakter schaden könne. „Das Direktorium war zur Zeit des 18. Brumaire nur noch ein Schattenbild," sagte ich zu ihm, „alle guten Geister glaubten, es sei nötig, eine Revision der Verfassung vorzunehmen, und ich war auch dieser Meinung. Bonaparte bekannte sich ganz offen zu derselben Ansicht. Dieser große Gedanke, die republikanische Verfassung zu verbessern, hätte mit Zustimmung der Nation durchgeführt werden können. Als Bonaparte, Sie und die übrigen sich vereinigten, um die Republik zu stürzen, konnte ich nicht an einen derartigen Verrat glauben. Das ist so wahr, daß ich an Bonaparte schrieb, um unsere republikanischen Einrichtungen und die Armeen, die sie beschworen und so ruhmvoll beschützt hatten, seinem Schutze anzuempfehlen." Fouché, mit großen Schritten auf und ab gehend, sagte wiederholt: „Herr Lombard, ich bin in scheußlicher Weise kompromittirt; Herr Barras, Sie werden es gleichfalls werden." Ich verließ Fouché und sagte ihm: „Sie sind Besitzer von Grosbois; zahlen Sie mir die hunderttausend Franken, die mir Moreau darauf noch schuldet."

Als Fouché mich verließ, fragte mich Lombard: „Was wollte der Mann, der auf der Treppe mit Ihnen gesprochen hat?" — „Er kündigte mir an," erwiderte ich ihm, „ich solle vergiftet werden." Ich muß Vincent Lombard die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er mir fortwährend Beweise der Anhänglichkeit gab, und das Interesse, das ihn mit Fouché verband, niemals dazu benützt wurde, um mir zu schaden; im Gegenteil, um mir nützlich zu sein.

Ich schrieb Bonaparte, mein kurzer Aufenthalt in Paris habe den Zweck gehabt, einige geschäftliche Angelegenheiten, die ich plötzlich hätte im Stiche lassen müssen, zu ordnen und namentlich zu der Summe von

hunderttausend Franken zu gelangen, welche Moreau mir schulde; eine ungerechte Vergewaltigung habe mich daran gehindert, Interessen zu verfolgen, die mit Ausschluß aller anderen meine Zeit in Anspruch nähmen.

Moreau war deportirt; Bonaparte hatte Fouché beauftragt, Grosbois zu erwerben; aber das Geld sollte Moreau nicht eher ausgezahlt werden, bis er seine Anwesenheit in den Vereinigten Staaten dargethan habe. Es kostete mich viele Kämpfe, um dazu zu gelangen, daß mir die hunderttausend Franken, die mir Moreau noch auf die Kaufsumme schuldete, ausgezahlt wurden. Bonaparte sagte: „Da Barras sich mit mir nicht verständigen will, so bezahlen Sie ihm nichts und schicken Sie ihn von Paris fort." Ich schrieb Bonaparte, daß ich meine Ansprüche gerichtlich geltend machen werde. Wie konnte er Herr von Grosbois bleiben wollen, das er geschenksweise an Berthier abgetreten hatte, ohne die Schuld abzutragen, die als erste Grundschuld auf demselben lastete? Bonaparte sagte zornig zu Fouché: „Barras hat Ihnen einen Streich gespielt: er wollte nur sein Geld haben; zahlen Sie es ihm sofort aus, und dann möge er sich packen." Der Notar Oudinot überbrachte mir dieses Geld mit einer Quittung über die Hauptsumme, die Bonaparte absolut von meiner Hand haben wollte, damit es nicht scheine, als beraube er den General Moreau, sondern nur, als habe er für ihn Grosbois erworben. Ich unterschrieb; über die Zinsen wollte er nicht quittirt haben. Von Bonaparte und Fouché mit vielen Geschäften dieser Art betraut, ist Oudinot einige Zeit nachher gestorben.

In diesem Augenblicke schrieb der frühere Sekretär des Direktoriums, der zum Konsulat übergetreten war und später spezieller Sekretär Bonapartes geworden ist, Fain, mir und machte mir das Anerbieten, er wolle mir die Fortsetzung der unter der Regierung des Direktoriums bestellten Werke liefern, die auf mehrere Jahre subskribirt waren. Meine früheren Kollegen hatten das Anerbieten angenommen und sich damit einverstanden erklärt. Ich gab Fain, einem jungen Manne, der persönlich sehr anständig, aber das Organ einer Macht war, mit der ich nichts zu thun haben wollte, gar keine Antwort. Ich antwortete auch dem Sekretär Lagarde nicht, der von mir in höherem Auftrage näheren Aufschluß über das

Verschwinden einiger Diamanten und reichgeschmückter Gewehre haben wollte, die zum Geschenk für die Barbareskenstaaten bestimmt und in einer Kommode mit kunstreichem Schloß eingeschlossen waren. Sieyès, der damals Präsident war, war im Besitze des Schlüssels; Sieyès konnte demnach allein über diese Sache Aufklärung geben. Er konnte auch angeben, was aus der Summe von sechsmalhunderttausend Franken in Kassenanweisungen geworden war, die sich unter demselben Verschluß befunden hatte. Diese Summe gehörte den Mitgliedern des Direktoriums und war nach einer zwischen uns getroffenen Vereinbarung zusammengebracht worden; sie war zur Entschädigung für die austretenden Mitglieder bestimmt, wenn sie ihre hohe Staatsstellung verließen, um in das Privatleben zurückzutreten. Rewbell und Letourneur hatten jeder hunderttausend Franken erhalten. Ich habe später erfahren, daß Sieyès die sechsmalhunderttausend Franken an sich genommen hat, der davon sechzigtausend dem Generalsekretär und hunderttausend Rocher-Ducos gab. Diese Art, über die Summe zu verfügen, war ein Diebstahl, der an den früheren Mitgliedern des Direktoriums begangen wurde. Sie war ihr Eigentum. Von meinen Kollegen wurden in dieser Hinsicht Reklamationen erhoben; sie sind ohne Erfolg geblieben. Ich meinerseits erkläre, daß ich nichts reklamirt habe. Ich hätte ganz speziell ein Recht gehabt, die Rückzahlung von fünfunddreißigtausend Thalern zu verlangen, die von mir dem Kriegsminister vorgeschossen worden waren, um die für den Ankauf von Gewehren erforderliche Summe zu decken. Mit meinem Anspruch auf die zweimonatlichen Bezüge als Mitglied des Direktoriums ist es mir ebenso ergangen. Von meinen Kollegen hat jeder den rückständigen Gehalt erhalten und ebenso eine Pension von tausend Franken; sie ist später auch Larevellière-Lépeaux und Carnot bewilligt worden. Was vollends bewies, wie wenig Bonaparte geneigt war, mir das auszufolgen, was mir gesetzlich zukam, war der Umstand, daß er der Ablehnung den Spott zugesellte, indem er mein Gesuch an den Finanzdirektor Frémont verwies, meinen Kollegen vom Nationalkonvent, einen früheren kleinen Advokaten aus der Bretagne, der Staatsrat Bonapartes und einer der Unterdrücker in der Zeit geworden war, die sich am meisten durch ihre Härte und durch ihren Uebermut ausgezeichnet hat. Ich

beauftragte den Hauptmann Victor Grand, Herrn von Frémont aufzusuchen; dieser gemeine Verräter antwortete mir: „Er gehört nicht zu uns, ich werde nichts thun.“

Es waren mir noch einige Waldpartien zu Camaldules übrig geblieben, nicht weit von Grosbois. Die Jagd war mir von Berthier im Namen des Kaisers verboten worden, der ihm gesagt hatte: „Kaufe diese Waldungen, und wenn Barras sich weigert, soll der Finanzminister sich ihrer provisorisch bemächtigen.“ Der Marschall Lefèbvre hat mir selbst Mitteilung von dieser Verfügung gemacht und mir gesagt: „Verkaufen Sie um jeden Preis.“ Berthier setzte ihn auf die Hälfte des wirklichen Wertes an. Unter keiner andern Regierung sind die Grundbesitzer einer ähnlichen Beraubung ausgesetzt gewesen.



Viertes Kapitel.

Koketterien Bonapartes. — Teilnahmvoller Brief des Generals Lefèbvre. — Neue Quälereien. — Die Brücke von Charenton. — Ein Besuch beim Polizeipräfekten. — Der Sekretär Veyrat. — Herr Piis kennt mich. — Unterhaltung mit Dubois. — Meine beiden Feinde. — Diskussion im Staatsrate über meinen Aufenthalt in Paris. — Ansicht Bonapartes. — In Marseille angezettelte Verschwörung. — Umfassender Plan Moreaus. — Er verschiebt das Unternehmen. — Unvorhergesehener Besuch. — Frau von Staël. — Ihre Gewissensbedenken über den Tod der Tyrannen. — „Robes-pierre zu Pferde." — Großer Mut der Frau von Staël. — Ihr hochherziges, dem Befreier des Vaterlandes gemachtes Anerbieten. — Der Mut entfällt ihr plötzlich. — Die Toilette. — Abreise nach der Provence. — Der Maire Puy. — Volkstümliche Bewegung zu meinen Gunsten. — Ankunft in Aix. — Tragischer Tod meiner Schwester. — Der Präfekt Thibaudeau und der Kommissär Permont. — Ich begebe mich nach Montpellier zurück. — Nogaret. — Ehrlichkeit Dubois'. — Pelet von der Lozère. — Meine Verfolger. — Blutbad von Aigalades. — Ergebnis meiner Be-schwerde. — Cervoni. — Verhandlung wegen Grosbois. — Liebenswürdigkeit Lefèbvres. — Dummheit Berthiers. — Man verbietet mir, nach Aix zu gehen. — Der Ex-Sansculotte Thibaudeau und die kaiserliche Familie. — Eaux-Bonnes. — Scherzhafte Bemerkung Karls IV. — Die Prinzessin Pauline im Bade zu Aix. — Vertraulichkeit Cervonis. — Zurechtweisung eines Kämmerers. — Scheußliche Krankheit Paulinens. — Ihre Ausschweifungen. — Gravier. — César Roubaud. — Groteskes Bild. — Des-bains und der General Guyot. — Die Krammetsvögel. — Der zurückgewiesene Amphi-tryo. — Streit zwischen dem Arzte Péire und einem Kammerherrn. — Erniedrigung des Adels vor der korsischen Familie. — Vorbereitung zur Scheidung. — Eugène Ver-mittler. — Tugenden des Sohnes und der Mutter. — Schlauheit Josephines hin-sichtlich der Scheidung. — Bezeichnender Ausspruch Bonapartes. — Lebhaftigkeit der gegen mich gerichteten Quälereien. — Verhör des Kommissärs Permont. — Frau Guidal. — General Guidal und Paban. — Fluchtprojekt des Königs von Spanien. — Die Admirale Cotton und Pelew. — Ansprüche der spanischen Majestät. — Advokat Jaume, Kapitän Charabot und der Schiffspatron. — Aufdeckung des Kom-plotts. — Verhaftung meines Hausmeisters. — Er wird in Freiheit gesetzt. — Der König von Spanien verbannt. — Ankauf seiner Diamanten durch Bonaparte. — Der Friedensfürst will mir einen Besuch machen. — Ich empfange ihn nicht. —

Entgegenkommen, das mir von der königlichen Familie zu teil wird. — Ansichten Bonapartes über seine Schätze. — Schmeichelhafter Brief Rovigos. — Der untersuchende Kommissär. — Verhör, dem ich bezüglich des Komplottes unterworfen werde. — Pagès. — Seine doppelte Polizei. — Ich werde nach Rom verbannt. — Zusammenkunft mit dem Präfekten auf dem Lande. — Seine mündlichen Drohungen. — Ich verzögere meine Abreise. — Man zwingt mich gewaltsam dazu. — Bedauern des Volkes. — Ich komme durch Montpellier. — Ehrlichkeit Nogarets. — Meine guten Cousinen. — Wahnwitz Bonapartes. — Das Kontinental-System. — Unglück Rußlands. — Ankunft in Turin. — Neue Sbirren. — Schlechte Behandlung, der sie mich unterwerfen. — Ich werde endlich frei. — Dem Kommissär zu teil gewordene Zurechtweisung. — Edle Anhänglichkeit meiner Leute. — Pierrugues. — Undankbarkeit von Lameths. — Der Präfekt Fauchet. — Ankunft in Rom. — Der Cicerone Cerni. — Von Norvins. — Der Gouverneur Miollis. — Von Tournon. — Servilität von Norvins. — Der historische Polizeikommissär. — Expedition des Generals Miollis gegen den Papst. — Der General Radet. — Geiz Miollis'. — Bild Roms. — Die Carbonari. — Der Prälat Martorelli. — Toleranz des römischen Klerus. — Haß der Römer gegen die kaiserliche Regierung. — Der Pfarrer Bataille. — Ich rette ihn vor einer erniedrigenden Bestrafung. — Meine Korrespondenz aufgefangen. — Versuch des Herrn Séguy, mich zu berauben. — Brief meines früheren Sekretärs Botot. — Ich verlange, nach Frankreich zurückzukehren. — Verfahren gegen Republikaner wegen des Fluchtversuchs Karls IV. — Richterliche Erschießungen auf Befehl Massénas. — Thibaudeau und Pelet von der Lozère seine Schuldgenossen. — Abscheuliche Verschmitztheit Merlins. — Tod Moreaus. — Seine Konferenzen mit Bernadotte und Frau von Staël. — Verteidigung Moreaus. — Lage Bonapartes. — Verhandlungen Murats mit England. — Rom eingenommen. — Unfähigkeit Beauharnais'. — Flucht Miollis'. — Fouché in Italien. — Er wird von Murat hinters Licht geführt. — Kaiserlicher Zusammenbruch. — Pignatelli. — Mabuelia. — Miollis in der Engelsburg. — Ich besuche ihn. — Flucht des Präfekten und des Intendanten Jannet. — Jannet des Diebstahls angeklagt. — Ich erhalte Verpflegungsmittel für Miollis. — Ich verhindere die Niedermetzelung der Franzosen. — Man bietet mir eine Ehrenwache an. — Der König von Neapel zu Rom. — Mein ritterlicher Besuch. — Liebenswürdiger Empfang. — Ich spreche das Wort König nicht aus. — Offene Darlegung meiner Meinung. — Merkwürdiger Brief des Kaisers von Oesterreich. — Murat ladet mich ein, ihn wieder zu besuchen. — Seine Traumgebilde. — Stand der Sachen. — Delikater Auftrag, den er mir für seine Schwägerin geben will. — Ich will ihn zunächst nicht annehmen, thue es aber doch auf neues Drängen hin. — Roheiten, die das Volk gegen die Prinzessin Bacciochi begeht. — Besuch Fouchés. — Dienst, um den er mich ersucht. — Neue Konferenz mit Murat. — Seine Klagen gegen Davout und Rovigo. — Mein Vorschlag. — Murat einer großen Handlung nicht fähig. — Wohlwollender Empfang, der mir von den fremden Armeen zu teil wird. — Ich werde abermals in Turin verhaftet. — Duzer. — Man schickt mich nach Montpellier. — Alliot aus Nimes. — Er gibt mir Nachricht von einer seit langem schon gegen mich angestrengten Klage. —

Ich besuche Pelet von der Lozère. — Seine erheuchelte Leutseligkeit. — Erfolg der königlichen Armeen. — Der Herzog von Angoulême zu Bordeaux. — Diskussion über die Etikette. — Die Restauration.

Während Napoleon alle diese Quälereien über mich verhängte, gab er zugleich die Hoffnung noch nicht auf, mich durch diese oder jene Schmeichelei wieder an sich heranzuziehen. Er ließ von verschiedenen Seiten wirkliche Koketterien an mich richten und er wählte zu Dolmetschern diejenigen, deren Gesinnung mir am wenigsten verdächtig sein konnte. So empfing ich gerade in dem Augenblicke, wo man mich plagte, um mir meine letzten Waldungen zu entreißen, vom Marschall Lefèbvre den folgenden Brief:

Mein lieber General!

Es scheint mir, daß, wenn Sie Seiner kaiserlichen und königlichen Majestät schreiben und Sie ihm das zusagen wollten, wozu Sie sich innerlich schon lange bekennen, Gehorsam der Verfassung des Kaiserreichs und Treue dem Kaiser, ich alsdann gewiß bin, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie in unserer Gegend zu besitzen und Ihnen zu beweisen, daß ich nicht die Feigheit besitze, mich undankbar für den wackern Beistand zu zeigen, den Sie die Güte hatten, mir bei verschiedenen Gelegenheiten zu leisten. Sie fühlen, daß Sie ohne diesen Schritt genirt sind und ich auch.

Ich habe die Ehre, Sie mit größter Hochachtung zu begrüßen.

Lefèbvre.

Trotz alles Zutrauens, das ich zu den Absichten Lefèbvres hatte, glaubte ich doch, ich solle seinem Rate nicht folgen, und da ich dem ersten Konsul geschrieben, an den korsischen Kaiser nicht mehr das Gleiche zu thun. Da sollten die Mittel der Strenge und der Gewaltthätigkeit wieder gegen den losgelassen werden, bei dem die Komödie des falschen Wohlwollens nicht hatte verfangen wollen. Eines Tages, als ich von einem Ausfluge nach Camaldules zurückkehrte, wurde mein Wagen plötzlich bei der Brücke von Charenton an der Stelle, wo Moreau verhaftet worden war, von Gendarmen umzingelt. Es handle sich, sagte mir der Hauptmann der Gendarmerie, nur um eine ministerielle Depesche. Ich verlangte Mitteilung derselben. Die Depesche enthielt den förmlichen Befehl, Paris binnen fünf Tagen, vom Erlaß des Befehles an, zu verlassen. Diese Frist lief noch an dem nämlichen Tage ab.

Ich begab mich auf die Polizeipräfektur, des festen Willens, eine ernstliche Erklärung mit Dubois, der den Befehl unterzeichnet hatte, herbeizuführen. Mehrere meiner Freunde folgten mir und suchten mich zu beruhigen. Ich trennte mich von ihnen. Beim Betreten eines geräumigen Saales erhoben sich die Beamten, als sie mich gewahrten, respektvoll. Einer der Bureauchefs fragte mich teilnahmvoll, was ich wünsche. „Ich komme, um Pässe zu verlangen und Herrn Dubois meine Entrüstung über die neue Verbannung kund zu geben, deren Opfer ich bin. Der Befehl, der mich anweist, Paris binnen fünf Tagen zu verlassen, ist mir heute erst zugegangen, das heißt, nachdem die Frist schon abgelaufen ist.“ Veyrat*) kam herbei, um mir mitzuteilen, daß der Herr Präfekt in der Ratssitzung sei und er mich augenblicklich nicht empfangen könne. Ich erklärte ihm den Grund meines Erscheinens auf der Polizei. Man versicherte mir, daß dieser Befehl am selben Morgen noch von dem Polizeiminister abgesandt worden sei, dem es sehr lieb sein werde, wenn er bei anderer Gelegenheit mit mir darüber plaudern könne; einstweilen ermächtige er mich, in Paris zu bleiben bis zu dem Tage, wo der General-Polizeirat des Kaiserreichs unter dem Vorsitze Bonapartes zusammentreten werde; er werde dort meine Angelegenheit darlegen und mir am folgenden Tage Bericht darüber erstatten, wenn ich mir die Mühe nehmen wolle, bei ihm vorzusprechen. Mein Paß mußte visirt werden. Ich wurde von Herrn Veyrat in das Schreibzimmer des Herrn Piis, des Generalsekretärs, geführt. Dieser war einer meiner am wenigsten rückhaltsvollen Schmeichler während des Direktoriums gewesen. Es war einfach und konsequent, daß er mich wenigstens nicht erkennen wollte. Als er mich gewahrte, wandte Piis seinen Kopf ab und gab die Unterschrift: „Also auch Sie, Herr Piis,“ sagte ich zu ihm, „glauben den Kopf von mir abwenden zu müssen; können Sie sich auf keine andere Art an den guten Empfang, um den Sie sich bei mir beworben haben und der Ihnen auch zu teil geworden ist, erinnern?“ Veyrat begleitete mich höchst respektvoll bis zu meinem Wagen. Meine Freunde erwarteten mich zu Hause. Wir saßen kaum zu Tische, als

*) Dieser Name wird im Manuskript auch Vérat geschrieben. (G. D.)

Vincent Lombard eintrat und rief: „Eilen Sie, sonst wird man Sie verhaften und nach Rochefort bringen." Ich antwortete ihm: „Ich warte hier auf die Bajonette."

Ich wollte Paris nicht verlassen, ohne Dubois aufgesucht zu haben, der mich verschiedenemale dazu aufgefordert hatte. Ich begab mich nach der Polizeipräfektur. Veyrat erwartete mich im Hofe; er führte mich ins Kabinet des Präfekten, wo sich in diesem Augenblicke einige der Polizei zugeteilte dekorirte Persönlichkeiten befanden. Dubois empfing mich mit einer Höflichkeit, wie sie bei den Emporkömmlingen des Kaiserreichs von Tag zu Tag seltener wurde. „Ich hatte," sagte er mir, „das Verlangen und selbst das Bedürfnis, mit Ihnen zu plaudern. Ich stehe allen Verfolgungen fern, deren Opfer Sie geworden sind; ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, aber ich habe die hervorragenden Verdienste nicht vergessen, die Sie dem Vaterlande am 9. Thermidor geleistet haben. Alles, was lebt, verdankt Ihnen das Leben. Eifersüchtig auf Ihre Achtung, darf ich Sie nicht im unklaren darüber lassen, daß Sie mächtige Feinde haben. Sehen Sie hier in diesen Aktenbündeln die Beweise dafür." Er las mir mehrere gegen mich gerichtete Notizen von Fouché und Réal vor; er fügte den letzten Brief Fouchés hinzu, ebenso seinen fünf Tage vor seiner Ablieferung datirten Befehl. Er fuhr dann fort: „Ich habe den Bericht über Sie in dem Polizeiausschuß erstattet; Bonaparte führte den Vorsitz dabei. Ich habe darauf hingewiesen, daß Sie notwendig Ihre Geschäfte in Paris beendigen müssen. Ich habe erzählt, wie es mit dem Befehl ergangen ist, den ich beauftragt war, Ihnen noch an demselben Tage, an dem er mir überliefert wurde, zuzustellen, und gesagt, daß ich es auf mich genommen habe, Ihren Aufenthalt in Paris zu verlängern. Réal und Fouché haben allein meine Ansicht bekämpft und ihr gegenüber darauf hingewiesen, daß die Ehre und Sicherheit des Thrones Ihre Entfernung von Paris verlangten. Ich habe darauf gedrungen, daß man Ihnen gestatte, in Paris zu bleiben, bis Sie Ihre Geschäfte zu Ende geführt hätten. Bonaparte sagte, indem er mich starr ansah: ‚Sie haben wohlgethan, Barras diese Erlaubnis zu geben; bringe er seine Geschäfte in Ordnung, das ist nicht mehr als billig, ohne indes seine Abreise nach der Provence allzu lange aufzuschieben. Wache man

darüber, daß er nicht ermordet werde, denn die Engländer würden nicht ermangeln, mir das zuzuschieben; sie haben sich bereits im voraus hierüber in ebenso verkehrter wie abscheulicher Weise geäußert.‘“ Dubois meint, er habe noch gesagt, daß er sich für mein Verhalten in Paris verbürge.

Nachdem man mich so über das aufgeklärt, was vorgegangen war, sagte Dubois noch: „Seien Sie ruhig, führen Sie Ihre Geschäfte zu Ende und machen Sie mir bloß Mitteilung von dem Tage, an welchem Sie nach dem Süden abreisen wollen. Wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so schreiben Sie mir; Sie werden mich stets bereit finden, das zu thun, was Ihnen angenehm sein kann.“ Ich wurde mit der größten Zuvorkommenheit bis zum letzten Vorzimmer zurückgeleitet.

Am Tage vor meiner Abreise von Paris ging ich nochmals zu Dubois hin. Ich sprach ihm von gewissen, zu mir gedrungenen Gerüchten über eine angebliche Verschwörung, die in Marseille entdeckt worden sein sollte. Dubois entgegnete mir: „Es ist das eine Komödie, die von dem Präfekten und den Behörden gegen die mit ihrer Verwaltungsthätigkeit unzufriedenen Bürger inscenirt worden ist; sie wollten den Glauben erwecken, daß sich das gegen den Kaiser richte.“

Eine Regierung, welche die Freiheit vergewaltigt, muß notwendig Opfer haben, damit sie jemand treffen kann. Zunächst bringt ihr Gewissen sie auf dieselben und führt sie zu der Vermutung, daß das Betragen der Unterdrückten im Zusammenhang mit einem berechtigten Rachegefühl stehen müsse. So wollten wegen des Uebeln, das mir Bonaparte bereits zugefügt hatte, seine Agenten durchaus, daß ich mich mit Verschwörungsgedanken trage.

Aber zu der Zeit, da sie so ungeschickt etwas suchten, was nicht vorhanden war, ereignete sich ein sehr wichtiger Vorfall, von dem die berühmten Polizeigenies nicht einmal eine Ahnung hatten. Moreau hatte mir bei seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten, wohin er deportirt worden war, im Anschluß an frühere vertrauliche Mitteilungen, die er seit dem 18. Brumaire an mich richtete, über den Moreau ebenso beschämt wie betrübt war, sagen lassen, daß er sich „auf seiner Durchreise durch Spanien so lange wie möglich in Cadiz aufhalten werde“. Ich

wußte, daß er thatsächlich in dieser Stadt einen früheren Offizier, einen hervorragenden Patrioten und Soldaten Namens de Solano, getroffen hatte. Da er den Gedanken, auf die Befreiung seines Landes hinzuarbeiten, nicht aufgegeben hatte, war er auf die Idee verfallen, an der Küste Afrikas zu landen und sich dann nach England zu begeben, um dort fünfzigtausend französische Gefangene zu bewaffnen, welche die englische Regierung ebenso wie die Gefangenen, die sich in der Stärke von achtzehntausend Mann in Mahon befanden, zu seiner Verfügung gestellt hatte. Diese Armee war, wenn ihr das dreifarbige Banner vorangetragen wurde und sie unter dem Befehle eines Generals stand, der sie oft zum Siege geführt hatte und den seine Verbannung nur noch interessanter machte, unterstützt von den Generalen Lecourbes und Monnier, mehr als hinreichend, um den Umsturz einer despotischen Regierung herbeizuführen, welche die Nation bereits revoltirt hatte. Offene, in republikanischem Sinne gehaltene Proklamationen würden die Armee und die unzufriedenen Patrioten zusammengeführt haben. Moreau wollte an der Küste der Bretagne landen, während die zwanzigtausend sich als Gefangene zu Mahon befindlichen Mann den Süden angreifen sollten. Es wurde mir angeboten, das Kommando über diese zwanzigtausend Mann zu übernehmen. Es wäre das ein wertvoller Kern gewesen, um den sich fast die ganze Bevölkerung des Südens geschart haben würde. Die Grenzmächte würden, wenn sie ihre Aktion mit dem Aufstand im Innern vereinigt hätten, Bonaparte genötigt haben, seine Streitkräfte zu teilen. Der Zweck dieses von verschiedenen Gründen ausgehenden Unternehmens wäre gewesen, die republikanischen Einrichtungen, befreit von den Hemmnissen, welche sie unter dem Direktorium illusorisch und unausführbar gelassen hatten, wieder einzuführen. Die englische Regierung erbot sich, Waffen, Munition und die Fahrzeuge zur Ausführung dieser bewaffneten Invasion Frankreichs zu liefern. Moreau ließ mir sagen, daß er mit den Generalen, von denen er wußte, daß sie mir zur Verfügung standen, in keiner Weise an einem vollständigen Erfolge zweifle.

Ich gestehe, daß ich auf die Mitteilung hin, die mir über diese Ideen und diese Mittel gemacht wurden, der Ansicht war, daß in dem allem Sinn liege und zwar ein Sinn, der zum Ziele führen müsse; daß ich

bis auf einige Bemerkungen, die ich über die Art machte, in welcher die acceptirte Teilnahme des Auslandes an dieser Angelegenheit eingeschränkt werden müßte, dem Projekt meine volle Zustimmung erteilte und daß ich mich während der Gnadenfrist von einigen Tagen, die mir für meinen Aufenthalt in Paris bewilligt worden war, mich ernstlich bereit hielt, für die ganze Sache zu thun, was nur menschenmöglich sei.

Aber nachdem er seinen militärischen und politischen Plan so gut entworfen, fiel Moreau, der ein so bündiges Versprechen gegeben, in seine alte Unschlüssigkeit und Energielosigkeit zurück, zögerte und verlangte Zeit. Sein ganzes Vermögen war konfiszirt; der Gedanke, ihn und die Seinigen ohne Mittel zu lassen, schien ihn mehr als alles andere zu beschäftigen. Nichts sollte ihm zurückgegeben werden, bis seine Ankunft in den Vereinigten Staaten konstatirt sei. Er glaubte darum, das Unternehmen verschieben zu sollen, das heißt: er gab es auf, wenigstens für lange Zeit.

In dem Augenblicke, in dem ich mich dafür entschieden hatte, wieder einmal meinen Wohnsitz zu verlassen und der Gewalt zu weichen, meldet man mir, daß eine eilig aus der Provence kommende Persönlichkeit lebhaft mich zu sprechen wünsche, ohne eine Minute Aufenthalt und ohne Zeugen. Dieselbe hatte sich an meinen Kammerdiener, dem sie aus der Direktionszeit bekannt war, gewendet, um mir ihr Anliegen vorzubringen. Als sie aus dem Wagen stieg, schickte sie denselben gleich zu mir herauf und war dann auch sofort schon in meinem Zimmer, als er sie meldete. „Nun gut, lieber Barras," rief Frau von Staël aus, indem sie mich umarmte, mir die Hand drückte und Thränen vergoß, „ich weiß alles, was Ihnen begegnet ist, und in dem Schmerze und der Entrüstung, die ich empfinde, liegt vielleicht ein persönliches Interesse, denn ich bin fest überzeugt davon, daß dasselbe Schicksal uns auch sofort bereitet ist, und daß niemand ruhig an seinem Herd bleiben kann. Und wenn man es nur noch bei unserer Person bewenden lassen wollte, aber man will an die Dinge heran, an die Sache selbst, an diese Freiheit, für welche man seit zehn Jahren so viele und so unermeßliche Opfer gebracht hat, und für deren großes Unglück eine Lossprechung nur durch den Erfolg erteilt werden kann, durch eine weise Organisation, die auf alle die Ausschreitungen folgt, die Frankreich entehrt haben würden, wenn es dessen noch fähig

wäre. Statt dessen sehe ich Bonaparte bereits von der Wiederherstellung des alten Regimes träumen, selbst bis zur Rückkehr des Feudalwesens. Es ist das ein Eisenkopf und eine Schwärmerei für den Despotismus, der nur mit seinem natürlichen oder übernatürlichen Tode ein Ziel gesetzt werden wird. Was mich betrifft, die ich trotz alles dessen, was ich vor und nach der Revolution über das Berechtigte und Unberechtigte des Tyrannenmordes habe sagen hören, nicht ohne große Skrupel über diese Frage geblieben bin, so gestehe ich Ihnen, daß heute meine Skrupel durchaus geschwunden sind angesichts des Tyrannen, der am 18. Brumaire sich Frankreichs bemächtigt hat, und dessen Ausschreitungen täglich im Zunehmen begriffen sind. Ich habe im ersten Augenblick das Wort geäußert, das man seither wiederholt hat, daß er ‚ein Robespierre zu Pferde‘ sei. Heute bin ich geneigt, Robespierre dafür um Verzeihung zu bitten; ich glaube wirklich, daß ich Ihren früheren Kollegen vom Nationalkonvent verleumdet habe. Man hat gesagt, daß Sie ihn am 9. Thermidor nicht gerichtet, sondern nur getötet haben. Darüber mag zu streiten sein, und ich bin nicht zu der Silbenstecherei Merlins und Cambacérès aufgelegt, die heute in diesem Sinne sprechen, wahrscheinlich um sich populär zu machen. Ich bin nicht der Ansicht dieser Herren, ich glaube, daß Sie durchaus moralisch und durchaus bürgerlich gehandelt haben, als sie am 9. Thermidor Robespierre kampfunfähig machten. Gerade, weil ich so über diese Vollstreckung, oder, wenn Sie wollen, über diese Gewaltmaßregel, denke, ziehe ich keineswegs den Vergleich, den ich zwischen dem ersten und dem zweiten Robespierre angestellt habe, zurück. Nicht um den Toten zu rechtfertigen, klage ich den Lebenden an. Indes konnte ich nicht umhin, nach allem, was wir von dem alten und neuen Robespierre kannten, zu behaupten, daß ich, ohne den ersteren für schön zu erklären, ihn weniger häßlich als seinen Nachfolger finde. Robespierre scheint dadurch dazu gelangt zu sein, der Diktator Frankreichs zu werden, daß er das Verlangen hatte, sein Gesetzgeber zu werden. Es war ein wahnsinniger Lykurgus, der es sich zum Verbrechen angerechnet haben würde, wenn er nur ein Solon gewesen wäre. Der letztere wäre in seinen Augen ein allzu weichlicher Athener gewesen, und, wie Ihr Kollege Saint Just sagte: ‚wollten sie uns nicht die Kostbarkeiten von

Persepolis und die Vögel des Phasis zu kosten geben, sondern die Rauhheit Spartas und diejenige der ersten Tage Roms'. Aber wenn die Macht der Ereignisse zufällig in die Hand Robespierres und Saint Justs eine außerordentliche Gewalt gelegt hatte, scheint es nicht erwiesen, daß das der Zweck oder das Streben ihres Verhaltens gewesen sei, oder daß sie dieselbe später auf immer für sich und die Ihrigen hätten behalten wollen; es sind Leute, die mir vorkommen, als seien sie von Anfang an für das Ende ihrer politischen Laufbahn bestimmt gewesen und zu demselben hingerissen worden. Ich glaube, daß es im ganzen sehr uneigennützige Leute gewesen sind, abgesehen von dem Ehrgeize, zu herrschen und vielleicht ihre Feinde zu töten. Wenn sie sich in dieser Hinsicht ihrer grausamen Eigentümlichkeit überlassen haben, so sind sie unzweifelhaft in einer Weise grausam und wild gewesen, daß sie ihre Zeitgenossen und die folgenden Jahrhunderte haben erzittern lassen. Aber schließlich bin ich genötigt, auf meinen früheren Ausspruch zurückzukommen: die Tyrannen des Nationalkonvents haben nur die Personen getötet, sie wollten die Sachen selbst nicht töten, die Einrichtungen nicht zerstören, das Menschengeschlecht nicht erniedrigen und es unter die Niedrigkeiten, Vorurteile und Schändlichkeiten der früheren Regierungen und die Schmach aller bekannten Willkürherrschaften herabwürdigen. So unterliegt es keinem Zweifel, daß Robespierre, Saint Just und alle anderen desselben Schlages besser als Bonaparte waren. Wenn er sie nun aber auch im Vergleiche zu sich als unschuldig erscheinen läßt, so finde ich doch, daß man sehr wohl daran gethan hat, wie es namentlich von Ihrer Seite geschehen ist, mein lieber Barras, Herrn von Robespierre und seine Freunde an dem denkwürdigen Tage des Thermidor zu Tode zu treffen, Sie sahen vielleicht voraus, welchen Schluß man ziehen können werde, und Ihr Herz sagt Ihnen, wie mir das meinige, welches Urteil wir über Bonaparte fällen müssen, der jetzt schon hundertmal schuldiger als Robespierre ist und der es jeden Tag, jeden Monat, jedes Jahr mehr werden und sich Ausschreitungen überlassen wird, die in ganz anderer Weise unheilvoll, als die von Robespierre begangenen sein werden. Alles, was wir bereits gesehen, bürgt uns für den Rest. Man muß ihm das Handwerk legen. Sind nicht auch Sie meiner Ansicht, mein lieber Freund? Sehen Sie,

was uns bevorsteht. Heute die Verbannung, und ein unserem Lande fremder Korse — der nur durch Ihre Wohlthaten zu demselben gelangt ist — verfolgt uns heute bis an unsern häuslichen Herd; morgen wird er uns durch seine Stummen die Schnur schicken lassen, und es wird alles nicht minder stumm werden als diese Herren, da er die Tribüne, das Barreau und die Presse unterdrückt hat und es in Frankreich bereits keinen Widerhall und keine Stimme mehr gibt."

Frau von Staël hatte sich in den Worten ausgedrückt, wie ich sie wiedergebe. Ich war davon zu ergriffen, als daß ich nicht gewiß wüßte, daß ich nichts davon vergessen habe und ich sie ohne jede Aenderung wiedergebe. Frau von Staël, die in ihren Werken so wunderbar war, war es vielleicht noch mehr in der Unterhaltung, wenn ihre Seele in Mitleidenschaft geriet. Ich hörte ihr mit einem Lächeln zu, in dem gewiß nichts Verächtliches lag; sie glaubte einen Augenblick, dasselbe könne wenigstens eine Beimischung von Ironie haben, und, ihren Eifer verdoppelnd, ergriff sie mich bei meinem Ueberrocke, den sie von oben bis unten aufknöpfte, und sagte mir mit wachsender Lebhaftigkeit:

„Gut denn, Barras, was ist aus Ihnen geworden, aus Ihnen, dem Befreier des Thermidor, dem Sieger des 13. Vendémiaire, aus Ihnen, der Sie den 18. Fructidor gewagt haben; Barras, wo befinden Sie sich? Ich erkenne Sie nicht mehr, mein Freund. Sie verlassen uns und Sie geben sich selbst auf!"

„Nun," entgegnete ich Frau von Staël, „alle Welt hat uns verlassen, das ist das Schicksal, das über Frankreich hereingebrochen ist. So lange seine Augen nicht trocken geworden, sehe ich nicht ab, wie man vor dasselbe treten und sich ihm verständlich machen kann. Nicht das Vorgefühl irgend einer Gefahr hält mich zurück; ich glaube, daß ich in dieser Hinsicht meine Proben abgelegt habe, und es hat die Liebe zum Leben bei mir durchaus nicht gleichen Schritt gehalten mit der Erkenntnis der Menschen und dem schmerzhaft erworbenen Gefühl einer fast unüberwindlichen Ohnmacht alles dessen, was wir zur Einwirkung auf das menschliche Geschick versuchten; aber, wie Sie soeben sehr richtig gesagt haben, es gibt keinen Widerhall in Frankreich mehr, weil alle Verbindungen unterbrochen sind und die Gesellschaft aufgelöst ist; wir sind Staub

geworden, und vom Staube ist es nicht mehr weit bis zum Schmutz. Wenn man für sich selbst etwas unternehmen will, ganz allein, hält es nicht schwer, in seiner Seele den Entschluß dazu zu fassen, da man weiß, daß sie uns wenigstens nicht im Stiche lassen wird; da man aber in seiner Vereinsamung nicht handeln kann und man auf die Mitwirkung anderer angewiesen ist, muß man erwägen, was sich erreichen läßt. Darf ich aber annehmen, daß man uns an irgend einer Stelle antworten wird? Die Nation ist mehr als faszinirt; sie ist dem Zauber des kriegerischen Ruhmes anheimgefallen. Sie ist nicht mehr bei sich und weit von jedem Nachdenken entfernt; es ist nicht möglich, sie in diesem Augenblicke zu sich selbst zurückzubringen; wir müssen durch das Unglück gewitzigt werden, und vielleicht durch ein langes Unglück, bevor wir die Illusion sich zerstreuen sehen; die Nation muß den Despotismus über sich ergehen lassen, bis das Gefühl für die Freiheit und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit derselben ihr zurückkehrt."

„Ach, Barras," entgegnete mir Frau von Staël, „ich erkenne Sie nicht mehr. Was mich anlangt, so fühle ich in mir den Mut, den ich bisher in großen Krisen an Ihnen bewundert habe. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich keinem die Ehre überlassen, unser Vaterland zu retten. Ich kann nicht ohne Zittern und Zagen an die fern drohenden und doch so nahen Folgen der Tyrannei denken. Frankreich ist verloren, wenn es Bonaparte nicht bald ist; ich für mein Teil würde nicht anstehen, mein Leben zu wagen und sofort mein ganzes Vermögen zu opfern, um an der edelsten Handlung teil zu haben, die sich vollbringen läßt; was sage ich, mein Leben, mein Vermögen — ich würde meine Ehre aufopfern und alles das, was einer Frau nur teuer sein kann. Ja, der hochherzige und heldenhafte Sterbliche, der unser Vaterland befreien wollte, derjenige, der den Tyrannen niederstoßen wollte, mag ganz über meine Gefühle, über meine Liebe verfügen; er komme in meine Arme, damit ich ihn an mein Herz drücke, damit ich ihn verehre, damit ich ihn anbete, damit ich mich ihm vermähle und seine Seele in die meinige übergehe! Weshalb habe ich ihm nur ein Herz anzubieten? Ich gehöre ihm ganz und gar, ich stehe zu seiner Verfügung!"

Während Frau von Staël so sprach, kam sie mir in der That vor,

als ob sie bereit sei, alle die Folgen über sich ergehen zu lassen, die sie von der großen That voraussah. Ich hätte beinahe lachen mögen, wenn das nicht alles sehr ernst gewesen wäre. Mich vielleicht für die erste Persönlichkeit des Dramas haltend, von dem in unserem Gespräche die Rede gewesen, bot sie mir die Belohnung, die ich verdient hatte, nicht nur an, sondern sie gab sie mir, sie stürzte sich in meine Arme; ich gestehe, daß ich die Umarmung willig und im Gefühle voller Aufrichtigkeit erwiderte, ich, der ich ihr bei ihren vielen Besuchen auf dem Direktorium stets nur mit dem enthaltsamen Gefühle eines Scipio gegenübergetreten war oder mit der Ehrfurcht, welche Alexander der Familie des Darius zollte. „Ich kann Ihnen kein Hehl daraus machen," sagte ich zu Frau von Staël, „daß die Gendarmen in diesem Augenblicke die Zugänge zu meinem Hause bewachen und dicht in unserer Nähe sind."

Bei diesem Wort „Gendarmen" schien der Mut, den mir Frau von Staël entgegengetragen, sie plötzlich zu verlassen. „Sollten sie meinen Wagen gesehen haben?" fragte sie mich mit äußerster Beunruhigung. „Werden sie mich von hier fortlassen? O, mein Gott, welche schreckliche Regierung; da habe ich ja nach dem, was vorgeht, eine Unvorsichtigkeit begangen!"

„Seien Sie ruhig, meine liebe Freundin," sagte ich zu Frau von Staël; „wenn das, was Sie fürchten, Sie nur bedrohen sollte, dann werden Sie wenigstens sehen, wessen ich für meine Person fähig bin, und wie ich mit dem Säbel in der Hand Ihnen Bahn durch die Mordgesellen Bonapartes zu brechen wissen würde. Es ist mir nur eine Ruhe von vierundzwanzig Stunden an meinem Herde verstattet, aber während dieser vierundzwanzig Stunden wenigstens werde ich ihm Achtung zu verschaffen wissen, und ich stehe Ihnen dafür ein, daß man an ihm sich nicht gegen die verehrungswürdige Freundin vergehen wird, die mich so großmütig in einem so schwierigen Augenblicke aufgesucht hat."

Frau von Staël sagte mir, daß sie ganz beruhigt sei; da aber in der Hitze der Diskussion ihre Toilette etwas in Unordnung geraten war, glaubte sie, dieselbe aus Gründen des Zartgefühls wieder in Ordnung bringen zu müssen, unter denen, wie sie mir lächelnd sagte, die Prüderie gegen die Gendarmen keine Rolle spiele, denn wenn man auch weiß, wie sehr im

allgemeinen die Frauen die Eigenschaften ihres Geschlechtes unter Umständen hervorkehren, unter denen man glauben sollte, daß alles vernachlässigt werden könne, so kann man sich doch keine Idee davon machen, wie sehr diese Frau, welcher die erhabenen Fähigkeiten ihres Geistes und die Kraft und Wärme ihrer Seele eine höhere Stellung anwiesen, mehr Frau war, als alle übrigen. Sie stülpte ihren Hut auf, wickelte sich in einen weiten schwarzen Kittel, den sie gewöhnlich über ihre Kleider zog, und drückte mir nochmals die Hand. Ich geleitete sie bis zu ihrem Wagen und ließ sie unberührt, ihr die unverletzliche Achtung zollend, die ihr gebührte.

Ich reiste von Paris nach der Provence ab. Als ich in Avignon ankam, war der Maire Puy, ein Beamter des alten Regimes, heute einer der ergebensten Schergen Bonapartes, geschäftig bemüht, mich mit Gendarmen zu umgeben. Auch von diesem konnte ich wiederum sagen „ohne dazu verpflichtet zu sein", aber er wußte, daß meine Reise keine freiwillige war und daß ich mir das Mißfallen und die Ungnade des Kaisers zugezogen hatte; das war für den Höfling auf der Mairie Grund genug, nichts von dem zu verabsäumen, von dem er glaubte, daß es seinem Herrn angenehm sein könne. Auf dem Fuße, auf dem damals dort die kaiserlichen Agenten lebten, mußten sie darin einen gewissen Luxus entfalten, um die von ihren Nebenbuhlern zu erkennen gegebene Strenge wieder auszugleichen. Das Volk, weniger verderbt, als seine Beamten, bot manchmal den Opfern durch seine Teilnahme, die es ihnen zeigte, eine gewisse Entschädigung dar. Ich empfing von dieser Seite Beweise, die wohl im stande waren, in meinen Augen die Härte des Vorgehens des Herrn Maire Puy zu mildern. Ich hemmte die Empörung des Volkes, das die Gendarmen in die Rhône werfen wollte. Es bedurfte meiner ganzen Popularität, um die allgemeine Bewegung zu meinen Gunsten in den Schranken zu halten.

Als ich mich nach Aix begab, erfuhr ich, daß ich als das Oberhaupt der von den Spitzen der Behörden in Marseille, Thibaudeau und Permont, erfundenen Verschwörung bezeichnet worden sei. Angebliche protokollarische Aufnahmen besagten, daß ich seit zwei Monaten in dieser Stadt verborgen sei. Meine arme Schwester, die von meiner Ankunft unterrichtet war und hörte, was vorging, reiste sofort ab, um in

Aix mit mir zusammenzutreffen. Der Wagen, in dem sie fuhr, warf in der Nähe von Marseille um, meine Schwester geriet dabei unter die Räder, und es wird mir von den Behörden jede Genugthuung verweigert. So war ich denn aus Avignon vertrieben, in Marseille denunzirt und meine Schwester war vor meinen Augen gestorben, weil sie in die Arme ihres Bruders hatte eilen wollen. Ich glaubte, das von dem Präfekten Thibaudeau und dem Generalkommissär Permont verwaltete neue Taurus nicht schnell genug verlassen zu können und faßte den Entschluß, nach Montpellier zurückzukehren. Diese Stadt hatte das Glück, zum Präfekten einen Herrn Nogaret zu haben, einen in jeder Hinsicht schätzenswerten Mann, einen geschickten und klugen Präfekten, der seine Pflicht erfüllte, aber nicht über dieselbe hinausging. Herr Nogaret versicherte mir, daß ich in seinem Departement mich in Sicherheit befinde, daß er von Herrn Thibaudeau, dem Präfekten der Rhônemündung, keine Befehle zu empfangen habe.

Da mir bei meiner Abreise von Paris Dubois seine Dienste zur Verfügung gestellt hatte, schrieb ich ihm, daß die Behörden von Marseille gerade so, wie ich es richtig vermutet hätte, als ich das letztemal mit ihm geplaudert, zu der Zeit, da ich mich in Paris und in seinem Kabinette befunden, die offizielle Anzeige von einer Verschwörung gegen die Regierung erstattet hätten, daß sie mich zum Leiter derselben gemacht und mich beschuldigt hätten, daß ich mich schon seit zwei Monaten in Marseille aufgehalten. Dubois legt, seinem Versprechen gemäß, der Regierung die Unrichtigkeit der gegen mich gerichteten Anklage in ihrem vollen Umfange dar. Ohne die Ehrlichkeit dieses Polizeipräfekten, der sonst nicht sehr heikel war, wäre ich den verwegenen Agenten des Herrn zum Opfer gefallen, den seine Agenten noch bösartiger gemacht haben würden, als er es an sich schon war, wenn dies möglich gewesen wäre. Ich verzeichne hier die Namen derjenigen, die damals und später so viel Blut und Thränen haben fließen lassen, Fouché, Pelet von der Lozère und Thibaudeau. Nachdem ihr Plan durch die von Dubois gegebene Erklärung zu nichte geworden war, erreichte ich meinen Wohnsitz zu Aigalades bei Marseille.

Die Verfolger, die sich nicht für geschlagen hielten, umgaben mich

mit Spionen, nahmen zahlreiche Verhaftungen vor und dezimirten die gutgesinnten Bürger. Die Treiber von der Departementsgesellschaft durcheilten das Land, verhafteten dort nicht nur frei gewordene Konskribirte unter dem Vorwande, daß sie nach Fahnenflüchtigen suchten, sondern gaben Feuer auf die Bürger ab, die vor ihrem Anblicke flohen. Flintenschüsse, die in der Gemeinde Aigalades in der Nähe meines Wohnhauses abgegeben worden waren, zerschmetterten einem Familienvater von vierzig Jahren den Schenkel, mein Kutscher und mein Koch empfingen Säbelhiebe. Die Bürger des Dorfes hatten sich in meinen Park geflüchtet. Dieses Detachement von der Gesellschaft des Präfekten klopfte, nachdem sie gesehen hatten, daß das ganze Dorf durch ihre Drohungen und ihre Gewaltthaten eingeschüchtert war, an das Thor meines Parks: mehrere Säbelhiebe wurden dagegen geführt, und sie standen im Begriffe, es zu sprengen. Umgeben von den Leuten meines Hauses und des Dorfes, öffnete ich das Thor und, da sie sahen, daß es sich um einen ernsten Widerstand handle, rief einer von ihnen aus: „Das ist Herr Barras!" Die Bande zog sich zurück, nachdem sie Erpressungen ausgeübt und Feuer auf das Volk abgegeben hatte. Man hatte ihr eine Prämie von zehn Franken bestimmt für jeden, den sie verhaften würde. Man stellte die Vernichtung des Menschengeschlechtes auf eine Stufe mit derjenigen der Wölfe, die man nach der Kopfzahl bezahlt. Das sind schwache Proben von der kaiserlichen Regierung, die thatsächlich von ihren Mitschuldigen noch verherrlicht wurden!

Ich führte Beschwerde bei dem General Cervoni. Er suchte mich auf und sagte: „Ich habe die Verhaftung dieser Ruhestörer angeordnet, obgleich sie unter dem Befehle des Präfekten stehen." Von der Behörde und einigen ihrer Verwandten darum angegangen, war ich damit einverstanden, daß sie nach dem Kolonial-Depot verbracht werden sollten.

Im Oktober 1807 erhielt ich durch Vermittelung des Generals Lefèbvre, des nunmehrigen Marschalls und Herzogs von Danzig, den Vorschlag, dem zum Vice-Connetable und Fürsten Alexander von Neufchâtel vorgerückten General Berthier den letzten Teil der Waldungen zu verkaufen, die mir in der Gegend von Grosbois noch übrig geblieben waren und die sich vortrefflich zur Arrondirung dieses Besitztums eigneten.

Lefèbre entfaltete bei dieser Unterhandlung wie gewöhnlich die Aufrichtigkeit, Gutmütigkeit und Zuvorkommenheit, wie sie in seinen Umgangsformen lagen und bat mich sogar, da man seine Vermittelung angerufen, es zu gestatten, daß er sich auch weiter mit meinen Angelegenheiten befasse. Lefèbvre schloß keinen der Briefe, die er an mich richtete, ohne mit eigener Hand einige liebenswürdige Worte für mich hinzuzufügen. Er teilte mir mit, daß ich „seines Dankes für die gute Behandlung, die ihm von mir zu teil geworden, versichert sein könne.“ Was den Fürsten und Vice-Connetable anlangt, der mir persönlich mehr als irgend einer der Generale zu verdanken hatte, so konnte unmöglich jemand mehr Dummheit bei dieser Verhandlung entfalten, als er; nur die Habgier konnte bei diesem Sohne des Thürstehers von Versailles, der sich später allerdings zum Concierge aufgeschwungen, der Dummheit gleichkommen. Er schrieb mir auf einen Papierfetzen mit der Nachlässigkeit und dem Formelkram der Souveräne. Diese Leute thaten so, als ob sie im Ernste an die Eigenschaften glaubten, deren Titel sie sich beilegten. Trotz der Unverschämtheit seines Tones und der seiner Vorschläge gab ich schließlich doch nach und nahm den auf fünfundvierzigtausend Franken lautenden Vorschlag des Prinzen von Neufchâtel an. Da ich annehmen mußte, daß ich bei diesem Vertrage nur verlieren könne, war das noch ein schöner Gewinn für mich.

Ich hatte Pässe für den Badeort Aix in Savoyen verlangt. Der Präfekt fragte beim Ministerium an; er ließ schriftlich das „formelle Verbot, mich nach dem Badeort Aix zu begeben“, an mich gelangen. Der Grund für dieses ganz ernsthaft von Thibaudeau erlassene und unterzeichnete Verbot war, daß „mehrere Personen der kaiserlichen Familie sich nach diesem Badeort begeben würden.“ Mir mußte der Ultrarevolutionär von 1793, Thibaudeau, den ich in der Widerwärtigkeit seines Sansculottismus in der roten Mütze und in seiner Carmagnole gesehen hatte, mir, sage ich, mußte der angeblich Gesäuberte feierlich von der „kaiserlichen Familie“ sprechen! Und aus was setzte sich diese Familie zusammen? Aus diebischen Magazinverwaltern, die durch meine Fürsprache vor Strafe und Schande bewahrt worden waren, aus einem zum Lieferanten gewordenen Pfaffen, der nicht minder diebisch und dazu

Renegat war, und aus mehreren prostituirten Frauenzimmern, die man öffentliche hätte nennen können und die wegen ihrer skandalösen Aufführung in mehreren Städten des Südens und sogar in Marseille bekannt und gemieden waren! Folglich und in Anbetracht dessen, daß sich in Aix „Personen der kaiserlichen Familie“ einfinden sollten, mußte ich nach Eaux-Bonnes gehen. Dieser Badeort ist nicht sehr bekannt; er ist jedoch von ausgezeichneter Wirkung für Brustkrankheiten. Die Wirksamkeit seines Wassers wird im allgemeinen dem Vorhandensein einer großen Menge von Schlangen zugeschrieben, die in demselben einen zähen und wohlthätig wirkenden Schleim absetzen.

Ich war nach meiner Behausung zu Aigalades zurückgekehrt. Ich sah häufig den General Cervoni bei mir, einen Mann von Verdienst, von Mut und von Ehre, obwohl er ein Korse war; er erzählte mir, daß bei einem persönlichen Besuche bei dem Könige von Spanien Karl IV. der Anblick einiger Mameluken-Offiziere die Aufmerksamkeit dieses Herrschers erregt habe. „Was ist das für eine Tracht?“ fragte er Cervoni. — „Sire, das sind Mameluken.“ Bei diesen Worten rief der König, auf einem Bein herumhüpfend, aus: „Das sind Renegaten!“

Die Prinzessin der kaiserlichen Familie, die Schwester Bonapartes, war diejenige, die sich Pauline nannte, die spätere Frau Leclerc, nachdem sie weniger legitim Frau Fréron gewesen. In Aix angekommen, empfing die Prinzessin die Huldigungen des ganzen alten ritterlichen und parlamentarischen Adels. General Cervoni, ihr Jugendgenosse, der bei ihr mit altgewohnter Vertraulichkeit empfangen wurde, trieb seine Ungezwungenheit in naiver Weise so weit, daß er sich eines Tages in einen Sessel neben Ihre Kaiserliche Hoheit setzte, während eine große Anzahl von Herren und Damen stand. Ein Kammerherr der Prinzessin meinte, in dieser Freiheit liege eine große Unschicklichkeit, die er eine Frechheit und Unverschämtheit von seiten des Generals nannte. „Wenn die Prinzessin mir ein Zeichen gäbe,“ sagte der Kammerherr, „würde ich den so familiären General dahin setzen, wohin er gehört, das heißt vor die Thür.“

Dieses Wort, das Cervoni durch einen seiner Adjutanten übermittelt wurde, setzte ihn in großen Zorn; er erzählte, er habe sich gegen die Gruppe der Offiziere der Prinzessin gewandt und zu ihr gesagt: „Zeigen

Sie mir doch den drolligen Kerl, damit ich ihm eine ordentliche Zurechtweisung zu teil werden lasse.“ Cervoni fügte hinzu, der Kammerherr habe sich aus dem Staube gemacht. Cervoni trat wieder zu der Prinzessin, die am meisten über die ihrem gehorsamen Kammerherrn in Aussicht gestellte Ohrfeige lachte; um zu zeigen, wie sehr sie dem Höfling unrecht und dem General recht gab, bat sie letzteren, er möge eine Soirée und einen Ball in seinem bei Marseille gelegenen Landhause veranstalten. Als Cervoni sich von der Prinzessin verabschiedete, sagte er zu ihr: „Ich werde alle Anordnungen treffen; aber keine Kammerherren.“

Die Prinzessin suchte darauf das Bad Gréoulx auf; sie nahm die guten Dienste ihres Bademeisters, Herrn Gravier an, des Eigentümers des Bades. Als sie durch Aulps kam, war Ihre Hoheit wirklich sehr krank. Man schrieb ihre Krankheit den Ausschweifungen zu, denen sie sich in Europa und auf San Domingo nicht nur mit allen Weißen, welche die Armee bildeten, hingegeben hatte, sondern auch mit den Negern, die sie zum Vergleiche hatte heranziehen wollen. Das entfaltete Uebermaß, eine Folge ihrer ungezügelten Begierde, hatte ihr ein unheilbares Uebel zugezogen; zu schwach, um auch nur irgendwie gehen zu können, war sie bei diesem Gesundheitszustand genötigt, sich von Männern auf ihrem Arm tragen zu lassen. Sie machte Halt auf dem hochgelegenen Teile einer Wiese in der Nähe des Herrn César Roubaud gehörenden Landhauses, in welchem sie übernachten wollte. Einige Höflinge entkleideten sich respektvoll, um ihre Röcke auf dem Rasen auszubreiten, damit die Prinzessin sich setzen könne, ohne von der Feuchtigkeit des Bodens etwas zu befürchten zu haben. Der Unterpräfekt von Grasse des Bains bot mit seiner Adlerfrisur seinen Rücken dar, um denjenigen der Prinzessin zu stützen; General Guyot legte sich platt auf den Boden und stellte die beiden Füße der Prinzessin auf seinen Bauch. Diese groteske Gruppe belustigte die Vorübergehenden und Neugierigen sehr. Roubaud hatte ein glänzendes Essen herrichten lassen; man hatte sich um jeden Preis Krammetsvögel verschafft, welche die Prinzessin gerne aß. Als das Essen aufgetragen war, begab man sich zu Tisch. Nur die ersten Behörden wurden zu demselben zugelassen. Roubaud, der das Essen gab, stellte sich ein, um die Honneurs zu machen; ein Kammerherr drängte ihn zurück und sagte

ihm: „Die Prinzessin hat Sie nicht eingeladen", und der Amphitryo wurde an seinem eigenen Tische nicht zugelassen. Das Reisetagebuch dieser unglaublichen Familie müßte außerordentlich interessant sein.

Die Prinzessin langte endlich in Nizza an. Es entsteht ein Streit zwischen ihrem Freunde, dem Arzte Péire, den man für einen ihrer Liebhaber hielt, und dem Kammerherrn . . . . . (sic), der die Eitelkeit besaß, es gleichfalls sein zu wollen, nicht aus Liebe, sondern um seinen Weg zu machen. Die Prinzessin schien in ostensibler Weise dem Arzte recht zu geben.

Aus diesen häuslichen Details der durchlauchtigen kaiserlichen Familie geht hervor, daß, wie groß auch immer die Bedeutung der Personen sein mag, die sich zu einer gewissen Höhe emporgeschwungen haben, die es ihnen gestattet, sich Fürsten oder Könige zu nennen, die Ausschreitungen der Höheren, selbst bei den Emporkömmlingen, von Untergebenen, die sie in Dienst genommen, noch genährt und vielleicht über ihren Willen hinaus getrieben werden. Von welchem Nutzen würde die Rolle der letzteren sein, wenn nicht die Gewohnheit des ewigen Schmeichelns ihnen den Anlaß zum Uebertreiben desselben gäbe. Was das Traurigste oder das Heiterste an dem Treiben der Höflinge ist, die es sich angelegen sein lassen, einen Teil dessen auszumachen, was sie das „kaiserliche Haus" nennen, ist der Umstand, daß diese Höflinge der elenden Korsen zum größeren Teile Leute waren, die auf die Ehre Anspruch machten, zu den hervorragendsten Geschlechtern des alten französischen Adels zu gehören. Hat man unrecht, wenn man sagt, daß, wenn die Pest Stellen und Pensionen zu verleihen hätte, auch sie ihre Kammerherren haben würde?

Die vergnügungssüchtige Bande der Korsen hatte nicht genug an den schamlosen Ausschreitungen, denen sie sich infolge der politischen und militärischen Gewalt überließen, die es ihnen gestattet, über sämtliche Schätze Frankreichs zu verfügen; sie mußten auch noch, um den Anforderungen ihrer Eitelkeit vollends zu genügen, durch vornehme Verbindungen über ihren Stand sich erheben, indem sie Familienbeziehungen mit den höchsten Häusern suchten und ihr Blut mit demjenigen der Könige mischten. Bonaparte beschloß daher und diesmal unwiderruflich, Ernst mit der Scheidung zu machen, die er schon mehrfach angestrebt hatte, ohne sie

durchsetzen zu können. Ich erfahre, daß der Augenblick des Vollzugs herangekommen (1810), und daß zum Vollstrecker des Werkes Eugène Beauharnais, der sich dazu teils aus freiem Antriebe, teils aus Resignation hergab, ausersehen worden sei, derjenige, den man im Verlaufe der allgemeinen Mystifikation der Neuzeit gleichfalls zu einem Ausbund kindlicher und jeder sonstigen Tugend gemacht hat. Wie vor allem Josephine bei jedem Anlasse irgend eine Tugend entfalten mußte, so mußte es auch wieder bei ihrer Scheidung der Fall sein.

Ich bin in der Lage gewesen, von verschiedenen Seiten zu erfahren, wie sehr sich Josephine dem ersten Scheidungsversuche widersetzte, und welchen Kummer sie bei diesem Anlasse erheuchelte, und wie sie sich ebenso bei dem letzten verhalten, dem die Ausführung folgte. Ich habe in der Zuneigung dieser Frau stets nur eine ihrer Listen erblicken können, um zunächst bessere Bedingungen von Bonaparte und sodann die Gewißheit zu erlangen, daß sie das freie Leben, wie sie es beabsichtigte, führen könne. Das Wort Napoleons bei diesen Streitigkeiten: „Ich werde ihr eine Million mehr geben," beweist durchaus, daß er im Grunde ebenso dachte; sie hatten sich weder jemals geliebt, noch sich gegenseitig geachtet. Josephine hatte sich stets vor seinem zu allem fähigen Charakter gefürchtet. Sie hatte sich mehr als einmal der Besorgnis hingegeben, vergiftet oder gar erschossen zu werden, und unter der Fortwirkung dieses Gefühls geschah es auch, wenn sie ein Bedauern heuchelte, das sie durchaus nicht empfand. Ich habe Grund genug dafür, ihr eine wirkliche Eifersucht nicht zuzutrauen, nicht nur wegen dessen, was ich selbst damals von ihr erfahren, als sie sich während des Direktoriums von ihrem Gatten befreit glaubte, von dem es geheißen, er sei in Aegypten gestorben, sondern auch wegen dessen, was sie früher für mich gewesen, als sie, immer noch vorgebend, sie habe eine lebhafte Zuneigung zu mir, mir das handgreiflich zeigen wollte und mir zugleich anbot, die „Vermittlerin" für mich zu spielen und für alle meine Geschmacksrichtungen, ohne selbst Gegenstand derselben zu sein, in der damals sehr bescheidenen Hütte von Malmaison zu sorgen, die sie, wie sie behauptete, gekauft habe, um mir einen Gefallen damit zu erweisen.

Es wäre sehr gut für mich gewesen, wenn ich mich im Privatleben

darauf hätte beschränken können, wenn auch nicht ohne Ekel, so doch ohne sonderliche Unruhe auf die moralischen Ausschreitungen der Emporkömmlinge sämtlicher Zweige der Familie Bonaparte, welche die Präfekten und Kammerherren ernstlich die „kaiserliche Familie" nannten, zu blicken: allein das Gefühl der Schande, das alle diese Personen gegenseitig von sich hatten, und der richtige Verdacht, den sie in Betreff dessen hegten, was ich von ihnen dachte, gestattete ihnen nicht, sich der edelmütigen Sicherheit hinzugeben, mir die meinige zu lassen. Es gingen mir beständig Warnungen zu; ich war der Gegenstand einer Bewachung, die sich bis in das Innere meines Herzens erstreckte; die höheren Polizeiagenten wollten sich meine Lage und den Haß, den Bonaparte mir nachtrug, zu nutze machen, indem sie immer nach etwas Neuem suchten, um mich zu quälen und um Entdeckungen zu liefern, in denen sie sich gegenseitig überbieten wollten. Ich glaube, ich kann den Vorwurf, den ich gegen die Leute dieser Art erhebe und besonders gegen Permont, den Polizeikommissär von Marseille, den Bruder der Frau Junot, der sich persönlich etwas darauf zu gute that, aus einer anständigen Familie zu sein, nicht besser beweisen als dadurch, daß ich ein einziges, aber originelles Schriftstück aus seiner „geheimen und vertraulichen" Korrespondenz mitteile, das an den Minister „allein" gerichtet ist. Dieses Schriftstück, eines derjenigen, die das Geschick der Revolutionen mir in die Hände gespielt hat, und als dessen durchaus berechtigten Eigentümer mich anzusehen ich das Recht habe, nicht nur, weil es mich persönlich betrifft, sondern, weil es das Allgemeininteresse berührt, beweist das ganze lebhafte Bestreben und den ganzen teuflischen Ehrgeiz der Agenten Bonapartes, Uebles zu thun, selbst ohne dazu verpflichtet zu sein.

Der Generalpolizeikommissär zu Marseille an Seine Excellenz den Herzog von Rovigo, Generalpolizeiminister.

(Geheimpolizei.)

Juli 1810.

Marseille, den 31. Juli 1810.

Monseigneur!

Ich habe eine Frau Namens Guidal verhaften lassen, die verschiedener Betrügereien (und darunter einiger beträchtlichen) beschuldigt wird, hauptsächlich in Lyon.

Da der erste Sicherheitsbeamte der ersten Division zu Marseille mir seither Mitteilung von einem von seinem Kollegen in Lyon gegen die Frau Guidal erlassenen Verhaftbefehle gemacht hat, habe ich sie zu seiner Verfügung gestellt. Ich habe des weiteren über diese Angelegenheit alle wünschenswerten Aufschlüsse dem Herrn Staatsrat, der mit dem zweiten Arrondissement der Generalpolizei betraut ist, mitgeteilt.

Seit der Zeit ihrer Verhaftung ist es mir unmöglich gewesen, sie über die Thatsachen zu vernehmen, deren sie beschuldigt wird; ein beträchtlicher Bluterguß, Krämpfe, die sich jeden Augenblick wiederholten, und eine verwirrte Phantasie gestatteten mir nicht, sie zu befragen, und ihr nicht, mir zu antworten.

Indes ordnete ich an, daß man ihr sorgsame Pflege angedeihen lasse. Abgesehen von der Sorge, welche den Verwaltungsbeamten aus allgemein menschlichen Rücksichten antreiben muß, hatte ich besondere Beweggründe, das Vertrauen der Frau Guidal, der Gattin des Generals dieses Namens, zu gewinnen, der allgemein bekannt wegen seiner intimen Beziehungen zu Herrn Paul Barras ist.

In der That ließ Frau Guidal mich, sobald sie im stande war, sich aufrecht zu halten, um eine Unterredung bitten, die ich ihr gestern bewilligt habe. Sie suchte sich zunächst wegen der Vergehen, die ihr zur Last gelegt wurden, zu rechtfertigen: sie gab mir in dieser Hinsicht keine einzige befriedigende Auskunft. Uebrigens hatte ich dem Herrn Sicherheitsbeamten bereits alle sie betreffenden Schriftstücke übergeben; ich sprach ihr zu und ermahnte sie, dem Beamten, der sie verhören würde, die volle Wahrheit zu sagen, und kam unvermerkt zu dem Punkte, zu dem ich gelangen wollte.

Ich fragte sie ganz unverfänglich nach einigen Einzelheiten über ihren Gemahl, über die Lebensweise des Herrn Barras und über seinen Verkehr; sie erwiderte mir unaufgefordert, daß sie infolge des Vertrauens, das ich ihr eingeflößt habe', mir insgeheim alles sagen wolle, was sie wisse, und ich beeile mich, Eurer Excellenz das Resultat dieser Unterhaltung mitzuteilen.

Frau Guidal hat mir gesagt, Barras empfange bei sich nur exaltirte Patrioten; äußerlich spreche er gut von dem Kaiser, aber innerlich hasse er ihn; er verbeiße seinen Groll; zu der Zeit, da er in Brüssel war, gab er viel Geld aus, das er an verschiedene Personen austeilte, die von Paris kamen (sie konnte mir den Namen von keiner dieser Personen nennen) und deren Zweck es war, eine Verschwörung zu bilden und diejenigen zu besolden, die teil daran nehmen sollten; aus Furcht, seine Briefe könnten in die Hände der Polizei fallen, ließ er die wichtigsten in Wildbret kommen', das man ihm aus Paris schickte; er beklage sich über Armut, besitze aber ein großes Vermögen, das in den verschiedenen Teilen Europas angelegt sei; es sei ihr wohl

bewußt, daß durch Vermittlung des Herrn Pérrégaux, eines Bankiers, der zu Paris in der Rue du Montblanc wohne, Barras eine Million holländische Dukaten empfangen habe, um ungestört Geschäfte betreiben zu können (über deren Natur sie mir nichts Näheres hat sagen können), und bei dieser Angelegenheit habe sie auf ihr Teil zweimalhunderttausend Franken bekommen.

Sie hat weiter bemerkt, daß ein Herr Avy, Sekretär des Barras, ein Feind des Kaisers sei; daß sie gehört habe, wie dieser sich die skandalösesten Ausdrücke gegen Seine Majestät erlaubt habe; daß er aber Schweigen beobachte, seitdem er eine Anstellung beim Militär erhalten.

Frau Guidal hat mir auch gesagt, daß im vorigen Jahre ihr Mann entschlossen gewesen sei, nach Marseille zu gehen, um sich in Begleitung einiger Individuen, deren Namen sie mir nicht sagen konnte, den Engländern anzuschließen; zu diesem Zwecke sei ein gewisser Bernard aus Cannes nach Marseille gekommen, um dort ein für diese Fahrt bestimmtes Fahrzeug zu kaufen. Da dieser Kauf aber nicht zu stande gekommen, sei aus dem Plan nichts geworden.

Frau Guidal ist seit einiger Zeit von ihrem Manne geschieden; der eine wie die andere müssen dem Generalpolizeiminister bekannt sein.

Ich habe geglaubt, Monseigneur, diese Nachrichten müßten Eurer Excellenz willkommen sein; sie stehen gewissermaßen mit denjenigen in Verbindung, welche ich die Ehre gehabt habe, Ihnen in meinem Briefe vom 20. d. Mts. mitzuteilen, wenn auch die Zeit, auf die sie sich beziehen, weiter zurückliegt; sie geben aber nichtsdestoweniger meiner Ansicht nach Anlaß, das Augenmerk auf diese unruhigen Leute zu richten, welche allein eine beständige Ueberwachung bei ihrer Pflicht halten kann, die aber bei dem Mangel jedes Dankes und Ehrgefühls sich unablässig verbrecherischen Hoffnungen hingeben.

Ich habe der Frau Guidal keine weiteren Aufschlüsse entlocken können; nachdem ich sie nach allen Richtungen hin einem Verhör unterworfen, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie mir alles gesagt hat, was sie weiß oder dessen sie sich erinnert, und daß sie von weiteren Details über die Thatsache nichts mehr zu sagen wußte.

Frau Guidal steht augenblicklich zur Verfügung der Gerichtsbehörde.

Ich bitte Sie, Monseigneur, den Ausdruck meiner völligen Ergebenheit und meiner tiefsten Ehrfurcht entgegenzunehmen.

Der Generalpolizeikommissär
Permont.

Nach Durchlesung dieses vertraulichen und geheimen Schriftstücks fragt der Leser sich jedenfalls, wie ich mich hier mit Frau Guidal zusammengebracht sehe, wie man mich hier in ihre Angelegenheit verwickeln

will, und zu welchem Zwecke der elegante Polizeikommissär Permont, der sich nötigenfalls auch von Permont nannte, hier einen derartigen Luxus an unbezahlter Bosheit entfalte. Ich will den Schauplatz einer widerwärtigen Scene etwas genauer beleuchten, die hier erst in ihrem Beginn steht, deren Prinzip man aber schon gewahrt.

Der Mann der Frau, um die es sich hier handelt, Guidal, der seit seiner unfreiwilligen Teilnahme an der Ermordung von Frottés abgesetzt worden war und sich nach Marseille zurückgezogen hatte, suchte mich zuweilen in Aigalades auf. Guidal war arm. Ich hatte ihn während der Revolution unterstützt und nahm ihn bei mir auf. Ich war der Pate seines Sohnes, für den ich das Schulgeld auf dem Lyceum zu Montpellier bezahlte. Er war in nähere Beziehungen zu einem meiner Nachbarn getreten, einem Geschäftsmann Namens Paban. Diese Verbindung wurde zu einer doppelt intimen durch Frau Paban, deren Gatte einer der schönsten Männer seiner Zeit war, aber für impotent galt und in dem vertrauten Verkehre mit Guidal einen Bundesgenossen fand, der seiner Frau gefiel und ihm seinen häuslichen Frieden sicherte. Herr und Frau Paban kamen daher überein, den General Guidal an sich zu ziehen und ihm eine Wohnung in ihrem Hause in der Stadt einzuräumen. Es scheint, daß Paban und er in einem Café die Bekanntschaft eines Kammerdieners Karls IV. machten. Es entspannen sich zwischen dem jungen Mann und den beiden Herren freundschaftliche Beziehungen. Ersterer vertraute ihnen an, daß sein Herr sich durch das ungerechte und hochmütige Benehmen Bonapartes gegen ihn sehr beunruhigt fühle und er sehr wünsche, er könne nach England entweichen. Guidal und Paban übernahmen es, den unglücklichen Monarchen nach dem englischen Geschwader zu bringen. Da sie Zugang zu dem Friedensfürsten gefunden, machten sie diesem den Vorschlag, unter dem Vorwand der Handelsverbindung mit Korsika ein kleines Boot auszurüsten, das die königliche Familie an Bord des Admirals Cotton, des Kommandanten des vor Marseille stationirten englischen Geschwaders bringen sollte. Es wurde ausgemacht, daß das Boot binnen wenigen Tagen bereit sein solle. Der König ließ ihnen achtzigtausend Franken auszahlen. Sie machten sich in einem kleinen Fahrzeug auf, um dem Admiral den Wunsch Karls IV. zu übermitteln. Der

Admiral ließ ihnen antworten, „daß er den König von Spanien auf seinem Schiffe aufnehmen und eine Fregatte zu seiner Verfügung stellen werde, die ihn nach einem der englischen Häfen oder sonst wohin, wie es ihm beliebe, bringen solle."

Als alles abgemacht und alles zur Reise vorbereitet war, fertigt der König seine angeblichen Befreier nochmals zu dem englischen Admiral ab, um fragen zu lassen, ob „man ihn bei seiner Ankunft mit hundert Kanonenschüssen begrüßen und man ihm alle die Ehren bezeigen werde, auf die er als ein König von Spanien Anspruch habe."

Inzwischen war Admiral Pelew, mit Instruktionen seiner Regierung versehen, an Stelle Cottons getreten; er entgegnete dem Abgesandten des Königs, „daß er denselben mit Ehren und Auszeichnungen, wie sie den hervorragendsten Persönlichkeiten bewilligt würden, empfangen werde, daß er ihn aber nicht als König von Spanien behandeln könne bei einem Stande der Dinge, der „equivoque" sei (es ist dies ein Ausdruck der Engländer) und ohne daß dieses Equivoque durch eine ihm bekannte Willensäußerung seiner Regierung aufgehoben werde.

Diese Antwort schien den verehrungswürdigen Greis tief zu betrüben. In diesem Alter kommt man nicht mehr über die Machtstellung hinaus, deren man sich erfreut hat; er entgegnete: „Ich will lieber der Gnade des Tyrannen anheimgegeben bleiben, der mich bedrückt, als daß ich meiner Majestät etwas vergebe."

Die beiden Unterhändler hatten sich Bürger zugesellt, unter denen sich der Advokat Urbain Jaume, der Schiffskapitän Charabot und der Patron der Barke befanden. Das Fahrzeug, das eine nach Korsika bestimmte Ladung Wein führte, wurde von den Engländern fortgenommen, die Versicherungssumme gelangte zur Auszahlung, aber es wurde die Aufmerksamkeit der Polizeiagenten durch Redereien des Sohnes Charabots, der sich in der Kriegsgefangenschaft der Engländer befunden hatte, und durch dessen Ankunft in Marseille erweckt; Streitigkeiten, die sich zwischen den Versicherern und den Rhedern erhoben, erhöhten noch den Verdacht der Polizei.

Die Verwaltung erhielt, wie sie vorgab, Nachricht von diesem Falle. Man verhaftete Charabot und seinen Sohn: sie machten Geständnisse.

Urbain Jaume, Paban und Guidal wurden verhaftet, ebenso der Patron: man gab ihnen das Versprechen, ihnen die Strafe, deren sie sich schuldig gemacht, zu erlassen, wenn sie mehrere gute Bürger bloßstellen wollten.

König Karl IV. wurde beschuldigt; ich wurde es gleichfalls, weil ich den Advokaten Jaume empfing; sein Verhältnis zu mir bestand darin, daß er mit Geschäften für mich betraut war. Eine Summe von mehreren tausend Franken war durch meinen Hausmeister Courtot bei Jaume deponirt worden. Diese Summe hatte den unbestreitbaren Zweck, als Zahlung für eine kleine Besitzung zu dienen, die ich bei einer öffentlichen Versteigerung erworben hatte. Nichtsdestoweniger wurde mein Hausmeister verhaftet und in Geheimhaft gehalten. Man unterwarf ihn einem Verhör, das augenscheinlich den Zweck hatte, mich bloßzustellen. Da seine wiederholte Vernehmung nichts von dem zu Tage förderte, was man zu wissen wünschte, mußte man ihn wieder in Freiheit setzen. Karl IV. wurde nach Rom verbannt; er begab sich dorthin unter Bewachung des Generalpolizeikommissärs und anderer von Paris geschickten Agenten. Sie versprachen ihm, daß er wieder in alle seine väterlichen Rechte über seine Tochter, die Königin von Etrurien, eingesetzt werden solle, die in Rom detenirt wurde.

Vor der Abreise von Marseille gewahrten diese Agenten der Regierung, daß der König sich in äußerster Notlage befand, da er seine Diamanten verkaufen ließ. Sie wurden ermächtigt, ihn zu fragen, ob er seine schöne Brillantengarnitur, die auf sechs Millionen geschätzt wurde, Bonaparte zum Preise von fünf Millionen ablassen wolle; derselbe werde die ganze Summe bezahlen, sobald der König in Rom sein werde, und sofort eine Anzahlung von achtmalhunderttausend Franken leisten: der König erhielt davon nur sechsmalhunderttausend.

Mein Adjutant, General Avy, dem General Lefèbvre aus Freundschaft zu mir eine dienstliche Stellung in seiner Umgebung eingeräumt hatte, war im spanischen Kriege damit beauftragt worden, die Prinzessin und den Friedensfürsten nach Bayonne zu geleiten. Er sah sie sehr häufig: der Friedensfürst, der im voraus von meinem Aufenthalte im Süden benachrichtigt worden war, suchte mich auf. Ich weiß nicht, welches Gefühl des Abscheus gegen diesen königlichen Zuchthengst mich

beseelte, aber ich wollte ihn nicht empfangen. Es entspannen sich gleichwohl zwischen dem Könige und der Königin von Spanien und mir Höflichkeitsbeziehungen, die äußerlich wie solche der Zuneigung erschienen. Ich war nicht unempfänglich für dieses Gefühl: von dem auf die Diamantenkassette gemachten Anschlage benachrichtigt, hielt ich es für meine Pflicht, dem König und der Königin Nachricht durch General Avy davon zu geben; er unterrichtete sie von dem beabsichtigten Betrug noch frühzeitig genug, um den armen entthronten und ruinirten Majestäten Gelegenheit zu geben, die teure Kassette in Sicherheit zu bringen, die ihr letztes Zufluchtsmittel ausmachte, denn die französische Regierung stellte die Zahlung der Karl IV. bewilligten Hilfsgelder ein, bis sie Ersatz für die Auslagen erhalten habe, welche ihr sein Aufenthalt in Frankreich verursacht habe.

Ich hatte dem Polizeiminister, welche Stelle damals Rovigo versah, geschrieben, als mein Hausmeister verhaftet wurde. Seine Antwort war höflich: er habe mich stets für den Wirren des Südens fernstehend gehalten. Er benachrichtigte mich sogar, daß ein Kommissär von Paris entsendet worden sei, um sich darüber zu vergewissern, ob die der Verschwörung verdächtigten und teils in Marseille, teils in Toulon in Haft gehaltenen Personen schuldig seien; wahrscheinlich werde mein Hausmeister sofort in Freiheit gesetzt werden. Der Schluß seines Briefes enthielt einige für mich sehr schmeichelhafte Redewendungen, was gewöhnlich nicht die Schreibweise Rovigos war.

Ein besonderer Kommissär oder Agent wurde von Paris entsandt, um Kenntnis von der Sache zu nehmen. Um sich größere Unparteilichkeit zu wahren, stieg er bei dem Generalpolizeikommissär Permont ab, weil man sonst hätte glauben können, er sei gekommen, um dessen Verhalten einer Prüfung zu unterziehen, da dieser Permont mit Thibaudeau der erste Anstifter und der Haupthebel alles dessen war, was sich in Verschwörungsangelegenheiten vorbereitete. Die beiden vereinten Freunde hatten die Unverschämtheit, mich auf ihre Polizei zu berufen und mich über Personen auszufragen, die wegen der angeblich verräterischen Handlung und des Verkehrs mit den Engländern verhaftet waren. Von Unwillen ergriffen und in meinem Zorn nicht mehr fähig, an mich zu halten,

entgegnete ich ihnen: „Nehmen Sie zu Protokoll, was ich Ihnen sagen werde.“ Ohne durch etwas anderes zur Verteidigung dieser Angeklagten berufen zu sein als die Beziehungen, die man ihnen zu mir beilegen wollte, suchte ich sie zu rechtfertigen, jeden für sich, wegen des Verrates, den man ihnen zur Last legte. Nachdem das Protokoll geschlossen war, unterzeichnete ich in ärgerlicher Stimmung. Meine beiden Polizeileute glaubten, sie könnten mich beruhigen, indem sie gefügiger wurden. Auf mein wiederholtes Verlangen, daß Courtot in Freiheit gesetzt werde, ließen sie ihn herbeikommen und gaben ihn mir wieder mit. Ich zog mich, stark erregt über das, was vorgegangen war, zurück. Aus allem ging deutlich hervor, daß man an mich selbst heran wollte.

Der von Rovigo entsandte Kommissär nannte sich Pagès. Er hatte ein stark gerötetes Gesicht, eine der glücklichen Masken für seine Heimtücke. Pagès wollte Advokat gewesen sein und war in einer der Reichsgeneralpolizeisektionen unter dem Vorsitze Pelets von der Lozère beschäftigt. Mit Permont, der ihn beherbergte, zu einträchtlichem Vorgehen gegen die Patrioten entschlossen, schrieb Pagès nichtsdestoweniger an das Polizeiministerium in Paris in einem Permont feindlichen Sinne: das würdige Benehmen eines geheimen Polizeiagenten des Kaiserreichs.

Von seiner geheimen Mission nach dem Süden zurückgekehrt, verband sich Pagès nach seiner Zurückkunft nach Paris in intimerer Weise mit dem stupiden und bösartigen Pelet von der Lozère. Er war mein persönlicher Feind seit dem Direktorium, weil dieser Mensch, einer von denjenigen, die von der Behörde stets etwas zu verlangen hatten, in seiner Habgier nicht ersättigt werden konnte. Da der geheime Polizeirat, dem Pelet für sein Arrondissement vorstand, einen glücklichen Vorwand gefunden zu haben glaubte, an mich zu gelangen, bewirkte er den Beschluß zu meiner Verbannung. Rovigo, der sich bemühte, um so anständigere Formen anzunehmen, je willkürlicher seine Handlungen waren, schrieb mir auf den ausdrücklichen Befehl Bonapartes, „ich solle das Kaiserreich verlassen und mich nach Rom begeben“. Der Präfekt Thibaudeau, damit beauftragt, mir diese Depesche zu übergeben und mir die mündlichen Instruktionen mitzuteilen, die er bekommen haben wollte, begab sich nach einem kleinen Anwesen, das ich in der Nähe von Aigalades erworben

hatte, und schickte mir seinen Sekretär, um mir sagen zu lassen, daß er mir eine „wichtige Mitteilung zu machen habe". Wir begaben uns nach dem Orte, wo der Sekretär den Präfekten gelassen hatte. Dieser hatte sich, durch ein Tannengebüsch gedeckt, hinter einen Felsen geduckt; er übergab mir die ministerielle Depesche, und folgendes waren die mündlichen Instruktionen, die er mir dazu zu geben hatte: „Sie werden Marseille binnen vierundzwanzig Stunden verlassen und sich auf direktem Wege nach Rom begeben, wo Sie Ihren Wohnsitz nehmen werden. Die Behörden haben hierfür die nötigen Weisungen erhalten, und Sie werden sich weder in Turin noch in Florenz aufhalten, wo die beiden Prinzessinnen, die Schwestern des Kaisers, wohnen. Sollten Sie sich weigern, diesen Befehlen nachzukommen, so werde ich genötigt sein, Sie auf der Insel If in Geheimhaft zu halten."

Ich antwortete dem Präfekten: „Sie sind vorsichtig in der Ausübung Ihrer Funktionen. Ich besitze kein Mittel, der Willkür Widerstand zu leisten; ich werde mich nach Rom begeben, ohne die doppelte Ehre gehabt zu haben, zwei Personen, welche Marseille in seinen Mauern sich hat höchst skandalös benehmen sehen, meine Aufwartung gemacht zu haben; es sind dies dieselben Personen, die Sie heute die kaiserliche Familie zu nennen belieben. Kürzlich hat mir ihre Anwesenheit in dem Bade zu Aix das Verbot eines Ortes zugezogen, an welchem sich das Heilmittel befand, zu welchem mir die Aerzte am meisten geraten hatten. Es entspricht durchaus meinen Neigungen, Orten, wo man kaiserlichen Hoheiten begegnen kann, möglichst aus dem Wege zu gehen! Aber ich benachrichtige Sie, daß ich durch Montpellier reisen werde, um dort geschäftliche Angelegenheiten zu regeln, und daß ich mich einige Tage in dem Badeorte Aix in Savoyen aufhalten werde."

Der Präfekt sagte noch: „Ich habe geglaubt, das Inkognito annehmen zu sollen, weil es vielleicht gefährlich sein könnte, wenn das Volk den Zweck unserer Begegnung kennte. Ich weiß, daß Sie bei dem Volke beliebt sind. Ich bitte Sie daher recht sehr darum, hier von Ihrer Abreise nichts zu sagen."

Als Herr Thibaudeau mich verließ, übergab er mir Pässe. Am andern Tage kam der Sekretär, um sich zu überzeugen, ob ich abgereist

sei; ich war es nicht und wollte zuerst meine Koffer packen. Am Tage darauf kam er nochmals und bat mich, meine Abreise zu beschleunigen; am dritten Tage wurde ich von Spionen und Gendarmen umgeben; am vierten Tage kamen der Sekretär und ein Munizipalbeamter von Marseille, um, wie sie sagten, der bewaffneten Gewalt, die gegen mich zur Anwendung kommen solle, einen gesetzmäßigen Charakter zu verleihen. Ich werde verhaftet und binnen zwei Stunden nach der Festung If gebracht werden. Mein Wagen war von Einwohnern des Dorfes umringt. O wonniger Moment für den Bürger, der mit der höchsten Staatswürde bekleidet gewesen ist, wenn er, jeder Gewalt entkleidet und verbannt, die Thränen einer anständigen Volksmenge sieht und die Umarmungen derselben empfängt! Sind derartige kostbare Erinnerungen nicht darnach angethan, Trost zu gewähren für die Verderbtheiten und Verleumdungen der Böswilligen?

Mein Aufenthalt in Marseille währte nicht lange, obwohl sein würdiger Präfekt, Herr Nogaret, mir früher gesagt hatte und mir bei dem heiklen Anlasse, bei dem er mich sah, wiederholte, Herr Thibaudeau habe in seinem Departement, wo ich stets Schutz finden werde, nichts zu sagen. Ich hatte mich in dieser Stadt stets und fast von Geburt an der Freundschaft einer mir wohlwollenden Verwandten zu erfreuen. Es waren vortreffliche Cousinen, sehr hoch angesehen in dieser Stadt, wo ihr Vater eine große Stellung bekleidet hatte, und wo eine von ihnen noch sich großen Ansehens erfreute. Im Unglück rührt uns nichts so sehr wie die Güte von Herzen, die uns treu bleiben, im Gegensatz zu denen, die das nicht thun: es ist wie etwas Uebermenschliches und vom Himmel Gesandtes, es ist wahrhaft tröstender Balsam. Es bedarf der ganzen Diskretion, welche mein Zartgefühl mir auferlegt, um hier nicht den Namen der vielgeliebten Cousine zu verraten.

Es ist schwer zu sagen, wohin der noch stets wachsende Despotismus Bonapartes sich versteigen mag. Man hätte glauben können, es sei bereits um alle Freiheit und zugleich um alle Moralität für das Menschengeschlecht geschehen gewesen, wenn nicht der Wahnwitz seines entschlossenen Unterdrückers täglich Fortschritte gemacht hätte. Glücklicherweise reißt sein Schicksal ihn mit sich fort: er ist durch den Krieg groß geworden, er

muß durch denselben untergehen. Er wird keine Ruhe haben, bis er sein letztes Ende erreicht hat.

Das Kontinentalsystem, zu dessen Annahme Bonaparte die europäischen Mächte bestimmen wollte, war eine seiner ebenso ungeheuerlichen wie wenig haltbaren Ideen. Rußland entledigte sich dieses Systems; es schloß einen Vertrag mit England ab; der durch diesen Abfall beleidigte Korse faßte den wahnwitzigen Plan, der russischen Macht Gesetze vorschreiben zu wollen. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses russischen Feldzuges verließ Bonaparte den Rest seiner Tapfern und begab sich in aller Eile nach Paris. Er suchte dieses schreckliche Unglück zu verdecken; er erließ Dekrete, die Prahlereien und Lügen enthielten: er will eine neue Armee organisiren.

Nachdem ich nur wenige Tage die Bäder von Aix gebraucht, wo sich zu meinem Glücke die „kaiserlichen Prinzessinnen“ nicht mehr befanden, begab ich mich nach Turin. Mein Wagen wurde am Thore angehalten. Mehrere Individuen, die nicht zu den Thorwächtern gehörten, verlangten gebieterisch meinen Paß; sie sagten mir: „Sie werden im Hotel d'Angleterre Wohnung nehmen; Ihr Paß wird untersucht werden und man wird ihn morgen früh zurückschicken.“ Um acht Uhr abends saßen wir bei Tisch, als der Wirt mich davon benachrichtigt, daß eine größere Anzahl Soldaten die Zugänge versperre und sich der Thüren seines Hauses bemächtigt hätte. In demselben Augenblicke wird die Thüre gewaltsam geöffnet. Ein mit einem Bande geschmückter Mann kommt, den Hut auf dem Kopfe und von Soldaten und Polizeidienern begleitet, auf mich zu. Er fragt mich barsch: „Sind Sie der Herr Barras?“ Sobald ich „Ja“ gesagt hatte, fuhr er fort: „Sie sind mein Gefangener.“ Alle meine Reklamationen waren vergeblich; er befahl seinen Sbirren, mich zu ergreifen und mich in das Polizeigefängnis zu führen. Nach diesen Worten verschwand dieser Polizeikommissär. Man ergriff mich am Kragen; ein gutgezielter Faustschlag in das Gesicht desjenigen, der mich hielt, zwang ihn, mich loszulassen. Einer dieser Diener, der auf seinem Aermel ein Litzenabzeichen trug, sagte: „Der Herr weigert sich nicht, uns zu folgen; das ist gut; wenn er Widerstand leistete, würde er mit Gewalt gezwungen werden, uns zu folgen.“

Ich werde fortgeschleppt; man verweigert mir einen Wagen. Ich komme auf der Polizei an. Ich werde in ein Zimmer gesperrt und von zwei Polizeioffizianten bewacht. Derselbe Kommissär, der sich vorhin gezeigt hatte, trat ein, setzte sich an einen kleinen Tisch und schlug in einem Register nach; dieser Mann fixirte mich aufmerksam und sagte mit lauter Stimme: „Wir haben ihn, er ist es.“ Ich fragte ihn, ob ich von dem Maire oder Präfekten verhört werden würde. „Nein,“ entgegnete er mir, „der eine hat mir sagen lassen, er sei auf dem Lande, und der andere, er schliefe; Sie müssen daher bis morgen warten. Ich kann Ihnen keine Matratze und keine Fleischbrühe geben.“ Ich stürze auf ihn zu, um ihn wenigstens zurück zu halten und ihn mit mir die Nacht ohne Matratze und ohne Fleischbrühe zubringen zu lassen; aber er machte sich davon. Einer meiner Wächter sagte mir oft: „Mein Herr, beruhigen Sie sich, so lange wir da sind, wird Ihnen nichts Schlimmes passiren; das, was Ihnen begegnet, muß Sie von der Unterdrückung überzeugen, unter der wir leben.“

Um zwei Uhr morgens erschien der sichtbare und unsichtbare Kommissär wieder; er trat zu mir und sagte mir verdrießlich: „Sie sind frei: der Munizipaloffizial, der ein Freund von Ihnen sein muß, hat es so verfügt; mag er es auf sich nehmen!“ Ich packte den Herrn Kommissär beim Kragen und sagte ihm: „Elender Schurke, Du hättest Deinen Befehl mit mehr Rücksicht ausführen müssen.“ Die beiden Wächter trennten uns, nachdem ich dem Herrn Kommissär eine ganz gehörige Zurechtweisung hatte zu teil werden lassen.

Mein getreuer Courtot war mir bis zum Gefängnisse gefolgt, wo ich ihm mein Portefeuille übergeben hatte: es enthielt mein ganzes Vermögen. „Ich werde es getreulich aufheben,“ sagte er mir thränenden Auges; „ich werde Ihr Los teilen.“ Wir verlassen diesen dumpfen Gefängnisraum. Einer unserer Wächter bringt uns zum Hotel d'Angleterre. Wir wurden von meinen Leuten erwartet; zwei dieser braven Diener, Français, mein Kutscher, und Tistet, mein Kammerdiener, die sich diesen Ueberfall nicht erklären konnten und an meinem Wiederkommen verzweifelten, hatten sich in das Wasser stürzen wollen. Ein Weinhändler, Pierrugues, der bei mir Hausmeister gewesen war, befand sich in diesem Augenblicke in Turin. Als er hörte, was mir zugestoßen, kam er in das

Hotel d'Angleterre geeilt, suchte meine Leute zu beruhigen und wartete mit ihnen auf meine Rückkunft. Als sie mich sahen, stürzten sie sich in meine Arme. Ich war so gerührt, daß ich der Hilfe bedurfte, um auf mein Zimmer zu kommen.

Ich schrieb an den Maire und ebenso an den Präfekten in sehr bestimmten Ausdrücken, um meinen Paß zurück zu verlangen, damit ich eine Stadt fliehen könne, in welcher die Behörde die Reisenden in so schmachvoller Weise behandelte. Was den Präfekten von Lameth anlangt, so verweigerte er, Pierrugues, den Ueberbringer meines Briefes, vorzulassen; er gab mir gar keine Antwort: ich hatte zur Zeit des Direktoriums, vor und nach dem 18. Fructidor, mich der Bittgesuche der Herren von Lameth angenommen und nicht ohne Schwierigkeit durchgesetzt, daß ihnen in der Schweiz ein Asyl gewährt und sie von der dortigen Regierung nicht ausgewiesen wurden. Herr von Lameth wollte wahrscheinlich nicht hinter dem Undanke zurückstehen, den mir sein Herr und Gebieter zu erkennen gab. Das Höflingsgesindel hat ja immer schlechte Sitten nachgemacht, sie folgen ja immer dem alten Lied:

„Wenn König August trank, berauschten sich die Polen."

Ich hielt mich in Florenz nicht auf. Der Präfekt Fauchet beeilte sich, der Regierung meine Durchreise anzuzeigen. Dieser Präfekt, ein alter Revolutionsmann, der darum seine Vergangenheit in Vergessenheit bringen wollte, bemühte sich gleichfalls, Proben seiner kaiserlichen Ergebenheit an den Tag zu legen und ließ es an nichts fehlen.

In Rom angelangt, trat ich durch das Volkthor (Porta del Popolo) ein. Ein kleiner, elegant gekleideter Mann näherte sich meinem Wagen und sagte mir: „Gnädiger Herr, Sie werden seit langer Zeit erwartet; Ihre Wohnung ist bereit bei Herrn Cerni auf dem Spanischen Platze." Ich wußte nicht, mit welchem Manne ich die Ehre zu sprechen hatte und ob ich ihm nicht einen Platz in meinem Wagen anbieten solle, als das Eichhörnchen mit einem Satz auf den Kutschbock sprang. Herr Cerni war der Cicerone, den mir die Polizei des Herrn von Norvins zugedacht hatte. Ich glaube nicht, daß er das Vertrauen, das ich ihm schenkte, mißbraucht hat; er ist mir sogar nützlich gewesen.

Ich war genötigt, bei dem Herrn Gouverneur Miollis, dem Herrn

von Tournon, dem Präfekten, und dem Generalpolizeikommissär Norvins Karten abzugeben. Diese Herren kamen am andern Tage zu mir. Ich fand in Herrn von Tournon einen aufgeklärten Verwaltungsbeamten: er übte sein Amt mit Gerechtigkeit aus.

General Miollis war damals Generalgouverneur von Rom. Er kam fast jeden Abend zu mir. Wir stammten aus derselben Provinz; ich hatte vielfach mit ihm bei der italienischen Armee verkehrt: er hat stets dem Vaterland mit Ehren gedient, wobei er mehreremale glaubte eine politische Ansicht zu haben, namentlich die der Republik, sich später aber an die Wege hielt, die unter der Bedingung, daß man keine politische Ansicht mehr hat, zu Vermögen führten. Miollis besaß vielleicht nicht alle Kenntnisse, die zur Ausfüllung einer höheren Verwaltungsstelle erforderlich sind: er hatte nicht den Befehl, wie er später erklärt hat, sondern bloß die Ermächtigung erhalten, wenn die öffentliche Ruhe bedroht werde, den Papst zu verhaften. Er glaubte nur eine Vorsichtsmaßregel auszuführen, als er das päpstliche Palais mit Leitern ersteigen, es mit Gewalt einnehmen und die Thüre des Kabinets sprengen ließ, in welches sich der Papst mit einigen Kardinälen geflüchtet hatte. Miollis behauptete, ganz versöhnlich vorzugehen und noch Rücksichten auf Seine Heiligkeit zu nehmen, indem er sie ergreifen und in einen Wagen sperren ließ, zugleich mit zwei ihr befreundeten Kardinälen, denen General Radet, der Kommandant dieser Expedition, nicht einmal die Zeit ließ, ihre kleinen Nachtsäcke zu packen. Der Wagen, der unter sicherem Geleit nach Florenz gebracht wurde, lieferte sie in dieser Stadt in sicheren Gewahrsam ab. Alles das war das Werk Miollis', der, wie ich eben gesagt, sich einbildete, er gehe in allem und gegen jedermann maßvoll vor. Dieser politische Jesuitismus hielt ihn stets in Gunst bei der Gewalt wie bei der Glücksgöttin. Miollis besaß eine Eigenschaft, die nur für das Gebiet seines Privatlebens in Betracht kommen würde, wenn sie nicht stets in Verbindung mit hohen Aemtern, beträchtlichen Besoldungen und maßlosen staatlichen Vergünstigungen gestanden hätte: er war von einem Geize, der ebenso groß wie seine Begehrlichkeit war. Die Einzelheiten seiner schmutzigen Filzigkeit übersteigen alles, was man von der Harpagons selbst in der Komödie erzählt. Indes trotz all seines Geldzusammen=

scharrens und seiner unwürdigen Lebensweise mußte er vor einem Jahr sterben, und man versichert, so wie Masséna, der fast ebenso geizig wie er war, habe Miollis in seinen letzten Zügen gesagt: „Warum habe ich es nicht verstanden, mich meines Reichtums zu erfreuen, da ich doch alles zurücklassen muß, und wem? — Erben, die sich bereits über mich lustig machen."

So bin ich also in Rom; es muß eine Besichtigung der Stadt gelten, da niemand sich der Verpflichtung entziehen kann, wenigstens einige Erinnerungen daran mitzuteilen. Abgesehen vom Pantheon, bewahrt Rom nur Trümmer und einige Spuren seiner schönen Wasserleitungen auf, die von der Größe der Römer sprechen. Die Vornehmen wohnen in gewaltigen, sehr schmutzigen Palästen; das Volk ist nicht weniger schmutzig als die Paläste und ebenso unwissend wie die, die sie bewohnen. Der größte Teil der Priester kann auf eine ähnliche Unwissenheit Anspruch machen, aber die Magistratur, das Barreau und die medizinische Fakultät bilden heutzutage die Zierde Roms. Dort ist die gute Erziehung, die Höflichkeit, der Geist und der Herd sämtlicher Wissenschaften zu Hause. Die Transtiberiner, die einst für den Typus der körperlichen und moralischen Stärke galten, sind heute arme und verweichlichte Leute. Man bemerkt gleichwohl in ihren Zügen noch einige Spuren von dem Charakter der Unabhängigkeit. Die Gesellschaften der „Carbonari" setzten sich aus Juristen, Prälaten und Künstlern zusammen; die letztere Klasse besitzt noch entschiedene Talente und infolge dessen einen überlegenen Geist, denn das wirkliche Verdienst verträgt sich nicht mit der Servilität. Bei dem Prälaten Martorelli befand sich ein Vereinigungspunkt für die Carbonari. Man beratschlagte dort und ließ dann die gefaßten Beschlüsse an die Organisationen dieser Art, die sich in Italien gebildet hatten, gelangen.

Ich wurde bald zu den Sitzungen des Ausschusses der Carbonari eingeladen und fand bei demselben Zulaß. Ich habe dort Leute von seltenem Verdienst getroffen. Ich glaubte dort alte Römer zu sehen, die auf der Höhe der Grundsätze ihrer Vorfahren standen und dieselben auszuüben suchten. Diese kriegerischen Völker hatten unter dem erniedrigenden Joche der Priester noch nicht jeder Hoffnung entsagt, eines Tages ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen.

Der Prälat Martorelli, ein Kanonikus bei St. Peter, war in Rom sehr angesehen; wir ergingen uns häufig mit ihm in dieser gewaltigen und bewunderungswürdigen Basilika. Kam die Prozession an uns vorbei, so konnte man ruhig seinen Hut auf dem Kopfe behalten, niemand nahm Anstoß daran. Der Klerus hat dort nicht, wie in Frankreich, Bajonette zu seiner Verfügung.

Die Regierung Bonapartes wurde in Rom verabscheut. Es bildeten sich bewaffnete Zusammenrottungen in geringer Entfernung von der Stadt. Der Pfarrer einer der Hauptpfarreien von Rom, Namens Bataille, stellte sich an ihre Spitze, um die kaiserliche Regierung zu bekämpfen. Bei einem Gefechte wurde der Pfarrer Bataille am Bein verwundet, verraten, verhaftet und nach den Gefängnissen Roms verbracht. Die Behörden hatten den Entschluß gefaßt, ihn in einer erniedrigenden Stellung auf einen Esel zu setzen. Der Ausschuß der Carbonari benachrichtigte mich von diesem schändlichen Vorhaben. Ich sprach davon mit dem General Miollis. Er hatte seine Einwilligung zu dem unanständigen Maskenscherz gegeben. Ich ersuche ihn, die Unschicklichkeit in Betracht zu ziehen, auf diese Weise einen der vornehmsten Pfarrer, der in der ganzen Stadt angesehen war, zu behandeln. Er zog mein Gesuch in ernstliche Erwägung. Ich erhielt ebenso von Miollis das Zugeständnis, daß gegen den carbonaristischen Pfarrer nur gerichtlich vorgegangen werden solle, wenn dazu später der Befehl vom französischen Gesandten einlaufen solle. Bald wird der Tag erscheinen, wo die französische Verwaltung Roms infolge der Niederlagen Bonapartes diese Stadt räumen muß: dann wird der Pfarrer Bataille siegreich zu seiner priesterlichen Funktion zurückkehren.

Kein Brief aus Frankreich gelangte an mich. Ich habe später dadurch den Beweis dafür erhalten, daß sie aufgefangen wurden, daß mir im Jahre 1814 sämtliche Briefe meiner Verwandten und Freunde wieder zugestellt wurden, die von der Polizei und der Postverwaltung beschlagnahmt und in ihrem geheimen Bureau aufbewahrt worden waren.

Das Uebelwollen, mit dem ich von der Regierung des Kaisers behandelt worden war, konnte nicht verfehlen, die Agenten zu ermutigen, die stets auf der Lauer liegen, um aus dem Vorteil zu ziehen, was es bei einer Lage Schwaches gibt. Ich wurde daher sehr sonderbaren Ver-

suchen dieser Art ausgesetzt von seiten einer Persönlichkeit, die früher durch die natürliche Vermittlung ihrer Diener geschäftliche Beziehungen zu dem Direktorium gehabt hatte. Diese Persönlichkeit war sogar beinahe ermächtigt zu glauben, daß sie sich Belästigungen gegen mich erlauben dürfe, weil sie von der polizeilichen Behörde in Rom empfangen worden war. Ich muß der Zentralbehörde von Paris, das heißt dem Polizeiminister Rovigo, die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er durchaus nicht aufgelegt schien, diese Art von Versuchen zu ermutigen und daß ich es sogar seiner Zurückhaltung oder seiner Weigerung, helfend einzugreifen, zu verdanken hatte, wenn Herr Séguy sich genötigt sah, sich in Betreff meiner ruhig zu verhalten. Da ich indes, wenn ich mir auch in dieser Sache gewiß nichts vorzuwerfen hatte, fürchtete, es könne sich dabei um etwas handeln, worüber die Personen, die mich auf dem Direktorium umgeben hatten, besonders benachrichtigt sein könnten, schrieb ich von Rom aus an meinen früheren Sekretär Botot und gab ihm meinen Wunsch zu erkennen, genauere Nachricht zu empfangen. Ich erhielt von ihm den folgenden Brief*), in welchem ich zu meiner Freude den Ausdruck einer Gesinnung fand, auf die ich vielleicht nicht immer zu rechnen befugt war.

Genf, den 30. September 1813.

Geehrter Herr!

Ich vernehme zu meinem größten Bedauern von den Verfolgungen, die Sie von Herrn Séguy auszustehen haben. Ich möchte gern den dadurch verursachten Schmerz lindern, aber seit der Erwerbung Ihrer Wälder sind so viele, so lange und so schmerzvolle Jahre dahingegangen, daß ich vollständig die Angelegenheit aus dem Gedächtnis verloren habe, die Sie sich, wie ich glaube, damals mir nicht mitzuteilen beehrten. Wie dem auch sei, ich bewundere die äußerste Güte, die alle Ihre Handlungen lenkt, und Ihre übermäßige Nachsicht, die Sie veranlaßt, mit einem Mann in Korrespondenz zu treten, der die Wiederherstellung seines Vermögens auf den Skandal gründet, den er zu erregen hofft, und auf die Verleumdung, von der er glaubt, man werde sie mit Gold ersticken.

Was soll ich, sagt ein großer Rechtslehrer, was soll ich einem Menschen entgegnen, der mir vorwerfen würde, daß ich Ketten trüge!

---

*) Das Original findet sich dem Manuskripte der Memoiren des Barras einverleibt. (G. D.)

Was haben Sie, geehrter Herr, einem Unverschämten entgegnen können, der ohne jede Berechtigung von Ihnen den Preis für Wälder verlangt, die ihm niemals angehört haben und wofür Sie, nach einem authentischen Aktenstücke, dem wirklichen Eigentümer den Kaufpreis entrichtet haben?

Wie stark auch immer Ihre Antwort ausgefallen sein mag, sie ist jedenfalls gegenüber der unverschämten Verwegenheit der Anforderung gelinde gewesen.

Ich will mir nicht anmaßen, Ihnen meine Ansicht darzulegen, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich bei einem ähnlichen Anlasse vielleicht Herrn Séguy beim Minister zuvorgekommen wäre und ihm den verbrecherischen Mißbrauch mitgeteilt hätte, den man von seinem Namen und seinem Ansehen zu machen drohe; vielleicht hätte ich, noch klüger handelnd, der so tollen und verbrecherischen Forderung absolutes Schweigen und kalte Verachtung entgegengesetzt.

Uebrigens hat der Mann, um den es sich hier handelt, mir nicht geschrieben, und ich hoffe, daß er mir auch nicht schreiben wird.

Ich schließe, geehrter Herr, indem ich Sie bitte, meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief vom 18. dieses Monats entgegenzunehmen. Wie peinlich der Inhalt desselben auch sein mag, so habe ich doch mit lebhafter Rührung Ihre Unterschrift unter demselben wahrgenommen. Ich hätte gewünscht, in demselben Nachricht von Ihrer schätzbaren Gesundheit zu erhalten und vor allem zu vernehmen, ob sie so ist, wie ich wünsche. In der Lage, in der ich mich seit zwölf Jahren befinde, ist es mein größter Kummer, daß ich ganz und gar des Glückes beraubt bin, direkt oder indirekt von Ihnen zu hören. Wollen Sie, geehrter Herr, an die Aufrichtigkeit dieses Gefühls wie an meine unveränderliche Anhänglichkeit glauben; nehmen Sie nochmals mit Ihrer alten Güte die Versicherung meiner Verehrung entgegen.

Botot.

Obgleich das Unglück, welches es gestattet, stolz zu sein, und es noch mehr verlangt, mir in der Angelegenheit, um die es sich hier handelt, sogar das Recht zur Grobheit gegeben hätte, die mir an und für sich widerstrebt, ist es doch richtig, daß ich in meiner Antwort an Herrn Séguy zu viele Mäßigkeit gezeigt hatte und mir in dieser Hinsicht Botot kein unverdientes Kompliment machte.

Da sich im Monat August des Jahres 1813 mein Gesundheitszustand, der schon recht schlecht war, durch den Einfluß des mir durchaus nicht zusagenden römischen Klimas, noch schlimmer gestaltete, schrieb

August 1813.

ich an den Polizeiminister, um die Erlaubnis zu erhalten, nach Frankreich zurückzukehren: mein Gesundheitszustand und meine Geschäfte erforderten es. Diejenigen Bonapartes gingen sehr schlecht: ich erhielt die Antwort, daß die Umstände es binnen kurzem gestatten würden, meinem Gesuche zu entsprechen.

Während ich dem, was in Frankreich vorging, so fern war, konnte ich kaum vermuten, daß ich in den schmachvollen Prozeß verwickelt werden würde, der in Toulon gegen einige Republikaner geführt wurde, zu denen ich gleichwohl in gar keiner Beziehung gestanden hatte. Auch der Name König Karls IV. wurde in diesem Prozesse genannt. Wenn dieser unglückliche Exmonarch irgendwie Fluchtgedanken gehabt hat, hat es sich nur darum handeln können, einem Lose zu entgehen, das sich ähnlich wie das des Herzogs von Enghien zu gestalten drohte. Es ist unbeschreiblich, welche Verfolgungssucht und Ungerechtigkeit in dieser Angelegenheit entwickelt wurde, welche buchstäblich von dem ganzen Lichte des Generalprokurators beim kaiserlichen Gerichtshofe, Merlin, erleuchtet und beleuchtet wurde. Dieser Merlin, dessen Genie zur Rechtfertigung sämtlicher Verbrechen Bonaparte schon im Jahre IV während seines Kommandos im Innern so richtig erkannt und so sehr anerkannt hatte, war, wie sich das leicht erklären läßt, von Rovigo zu Rate gezogen worden, der sich durch eine so gewaltige Autorität decken wollte. Merlin war sich in einem wahren Schwall von Beweisführungen oder Sophismen über die Frage ergangen; er hatte klärlich dargethan, daß „wenn ein Verbrechen, das vor die Kriminalgerichtshöfe gehört, sich eng verbunden mit einem der Zuchtpolizei unterstehenden Vergehen findet, die Anklagekammer die des polizeilichen Vergehens Angeklagten vor denselben Gerichtshof verweisen müsse wie die des Verbrechens Angeschuldigten: daß folglich, wenn das Verbrechen unter einen Ausnahmegerichtshof fällt, das Ganze auch vor diesen verwiesen werden muß." Die geschickten Argumentationen Merlins konnten nicht verfehlen, von Erfolg gekrönt zu werden, da der verkaufte Gerichtshof sich auf die ganze materielle Gewalt stützte, die erforderlich ist, ungerechte Urteile zum Vollzug zu bringen. Das Resultat war eine Abschlachtung von Bürgern, die kein Hehl aus dem Haß machen konnten, den sie dem Tyrannen wie der Form seiner Regierung entgegen-

brachten. Man sieht nicht ohne Schmerzgefühl Masséna, Pelet von der Lozère und Thibaudeau, die so starke Proben ihrer Anhänglichkeit an die Republik abgelegt hatten, den Vorsitz bei den Abschlachtungen der Kinder des Vaterlandes führen. Sechzehn Familienväter, die auf ihrer Brust die dreifarbige Kokarde trugen, wurden in Toulon erschossen. Masséna, der zu diesem Zwecke nach Toulon geschickt worden war, ließ diesen Bürgern und vielen anderen, die in einem Landhause in der Nähe von Toulon verhaftet worden waren, als sie republikanische Lieder sangen während eines Banketts, das man als eine aufrührerische Versammlung ansah, die den Sturz Napoleons und den Plan, sich Toulons zu bemächtigen, zum Zweck habe, den Prozeß machen. Masséna gab sich zu allem her, zu was die perfiden Behörden und Emigranten, die diesen Bürgern aufsässig waren, ihn bringen wollten. Das Blut floß zu allen Zeiten auf Geheiß Massénas, der gleichwohl eine gute That beging, indem er seinem Verbündeten, dem Advokaten Urbain Jaume, Gnade zu teil werden ließ. Es waren häufige Verhöre vorgenommen worden, um zu einigen Aussagen zu gelangen, die sie hätten ermächtigen können, gegen mich ein gerichtliches Verfahren einzuleiten. Ich lernte diese betrübenden Einzelheiten erst bei meiner Rückkehr nach Frankreich kennen, da alle meine römischen Briefe aufgefangen worden waren.

Damals faßte Bonaparte den Entschluß, jeden republikanischen Keim zu unterdrücken. Die verderbten Leute aller Parteirichtungen verbanden sich unter einander und verkauften sich dieser ungeheuerlichen Regierung; sie führten die Befehle derselben mit einer entsetzlichen Barbarei aus. Die unter das militärische Joch gebeugte Nation wurde zum Schweigen gezwungen; denjenigen, welche die Freiheit nicht verraten hatten, blieben nur Wünsche für sie übrig.

Die kaiserlichen Agenten, die sich so viele Mühe gaben, zu verhindern, daß Nachrichten aus Frankreich nach Rom gelangen sollten, schlugen plötzlich Lärm und veranstalteten, wie man sagen könnte, beinahe eine Illumination, um das bekannt zu machen, was sie das Glänzendste nannten, das noch in der Kriegsgeschichte vorgekommen sei; es war die Ankündigung von dem Tode des Generals Moreau, den alle Welt in Amerika geglaubt hatte und der vor Dresden an der Seite des Kaisers Alexander getötet worden war.

Ich habe durchaus kein Hehl aus der offenen Verbindung gemacht, in die ich mit General Moreau zur Zeit seiner Deportation im Jahre 1804 bezüglich unseres Planes getreten war, der Tyrannei Widerstand zu leisten, und wenn bei diesem Anlasse ein Vorwurf gegen General Moreau zu erheben ist, so wage ich zu sagen und immer wieder zu sagen, daß der einzige der ist, daß er dem Plan nicht die Stütze einer kraftvollen Ausführung zu geben verstanden hatte und er durch seine Schwäche und Unentschlossenheit mehr Unheil auf sich herabbeschworen hat, als ihm der Mut der That hätte zuziehen können. Nachdem er seine Verbannung mehrere Jahre länger ertragen, als sie seine ungerechte Verurteilung ihm auferlegt, kam er, von Bernadotte und Frau von Staël berufen, zurück. Bernadotte überhäuft ihn mit Umarmungen und beratschlagt mit ihm über sein Kriegssystem gegen Bonaparte. Das System Moreaus ist dasjenige, das später die Alliirten befolgen sollen: vorwärts zu gehen. Bernadotte, der hier, wie bei allen früheren Anlässen seines militärischen und politischen Lebens, seinen Charakter kundgab, das heißt das Zögern und die Schlauheit, sieht sofort als erste Gefahr seiner Stellung ein, daß er Moreau zum Genossen seines militärischen Ruhmes haben soll. Nachdem er ihm viele Komplimente gemacht und ihm in Schweden eine Landbesitzung angeboten, die ihm als Erholungsort dienen und seinen Namen tragen sollte, schickte er ihn zum Generalquartier des Kaisers Alexander. Wer kann bei dem entsetzlichen Unglückszustande, in dem Frankreich sich befindet, daran zweifeln, daß es den General Moreau mit Dankbarkeit aufgenommen haben würde, wenn er gekommen wäre, um sein Befreier zu werden. Alles, was Moreau mir damals im Anschlusse an unsere alten Ideen sagen ließ, bewies mir, daß er auch jetzt an nichts anderes dachte als an das, was uns früher beschäftigt hatte. Das Schicksal hat gewollt, daß er es nicht zur Ausführung bringen sollte, und der letzte Strahl des lange Zeit so glücklichen Sternes Bonapartes warf seinen Lichtschein auf den Tod seines am meisten zu fürchtenden Gegners.

So wie es Besiegten begegnet, verfehlte die Katastrophe Moreaus nicht, der Gegenstand der unverschämtesten Verleumdungen zu werden: „Ein Russe ist getötet worden; ein Verräter hat seine verdiente Züch=

tigung gefunden!" Alle Verunglimpfungen werden von den Ueberlebenden gegen den Toten ergossen. Ich für mein Teil möchte mich darauf beschränken, die Ankläger Moreaus einfach zu fragen, ob sich sein Vaterland Frankreich, dessen Bürger und Unterthan sogar er war, ob, sage ich, Frankreich sich in Moskau, in Madrid und an all den damals von den Armeen Napoleons eingenommenen Ländern befand, als diese damit beschäftigt waren, alle Schätze der Welt zu rauben, alle Existenzen zu untergraben, um deren Stelle einzunehmen, und die Throne zu stürzen, um sich auf denselben niederzulassen. Moreau hätte durch das ihm lächelnde Glück Bonaparte bis zum Rhein zurücktreiben können; die Alliirten hatten ihm versprochen, diese Grenze Frankreich zu lassen. Moreau gelüstete es, seinem Charakter nach, nicht nach Macht. Hätte er sich, diesem Charakter treu, nicht den höchsten Ruhm erworben, wenn er sein Vaterland befreit und den Staatsgesetzen wiedergegeben hätte, welche ihm die lange Tyrannei des bis zum Wahnwitz ehrgeizigen Korsen geraubt hatte? Wenn der Erfolg dem hochherzigen Unternehmen Moreaus gefehlt hat, steht er darum weniger rein da? Wie können die Bonapartisten Verrat und Abfall das Betragen desjenigen nennen, der, nachdem er, von einem ungerechten Gerichtshofe verurteilt, seine Strafe abgebüßt hatte, dieselbe durch die Gewalt nochmals verhängt und verlängert sah? Wer vermöchte das unglückliche Opfer zu tadeln, das sich endlich der Tyrannei entzog, nachdem sein Vaterland es preisgegeben und es sich selbst in so schamvoller Weise preisgegeben hatte; wenn er unter der auf ihm lastenden Bedrückung allzu lange hatte sagen können:

„Mein undankbares Land ist meiner wert nicht mehr,"

hatte er dann nicht das Recht, jetzt zu sagen:

„Rom ist nicht mehr in Rom: es ist ganz, wo ich bin."

Indes war trotz des Todes Moreaus und trotz der Schlachten, die Bonaparte die Siege von Lützen und Bautzen nannte, sein Stern thatsächlich erblichen, da er auf dem vollen Rückzuge nach dem Rhein begriffen war und er sich dort nicht einmal halten konnte. Der Kriegsschauplatz war wenigstens für den folgenden Feldzug ein ganz anderer geworden, da er von Moskau nach Frankreich verlegt worden war. Für die militärischen Rechenkünstler war es leicht, einen demnächstigen Sturz

vorauszusagen. Italien war stark erregt und die französischen Behörden des Ansehens beraubt. Bentinck schlug dem Könige von Neapel, Murat, einen Vertrag mit England vor, der ihm Sicilien und seine Nebenländer garantiren sollte. Das allein konnte den Besitz des Königreichs Neapel sichern. Da Murat den Vorschlag abgewiesen hatte, erklärten die Engländer sich gegen ihn; Murat schloß einen Allianzvertrag mit Oesterreich und den verbündeten Mächten ab. Infolge seines Uebertritts zur Koalition bemächtigte sich die neapolitanische Armee Roms. General Miollis flüchtete sich nach der Engelsburg, die er zu verteidigen versprach und sofort verließ, aber zu spät. Er hätte sich von Anfang an an der Spitze von sechstausend Mann und der schönsten Gendarmerie nach Florenz zurückziehen können. Diese Verstärkung der Armee des Vizekönigs wäre vielleicht entscheidend gewesen, wenn die italienische Armee einen andern Anführer gehabt hätte als Eugène Beauharnais, der persönlich in militärischer wie politischer Hinsicht unfähig war, trotz aller Marktschreiereien, durch die ihn Bonaparte in seinen Bulletins erheben wollte, in denen er gern aus ihm ein großes Verwaltungsgenie und zugleich einen großen Krieger gemacht hätte. Eugène war dazu nicht nur neidisch auf Murat, sondern haßte ihn. Dieser, der keineswegs bedeutend war, verstand indes das Kriegshandwerk besser als Eugène: das ist nicht zu viel gesagt; die Vereinigung der beiden Armeen, der neapolitanischen und der italienischen, hätte der Koalition die Spitze bieten können.

Um diese Zeit tauchte Fouché wieder in Italien auf. Von seiner illyrischen Regierung vertrieben, hätte er sich gern wieder in die Angelegenheiten Italiens eingemischt, indem er bei den Generalen die Rolle des Beschützers spielen wollte, so wie es ihm unter dem Direktorium gelungen war. Fouché erfreute sich in diesen Gegenden gar keines Ansehens; er erfüllte wiederum eine Mission Bonapartes bei dem Könige von Neapel; aber er, der gewohnt war, die ganze Welt zu täuschen, wurde seinerseits selbst von Murat gründlich hinters Licht geführt und rettete sich nach Florenz.

Die neapolitanischen Truppen kamen in Rom an und ließen sich dort nieder. Miollis verlangte Erklärungen. Man erwiderte ihm: „Der König von Neapel wird sie Ihnen bei seiner demnächstigen Ankunft geben.“

Während so der kaiserliche Zusammenbruch immer näher und näher rückte, wurden mir doch von den französischen Behörden Pässe verweigert. Fünf- bis sechstausend Neapolitaner besetzten Rom; sie wurden von dem General Pignatelli kommandirt. Der König von Neapel hatte ihn beauftragt, mich aufzusuchen und mich zu bitten, bis zu seiner Ankunft in Rom zu bleiben, weil er mir wichtige Dinge mitzuteilen habe.

Ich verkehrte täglich mit Pignatelli, Maguella, dem neapolitanischen Polizeiminister und dem Intendanten der Armee. Miollis verlangte den Abzug der neapolitanischen Truppen, die täglich Besitz von unseren Posten ergriffen und einen Grenadierposten dem Palaste des Gouverneurs gegenüber errichteten. Man bedeutete dem General Miollis, Rom binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen; er erhielt die Erlaubnis, sich in die Engelsburg zurückzuziehen: der General und die neapolitanischen Behörden gaben ihre Zustimmung dazu. Miollis kam am andern Tage zu mir und bat mich dringend, ich möge ihm eine Verlängerung der ihm bewilligten Frist zu erlangen suchen. Pignatelli gewährte sie und sagte zu mir: „Wenn er morgen um vier Uhr noch in seinem Palast ist, werde ich ihn fortführen lassen.“

Nachdem Miollis sich in die Engelsburg begeben hatte, traf er dort Verteidigungsanstalten, welche zugleich die Neapolitaner und die Stadt bedrohten; sofort wurde er von allen Seiten belagert. Miollis wurde von dem Volke nicht begrüßt, als er sich nach der Engelsburg begab. Er bat mich, ich möge ihn dort besuchen: ich erhielt von dem neapolitanischen General die Erlaubnis dazu. Ich tadelte Miollis, daß er Kanonen gegen die Stadt gerichtet habe; ich sagte ihm, daß die Unzufriedenheit eine allgemeine geworden sei, und daß die in Rom gebliebenen Franzosen große Gefahr liefen. Der Präfekt hatte sich, verkleidet, in Sicherheit gebracht, ebenso der Generaladjutant Jannet. Man klagte den letzteren der Erpressungen und selbst des Diebstahls an. Dieser Mann, von dem es hieß, er sei Advokat in Châtelet gewesen, hatte dort seine Lehrzeit durchgemacht; es hieß, er habe, wahrscheinlich weil er sie retten wolle, eine reiche Diamantenkassette gestohlen, die bei der Königin von Etrurien ergriffen worden war und bei ihm deponirt worden sein sollte.

Miollis war ohne Vorräte: General Pignatelli ermächtigte mich, Hämmel nach dem Engelsplatze bringen zu lassen.

Mißvergnügte Römer entwarfen finstere Pläne, die Franzosen zu ermorden. Ich bat General Pignatelli dringend, diese Versammlungen zu verhindern; ich sagte ihm, es handle sich um sein Interesse, da er eine Armee zu seinem Befehl habe. Er und Magnella ergriffen Sicherheitsmaßregeln; ich benachrichtigte den Carbonariklub davon und es gelang mir, schweren Unglücksfällen vorzubeugen.

Pignatelli hatte mir eine Ehrenwache angeböten; ich lehnte sie ab. Die Bewohner der Stadt hatten mir dasselbe Anerbieten gemacht; ich erwiderte ihnen, ich sei von dem Volke teilnahmvoll aufgenommen worden: es genüge mir, daß ich keinen Zweifel an der Fortdauer seines Wohlwollens hege.

Der König von Neapel zog in Rom ein; er wurde von den Großen und dem Volke der Stadt jubelnd aufgenommen.

Um sieben Uhr abends stellte ich mich bei dem Könige von Neapel in Stiefeln und rundem Hut ein. Ein geräumiger Salon umfaßte alle römischen Prinzen im Hofanzuge; mein Kostüm schien diese geputzten Leute in Erstaunen zu setzen. Der König ließ, von meiner Ankunft benachrichtigt, mich sofort in sein Kabinet kommen, wo sich seine Nichte, der Minister des Innern und zwei andere seiner Minister befanden. Als er mich erblickte, eilte er auf mich zu, umarmte mich und sagte, sich zu den in dem Kabinet befindlichen Personen wendend: „Meine Herren, das ist mein Beschützer: ohne ihn hätte ich in untergeordneter Stelle fortvegetirt; ich verdanke ihm meine Erhebung, und es freut mich, ihm heute meine ganze Dankbarkeit aussprechen zu können."

Die Worte des Königs trugen mir servile Komplimente der Minister und Militärpersonen und die unterthänigste Begrüßung aller der großen Persönlichkeiten ein, als ich durch den Salon schritt und mich entfernte.

Der König sagte, als ich ihn verließ: „Sie speisen doch morgen um sechs Uhr bei mir; nachher können wir plaudern." Ich dankte dem Könige für seine Einladung und sprach ihm mein Bedauern darüber aus, daß ich sie nicht annehmen könne: meine Gesundheit verlange strenge Diät; aber ich versprach ihm, daß ich um sieben Uhr abends zu ihm

kommen werde. Der König sagte mir: „Was ist Ihre Ansicht über das, was vorgeht?“ — „Ich will es Ihnen sagen, aber gestatten Sie mir vorher, daß ich von dem Wort König, welches das Wort Majestät bedingt, keinen zu häufigen Gebrauch machen oder — daß ich ganz davon absehen darf und mich nur des Wortes General und Kamerad bediene.“ Der König wollte sich die Seiten vor Lachen halten, streckte mir die Hand entgegen und sagte: „O ja, das ist mir ganz recht.“

„Da Sie meiner Ansicht einigen Wert beimessen wollen,“ fuhr ich fort, „so will ich Ihnen sagen, mein lieber Kamerad, daß Sie einen Fehler begangen haben, als Sie den Antrag nicht annahmen, den England Ihnen machte. Indem es Ihnen Sicilien anbot, gab es Ihnen eine uneinnehmbare Stellung; Sie haben vorgezogen, mit Oesterreich zu verhandeln: das ist eine Macht, die viel verspricht und nichts halten wird. Man schmeichelt Ihnen, weil Sie eine schöne Armee haben; Bonaparte hat vergessen, daß er kein Kollege der Könige ist; Sie sind auch keiner.“

Murat öffnete darauf ein großes Portefeuille und nahm einen eigenhändigen Brief des Kaisers von Oesterreich heraus, der ihm seine Staaten garantirte und ihm sagte: „Nur keine Skrupel; marschiren wir vereint gegen Bonaparte, Ihren und meinen Feind; aber seine Dynastie soll respektirt und erhalten werden.“ — „Da sehen Sie doch,“ sagte Murat, „sind das keine bindenden Verpflichtungen?“ — „Gibt es Verpflichtungen, die von den Königen respektirt werden“, entgegnete ich Murat, „sind die Könige nicht immer Lügner? Selbst wenn man in den Adelsstand aufgenommen wird, wird man dort immer wie ein der Scholle entwichener Mann angesehen, und nun urteilen Sie, was Sie von ‚Königen von Gottes Gnaden‘ zu hoffen haben. Sie sind jetzt mit der englischen Regierung überworfen; suchen Sie den vorgeschlagenen Vertrag zu erneuern: Ihr Interesse erheischt es, und mischen Sie sich nicht in einen Krieg ein, der von Ihrer eigenen Armee mißbilligt wird.“ Dabei blieben wir. Einige Tage später ließ mich Murat einladen, wieder zu ihm zu kommen, da er im Begriffe stehe, sich nach seinem Generalquartier nach Bologna zu begeben.

Ich traf Murat traurig und nachdenklich an; er sagte mir: „Ich

gehe fort, weil man meine Armee zu desorganisiren sucht und die Oesterreicher einen sehr arroganten Ton annehmen; meine Anwesenheit wird, indem sie die Ruhe wiederherstellt, die Oesterreicher zu dem Fuß der Gleichheit zurückkehren lassen, der zwischen uns beobachtet werden muß."

„Da sehen Sie," sagte ich ihm, „General, ob ich vorhergesehen habe, was Ihnen begegnet. Ich bitte Sie, mir sofort die Pässe ausfertigen zu lassen, die Sie mir versprochen haben." Der König befahl, daß man sie mir auf der Stelle übergebe. Er gab mir einen Ordonnanzoffizier, um mich nach Bologna zu bringen, wo er mir Mitteilungen zu machen habe: „Aber, ich habe Sie sofort um einen Dienst zu bitten," fügte er hinzu; „ich habe mich mit einer sittenlosen, räuberischen und durchaus bösartigen Familie verbunden; die Koalition verlangt, daß ich meine Schwägerin zum Aufgeben von Florenz veranlassen soll; man fordert mich auf, sie verhaften zu lassen, wenn sie sich weigern sollte, zu gehen. Alle meine Versuche in dieser Hinsicht sind fruchtlos geblieben. Die Bacciochi entgegnet mir frech, daß sie Florenz behaupten werde. Trotz des ganzen schlechten Betragens dieser Familie Ihnen gegenüber haben Sie sich eine gewisse Autorität über dieselbe bewahrt, und Sie müssen ihr in ihrem eigenen Interesse doppelt willkommen sein. Nehmen Sie sich eines Briefes an, den ich der Bacciochi schreiben will, um sie zu veranlassen, auf den Rat eines Mannes zu hören, der das Recht hat, einen solchen zu geben. Veranlassen Sie sie, ich bitte Sie, Florenz zu verlassen." Ich bat Murat, mich mit einem derartigen Auftrage zu verschonen. Murat, der wieder seine träumerische Haltung annahm, drückte mir so zärtlich die Hand, daß ich die Schwäche hatte und einwilligte, die Botschaft zu übernehmen.

Unsere Unterhaltung hatte sehr lange gewährt; jeden Augenblick wurde dem König gemeldet, daß seine Wagen bereit seien; ich nahm Abschied von ihm und blieb einige Augenblicke noch im Hintergrund eines großen Salons stehen, wo ein glänzender Hof sich versammelt hatte. Als Murat dort erschien, drückte jeder ihm Wünsche aus, die nicht aufrichtig gemeint waren. Er gewahrte mich nochmals: die Menge teilte sich, um ihm Raum zu geben; er kommt zu mir und sagt, indem er mich umarmt: „Ich gebe Ihnen ein Stelldichein zu Bologna." Zwei Tage später schlug

ich den Weg nach Florenz ein. Ich fand diese Stadt von den neapolitanischen Truppen occupirt: sie waren dort ohne Widerstand eingerückt. Die Prinzessin hatte dem Entschlusse zur Verteidigung entsagt, sie hatte sich abends vorher geflüchtet, nachdem sie noch Plackereien aller Art durchzumachen gehabt hatte. Ihr vom Volke umringter Wagen wurde mit Schmutz beworfen. Ein Detachement Gendarmerie bahnte ihr den Weg und rettete sie. Ich schickte den Brief Murats dem Gatten Bacciochi, der sich in seinem Palaste versteckt hatte.

Wenige Augenblicke nachher empfing ich den Besuch eines neapolitanischen Generals. Er sagte mir: „Der Prinz ist seiner Frau nicht gefolgt, er steckt in irgend einem Winkel des Palastes. Ich werde ihm aufgeben, denselben binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.“ Er kündigte mir an, daß er, da er in Erfahrung gebracht, daß sich die Familie Jannets, des römischen Intendanten, nach Florenz geflüchtet und sich dort verborgen halte; er habe die Juwelen der Königin von Etrurien zurückverlangt und habe diese wertvolle Kassette ausgeliefert bekommen, nachdem er dem Inhaber gedroht habe, ihn sofort erschießen zu lassen.

Man meldet mir gleich darauf Fouché an. Trotzdem sein bleiches und unbedeutendes Gesicht es ihm so leicht machte, seine Empfindungen zu verbergen, war es ihm doch unmöglich, ein Hehl aus seiner Verlegenheit zu machen. Ich sagte ihm: „Was für ein Ereignis veranlaßt meinen Verfolger, mich aufzusuchen?“ Fouché entschuldigte sich, indem er alles von sich abwies, was mir von Bonaparte, Talleyrand, Sieyès und Réal widerfahren sei. Er versicherte mir, er sei mir beständig ergeben geblieben. „Das sind,“ sagte ich ihm, „Zeichen der Teilnahme, die sehr zweideutig sind und etwas spät kommen. Uebrigens, was wollen Sie von mir?“ Fouché entgegnete: „Ich befinde mich hier in einer etwas kritischen Lage; ich weiß nicht, wie ich nach Frankreich kommen soll; Sie können mir das ermöglichen, wenn Sie mir gestatten, mit Ihnen bis zum nächsten Seehafen zu reisen.“ Ich erwiderte Fouché: „Ich schlage den Weg nach dem Meere nicht ein. Ich gehe nach Bologna und begebe mich nach Frankreich mitten durch die österreichische Armee. Die Rücksicht, welche letztere mir zollt, verdanke ich der Achtung, welche selbst dem

Feind die Anhänglichkeit an das Vaterland einflößt." Fouché verließ mich, nahm eine Verkleidung an und beeilte sich, sich einzuschiffen.

Ich verließ Florenz. Wenige Augenblicke nach meiner Ankunft in Bologna beauftragte der König seinen ersten Adjutanten, sich zu mir zu begeben und mir mitzuteilen, daß er mich erwarte.

Als ich zu Murat eintrat, schien mir sein Gesichtsausdruck sehr verändert; er erzählte mir von den Unannehmlichkeiten, die er von seiten der österreichischen Generale zu erdulden habe, von der Verhaftung eines seiner Offiziere, den er mit einer Antwort an den Vizekönig betraut habe, über den er sich schon zu beklagen gehabt. Er übergab mir die Abschrift eines Briefes, den er an Bonaparte*) als Antwort auf dessen Brief an seine Schwester Karoline, die Königin von Neapel, geschrieben hatte. Bei diesem Anlasse wiederholte mir Murat unaufhörlich, „diese Familie besitze weder Treu' noch Glauben; keine Eigenschaft entschädige bei ihnen für ihre Gemeinheiten."

„Ich hätte gewünscht," sagte mir Murat, „Sie wären bei mir geblieben, mit meinen Orden geschmückt und zu einer der höchsten Stellungen bei den Armeen der Verbündeten erhoben. Man würde Sie mit Vertrauen und Achtung aufgenommen haben und ich hätte dann einen Franzosen inmitten der österreichischen und russischen Generale gehabt, die nur für sich selbst da sind. Es ist mein Wunsch," fuhr Murat fort, „daß Sie, wenn Sie nach Frankreich zurückkehren, nicht das Opfer der wütenden Undankbarkeit Bonapartes werden sollen. Er hat auch mich verderben wollen; er hat zum Vertrauten einen widerwärtigen und grausamen Menschen, den General Davout. Ich habe diesen Elenden in Hamburg sehr schlecht behandelt. Davout und Rovigo waren zwei Genossen, die sich gegenseitig in Schlechtigkeiten überbieten wollten; um dieselben zu verbergen, gaben sie sich den Anschein von Fanatikern: sie sind niemals etwas anderes gewesen als feile Mörder. Davout nahm für sich die Ehre in Anspruch, mich beim Kragen zu fassen, als Bonaparte die Laune anwandelte, mich verhaften zu lassen; ich war sehr froh, daß ich mich aus ihren Klauen retten und mich nach Neapel begeben konnte.

*) Siehe diesen Brief in dem im Anhang mitgeteilten, von Barras herrührenden Fragmente, Seite 446.

Aber ich konnte nur dahin gelangen, indem ich eine Verkleidung annahm und auf einem Maulesel auf Nebenpfaden über die Alpen ging. Erst heute glaube ich zu einem neuen Dasein geboren zu sein. Ich habe das Joch abgeschüttelt und meine Unabhängigkeit wieder gewonnen."

Ich sagte Murat: „Sie sind im Irrtum, Sie werden sich unter das Joch der Mächte beugen, mit denen Sie sich verbündet haben, so bald dieselben Ihre Armee desorganisirt haben. Bonaparte selbst ist vor ihren Intriguen nicht sicher, obgleich ihm Oesterreich seine Erzherzogin zur Frau gegeben hat. Oesterreich ist zu dieser Konzession veranlaßt worden durch die traurige Lage, in der es sich befand, und um seine Staaten zu retten. Aber es ist gewiß und läßt sich im voraus sagen, daß bei der ersten Gelegenheit sich Oesterreich von neuem mit den Mächten verbünden und mit ihnen gegen den korsischen Emporkömmling marschiren wird, der die Kühnheit gehabt hat, sich auf dem alten Thron der Bourbonen niederzulassen; das ist meine Ansicht. Ich möchte noch bemerken, daß der einzige ehrenvolle Ausweg, der Ihnen übrig bleibt, darin besteht, alle militärischen und maritimen Kräfte Ihrer Staaten zu vereinigen und sich mit ihnen . . . Sie wollen mich fragen, wohin? zu begeben. Nach Frankreich, ja, nach Frankreich, wo Sie eine zahlreiche und mächtige Hilfskraft an den Republikanern finden würden, wenn Sie in einer Proklamation offen aussprächen: ‚Ich komme, um den Tyrannen zu stürzen, ich komme, um euch die Freiheit wieder zu geben und die Republik wieder zu errichten.‘ Das ist die schöne Rolle, die Ihnen vorbehalten wäre und Ihnen noch vorbehalten ist. Ich würde mich mit der größeren Anzahl der französischen Generale Ihnen anschließen. Hätten Sie das früher gethan, so wäre der Erfolg nicht zweifelhaft gewesen, er ist in diesem Augenblicke noch möglich. Denken Sie darüber nach. Wenn Sie zu der gleichen Ansicht kommen, so geben Sie mir Nachricht davon, und wir werden alsdann den siegreichen Einzug eines Königs vorbereiten, der, von seinem Throne steigend, um sich zu der Würde des Bürgers zu erheben, zu seinen alten republikanischen Anschauungen zurückkehren und die Rolle Washingtons mit der des Pelopidas beginnen wird, indem er sein Vaterland von dem dasselbe bedrückenden Tyrannen befreit."

Meine thatsächlich improvisirten Worte schienen Eindruck auf Murat zu machen; aber wäre es wohl möglich gewesen, jemand zu einer Bewegung höheren Fluges zu veranlassen, der, aus den untersten Schichten der plebejischen Klasse hervorgegangen, andere und sich in den Wahn einwiegen wollte, daß er der Klasse der Könige angehöre, der sich seit einer Reihe von Jahren Majestät anreden ließ und sich so anreden lassen wollte, der vielleicht glaubte, er habe augenblicklich einen Akt der Güte nach Art des Titus und eine Herablassung begangen, indem er mir verstattete, ihn nur General zu nennen, so wie der lächerliche Cambacérès, sich selbst mit der Rolle identifizirend, deren Strohpuppe er nur war, zu seinen Bekannten sagte: „Ihr braucht mich, wenn wir unter uns sind, nur gnädiger Herr zu nennen.“ Die Vergnügungen der neapolitanischen Königskrone hatten in Murat die Energie des Soldaten der Revolution vernichtet; er war niemals ein großer Kopf gewesen und hatte niemals das Zeug dazu gehabt, eine erste Rolle zu spielen. Die ganze Schlauheit eines Adjutanten, durch die es ihm gelungen war, bei einem Despoten seinen Weg zu machen, reichte nicht hin, den Schwierigkeiten einer Lage zu begegnen oder dieselben auch nur zu verstehen, die so komplizirt wie die seinige mitten in Europa war, so komplizirt an sich und verwirrt infolge der Veränderungen der Revolution und der neuen Interessen, die Bonaparte an deren Stelle gesetzt hatte. Er kehrte mit den Ueberbleibseln seiner Armee nach Neapel zurück, von Oesterreich hinters Licht geführt und von seinen Ministern getäuscht; sein Sturz kann noch einige Tage aufgehalten werden: er ist mehr als die Macht der Ereignisse, er ist in ihm selbst begründet.

Ich erhielt während meiner Reise durch die österreichische Armee einen Ordonnanzoffizier und wurde dabei in der augenfälligsten Weise mit Achtung und Verehrung aufgenommen. Die Rücksichten gegen einen alten französischen Republikaner mußten da aufhören, wo die fremden königlichen Armeen endigten. Ich hatte vergessen, daß man dem Anspruch auf Achtung entsagen muß, als ich in mein von dem Kaiser Napoleon occupirtes Heimatland zurückkehrte, und daß es galt, beim Anlangen an den französischen Posten auf der Hut zu sein; mein Eintritt in Turin wurde durch ein neues Verfolgungsmanöver markirt: mein Paß wurde

mit Beschlag belegt und man erklärte mir, daß ich in der Stadt unter Ueberwachung bleiben werde.

Am andern Tage schickte ich meinen Vetter, den Malteserritter, zu Herrn Duzer, dem Polizeipräfekten, der gleichfalls Malteserritter war. Er empfing ihn liebevoll und zeigte ihm den Befehl, den er von Paris erhalten hatte, aber nicht seine dem Minister erteilte Antwort, in der er wie alle damaligen kaiserlichen Agenten sich eifrig bestrebt zeigte, sich allen Willkürakten zu unterwerfen. Ein Duplikat des Pariser Befehls war der Polizei zu Genua zugesandt worden, um mich gleichfalls unter Ueberwachung zu halten. Vielleicht etwas beunruhigt über seinen Eifer wegen des veränderlichen Charakters der Ereignisse, ermüdete Herr Duzer nicht, mir mit dem ganzen Scheine der Aufrichtigkeit zu wiederholen, daß die Verfolgungen, die ich auszustehen habe, über alle Grenzen hinausgingen und daß er durch eine Estafette meine Freilassung verlangen werde. Ich erwartete in Turin die Antwort auf diese Depesche. Sie langte an mit der Weisung, in meinen Paß „Montpellier" statt „Marseille" zu setzen.

Ich war kaum in Nîmes angelangt, als mehrere Bürger, darunter der verehrenswerte Alliot, zu mir kamen und mich benachrichtigten, daß ich in ein Gerichtsverfahren verwickelt sei, das in Toulon begonnen habe und dann vor den Gerichtshof von Nîmes verwiesen worden sei, wohin alle Angeklagten übergeführt worden seien; daß seit einigen Tagen die Verhöre in Bezug auf mich eine neue Lebhaftigkeit gewonnen hätten und daß es nicht mehr Masséna, sondern der kalte und grausame Pelet von der Lozère sei, der mit seinem ganzen Ansehen den Augenblick zu beschleunigen suchte, wo hundertundfünfzig verhaftete Republikaner verurteilt werden könnten.

Ueber diese Folge von blutdürstigen Kombinationen aufgeklärt, kam ich nach Montpellier. Ich begab mich zu Pelet von der Lozère und redete ihn mit diesen Worten an: „Herr Generalpolizeikommissär, ich stelle mich hier unter Ihre Ueberwachung, da ich erfahren habe, daß Sie die Untersuchung in dem ungerechten Verfahren, das unter Ihrer Leitung in Nîmes fortgeführt wird, gegen mich erstrecken. Mehr als dreißig Familienväter sind in Toulon von Masséna abgeschlachtet worden; hundert-

undfünfzig Mitangeklagte harren in den Gefängnissen von Nimes desselben Loses. So weit ich in Betracht kommen kann, gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht von hier weichen werde; ich weiche noch nicht vor der barbarischen Verfolgung zurück, die seit so langem gegen mich ausgeübt wird."

Pelet war bezüglich der Ereignisse der äußeren wie der inneren Politik zu sehr auf dem Laufenden, als daß er nicht gewußt hätte, daß die kaiserliche Regierung sich in großer Gefahr befinde, sowohl wegen der Siege der nach Frankreich vorgedrungenen ausländischen Armeen, wie wegen der allgemeinen Unzufriedenheit Frankreichs selbst. Es war daher durchaus sein Wunsch, zu der Verantwortlichkeit, die schon auf ihm lastete, nicht die neuer Grausamkeiten auf sich zu nehmen. Dieses Gefühl der Gegenwart und der Zukunft, das ich durchaus nicht den ehrenvollen Gewissensbiß der Vergangenheit nennen möchte, veranlaßte Pelet zu dem lebhaften Wunsche, sich zunächst mir gegenüber zu rechfertigen, da ich das Hauptopfer war, das man nicht aufgehört hatte, im Auge zu behalten. Darum suchte Pelet im mildesten Tone sich zu entschuldigen, indem er mir mit der größten Liebenswürdigkeit sagte: „Ihr Kollege vom Nationalkonvent hätte nicht in den Verdacht kommen dürfen, Ihnen entgegen zu sein. Ich bin Ihr Freund; ich bin in diese Gegend gesandt worden, um dort die Ordnung aufrecht zu erhalten und ein Gerichtsverfahren zu beendigen, das schon so lange gegen Leute währt, gegen die zum großen Teil kein Schuldbeweis vorliegt. Ich würde nicht erstaunt sein," fuhr Pelet fort, „wenn Sie vielleicht zu mehreren der Verhafteten Beziehungen hätten. Ich selbst hätte ja in aller Unschuld den einen oder den andern von ihnen genauer kennen können. Uebrigens sind alle diese Unannehmlichkeiten zu Ende und ich bitte Sie, General, in mir nur Ihren Freund zu erblicken und mir zu gestatten, Sie für den meinigen zu halten." Ich erwiderte Pelet nicht: „Freunde! die Schlechten haben keine", aber mein Blick drückte ihm das aus.

Indes hat der Herzog von Angoulême, der am 12. März 1814 in Bordeaux eingezogen ist, dort einen Staatsrat eingerichtet. Es wurde beschlossen, daß sofort an die englische Regierung und an den König geschrieben werden solle, um ihnen von diesem erlangten Erfolge Mitteilung

zu machen. Suchet hat sich geweigert, mit Soult zusammen zu arbeiten. Masséna hat versprochen, in Toulon die weiße Fahne zu hissen. Die englischen Minister und der König haben auf diese Botschaft nicht geantwortet. Castlereagh hat in demselben Augenblicke noch Bonaparte einen Vertrag vorgeschlagen. Inzwischen vergewissert die englische Regierung sich von den rapiden Fortschritten der verbündeten und königlichen Armeen. Castlereagh gibt alsdann dem vor Bordeaux stationirten englischen Admiral Befehle: er gibt das System der Friedensstiftung auf und nimmt das des Sturzes Bonapartes an. Der Staatsrat des Prinzen rief den englischen Admiral herbei. Man hat gesagt, daß es dabei zu Vorverhandlungen über die Etikette gekommen sei, namentlich über die Art der Begrüßung mit Artilleriesalven; ich glaube nicht, daß bei einem so entscheidenden Anlasse ein Prinz, der nur seine Lage zu würdigen gewußt hätte, auf derartigen Kleinlichkeiten hätte bestehen können; selbst die Prinzen, die so wenig wie möglich an die Gleichheit der Menschen glauben, sogar nicht bei Jesus Christus, haben plötzlich Verständnis dafür, wenn sie im Unglück sind. Nur ein Emporkömmling und zugleich ein so harter Mensch wie Bonaparte, dessen Ehrgeiz kein anderes Ziel gehabt hat als das Verlangen, sich in beleidigender Weise über seinesgleichen hinauszusetzen und sie durch einen unermeßlichen Abstand von seiner Macht und seiner Person zu scheiden, will sie in demselben noch an dem Tage halten, an welchem er ihre Hilfe anruft. Nur Bonaparte ist es gegeben, im Unglücke stolz und hochmütig zu sein, wie er es in seinem Glücke gewesen ist. Die Agenten Bonapartes erachten sich nicht für verbunden, ihn bis zu diesem Grade nachzuahmen; sie haben sich selbst den Rat gegeben, weniger unbeugsam zu sein.

Man hat den Wechsel des Tones bei Pelet gesehen, der fast bis zur Erniedrigung und selbst zur Schmeichelei ging, und wie die Sorge um ihre Sicherheit die kaiserlichen Agenten, die gern die Unverschämtheit ihres Herrn und Meisters nachahmen möchten, korrigirt. Die Wildheit würde ihre Rache dafür nehmen, wenn das Glück noch einmal einen Augenblick den Waffen des Kaisers lächelte.

Der Einzug der Feinde in Paris und die Abdankung waren noch ein viel entscheidenderer Grund. Was den Opfern der kaiserlichen Re=

gierung mehr Sicherheit gewährte, als alle diese besänftigenden Worte des mit dem Tode ringenden Pelet, war die Thatsache, daß die Feinde, die in Frankreich eingedrungen waren, schließlich nach Paris kamen und die Abdankung Bonapartes ihnen folgen mußte. Der Graf von Artois seinerseits kam zurück und sprach das Wort aus: „Keine vereinigten Rechte mehr, keine Konskription, eine konstitutionelle Charte; das ist unser Banner.“ Dieser von Ludwig XVIII. und seiner Familie wiederholte Ruf öffnete ihnen die Thore Frankreichs: sie hätten sich von diesem Tage an für immer für die korsische Familie schließen können, die seit zwanzig Jahren das Unglück Frankreichs ausmachte. Das große Ereignis der Rückkehr der Bourbonen wird glücklicherweise die Rettung der Opfer gewährleisten, die noch in allen Teilen Frankreichs unterdrückt gehalten wurden.



Fünftes Kapitel.

Allgemeine Freude bei der Rückkehr der Bourbonen. — Ausspruch Bonapartes bei der Nachricht vom Abfalle Murats. — Bonaparte zu Fontainebleau — Ney. — Schmähungen Bonapartes gegen Marmont und gegen Talleyrand. — Wort über den Sturz Bonapartes. — An die Verleumder seiner Feinde und namentlich Bernadottes gerichtete Antwort. — Bernadotte konnte König von Frankreich werden. — Geheime Mission Luciens in Rom und den Vereinigten Staaten. — Verwaltung Bonapartes. — Lettres de cachet. — Der Pfarrer von Rians. — Das Schloß If. — Lajolais. — Geschichte eines als Staatsgefangenen gehaltenen Obersten. — Beleidigung der Presse. — Bemerkungen über die Restauration. — Gesuch der Gefangenen von Nimes. — Ich kehre nach Paris zurück. — Besuch Talleyrands. — Ich mache ihm meinen Gegenbesuch. — Unsere Unterhaltung. — Moral Talleyrands. — Ich mache ihm kein Hehl aus meiner Gesinnung. — Wichtige Depesche, die er mir zu lesen gibt. — Bernadotte in Frankreich. — Seine Zusammenkunft mit Ludwig XVIII. — Ich verlasse Talleyrand. — Frau von Staël. — Ihr Urteil über Talleyrand. — Die Legitimität. — Verschleuderung von vierzig Millionen. — Die diplomatischen Plünderer. — Verderbtheit Talleyrands. — Sein neues Regierungssystem. — Beugnot, Polizeichef. — Berühmter Ausspruch von ihm über sein Metier. — Er läßt mich ausspioniren. — — Thurot. — Ich werde von Agenten Ludwigs XVIII. und Beugnots umgeben. — Besuch des Herzogs von Havré. — Er kommt im Auftrage des Königs zu mir. — Haß gegen Herrn von Blacas. — Kühne Druckschrift von den Feinden Ludwigs XVIII. verbreitet. — Der Fall Montgaillard. — Lob Ludwigs XVIII. — Ich lehne die Anträge von Havrés ab. — Ludwig XVIII. schreibt mir. — Herr von Blacas mächtiger als jemals. — Blacas bietet mir seine Dienste unter dem Direktorium an — Er nennt sich meinen Verwandten. — Seine Geschichte. — Seine Reichtümer. — Der Günstling Blacas. — Befürchtungen des Herrn von Havré. — Ich stimme einer Konferenz zu. — Meine Skrupel. — Zusammenkunft mit Blacas. — Gegenseitige Höflichkeiten. — Ein geheimer Zeuge. — Politische Diskussion. — Die königliche Garde. — Die Lebensmittel. — Meine Voraussagen. — Ich verlasse Herrn von Blacas. — Kleinliche Rache von Havré. — Der König ersucht mich um eine Note. — Ich lasse sie ihm zukommen. — Was das Schicksal meiner Bemerkungen war. — Ludwig XVIII. will die Korrespondenz fortsetzen. — Ich lehne es ab. — Erscheinen Fauche-Borels. — Er kommt zu mir. — Empfang, den ich ihm bereite.

März 1814.

Ich war noch in Montpellier ohne jede andere Sicherheit, als die der letzten Worte Pelets, als wir die Nachricht empfingen, die zweifellos erstaunlicher war als alle, die man seit fünfundzwanzig Jahren vernommen hatte: die Wiedereinsetzung der Familie der Bourbonen. Nach den tröstlichen Zusicherungen, welche diese neuen Ankömmlinge oder Rückkömmlinge (revenants) gaben, mag man beurteilen, ob die Freude der Opfer der kaiserlichen Tyrannei groß sein mußte. Wenn man gewissenhaft sein will, läßt sich nicht verhehlen, daß sie allgemein war, und ich hatte ein Recht und ein natürliches Interesse, daran teilzunehmen. Es ist historisch merkwürdig, daß ein Mann in meiner Lage, ein Konventsmann, ein Exdirektor und ein Königsmörder in diesem Augenblicke den Bourbonen Leben und Ruhe verdanken muß.

Unter den eigentümlichen Dingen, die uns aus Paris von den nach dem Süden geschickten Kommissären des Königs erzählt wurden, wurde angeführt, daß Bonaparte, als er erfahren, daß Murat mit den Verbündeten unterhandelt habe, in Gegenwart mehrerer Marschälle, unter denen sich Lefèbvre und Berthier befanden, ausgerufen haben soll: „Dieser Hanswurst, dieser Lump hat mich also verraten; wenn ich die Feinde schlage, werde ich ihn erschießen lassen; seine Kinder und sein Bettelmensch von Frau sollte man in einen eisernen Käfig sperren, den man unter einen Kloakenabfluß setzen müßte.“ Bonaparte soll in seiner Wut noch von den Lastern und Ausschweifungen seiner Schwester in Ausdrücken gesprochen haben, die es nicht möglich ist, wiederzugeben.*)

Unter den Possen seiner Todesangst zu Fontainebleau berichtete man uns, daß er ausgekleidet, um sich schlafen zu legen, nachdem er seinen Großcordon auf das Hemd genäht hatte, in Klagelaute ausgebrochen sei, als Ney ihm gesagt habe: „Sire, Sie sind nichts mehr; möge Ihre Frau zu Pferde steigen, dann werden wir ihr bis zur Loire folgen und dem Feind entgegentreten.“ Nach dem Berichte Neys wäre Bonaparte wie scheintot dagelegen, und Ney sagte: „Das also ist der Herr der Welt!“ Bonaparte war damals sehr schwankend, ob er seine Abdankung unterschreiben solle; mehreremale wurde ein Entwurf gemacht, verbessert,

---

*) Siehe Anhang Seite 450.

zerrissen und dann mehreremale wieder von neuem gemacht. Das ging in Gegenwart der Marschälle vor, die ihn entschieden haben sollen. Als dieselben Marschälle, unter denen sich Berthier, Ney und Lefèbvre befanden, von ihm fortgingen, wurden sie von der Garde insultirt, die ihnen sagte: „Schart auch ihr euch zum Feinde, wie der Verräter Marmont?“ Darauf sollen die Marschälle zurückgegangen sein. Berthier machte Bonaparte Vorwürfe und beschuldigte ihn, daß er der Garde Befehl gegeben habe, sie zu verhaften. Bonaparte wehrte das von sich ab, und die Marschälle retteten sich durch einen geheimen Ausgang. Als Bonaparte erfuhr, daß Marmont ihn verlassen habe, sagte er zu Lefèbvre: „Marschall, laufen Sie Marmont und der Armee nach; bringen Sie ihn zurück, ich beschwöre Sie darum; Sie werden von den Soldaten geliebt; sie werden auf Sie hören. Sollen wir einen Thron zu Grunde gehen lassen, den ich so hoch erhoben habe? Soll ich den Abfall und den Verrat selbst derer zu beklagen haben, die ich mit Güte überhäuft habe? Dieser Schmerz zerreißt meine Seele. Wenn etwas ihn lindern kann, so ist es der Wunsch, daß mein Sohn mir folgen und mich gegen die Revolutionäre schützen möge, die sich beständig gegen mein Leben verschworen haben. Ich unterliege dem Verrat. Talleyrand ist ein Bandit wie Marmont; er hat die Religion verraten, Ludwig XVI., die konstituirende Versammlung und das Direktorium: warum habe ich ihn nicht erschießen lassen? Obgleich ein Abtrünniger der Revolution, ist er doch ein Revolutionär.“ So war doch der letzte Gedanke Bonapartes immer noch die Furcht vor den Patrioten, die er Revolutionäre nannte, und man sieht, daß er mit dieser Benennung sehr weit geht, da er Talleyrand in derselben umfaßt. Von diesen Erinnerungen hingerissen, möchte er die überlebenden Kinder würgen, weil er die Väter gewürgt hat. Das ist ja die Folge des Vorlebens: „Das Uebel, das man gethan, nicht verzeihen zu können!“ und man sieht, wie derjenige, welcher alles verraten, über Verrat schreit; es ist das ein Schauspiel, das auch seine Moral hat, denn man konnte von Bonaparte sagen, alle seine Verbrechen hätten für ihn nicht zu dem Erfolge geführt, welcher der Zweck aller anderen war, zu dem, sich seiner Tyrannei zu erfreuen; und man konnte auch wohl sagen, wenn man ihn nach seinem Verdienste behandelt sah, das

heißt von all den alten und neuen Edelleuten verlassen, die er berufen hatte, um seine Vergewaltigung der Freiheit zu unterstützen, daß „sein Verrat nur Verräter gefunden hat“.

Ich habe nicht die Ursachen, die zu dem Sturze Bonapartes geführt, auseinanderzusetzen, sie sind allgemein empfunden und ihrem Werte nach beurteilt worden. Es ist nicht zu kühn, wenn man sagt, daß sie schon mit seiner ersten Erhebung beginnen, und man darf getrost behaupten, daß von damals an, trotz aller Mühe, die er sich gab, Frankreich hinters Licht zu führen, die Nation zu sehr großem Teile empört über seinen Gewaltstreich war; die lange Dauer seines Despotismus hatte dieses Gefühl nur zu einem allgemeinen gemacht; es bedurfte nur einer Gelegenheit, der Gunst eines bedeutenden Umstandes, um hervorzubrechen und sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen; der auswärtige Krieg hätte mehr als einmal der erwartete Anlaß sein können, da aber der Sieg so lange die Waffen Bonapartes gekrönt hatte, wurde diese Gelegenheit immer wieder hinausgeschoben. An dem Tage, an welchem das Kriegsglück sich wandte, mußte die Frage entschieden werden. Diejenigen, welchen der Verlust ihres kaiserlichen Vermögens ebenso viel Schmerz bereitete, wie der Genuß desselben ihnen Freude und sie übermütig gemacht hatte, haben zu den Ursachen des Sturzes Bonapartes auch die Mitwirkung Bernadottes an der Bildung und den Berechnungen der letzten Koalition rechnen wollen; und in ihrer Verzweiflung haben sie nicht Worte genug finden können, um, wie sie es noch thun, laut zu verkünden, „Bernadotte sei ein Verräter an Frankreich gewesen“, woraus sie sofort den Schluß ziehen, daß sie, die Imperialisten, die Freunde Frankreichs seien und daß sie, wie sie es Tag für Tag ruhmredig wiederholen, die „wirklichen Franzosen“ gewesen seien. Ich habe diese Sophismen so oft und so ernsthaft von verschiedenen Persönlichkeiten vorbringen hören, die in ihrer Darstellung sich für die ehrenhaften Leute und diejenigen, die sie angriffen, für die unehrenhaften hinstellen wollten, daß ich diese abgeschmackten Anklagen nicht ohne Antwort lassen kann.

Wenn man zunächst mehr oder minder Franzose hätte sein wollen, je nachdem man sich feindlich oder freundlich zu der Regierung Bonapartes verhielt, hätte Bonaparte Frankreich selbst sein müssen, was sein

Verhalten und die Ereignisse, zu denen dieses geführt hat, keineswegs dargethan haben. Er hat anmaßend behauptet, „Frankreich sei er", und man hat gesehen, wie er diese Unverschämtheit gerechtfertigt hat; aber ohne zuzugestehen, daß die eisernen Bande, durch die er ihn an sich gefesselt, in irgend einer Weise diese angebliche Vereinigung zu stande gebracht hätten, was für besondere Pflichten hätte dieses Verhalten Bernadotte auferlegen können, nachdem er durch die bündigste Verpflichtung Schwede geworden war?

Man hat von der Erhebung Bernadottes auf den schwedischen Thron gesprochen, als ob Bernadotte dieselbe der Macht und selbst der Protektion Bonapartes zu verdanken gehabt hätte. Zunächst ist dieses erste Argument durch und durch falsch. Bonaparte ist nicht nur keineswegs der Urheber der Ernennung Bernadottes zum Kronprinzen von Schweden gewesen, es läßt sich vielmehr kühn sagen, daß er derselben nicht nur unbeteiligt, sondern sogar feindlich gegenüber gestanden hat; daß er in dieser Hinsicht an dem Gefühle des Uebelwollens und des Mißtrauens festgehalten, das ihn seit dem 18. Brumaire gegen Bernadotte beseelte; und nichts ist gewisser als die Fortdauer dieser feindseligen Gesinnung. Diese Stimmung wurde von Bernadotte derart erkannt, daß er während seiner Reise, bis zu dem Augenblicke, wo er den Boden Schwedens berührte, sich stets der Befürchtung hingab, er werde sich von der französischen Gendarmerie verhaftet sehen. Und wie hätte Bernadotte von dem Augenblicke an, da er die Eigenschaft eines schwedischen Prinzen annahm, zu einer andern Ueberzeugung kommen können, da Bonaparte sich anschickte, Schweden bis zu seinen letzten Verschanzungen zu verfolgen und die Ansprüche der Oberherrlichkeit, die er sich anmaßte, dieser Macht gegenüber viel weiter trieb als allen den anderen gegenüber, die er im allgemeinen als seine Vasallen betrachtete? Nachdem das ungerechte Verhalten Bonapartes Bernadotte in die Unmöglichkeit versetzt hatte, eine Verbindung fortzusetzen, die nicht mehr vorhanden war, und die von Bonaparte in einer zu gewaltsamen Weise abgebrochen worden war, als daß sie auch nur noch Neutralität hätte gestatten können; was für ein Entschluß blieb da Bernadotte übrig, als Bonaparte die Sachen auf den Punkt getrieben hatte, daß es sich für Schweden um die Frage um Leben oder Tod, mit einem Worte

um „Sein oder Nichtsein“ handelte, als der, den Krieg, den man gegen ihn unternommen, fortzusetzen. Kann man von dem Augenblicke an, da er sich dem Kriege nicht entziehen konnte, stumpfsinnig verlangen, daß er ihn habe allein führen und sich in einer gemeinsamen Sache von den Verbündeten habe trennen sollen, die allein ihn erhalten konnten? Was blieb von dem Augenblicke an, da der Krieg so berechtigt war, weil er von Bonaparte selbst erzwungen und hervorgerufen worden war, Bernadotte anderes übrig, als alles das zu thun, was am direktesten geeignet war, seinen Feind lahm zu legen und ihn dann zu vernichten, da es offen zu Tage lag, daß, um seiner Böswilligkeit und seiner Perfidie zu entgehen, einem derartigen Charakter gegenüber kein anderes Mittel übrig blieb, als zu siegen oder zu sterben? Wenn Bernadotte demnach mit dazu beigetragen hat, den militärischen Operationen, die zu diesem Resultate geführt haben, eine bestimmte Richtung zu geben, was für ein anderes Verhalten wäre ihm dann möglich gewesen?

Indem er selbst einen Teil dieser Vorwürfe, die ihm von den imperialistischen Bonapartisten gemacht worden sind, gelten ließ und er glaubte, er müsse sich wegen derselben rechtfertigen, hat Bernadotte erklären lassen, daß er, „als er nach den notwendigen Siegen der Koalition (Siegen, an denen er natürlich nicht unbeteiligt war) an das Ufer des Rheins gekommen sei, desjenigen Rheines, über den er mehreremale siegreich an der Spitze von Franzosen vorgedrungen sei, um das Land des Feindes zu erreichen, und er diesmal wieder als Sieger über denselben habe setzen wollen, aber um französisches Gebiet zu betreten, sich bei der Erinnerung an sein altes Vaterland wie von einer göttlichen Macht zurückgehalten gefühlt, und daß sein Hauptquartier sich nicht über Lüttich hinaus erstreckt habe“.

Ohne hier näher untersuchen zu wollen, wie es sich um die genauen Einzelheiten dieses Gegenstandes verhält und was ihm Absichtliches zu Grunde gelegen haben mag, glaube ich, daß das nicht der Grund und auch nicht die zulässige Entschuldigung für das Verhalten Bernadottes ist; ich lasse dabei die Frage außer Betracht, „ob für ihn die Möglichkeit vorlag, von den Verbündeten an Bonapartes Stelle zum König ernannt zu werden“ (wie das die Absicht Kaiser Alexanders zu Troyes gewesen

zu sein scheint, wo es sich noch gar nicht um die Bourbonen handelte); ich behaupte, daß von dem Augenblick an, da das Kriegsgeschick Bernadotte in diese Lage gebracht hatte, er die ganze Konsequenz derselben hatte auf sich nehmen müssen; daß selbst im Interesse Schwedens wie Frankreichs Bernadotte nichts Besseres hätte thun können, als mit den Alliirten vorzugehen und, wenn es ihm möglich gewesen wäre, als erster in Paris anzulangen, um in erster Linie an den großen Entscheidungen teilzunehmen, welche das Geschick Frankreichs bestimmen sollten.

Aber um einen so klaren Schritt auszuführen, hätte Bernadotte bei diesem Anlasse wie bei allen anderen einen Augenblick seinen unentschlossenen Charakter und seine berechneten Zweideutigkeiten beiseite lassen und seine Rolle mit persönlicher Entschlossenheit übernehmen müssen. Das scheint aber über seine Natur hinausgegangen zu sein. In allem, was geschehen war, war er das Werkzeug der Macht der Ereignisse gewesen; es war das alles, wozu er fähig war. Nachdem die Wut seiner Verfolger bis in sein neues Heim nach Schweden vorgedrungen war, nachdem er gesehen, wie schon sämtliche Vorposten genommen waren und er zu seiner Rettung nichts anderes thun konnte, als sich der Koalition anzuschließen, war er hinter derselben hermarschirt und schien doch an ihrer Spitze zu marschiren. Als nach einer Reihe von Siegen, die durch den Mut der aufgestandenen Völker und zu geringem Teil auch die Verzweiflung der Könige davongetragen worden waren, die Alliirten gewahrten, daß sie ein glücklicheres Resultat erreicht hatten, als sie selbst erwartet, fiel Bernadotte angesichts der Notwendigkeit, ein festes Verhalten anzunehmen, in seine Unentschlossenheit zurück. Das Unentschiedene seines Charakters verdoppelte sich, und er war derselbe Mann, als den er sich bei unseren bürgerlichen Unruhen erwiesen hatte, stets auf Schlauheit sinnend, in seiner Schlauheit von seinen Nebenbuhlern erkannt, ihnen so ein Uebergewicht über sich gebend und schließlich der Gelegenheit beraubt, die sein Talent und die Umstände ihm schon verschiedenemale entgegengebracht, um die, Diktator oder König von Frankreich zu werden; diese letztere Rolle scheint ihm in der letzten Zeit besonders zugesagt zu haben, denn man darf annehmen, daß er sich erst für Schweden und den dortigen Thron entschied, nachdem er in Europa nichts Besseres

bekommen konnte; ich sage nochmals, wenn die Königsgeschichte nicht dazu gekommen wäre und er nicht, wie Bonaparte, von dem krankhaften Drange nach der Krone ergriffen worden wäre, hätte Bernadotte im Jahre 1814 der Retter Frankreichs und der Organisator der Freiheit werden können, wie er meiner Ansicht nach, die ich mir, wie sehr das auch die Bonapartisten verdrießen mag, nicht nehmen lasse, uns zu unserer Befreiung verholfen hat, indem er Napoleon niederwerfen half, und zwar Napoleon nicht nur als ersten Feind Frankreichs, sondern auch als Feind des ganzen Menschengeschlechtes.

Sobald das Unglück für den Mann beginnt, der eine tyrannische Gewalt ausgeübt hat und nicht mehr im Besitze derselben ist, ereilt ihn die Geschichte mit ihrer unerbittlichen Strenge, und man sucht nun in Thatsachen selbst ganz jungen Datums das Licht, das man früher nicht hat finden können und das man nun in allem, was sich nachher ereignet, zu erhalten glaubt. So machte man sich, als Bonaparte wirklich nach der Insel Elba abgegangen war, nicht nur daran, die Handlungen seiner Usurpation einer Prüfung zu unterwerfen, sondern alles, was vorhergegangen war, sogar von der Wiege an, und alles, was bis zu der letzten Zeit mit seiner Familie in Verbindung stand. So sagte man ziemlich allgemein, daß der angebliche Zwist zwischen Bonaparte und Lucien nie etwas anderes gewesen sei als ein politischer Akt, um ein Mitglied der Familie in der Opposition zu haben, die man „jakobinistisch“ nannte, und mit der es für Bonaparte wichtig war, in Verbindung zu stehen. Lucien wäre demnach nur mit einer Mission seines Bruders nach Rom gekommen, um dort unter dem Scheine der Ungnade seine Rolle besser spielen zu können; er wäre dort thatsächlich mit allen Beweisen nicht nur der Achtung, sondern des Ansehens empfangen worden, welches die römische Republik einem verkleideten Agenten der Gewalt erzeigen konnte. Lucien mußte um so mehr den Glauben erwecken, daß er politischen Kombinationen fern stehe, je ostentativer und je mehr er mit der Miene des sorglosesten Epikuräertums die Mittel des gewaltigen Vermögens springen ließ, zu dem er den Grund als Magazinverwalter und Kriegskommissär gelegt, das er dann als Minister des Innern vermehrt und an dessen weiterer Vermehrung er noch als Botschafter in Spanien

gearbeitet hatte, wo alle möglichen Geschäfte und Erpressungen seiner unersättlichen Habgier nicht hatten genug thun können. Aber in den Augen Bonapartes war die ganze Immoralität seiner Brüder ziemlich gleichgiltig. Sein großer Zweck, seine fixe Idee war es, alle freien Regierungen zu stürzen; man darf daher mit Recht annehmen, daß diese Idee ihn fortwährend bei seinem Handeln in Anspruch nahm; man führt darauf unter vielem anderen die wichtige Thatsache zurück, daß in seinen Augen die Vereinigten Staaten von Amerika unter den ihm entgegenstehenden Staaten die ersten seien, mit denen er sich beschäftigen müsse; infolgedessen war ein Kriegsschiff dazu ausersehen worden, Lucien in der Eigenschaft eines geheimen Agenten Bonapartes nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu bringen, der Zeit und Oertlichkeit erkunden solle. Es waren ihm zehn Millionen bar mitgegeben worden und Kreditbriefe für den gleichen Betrag. Die Engländer, die von diesem Plane etwas witterten, erwarteten ihn auf offener See, nahmen das Schiff fort, brachten es nach London und retteten, ohne es zu wollen, die freie Regierung der Vereinigten Staaten. Welch schreckliche Lage wäre, o Himmel, dem unter das Joch der Korsen geratenen unglückseligen Menschengeschlechte vorbehalten gewesen, wenn der neue Masaniello seinem Wahnwitz nur Einhalt zu gebieten vermocht und wenn diese Bande elender Menschen sich besser verstanden hätte!

Da sie jetzt für einen Augenblick einen Blick auf die Verwaltung Bonapartes fallen lassen konnten, welche der von seinem Despotismus verbreitete Schrecken der ruhigen Betrachtung entzogen hatte, sagten die Franzosen sich mit einem Gefühle der Beschämung und des Staunens: wie hat nur derjenige, der eine organisirte Republik vorfand, den Willen und die Macht bethätigen können, sie von Grund aus zu zerstören! Wie hat die Verwegenheit eines Sterblichen sich so weit vorwagen können! Er hat die Emigranten und Priester zurückberufen; er hat sich mit Adeligen und Aristokraten umgeben, er hat sie mit dem Erträgnis der staatlichen Einkünfte und mit einträglichen Stellen beim Zivil und Militär überhäuft: nur für die Servilität und den Verrat hat es einen Lohn gegeben; er hat zum Teil das Feudalwesen, die Titel, die Orden und die Majorate wieder eingeführt; er hat unter dem Namen eines gesetz=

gebenden Körpers eine Versammlung von Stummen eingeführt und einen seinem Willen ergebenen, nicht minder stummen Senat, den er glänzend dotirt hat; er hat es sich persönlich nicht versagen können, den Palast der Könige zu bewohnen; er hat in ihrem Bette schlafen müssen; er hat sich ihren Nachfolger und sogar ihren Verwandten genannt! Er hat sich eine Prätorianerwache geschaffen; er hat die Staatsgefängnisse wieder hergestellt und neue Bastillen erbauen lassen. Mehrere dieser Bastillen hatten scheußliche unterirdische Verließe; schon waren in denselben die Vorrichtungen für die Ausübung der peinlichen Frage und der Tortur untergebracht, die er wieder herstellen wollte, da er sie als die ersten Rechte seiner Krone und die erfreulichen Vorrechte seiner Erhebung zum Kaiserthron betrachtete. Lettres de cachet wurden nach dem Muster der alten angefertigt, mit freigelassenen Stellen zur Eintragung des Namens und zur Anbringung der Unterschrift und eine gewisse Anzahl derselben verschiedenen hohen Würdenträgern zur Verfügung gestellt. Der Bischof von Aix hatte zehn derselben erhalten: sie wurden gegen Priester, gegen den ehrenwerten Pfarrer von Rians und selbst gegen Laien zur Anwendung gebracht. Indem ich hier bloß von dem spreche, was in meiner nächsten Umgebung und speziell im Süden vorging, kann ich als Beispiel die unglücklichen Gefangenen des Schlosses If anführen: Lajolais und andere, die in diesen schrecklichen Gefängnissen untergebracht waren, litten Mangel an allem und boten seit geraumer Zeit nur noch den Anblick wandelnder Skelette dar. Ein Oberst war sieben Jahre in eben diesem Schlosse If eingeschlossen, ohne daß er die Gründe seiner Haft hätte erfahren oder Beistand von seiner Familie erhalten können. Als letztere sich nach seinem Dasein erkundigte und sich an den Kriegsminister wandte, erwiderte Seine Excellenz ein für allemal: „Ihr Verwandter hat jedenfalls den Tod gefunden.“ Ein Ingenieuroffizier, der mit der Inspektion dieser Festung und mit Reparaturen an derselben betraut war, gab endlich der Familie Nachricht. Dieser Unglückliche, der provisorisch in Freiheit gesetzt wurde, hatte seine Gesundheit eingebüßt und fand sich ohne Mittel. Der Präfekt wies ihn an, an dem gleichen Tage noch die Stadt Marseille zu verlassen und sich nach den Pyrenäen und seinem Geburtsorte zu begeben. Man verweigerte ihm einen

Geleitsschein, der ihm wenigstens das Nötigste verschafft haben würde. Er fand bei mir und mehreren Offizieren die erforderliche Hilfe; er ging fort und überhäufte uns mit Segenswünschen.

Bonaparte hatte nicht nur die periodische Presse seiner Zeit geknebelt, die sich irgendwie eine Kritik oder auch nur irgendwie Bemerkungen über seine Befehle erlaubte, er suchte auch die Texte der Schriftsteller und Philosophen zu verstümmeln und zu ändern, die so lange die Ehre unseres Landes ausgemacht und uns und die ganze Welt aufgeklärt hatten. Ohne das Verzeichnis so vieler und so bekannter Unthaten weiter fortzusetzen, richte ich nur noch an diesen wütenden Despotismus die Frage, wo er geendet haben würde, wenn das nicht durch seine Niederlagen auf dem Schlachtfelde geschehen wäre? Trotz aller Verleumdungen der imperialistischen Bonapartisten beruhigt mich hier mein Gefühl hinreichend darüber, daß man mich nicht einer Hinneigung zu unseren Feinden anklagen wird. Ich habe sie zum Heile meines Vaterlandes von frühester Jugend an in den verschiedensten Teilen der Welt bekämpft, wie in meinem Vaterlande selbst, als dorthin der Kriegsschauplatz verlegt wurde! Es ist unfraglich das größte Unglück eines Volkes, wenn es so weit zurückgebracht wird, daß es seine Geschäfte nicht mehr selbst besorgen kann und es sich genötigt sieht, zu seinem Beistande Fremde herbei zu rufen, die, wenn sie auch den Namen von Verbündeten und selbst von Freunden annehmen, nichtsdestoweniger nur allzu sehr wirkliche Feinde sind. Wir waren in diese Notlage geraten, als wir bei Toulon die Feinde zurückdrängten, als wir den 9. Thermidor, den 13. Vendémiaire und selbst den 18. Fructidor machten. Aber da die Gewalt der Ereignisse uns diese Zeit wieder vor Augen führt, wo Frankreich innere Kämpfe zu bestehen gehabt hat, aus denen es siegreich hervorgegangen ist, und an denen ich mich, vielleicht glücklicher als in diesen letzten Tagen, rühmen darf, in wirksamer Weise einigen Anteil genommen zu haben, stehe ich nicht an, nochmals zu erklären, ich, der Konventsmann, ich, dessen aufrichtig republikanische Gesinnungen, dessen aufrichtig republikanisches Verhalten sich nie zu einer Kapitulation mit unseren Feinden oder zu einer Unterhandlung mit dem Königtum herbeigelassen hat, als dasselbe zu ihnen zählte, stehe ich, sage ich, nicht an, auf Ehre und Gewissen zu

erklären, daß der 30. März 1814, an welchem Bonaparte niedergeworfen wurde, thatsächlich nicht weniger ein Tag der Befreiung für unser Land gewesen ist, als es der 9. Thermidor war; und es würde nicht schwer sein, zu beweisen, wenn hier der Ort für eine derartige Diskussion wäre, daß von den beiden Tyrannen Robespierre und Bonaparte der schuldigere und für die Menschheit verderblichere vielleicht nicht Robespierre gewesen ist, wenn auch die Formen heftigerer Grausamkeit ihn widerwärtiger erscheinen lassen.

Aber trotzdem die Fremden und Bourbonen, die sich zum Sturze Bonapartes verbunden, sich auch im Besitze von Paris finden, sind die Opfer der kaiserlichen Regierung noch nicht gerettet. Die Henker möchten sie noch gerne zurückbehalten; es mußten erst Petitionen ins Werk gesetzt und Anstrengungen gemacht werden, um die unglücklichen Gefangenen von Nîmes zu erlösen. Sie richteten eine Bittschrift an den ersten Präsidenten, den Generalprokurator und die Räte beim Appellhofe zu Nîmes, an den Präfekten des Gard, an den Untersuchungsrichter beim Gerichtshofe von Nîmes und an alle Inhaber von Stellen im Verwaltungs- und Justizdienste in dem Departement Gard. Ich gebe aus derselben einige Stellen wieder:

Der Tyrann, den die Glücksgöttin zum Unglücke der Völker erhoben hatte, und den die Entrüstung der Völker von seinem angemaßten Throne gestürzt hat, hat plötzlich den Einfluß verloren, den ihm das Blut der Tapferen und der Schrecken seines Namens verliehen hatten.

Vierzehn Jahre hindurch hat er Frankreich und Europa unter dem Drucke eines schändlichen Despotismus gehalten: alle seufzten schweigend.

Wir wagten es, den verabscheuten Koloß zu erschüttern und den Gedanken zu befreien, weil die Presse allein uns von dem Tyrannen befreien konnte.

Diese Verschwörung, die weit edler war, als sie verwegen erscheinen mußte, wurde entdeckt. Die Ketten und die Zurüstungen zu einem gewissen Tode waren der Lohn unserer Ergebenheit.

Der Koloß ist gestürzt. Auf seinen Ruinen hat Frankreich bereits seine Trauerkleider abgelegt und allenthalben bricht allgemeine Freude hervor.

O betrübender Gegensatz!

Während alles neu geboren wird, während alle Herzen sich zu einem gemeinsamen Hasse und zu gemeinsamer Hoffnung verbinden, sind unsere Hände

noch mit Ketten gefesselt, unsere Heimstätten verlassen und weinen unsere Familien noch!

Gezeichnet: Lalliaud-Larnac, Alexander Ricord der Jüngere, Henry Moutier, Jullian, Vernet, Revest, Sauvaire, Porre, Montel, Aillaud, Jullian, Plaisant, Savon Dozol der Aeltere, Porre, Dozol der Jüngere, Sicot, Julien, Amphoux, Berneron, Dabat, Borely, Camoin, Michel, Castelin, Collomb, Delui, Negrel, Pignol, Carrigues, Méro der Aeltere, Méro der Jüngere, Guis, Blancard, Simonet, Loubat, Marquisan, Vachier, Celce, Compagnier Prost, Merci, Alibert, Meyrier, Pierrugues, Cros, Vidal, Fouque, Moynier, Gueyrard, Brest, Olivier Brest, Barthélemy, Olivier, Imbert, Barnel, Lacroix, Sénés, Toucas, Burle, Duchesne, Alliez, Bernard, Arnoux, Gaubiac, Faucher, Coullomb, Cabanis, Tourret, Jaume, Menviel, Evesque, Lalane, Lafont.

Baragnon, Advokat, Teste, Advokat.

Nîmes bei Gaude dem Jüngeren, Drucker des Appellhofes 1814.

Die hier Unterzeichneten sind endlich durch die Restauration gerettet worden. Es waren die noch Ueberlebenden der Angeklagten, die in Toulon unter dem Kommando Massénas und dem Kommissariate Pelets von der Lozère auf ausdrücklichen Befehl Bonapartes erschossen worden waren.

Da ich bis hierher dem Schicksale der Unterdrückten gefolgt bin, wird es Zeit, daß auch mir mein Teil an der Befreiung wird. Ich glaube hinfort das Recht zu haben, ohne Polizeierlaubnis zu reisen, und da ich keinen andern Wunsch hatte, wie den am 18. Brumaire zu erkennen gegebenen, denjenigen, in der Eigenschaft eines einfachen Bürgers wieder in die Klasse der Friedfertigen zurückzutreten, begebe ich mich nach Paris, wo seit der Revolution mein Heim gewesen, aus dem ich vertrieben wurde, als Bonaparte sich der Gewalt bemächtigte.

Talleyrand schien, nachdem er meine Rückkehr nach Paris erfahren, großes Verlangen zu haben, sich wegen dessen zu entschuldigen, was mir Widerwärtiges widerfahren war und sich zugleich an das zu klammern, was meine Lage mir Berechtigtes zu einer legitimen Repressalie gegen meine Unterdrücker gab; er beeilte sich daher, mir entgegenzukommen. Als ich abends in meine zur ebenen Erde gelegene Wohnung in der

Rue des Francs-Bourgeois, am Marais, in dem Hause eines meiner früheren Adjutanten, Victor Grand, kam, fand ich mehrere Karten von Talleyrand vor. Da ich es nicht ablehnen konnte, ihm wenigstens einen seiner Besuche zu erwidern, begab ich mich nach seinem Hotel in der Rue Saint Florentin; sofort von seinen Dienern erkannt, von denen mehrere die meinigen auf dem Direktorium gewesen waren, hatte ich nicht einmal nötig, meinen Namen zu nennen, um sie anzutreiben, mich anzumelden und mich zu dem großen „Stürzer" Bonapartes zu führen, dem gegenwärtigen Mittelsmann der Koalition.

Talleyrand fiel mir um den Hals und umarmte mich mit einer für sein gewöhnliches Phlegma ungewöhnlichen Heftigkeit. Man kann sich keine Vorstellung von den Versicherungen des bürgerlichen Sinnes und der Anhänglichkeit an meine Person machen, die Talleyrand mir gab: er war stets der beste Patriot Frankreichs gewesen und hatte nur für unser Land gelebt; was mich anlangt, so behauptete er, er habe mich stets dem Kaiser gegenüber verteidigt, der stets gewillt gewesen sei, gegen mich die schlimmsten Entschließungen zu fassen: „er hat ihn immer daran verhindert," sagte er, und mich gerettet; er hatte ebenso Bonaparte gegenüber die Republik und die Freiheit verteidigt und wäre beinahe darüber zu Grunde gegangen.

Diese Marotte Talleyrands war mir nicht neu: es war auch die Fouchés und Réals, die mir jedesmal, wenn sie mir einen abscheulichen Streich gespielt hatten, unabänderlich sagen ließen, „sie hätten mich gerettet und ihr ganzes Leben nichts gethan, als mich verteidigt". Talleyrand, der in großartigerem Maßstabe vorging, als Fouché, wollte nicht nur mich persönlich verteidigt haben, „er hatte Spanien, Portugal, Deutschland und schließlich ganz Europa gegen den Usurpator und Eroberer verteidigt". Man sieht, daß, wie gewöhnlich nur mit sich selbst beschäftigt, Talleyrand sich lediglich damit befaßte, seine schwachen Seiten zu verteidigen. Ich kannte sie genugsam, um nicht durch alles das, was er mir vorbrachte, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie noch zugenommen hatten; außer dem, was ihn persönlich anging, fand ich in dieser Unterhaltung nichts, was mich interessirt hätte. Ich ließ mich von den Gründen Talleyrands nicht anfechten, der, während er mich einerseits für den ersten der Bürger

erklärte, wegen des Widerstandes, den ich seit dem 18. Brumaire der Tyrannei geleistet, mir andererseits absolut nicht auf die Frage antwortete, die ich an ihn stellte, welches die Garantien seien, die man Frankreich gegen die Gewaltthätigkeit des Auslandes und gegen die der neuen Gewalt böte, die sich an die Spitze der Geschicke Frankreichs stelle. „Sie haben eine schlechte Vorstellung," sagte ich ihm, „von dieser Gewalt, wenn Sie wollen, daß sie zur unumschränkten Beherrscherin der Nation werden solle, ohne Vertrag und nur durch die Gnade Gottes, denn das ist Ihre Legitimität; und mit was statten Sie denn diese Legitimität aus? Mit dem Geschenke der vierundfünfzig festen Plätze, die Sie dem Auslande gemacht haben, dem Sie nochmals Frankreich ausgeliefert haben."

Talleyrand war bestürzt über die Heftigkeit meiner Worte, aber seine Antwort verhüllte sich in langes, sinnendes Schweigen; es war das diejenige, die er gewöhnlich gab, wenn er nicht unter dem Zwange eines besonderen Anlasses und einer besonderen Autorität stand. „Da Sie glauben, Sie könnten sich stets auf diese Weise durch diplomatisches Schweigen aus der Verlegenheit ziehen, Bürger Minister," sagte ich ihm, „glaube ich, daß Ihre Berechnungen Ihnen in dieser Hinsicht nicht mehr stand halten werden. Der Tag ist gekommen, wo Sie der Nation über alles das Rechenschaft zu erstatten haben, was Sie seit dem 18. Brumaire gethan haben. Ich will gegen diesen Tag nichts sagen und habe vielleicht zu wenig gegen denselben gesagt, in Berücksichtigung dessen, was er Persönliches gegen mich hatte; Sie konnten die Personen ändern. Gut, aber Sie haben die Einrichtung zerstört; in ihr beruhte die Hoffnung des Menschengeschlechtes; es war dargethan, daß eine große und starke Republik nicht allein möglich sei, sondern, daß sie Thatsache war. Das Problem der Organisation der Freiheit war durch die Triumphe im Innern und im Auslande gelöst. Sie haben wieder mit den thörichtsten Vorurteilen aller Art begonnen, Sie haben den reingefegten Tisch wieder beschmutzt, und warum haben Sie so gegen die Republik gehandelt? um sich an ihre Stelle zu setzen, um ihre gesamten Schätze und diejenigen der anderen Nationen an sich zu reißen, um sich mit Bändern, Dekorationen und Titeln zu bedecken, wie sie ganz Europa

nicht mehr wollte, und wie sie zu Ende des alten Regimes absolut nicht mehr vorhanden waren, wo der wirkliche Adel und die Gebildeten geistvoll genug waren, keine Titel mehr anzunehmen. Sie haben das Blut von mehreren Millionen Franzosen vergossen, um Europa in jeder Weise zu plagen und es zu berauben, um alle Königsgeschlechter zu verunglimpfen, indem Sie die verworfensten Wesen der Gesellschaft in ihre Ehegemeinschaft führten, einen Joseph Bonaparte, einen Jérôme, einen Ludwig, alles ebenso beschränkte wie verderbte Wesen, eine Pauline, eine Elise, eine Karoline, die ich in Marseille als öffentliche Dirnen gekannt habe und die ich in meiner leichtfertigsten Zeit nicht einmal hätte berühren mögen, selbst dann nicht, als ich ihnen Almosen gab."

Talleyrand hörte mir mit einer Art Ruhe oder Duldung zu, die er demjenigen nicht versagen konnte, der sein politisches wie sein pekuniäres Glück begründet hatte; er sagte mir im Tone bitterer Zustimmung: „Bonaparte ist ein großer Schurke; er hat alles verdorben, alles preisgegeben, nachdem er alles genommen." — „Ich gebe zu, daß Bonaparte ein großer Schurke ist und vielleicht der schuldbarste, der seit Adams Tagen auf Erden erschienen ist. Er hat das Geschick des Menschengeschlechtes verhunzt, er hat, weil es ihm so beliebte, aus Eitelkeit und Eigennutz die größte Gelegenheit verabsäumt, welche die Menschheit je seit dem Ursprung der Gesellschaft gehabt hat, eine Gelegenheit, die vielleicht in dem Zeitraum von zwanzigtausend Jahren nicht mehr wiederkommen wird, ja, ich bin, wie Sie, der Ansicht, daß Ihr Bonaparte ein ‚großer Schurke' ist, aber schließlich ist er es nicht allein, und wenn er es allein wäre, wenn er nicht mächtige und zahlreiche Mitschuldige gehabt hätte, würde er nicht, wie er es gethan, bis zu dem Höhepunkt des Uebels vorgedrungen sein. Wenn Sie also behaupten, Bonaparte sei entschieden niedergeworfen, muß man zunächst seine Ideen, sein System und die Agenten ändern, welche ihn nicht nur unterstützt, sondern welche auch die Sachen weitergetrieben haben, als er es verlangte. Andernfalls ist Ihr vorgeblicher Regierungswechsel gar keiner; Sie hätten da nur einen Namen geändert, und die Nation würde ihre Rechnung dabei nicht finden, wenn Sie dieselben Werkzeuge der Tyrannei auf sie niederfallen lassen wollten, die sie fünfzehn bis zum Sterben traurige

Jahre niedergebeugt haben. Man muß Frankreich wirklich freiheitliche Institutionen geben, und um sie zur Ausführung zu bringen und nicht sie zu fälschen, bedarf es anständiger und aufrichtiger Patrioten, das heißt des geraden Gegenteils von dem, was alle Agenten Bonapartes gewesen sind."

„Bonaparte ist ein großer Schurke," wiederholte mir Talleyrand nochmals, als ob er glaube, mir damit eine große Genugthuung zu bereiten, und ich entgegnete ihm: „Wir sind darüber einig, daß Ihr Bonaparte ein großer Schurke ist, aber das ist schließlich nicht alles."

Talleyrand gab mir, sich in tiefes Schweigen hüllend, durch diese Haltung zu erkennen, daß er sich als Mitschuldiger Bonapartes und als ein durch ihn zu Reichtum Gelangter, dieser seiner Lage nicht entziehen könne und wolle, und daß er nur einen Wechsel der Persönlichkeit gewünscht habe. „Ich verstehe," sagte ich ihm, „daß man, wenn man von einer Regierung Ordensbänder, Titel und Geld erhalten hat, ein gewisses Bedenken trägt, den Makel auf sich zu nehmen, dem diese gabenspendende Regierung verfällt; da aber die neue Regierung schließlich alle Geschenke eures Kaisers gewährleistet hat, die Dekorationen, die Titel und Schenkungen, können euere Beschenkte ruhig in dem Genusse ihrer Gaben bleiben, und man hat nicht nötig, sie am Ruder zu behalten, um ihnen Sicherheit für diesen Genuß zu bieten."

„Ja; aber," sagte mir Talleyrand, „die Bourbonen, die man kurz halten muß, können durch die Bonapartisten in Respekt gehalten werden, und wir müssen in dieser Hinsicht acht auf sie geben."

Es wurde mir auf diese Weise klar, daß Talleyrand, wenn er als erster Agent Bonapartes zu dessen Sturze beigetragen, damit nichts anderes gewollt hatte, als sich in allem zu erhalten, was er besaß und sich noch Geld dazu zu machen, und daß er sich zu diesem Zwecke bei den Bourbonen mit einer gewissen Macht über die Bonapartisten brüsten wollte, über die er dem Anscheine nach verfügte, und die er glauben lassen wollte, daß er sie protegiren werde: doppeltes Spiel und beständige Intrigue bei Talleyrand, wie bei Fouché. Dieser letztere war bei allen Parteien stets vorwärts gegangen; Talleyrand war ihm, wie Chenier gesagt hat, nur nachgehinkt, aber der Bischof von Autun hat, wenn er hinkte, seinen

Weg mit einer gewaltigen Last von Gepäck zurückgelegt, das er stets noch vermehrt hat. Man wird darüber später bei einem bestimmten Anlasse noch Genaueres erfahren.

So wollten die Bonapartisten von der Art Talleyrands, wenn sie auch ihr Oberhaupt geopfert hatten, nichts von den Vorteilen opfern, die sie ihm verdankten, und das Falsche ihrer Stellung nötigt sie, nach wie vor die Wichtigkeit der Partei zu behaupten, an die sich ihre Sicherheit und ihr Dasein knüpfte. Da ich bei meinen Worten durchaus nicht die Zurückhaltung beobachtet hatte, welche die Bekanntschaft mit der Lage desjenigen erheischt, mit dem man spricht und die, der bekannten Redensart nach, darin besteht, daß man im Hause des Gehenkten nicht vom Strick spricht, und ich mich wenig darum gekümmert hatte, das Anzügliche meiner Worte, das sich so direkt und so wesentlich gegen meinen Partner wandte, zu verbergen oder zu verhüllen, blickte mich denn auch Talleyrand, der sich seiner Verlegenheit nicht erwehren konnte, mit einer Verdrießlichkeit an, die sich in seinen Zügen weit offener, als es je bei ihm der Fall gewesen ist, zu erkennen gab; er sah, daß ich ihn durchschaut hatte, daß er mir nicht hatte entgehen können, und daß er zugleich mich nicht zu den schmiegsamen Naturen rechnen konnte, deren Zustimmung man leicht erhält. In einem freundlichen und fast gefühlvollen Ton sagte Talleyrand zu mir: „Ich kann, Herr von Barras, alles das nicht vergessen, was ich Ihnen schulde; ich weiß, in welchem Zustande ich mich befand, als Sie mich zum Minister gemacht haben. Ich darf stolz darauf sein, daß ich mich als solcher gehalten habe, aber es war doch mein Anfang. Sie haben mir in den Steigbügel geholfen; aber können Sie, mein lieber Herr von Barras, Sie, der Sie so viel Rechtlichkeitssinn haben, hier dieser Eigenschaft entsagen, die Sie stets ausgezeichnet hat? Sie kennen die Menschen nicht; sie sind dieselben unter einer Restauration, wie unter dem Kaiserreich; sie wollen materielle Genüsse; sie haben nicht unrecht, denn das ist das einzig Wahre, alles andere ist Haarspalterei und Theologenkram, das heißt unverständliche Abstraktion; man muß sich an das Positive halten, man muß mit den Wölfen heulen und mit ihnen alle Schafe verschlingen, die sich einstellen, das heißt das ganze Schafsgeschlecht, das mit Recht den Menschen höherer Art gehört."

Ich konnte meine Entrüstung nicht zurückhalten, als ich die Schlußfolgerungen und moralischen Auseinandersetzungen des alten Apostaten der Freiheit und Religion hörte. Ich zog mich zurück, indem ich ihm meine ganze Verachtung durch einen einzigen Blick zu erkennen gab, aber durch einen entscheidenden Blick, gegen den es keine Berufung gab.

Talleyrand läuft mir nach, so schnell seine Gebrechlichkeit es ihm gestattet, und sagt mir, mich am Rockschoße festhaltend: „Barras, ich bitte Sie, stoßen Sie die Freunde nicht zurück, die Ihnen verbleiben; entfremden Sie sie sich nicht aus Ungerechtigkeit.“ Indem ich meinen Weg fortsetzte und immer lebhafter wurde, sagte ich ihm: „Wenn ich wie Sie alle Livreen getragen hätte, würde ich Freunde behalten haben und nicht der ganzen Rache einer Usurpation ausgesetzt gewesen sein, der Sie sich nicht allein unterworfen, sondern die Sie hervorgerufen, bei allen ihren Ausschreitungen unterstützt und in ihrer Wut noch gereizt haben, und die Sie reich bezahlt hat, Sie und die übrigen.“ Talleyrand, der immer sanfter wurde, je mehr er mich gereizt sah, ergriff mit einer Hand die meinige, während er mit der andern immer noch mich am Rocke festhielt, wie eine zweite Frau Potiphar, aus Furcht, ich könne ihm entgehen. Er sah sehr bewegt aus und es schienen sogar Thränen in seine Augen zu kommen. „Ich hätte je Ihr Feind sein können?“ — „Sie sind derjenige der Revolution gewesen,“ sagte ich ihm, „und Sie haben sie vernichtet.“ Talleyrand, dem man von Zeit zu Zeit eine Meldung machte und der Gründe genug hatte, nichts von der Mißachtung, die ich ihm bezeigte, zu erkennen zu geben, drückte mir noch heftiger die Hand und sagte mir: „Ich ersuche Sie um Ihr Ehrenwort, daß Sie noch einige Augenblicke hier bleiben wollen, ich bin genötigt, Sie einen Augenblick zu verlassen; lesen Sie inzwischen diese Depesche, die ich soeben erhalten habe und die ich gleich dem Könige überbringen werde.“ Es war eine von Bonaparte vor seiner Abfahrt nach der Insel Elba geschriebene, sehr verwegene Reklamation oder Proklamation, in welcher er die Gesetzmäßigkeit seiner Abdankung bestritt, die nur durch die Bajonette erlangt worden sei. Talleyrand kam wieder zurück: „Da sehen Sie den Stolz dieses Mannes, der Frankreich im Stiche gelassen hat, nachdem er es in unwürdiger Weise bloßgestellt und nachdem er den Vorschlag,

es zu verteidigen, zurückgewiesen! Es wird uns auch," sagte er mir, „noch ein Stück Arbeit machen, einen andern loszuwerden, der auf das Königreich Frankreich Anspruch macht; hegt nicht Bernadotte, den Sie so gut gekannt haben, seinerseits auch im stillen diese Absicht? aber er ist zu spät darauf verfallen. Bernadotte ist, wie gewöhnlich, am Tage nach Ostern unter die Fischer gegangen. Er ist nach allen Alliirten nach Paris gekommen, als wir die frei gewordene Stelle den Bourbonen gegeben hatten. Er mußte bei diesem Anlasse nicht allein mit langer Nase abziehen, was bei der Länge der seinigen schon etwas besagen wollte: er konnte, oder er that so, als könne er die so triftigen Gründe nicht verstehen, mit denen man ihm darthat, daß er sogleich Frankreich verlassen müsse, um zurückzukehren in sein hyperboräisches Königreich und dort seine Dynastie zu begründen; da er aber noch bis zum letzten Augenblicke sehen wollte, was er von Frankreich zu hoffen hätte, mußte er sich Ludwig XVIII. vorstellen, der soeben nach Frankreich gekommen und bereits in Compiegne war; nachdem er bereits einige Minuten in seinem Vorzimmer den Kronprinzen von Schweden hatte warten lassen, der beständig sein Bruder sein wollte und der kurz vorher beinahe König von Frankreich geworden wäre, empfing Ludwig XVIII., der damals das System seiner fingirten einundzwanzigjährigen Herrschaft begann, Bernadotte wie einen Soldaten, der während seiner Abwesenheit in seinen Diensten gestanden habe; er sprach ihm seine Anerkennung für sein Verhalten während dieser Zeit aus, während welcher er das nicht habe thun können, und Bernadotte erfuhr auf diese Weise, daß er, obwohl seit zwanzig Jahren Soldat und General der Republik, stets nur ein Soldat und Unterthan Ludwigs XVIII. gewesen war. Er konnte nichts dagegen machen und mußte sich dieses Kompliment gefallen lassen; das ist fast alles, was Bernadotte mit seinem Erscheinen in Frankreich im Jahre 1814 erreicht hat."

Während er sich so über Bernadotte aufhielt, glaubte Talleyrand, er könne der Hauptfrage aus dem Wege gehen und mich auf andere Gedanken bringen, indem er mich auf Kosten des mystifizirten schwedischen Prinzen zum Lachen brachte. Er wollte wieder ein politisches Gespräch beginnen, bei dem er jedenfalls hoffte, daß ich ihm mit mehr Achtung

begegnen werde, als ich ihm zu erkennen gegeben hatte. Mich widerten die Lüge und die Heuchelei dieses bleichen Gesichtes an. Ich verabschiedete mich von Talleyrand rasch und, ich gebe zu, vielleicht etwas gewaltsam; aber ich hatte in der Gliederpuppe selbst nach ihrer Demaskirung das Urbild aller widerwärtigen Laster und aller kalten Verbrechen der kaiserlichen Regierung, das kaiserliche Gespenst in eigener Person zu erblicken geglaubt, und es war mir unmöglich, an mich zu halten.

Mai 1814.

Frau von Staël war, wie ich, fast unmittelbar nach dem 18. Brumaire verbannt worden, und wie ich hatte sie jetzt infolge der Rückkehr Ludwigs XVIII., durch die Gnade Gottes erhalten gebliebenen Königs von Frankreich und Navarra, wieder das Recht erlangt, ihren Wohnsitz in Paris zu nehmen; es hatte zwischen uns ein Austausch der Gedanken und Gefühle eines gemeinsamen Geschickes stattgefunden. Da sie vielleicht etwas von meiner Zusammenkunft mit Talleyrand erfahren, vielleicht aber auch nur aus dem Gefühle der Dankbarkeit, die sie mir wegen alles dessen zu erkennen gab, was ich zur Zeit des Direktoriums mit vieler Bereitwilligkeit für sie, ihre Verwandten und Freunde zu thun in der Lage war, kam Frau von Staël liebevoll und mitteilsam, wie in den ersten Tagen unserer Verbindung, an dem Tage nach meinem Besuche bei Talleyrand zu mir. Allem vorgreifend und mit Hast zuvorkommend, was wir uns in dieser Hinsicht sagen konnten, war es ihr nicht mehr möglich, mir für das zu danken, was ich einst auf ihr so dringendes Bitten für das Emporkommen Talleyrands gethan. Sie entschuldigte sich zunächst ganz beschämt bei mir und sprach lebhaftes Bedauern darüber aus. Sie sagte, es sei das nicht nur der größte Fehler gewesen, den sie seit ihrer Geburt begangen, es sei ein Verbrechen, ein schreckliches Verbrechen gewesen; sie betrachte sich den Göttern und Menschen gegenüber als mitschuldig daran und verantwortlich dafür, daß sie dazu beigetragen, Talleyrand in die Staatsgeschäfte zu bringen, Talleyrand, einen so nichtswürdigen und einen für die Moral an sich und in ihrem Verhältnis zu Politik und zu jeder Regierungsform so verderblichen Menschen: „Er hat euch verkauft, ihr Herren vom Direktorium,“ sagte sie mir in ihrer lebhaften Weise, „er hat das Konsulat verkauft, er hat den Kaiser und das Kaiserreich verkauft und er hat die Restauration verkauft; er

hat alles verkauft und wird alles, was er kann oder was er auch nicht kann, bis zum letzten Tage seines Lebens verkaufen.“ Frau von Staël führte mir in dieser Hinsicht einen Vers aus dem Virgil an, der sich als Motto auf einer Broschüre befand, die auf meinem Kaminsims lag, und erklärte mir denselben, weil ich ja nicht viel Latein mehr wissen werde, da ich es niemals erlernt hätte:

> Vendidit hic auro patriam, dominumque potentem
> Imposuit . . .

Frau von Staël sagte mir in demselben Tone: „Talleyrand hat die Bourbonen den Verbündeten verkauft, er hat die Verbündeten den Bourbonen verkauft, er hat noch in den letzten Tagen vierundfünfzig befestigte Plätze auf einen Streich verkauft, aber was noch schlimmer ist, als daß er die materiellen Festungen der Republik verkauft hat — wenn ich mich so über ihn ausdrücke, wenn ich es ohne jeden Rückhalt thue, geschieht das, weil ich damit noch nicht all das Uebel ausdrücken kann, das dieser Mensch der Menschheit zugefügt hat — ist er nicht gestern gekommen, um mich in ganz unterwürfiger Weise aufzusuchen? Ich war weit entfernt davon, ihn zu erwarten, als man ihn mir anmeldet und ich ihn bei mir eintreten sah, nach Schluß eines Essens, das ich, wie er gehört hatte, einigen angesehenen und bei Hofe einflußreichen Persönlichkeiten gegeben hatte, denn die Machtstellung ist immer das, was Talleyrand sucht und wittert. Da das Gespräch sich notgedrungen mit dem gegenwärtigen Augenblicke beschäftigen mußte, hatte ich gesagt, daß, wenn (nach der traurigen Bemerkung Fox') eine Restauration nicht bloß eine Revolution, sondern die schlimmste der Revolutionen ist, diejenigen, die das Unglück haben, in derartige Ereignisse verwickelt zu werden, sich wenigstens dabei nicht entehren können, daß sie dabei Forderungen in Betreff der Moral und der Freiheit aufstellen können und nicht aufzuhören brauchen, die Grundsätze zu respektiren, die bei den Revolutionen oder Contrerevolutionen niemals aufgeopfert werden dürfen, ‚denn die Menschen kommen und gehen, aber die Prinzipien, welche die Sache selbst sind, können niemals schwinden.‘ ‚Gerade das habe ich thun wollen,‘ sagte Talleyrand zu mir, ‚aber die Bourbonen haben mich nicht verstanden, sie waren zu beschränkt dazu; sie sehen nichts als ihre einfältige Legitimität.‘

— Vergessen Sie nicht, daß das Wort ‚Legitimität‘ eine Erfindung Talleyrands gewesen ist, der im allgemeinen kaum etwas erfindet, mit Ausnahme von Schlechtigkeiten, und daß er das bei den Fürsten als einen Anspruch auf Ruhm und Ansehen hat gelten lassen. Im Anschlusse an einige andere Erklärungen, die Talleyrand mir zu geben versuchen wollte, auf sein Verhalten unter der Restauration zurückkommend, wagte er, mir zu sagen, daß das übrigens seine Ansicht gewesen sei. Das Wort ‚Ansicht‘ in einem derartigen Munde, dem es so schlecht anstand, brachte mich, ich gestehe es, außer mir und ich rief aus: ‚Was reden Sie mir da von Ansicht vor, mein Herr, und wie kann ein Mensch wie Sie, es wagen, ein derartiges Wort auszusprechen! Irgend eine Ansicht! Nur Leute von Gewissen haben eine solche, die das Recht haben, eine zu haben. Sie haben niemals eine Ansicht gehabt, Sie haben nur Interessen und die gemeinsten von allen gekannt; sie sind der einzige Beweggrund Ihres Verhaltens unter allen Regierungen gewesen. Geld und nochmals Geld, das ist es, was Sie stets gesucht haben. Das war damals eine gewisse Entschuldigung, als Sie, wie ich glaube, nicht viel davon besaßen und unter dem Nullpunkt standen; aber warum sind Sie seither und in der letzten Zeit, als Sie selbst einer Restauration irgend ein Prinzip und irgend einen Anspruch auf Ehre hätten entgegenbringen können, schlimmer und immer schlimmer geworden? Nein, mein Herr, thun Sie sich kein zu großes Unrecht an, wenn Sie sich damit brüsten wollen, Ansichten gehabt zu haben; Sie haben deren niemals gehabt, Sie haben und Sie werden niemals etwas anderes als Interessen haben.‘“ — „Während ich so mit ihm sprach,“ fuhr Frau von Staël fort, „ging ich erhobenen Hauptes in meinem Salon auf und ab: ich war in diesem Augenblicke eine Art Corinna; Herr von Talleyrand wollte mir folgen, wie, um mir den Mund zu schließen, indem er mich stets bat, doch ruhig zu sein, aber ich konnte nicht an mich halten gegenüber dem Urheber des ganzen über Frankreich hereingebrochenen Unheils. Wissen Sie, was mir dieser berühmte Improvisator geantwortet hat, der überall hingeht und die Antworten anführt, die er diesem und jenem gegeben haben will, und die Bonmots wiederholt, die er niemals ausgesprochen hat? Während er stumm und sprachlos wie gewöhnlich verharrte,

aber stets andeutete, daß er etwas sagen wolle und sich fest an mein Kleid klammerte, um mich zu bitten, eine Antwort zu vernehmen, blieb ich endlich mitten in meinem Salon stehen und sagte ihm, mich zurückwendend: ‚Nun wohl, mein Herr, was haben Sie zu antworten, antworten Sie.‘ — ‚O, o, o, Frau von Staël, Frau von Staël, ich bitte Sie. Ach, Frau von Staël!‘ Das war alles, was er sagte, das die ganze Entgegnung Talleyrands auf meine so positiven und so bestimmt vorgebrachten Vorwürfe, und er konnte kein Wort weiter hervorbringen. Was hat er denn Ihnen, lieber Barras, die Sie mir ihn in seiner Wohnung etwas hart behandelt zu haben scheinen, geantwortet?" — „Er hat mir mit ebenso viel Beredsamkeit und logischer Schärfe wie Ihnen geantwortet; er blieb ebenso kleinlaut wie damals, als Rewbell sich über ihn lustig machte und uns seine geschäftliche Unfähigkeit und Ohnmacht darthat." — „Wohlan denn, Barras," fährt Frau von Staël fort, „verzeihen Sie mir jetzt, daß ich Frankreich ein derartiges Geschenk gemacht habe. Wenn Sie es mir verzeihen, werde ich selbst es mir niemals verzeihen."

Eine Menge von Einzelzügen, die von ehrenwerten und vielleicht weniger leidenschaftlichen Zeugen als Frau von Staël und ich, berichtet werden, bewiesen, wie wenig Ungerechtigkeit darin lag, Talleyrand zu beschuldigen, er habe in der Revolution nur das gesehen, was er in allen anderen Angelegenheiten gesehen und ausgeführt: ein besonderes Interesse des Eigennutzes; es ist ganz gewiß, daß er zu derselben Zeit, da er genötigt war, der Person Bonapartes zu entsagen, der ihn in Ungnade entlassen hatte und ihn verfolgte, gern im Besitz aller Gunstbezeigungen geblieben wäre, die er von ihm bezogen, so mit der einzigen Idee zur Restauration übergehend, daß sie ihm zu Macht und Geld verhelfe, den beiden einzigen Beweggründen seines Lebens: es hatte sich und es durfte sich damals für Talleyrand nichts in Frankreich geändert haben. Es sollte daselbst für ihn nur „einen Menschen weniger" geben. Von dem Augenblicke an, da dieser Mensch, der zuletzt Talleyrand in seiner Freude gestört hatte, gestürzt war, war alles erreicht, und das französische Volk hatte sich nicht zu regen und ganz einfach stille unter der Regierung zu halten, die Talleyrand ausüben, und die ihn im Besitze

aller Schätze des Sybaritentums lassen werde, welche der schamlose Satrap dem Kaiserreich verdankte.

Unter den denkwürdigen Handlungen der Restauration, an denen sie aber sicherlich ganz unschuldig ist und die man ihr mit Unrecht zur Last legen würde, hat man häufig die Verteilung oder den Raub der vierzig und etlichen Millionen angeführt, mit denen Marie Louise bis nach Blois gekommen war. Man sagt, sie selbst habe nur sehr wenig für sich behalten, mit Ausnahme dessen, was verausgabt war, als man ihr diese Schätze wieder abnahm. Man versicherte, bei weitem das meiste sei unter das diplomatische Corps jener Zeit verteilt worden; zunächst an Talleyrand, weil er Talleyrand hieß und Talleyrand war, an Metternich, Castlereagh, Wellington, den russischen Gesandten und die der anderen Mächte. Ueber das hinaus, was er für sich erhielt, hatte Metternich noch den Anteil einer Million für die Königin von Neapel bekommen, mit der er als Geliebter zusammenlebte. Auch für jeden der Brüder und jede der Schwestern Bonapartes fiel etwas von dem größeren Teile der vierzig Millionen ab.

Man sieht, es verhält sich schon ziemlich genau so, wie ich es Talleyrand gesagt hatte, es hatte sich bei unserer neuen Organisation nichts geändert. Die Plünderungen gingen ruhig weiter, und es herrschten dieselben Neigungen wie unter der kaiserlichen Regierung. So vollzog sich unter unsern Augen wieder einmal der Beweis für die von Talleyrand ausgesprochene Wahrheit, daß die Menschen immer dieselben bleiben; daß es auf der Welt nur Geld gibt und man alles nur durch die Korruption zur Entscheidung bringen kann; wenn man den Grundsatz Talleyrands in Betreff der Notwendigkeit des Korrumpirens gelten läßt, kann man ihm nur den Vorhalt machen, daß er ihn zunächst in einer wenig bescheidenen Weise auf sich selbst in Anwendung brachte. Bevor man die anderen besticht, schien er sich zu sagen, muß ich zunächst mich selbst bestechen. „Ei, du lieber Gott,“ sagte mir Frau von Staël, „er hat in dieser Hinsicht nichts zu thun. Er soll im Zustande der völligsten Korruption und selbst Verwesung auf die Welt gekommen sein; es ist jetzt so weit mit ihm, daß bei dem Begräbnis einer berühmten Persönlichkeit, bei dem er kürzlich erscheinen zu müssen glaubte, von seiner

ganzen Person ein derartiger Gestank ausging, daß das bleiche Gespenst, wenn auch noch auf einem Fuße gehend, für den Toten selbst gehalten wurde."

Aber was bedeuten für Talleyrand alle Bemerkungen und alle Vorhalte, die man ihm über sein Verhalten machen kann. Er hat öffentlich bekannt, daß es auf der Welt außer dem Galgen nur Geld gibt. Was macht es ihm aus, daß er durch die Freiheit der Presse bloßgestellt wird? Wie könnte sie eine Wirkung auf einen Menschen ausüben, der bei der Lektüre einer gegen ihn gerichteten Schmähschrift einschläft? Ich bin daher gewiß, daß ich ihn nicht verletze und ihn nicht einmal sonderlich aufrege, wenn ich hier eine Art Enthüllung der Handlungen und Thaten Talleyrands wiedergebe, welche Frau von Staël mir anvertraute; sie sagte mir, sie habe dieselbe aus England erhalten, sie betitelt sich:

Diplomatische Trinkgelder und Geschäfte Talleyrands, des Prinzen von Benevent.

Nr. 13. Vertrag mit Portugal unter dem Direktorium. — Waffenstillstand durch den Ritter d'Araujo zum Preise von drei Millionen Franken. Bloß die Hälfte wurde gezahlt. Der Bürger Charles Maurice von Talleyrand sollte vorab eine Million haben. Von den gegebenen 1 500 000 Franken erhielt der Bürger Talleyrand nur fünfmalhunderttausend Franken. Er hatte heftige Scenen mit dem Unterhändler, warf ihm vor, daß er seiner Verpflichtung nicht nachkäme, und schrie über Böswilligkeit und Verrat; er erstattete einen Bericht, beklagte die Oeffentlichkeit und schloß damit, daß der Ritter zur Ehrenrettung der Regierung der Republik nach dem Temple geschickt werden müsse, was geschah . . . . . 500 000 Franken.

Nr. 14. Unterhandlungen mit Hamburg. — Nach der Angelegenheit mit Lord Fitz-Gérald verlangte Talleyrand zwei Millionen in Mark Banco (3 600 000 Franken). Der Senat von Hamburg gab nur 1 900 000 Franken; er erhielt auf seinen Teil knapp 780 000 Franken. Der Kaiser hat behauptet, es seien die vollen 1 900 000 gewesen. Bourrienne hat Befehl gehabt, auf die Zahlung zu bringen; er hat recht beträchtliche Geschenke erhalten, um die Insolvenz des Senats zu bezeugen und zur Anerkennung bringen zu lassen. Der Prinz von Eckmühl drang gleichfalls auf die volle Zahlung der 3 600 000 Franken. Talleyrand hat nur bekommen 780 000 Franken.

Nr. 15. Unterhandlungen mit der Republik Venedig. — De Winck verpflichtete sich für 800 000 Franken, von denen 200 000 Franken

meiner Familie noch geschuldet werden, auf welche de Winck gezogen hatte. Der Bürger Talleyrand hat erhalten . . . . . . 200 000 Franken.

Nr. 39. Entschädigungen des Prinzen von Nassau-Oranien, des früheren Stathouder, nach der durch Duroc vermittelten Abmachung von Berlin. — Es war ausgemacht worden, daß die batavische Republik dem Hause Oranien 25 Millionen holländische Gulden, etwa 74 Millionen Franken, zahlen sollte. Die Zahlung erfolgte bis auf den Betrag von etwa 600 000 Franken, welche die französischen und holländischen Gesandten für sich behielten. Der Prinz von Oranien beklagte sich bei seinem Schwager, dem Könige von Preußen. Man hatte als Vorwand der Zurückbehaltung, die übrigens nur vorübergehend sein und beim Friedensschlusse wieder aufgehoben werden sollte, die außerordentlichen Bedürfnisse des Konsulates angegeben. Im Jahre 1804 schrieb bei der Reise nach Aachen der König von Preußen dem neuen Kaiser durch den General Mollendorf einen vertraulichen und freundschaftlichen Brief, in welchem er ihn bat, diese Entschädigungsangelegenheit zum Abschlusse bringen zu lassen. Der Kaiser antwortete, daß er sie für beendet halte. Maret erhielt Auftrag, Sémonville, unsern Gesandten im Haag zu befragen: Sémonville langte in aller Eile an; der Kaiser war in Cleve und kam von Köln. Maret erklärte Sémonville, um was es sich handelte; Sémonville gab die Enthüllung dieser Angelegenheit. Schimmelpenninck und die holländischen Minister hatten fünf Prozent zurückbehalten unter dem Vorwand, den Unterschied zwischen dem Bank- und dem Courant-Geld auszugleichen. Diese 1 250 000 Gulden, sagen wir 4 Millionen Franken, waren ihnen von der Bank zu gute gekommen, die, um sie zufrieden zu stellen, ihren Rechten entsagt hatte. Für diese Summe waren Herrn von Talleyrand, Durand und Duroc Geschenke gemacht worden, ihm selbst eins in einem schönen Silberservice, ferner dem Präsidenten Schimmelpenninck, den holländischen Ministern der Finanzen und des Auswärtigen ... „Und was ist aus den 14 noch übrigen Millionen geworden?“ — „Talleyrand hat sie sich nach Paris schicken lassen, ohne jeden Abzug für Wechselverlust.“ — „Aber, mein Lieber, das wird Ihnen der Kaiser niemals glauben; Sie sind ein verlorener Mann; haben Sie Auftrag von Talleyrand gehabt?“ — „Ich hatte Frau von Sémonville nach Paris geschickt. Talleyrand hat ihr gesagt, das sei eine mit dem ersten Konsul und Duroc abgemachte Sache, und hat sie sehr bald wieder abreisen lassen.“ — „Der Kaiser ist wütend; er wird in Ihrer Angelegenheit nichts als eine weibliche Intrigue erblicken und gar eine solche Ihrer Frau, und dann sind Sie verloren.“ — „Einen Augenblick, mein lieber Maret: Frau von Sémonville war nicht zufrieden mit Talleyrand, besonders wegen seines Drängens zur Abreise, und zwar zur Abreise, ohne Duroc gesehen

zu haben. Ich habe daher einen Kurier an Durand geschickt, ich habe die Schwierigkeit der Uebergabe in Paris auf Schimmelpenninck und die batavische Regierung geschoben." — „Es war ein Befehl des Ministers, wenigstens Durands nötig, um sie zu beheben." — „Mein Kurier hat mir einen Brief Durands gebracht." — „Zeigen Sie mir ihn doch." — „Ich habe ihn im Haag gelassen." — „Wie können Sie einen derartigen Fehler begehen? Lassen Sie Montholon als Kurier abgehen, um ihn zu holen. Der Kaiser wird nicht vor sechsunddreißig Stunden hier sein; er wird abends kommen; am andern Tage hat er morgens eine Revue, die ihn bis drei Uhr beschäftigen wird; sagen Sie nicht, daß Sie mich gesehen haben. Gehen Sie nach Spa und sobald Sie die Abreise des Kaisers vernehmen, kommen Sie zurück." Montholon war in sechsunddreißig Stunden aus dem Haag zurück. Der Kaiser empfing Sémonville sehr schlecht, der ihm die Details gab, von denen ich eben gesprochen habe, und den Brief Durands, der sehr entschieden und im Namen des Ministers abgefaßt war. Er schob ihn zerknittert in sein Schreibpult.

Der Kaiser sah Herrn von Talleyrand um neun Uhr und gab großen Zorn zu erkennen. Sein Minister schob alles auf die Holländer und Schimmelpenninck. „Sind Sie auch sicher, daß Durand keinen Befehl von Ihnen aus gegeben hat?" — „Keinen, Sire; ich bin dessen sicher." — „Lassen Sie ihm sagen, er solle gleich kommen." Der unerschütterliche Herr von Talleyrand zeigte gleichwohl etwas Verwirrung, wenigstens bemerkte der Kaiser das. Er erzählte die Scene Maret, wettete, daß Durand nicht kommen werde, und sagte: „Das ist ein Mensch, den man nicht behalten kann; er wird nicht mit mir nach Mainz gehen, und wir müssen sehen, daß wir jemand für die auswärtigen Angelegenheiten bekommen. Was für ein Lügner, und doch geriet er in Verwirrung!"

Drei Tage darnach reiste man nach Mainz ab. Abends sagte der Kaiser, der Herrn von Talleyrand kalt behandelt hatte, zu ihm: „Nun, Ihr Durand ist nicht gekommen; er ist ganz gewiß schuldig; sind Sie auch sicher, daß Sie ihm keinen Befehl gegeben haben?" — „Ich bin dessen vollkommen sicher." — „Daß er nicht geschrieben hat?" — „Ich bin überzeugt davon, oder sein Brief ist von Schimmelpenninck falsch verstanden worden; die holländischen Minister haben bei der ganzen Sache so viel Unsinn gemacht." — „Ich habe Sie in Mainz nicht nötig; gehen Sie nach Paris zurück und ruhen Sie sich aus, Sie haben es nötig."

Am folgenden Tage sagte der Kaiser zu Maret: „Man wird ihn nach Valençay zurückschicken müssen; aber wen bringen wir in das Auswärtige?"

Der Kaiser schickte Herrn von Talleyrand nicht fort; er erhielt in Mainz wieder neuen Grund, ihm Vorwürfe wegen seiner Habgier zu machen.

Talleyrand wurde indes unruhig und fürchtete den Sturm, der ihm drohte; er stieg in Paris bei Cambacérès ab, machte demselben halb vertrauliche Mitteilungen, gestand ihm zu, daß er einen ganz kleinen Teil von den sechs Millionen Gulden erhalten habe und sagte, der Kaiser sei klein: er thue nichts für diejenigen, die ihm am nützlichsten gewesen seien; sie müßten wohl selbst an sich denken, weil er nicht an sie denke; er sprach von seinem Eifer, seinem Ansehen bei dem Senat in Paris, drohte und fügte hinzu, er sei ruhig: seine schlechte Laune sei nicht von Dauer; er fürchte sie nicht; übrigens wette er, es werde sich niemand finden, der mehr das Vertrauen der fremden Minister und der Kabinette Europas besitze. Cambacérès sagte ihm, er solle sich ruhig verhalten und mit niemand über die beiden Gespräche von Aachen reden; er werde den Kaiser sofort nach dessen Rückkehr aufsuchen; es werde nicht bis zum Schlafengehen dauern, dann werde er den Kaiser beruhigt finden, was in der That eintraf. Der Kaiser zeigte anfangs etwas Kälte, aber Talleyrand erzählte ihm einige Geschichtchen aus Paris, und alles war vergessen; er blieb im auswärtigen Amte, um siebenzehn Millionen Franken reicher; etwas hatte er Durand abgegeben.

Nr. 40. Mainz: Enthüllungen Hirsingers. — Dieser gute Herr Hirsinger, der in Frankfurt wohnte, liebte ebenso sehr guten Tokayer, wie alten Rheinwein, empfing gern Geschenke, aber erpreßte sie niemals; er kommt in Mainz fast inkognito an und findet den Staatssekretär Maret. „Nun, Hirsinger, haben Sie den Kaiser gesehen?" — „Nein, Herr Graf. Ich bin bei Ihnen und in Mainz nur vertraulich." — „O, o!" — „Ja, ich möchte einer Audienz beim Kaiser aus dem Wege gehen. Es widerstrebt mir, ein falscher Bruder zu sein; der Kaiser würde mich über diese verdammten Säkularisationen fragen, welche uns so viel Leid zugefügt haben und die Deutschland so laut aufschreien lassen. Nicht alle haben günstige Anteile erhalten; die Entschädigten beklagen sich: der Klerus speit Feuer und Flamme; er findet sich bei dem Kurfürst-Erzkanzler zusammen; dieser beruhigt die unterdrückten Prälaten; aber sie wollen den Kaiser sprechen und ihm alles sagen; Baker und Mathieu von Rezoff haben alle diese Ränke gebraut, und es gibt abscheuliche darunter." — „Das ist aber doch gerade ein Grund, Seine Majestät um eine Audienz zu bitten. Kommen Sie seinen Fragen nicht zuvor; aber antworten Sie unbefangen und beschwichtigen Sie die Sache und ihn selbst. Handeln Sie als Mann von Ehre, der klug die Wahrheit sagt und sich an das Thatsächliche hält." — „O, Herr Graf, das ist sehr peinlich. Ich möchte die Pastete nicht anrühren. Ich werde abreisen." — „Hüten Sie sich nur davor: Ihre Abreise würde mehr besagen, als Sie es könnten. Der Kaiser, der alles weiß, ist schon davon benachrichtigt, daß Sie hier sind: er wird nach Ihnen schicken; Sie hätten gar nicht kommen sollen." — „O, meiner

Treu, ja gewiß, daran habe ich nicht gedacht.“ — „Der Kaiser besieht die Befestigungswerke. Gehen Sie und kleiden Sie sich um und stellen Sie sich ihm in der Audienz vor; er wird vielleicht an Sie denken. Diese Säkularisationen sind wohl recht widerwärtig? Es hat wohl viele Intriguen gegeben?“ — „Ach, sprechen Sie mir nicht davon; es sollte mich wundern, wenn sie nicht meinem guten alten deutschen Vaterlande neun bis zehn Millionen rheinische Gulden gekostet haben.“ — „Zum Teufel, das ist etwas viel.“ — „O gewiß. Das Departement des Auswärtigen hat mindestens fünfzehn Millionen Franken bekommen, Baker drei, Mathieu von Rezoff eine Million oder 1 200 000 Franken.“

Der gute Herr Hirsinger ging zur Audienz. Der Kaiser plauderte dann vertraulich mit ihm und erfuhr von ihm die ganze „Pastete“: er spie Feuer und Flamme gegen Talleyrand, gab aber darum doch nicht Befehl, diesem Minister, den er als Betrüger behandelte, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten abzunehmen. Der Kurfürst von Dalberg sprach ihm viel darüber. Man erhöhte die Pensionen der abgesetzten Prälaten und der mediatisirten Grafen, und damit war alles zu Ende.

Mathieu von Rezoff, den ich genannt habe, gestand später alle diese Thatsachen zu; er sagte, er habe bloß 800 000 Franken bekommen. Er ist über dem Suchen nach dem Rest in Schwaben gestorben. Der gute Herr Hirsinger hatte als Verehrung 7—800 000 Franken und einen guten Weinkeller bekommen, Baker mehr als drei, Herr von Talleyrand, Montrond, Durand, Roux-Laborie und selbst Hamelin mehr als fünfzehn Millionen Franken. Die auswärtigen Beziehungen waren für den Börsenspekulanten in Pariser Wasser, den ehemaligen Bischof und das ehemalige Mitglied der konstituirenden Versammlung eine ergiebige Milchkuh. (Mathieu von Rezoff war Generalsekretär des elsässischen Adels gewesen. Er war ein Bruder des Notars Mathieu in Paris und von Mathieu Favier.)

Nr. 55. Spanische Angelegenheiten: der Friedensfürst. — Gegenstand des allgemeinen Hasses der Spanier, empfand Don Manuel Godoï, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Freund des Königs, Geliebter der Königin, erklärter Feind des Prinzen von Asturien und wirklicher König der Monarchie, die Notwendigkeit, eine Stütze an dem Beistand und dem Schutze des Kaisers zu finden: er suchte sie durch Herrn von Talleyrand; er hatte in Paris einen speziellen Agenten, Dr. Isidor d'Urquijo, Generalintendanten des botanischen Gartens zu Madrid. Urquijo lebte in Paris in vertrautem Umgange mit der schönen Frau von Bure, der ehemaligen Buchhändlerin der Bibliothek des Königs, früher Maitresse des Herrn von Talleyrand. Man bezog von dem Obersatrapen Spaniens beträchtliche Summen in Dublonen, die zum überwiegenden Teile ihren Weg zu Herrn von Talleyrand fanden.

Man ließ unter anderem Geld springen: erstens, um durchzusetzen, daß Spanien nicht gezwungen werde, England den Krieg zu erklären; zweitens, um den im Oktober 1806, gelegentlich des preußischen Krieges, gemachten schweren Fehler wieder gut zu machen; drittens, beim Vertrag von Fontainebleau im August 1807, dessen Geheimartikel dem Friedensfürsten eines der beiden Fürstentümer von Algarbien zusicherte; und viertens, um Frankreichs Schweigen über die verwegene Verhaftung des Prinzen von Asturien im Escurial im November 1807 zu erlangen. Es wurden wohl zu Beginn des Jahres 1808 einige Summen ausbezahlt. Dr. Joseph d'Urquijo, ein Neffe des Friedensfürsten, hat mir versichert, es seien durch die Hand seines Onkels mehr als zwei Millionen Pistolen, ein Betrag von 27 bis 30 Millionen Franken, gegangen. Herr von Talleyrand habe davon mindestens zwei Drittel, 18 bis 19 Millionen, bekommen. Dieser junge Mann sollte seine Cousine heiraten, die heutige Untergouvernante von Mademoiselle, mit dem Titel einer Hofdame, Gräfin . . . (sic). Es hat leider eine schlechte Wendung mit ihm genommen; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Nr. 127. Wir sind bei der Restauration. — Sie hat dem Herrn Fürsten von Talleyrand viel eingebracht. Von den 46 Millionen Franken, die sie gekostet hat, rechnet man, daß er für sich behalten hat:

Zur persönlichen Beeinflussung der Gemüter durch ihn	12 000 000	Franken.
Um die Fonds zu erheben	3 000 000	„
Die provisorische Regierung hatte für diesen Zweck 1 500 000 Franken. Herr von Talleyrand, der Herzog von Dalberg, Ludwig, und die sonst noch Beteiligten spekulirten mit den Fonds; es gab dabei einen Gewinn von ungefähr 16 Millionen Franken: zwei Fünftel für Talleyrand . . .	6 400 000	„
Die Affaire von Orleans, genannt vom „donischen Kosaken"	2 800 000	„
Erhalten von Doumère für Lebensmittel der Armee	3 000 000	„
Empfangen von Bernardi für das Spiel . . .	800 000	„
Im Ganzen	28 000 000	Franken.

Nr. 238. Wiener Kongreß. Sächsische Angelegenheit circa	6 000 000	Franken.
Neapolitanische Angelegenheit, von Murat 200 000 Dukaten	840 000	„
Angelegenheit des Königs Ferdinand, wobei sein Drittel an den ihm, Metternich und Castlereagh versprochenen 500 000 Pfund Sterling		
Uebertrag	6 840 000	Franken.

Uebertrag 6 840 000 Franken.

etwas beschnitten wurde; letzterer wollte keinen Verlust an Wechselgeld tragen; die beiden übrigen teilten den Rest. Talleyrand empfing 3 700 000 „

Herzogtum Dino, 30 000 Dukaten auf das große Buch von Neapel, mit 70 Prozent verkauft . 8 820 000 „

Im Ganzen 19 360 000 Franken.

Nr. 27. Vertrag von Luneville. — Der Vertrag wurde von Joseph unterzeichnet. Herr von Talleyrand hatte als Minister des Auswärtigen darin ausbedingen lassen, daß die von dem Kaiser von Oesterreich in Belgien geschuldeten Renten vollständig bezahlt werden sollten; sie bezifferten sich auf 33 Millionen Gulden. Simon von Brüssel hatte Herrn von Talleyrand vorgeschlagen, sie an Ort und Stelle zu beheben; sie standen damals 30 Prozent; sie konnten sich davon nur 18 Millionen Gulden verschaffen; aber Oesterreich zögerte später mit der Einlösung; man begab sie weiter zum Kurse von 66 Prozent. Herr von Talleyrand erzielte dadurch einen Gewinn von 3 Millionen Gulden. Er bekam als Anteil das Doppelte wie Simon, der in den Inventarien des letzteren mit einer Million und sechsmalhunderttausend Franken figurirte. Der doppelte Anteil Talleyrands, ohne Einschluß des Zurückbehaltenen . 3 200 000 Franken.

Die 3 Millionen Gulden sind in Wien übergeben worden, 1 500 000 österreichische Gulden zu 2 Franken 50 . . . . 3 750 000 „

Geschenk Oesterreichs für den Minister . . . . 400 000 „

Geschenk des ersten Konsuls . . . . 300 000 „

Im Ganzen 7 650 000 Franken.

Nr. 47. Rheinbund. — Man weiß, daß der König von Württemberg für das Siegelrecht des königlichen Diploms bezahlt hat . . . . 1 000 000 Franken.

Der König von Bayern zahlte, dank dem Fürsten von Ligne, nur . . . . 300 000 „

Uebertrag 1 300 000 Franken.

Uebertrag	1 300 000	Franken.
Der Fürstprimas, dank seinem Neffen, dem Herzog von Dalberg	400 000	„
Der Großherzog von Darmstadt, sehr gut behandelt	400 000	„
Nassau, Sachsen, die Hohenlohe, die Grafen von Lippe	500 000	„
Der Markgraf von Baden, dank der Frau Stephanie	100 000	„
Im Ganzen	2 700 000	Franken.

Zusammenstellung der diplomatischen Trinkgelder und Geschäfte nach Nummern und Summen.

Nr. 13	500 000	Franken.
„ 14	780 000	„
„ 15	200 000	„
„ 27	7 650 000	„
„ 39 mit Durand	17 000 000	„
„ 40	15 000 000	„
„ 47	2 700 000	„
„ 55	18 000 000	„
„ 127	28 000 000	„
„ 238	19 360 000	„
Zu diesen Summen sind noch zu rechnen, Miete zu Valençay 72 000 Franken, von denen 50 000 für bloße Gefängniskosten	300 000	„
Einkommen von 603 333 Franken 33 Centimes, sieben Jahre hindurch	4 200 000	„
Man hat behauptet, daß Talleyrand den Auftrag gehabt habe, Barras die Abdankung mit zehn Millionen Franken abzukaufen und er ihm nur drei Millionen gegeben habe. Er teilte den Rest mit Fouché und Bruix, aber der Teil Talleyrands war	4 000 000	„
Er hatte sie aber, wie man sagt, vorgelegt und erhielt sie sehr spät zurück.*)		
Der Prinz von Benevent, Vizegroßkurfürst, verdankt demnach den Ereignissen der Revolution . .	117 690 000	Franken.

*) Ich bin eine besondere Erklärung über den letzteren Punkt schuldig, das heißt darüber, daß meine Demission, deren historischen Verlauf ich ohne jeden Rückhalt berichtet habe, nicht der Gegenstand eines Geldvorschlags gewesen ist. Ich darf wohl behaupten, die Unterhändler würden nicht gewagt haben, auch nur dieses Wort verlauten zu lassen.

Darin sind nicht einbegriffen die Börsenoperationen von ihm und seiner Frau, die sich, abgesehen von den 40000 Franken, die er ihr überläßt, 60000 Franken Rente gemacht hat; ebenso sind darin nicht einbegriffen die Beutelschneidereien Montronds und Hamelins, Roux-Labories und des bescheidenen Perret. So war die Zeit und so die Leute dieser Zeit.

Ach, wenn die Regierungsgewalt Hand in Hand mit schmutzigen Interessen geht, mit unedlen Leidenschaften, die sich in einer politischen Persönlichkeit vereinigt finden, dann ist es kaum zu vermeiden, daß die Regierten von den traurigsten Folgen betroffen werden. Das schlechte Beispiel der Regierenden führt zur Schaffung der Parteien, denen sie Hoffnungen aller Art eröffnet. Diejenige Bonapartes, die schon durch so viele bürgerlich-politische Interessen stark war, mit denen er Frankreich zu seinem Vorteile durchdrungen hatte, war es noch mehr durch die Militärpersonen. Diejenige der Republikaner, wenn man mit diesem Namen noch die Männer belegen kann, die der Republik anhänglich geblieben waren, diese Partei verlangte von der Regierung der Restauration nur Frieden und Sicherheit. Es war die Partei, welche die Regierung sich zu verbinden hätte suchen müssen, weil sie die einzige Repräsentantin der allgemeinen Interessen ist: anstatt dieses so einfache und auf den natürlichen Menschenverstand gegründete Verfahren einzuhalten, begann die Regierung der Restauration, die wenigen Patrioten, die der Sichel des kaiserlichen Despotismus entgangen waren, abzusetzen, um an ihre Stelle Leute zu bringen, die nicht einmal die Fähigkeit der Imperialisten hatten, die diesen aber an Servilität gleichkamen und die Taktik fortsetzten, die Freiheit und die Charte zu verachten und zu dem Glauben zu veranlassen, sie seien königlicher als der König. Dieses System der neuen Regierung, die so von Talleyrand zu Gunsten der angeblichen Royalisten organisirt war, von denen er Vergeben und Vergessen für sein früheres Verhalten

---

Ebenso erkläre ich noch hinsichtlich dieses Punktes, daß, wenn Bonaparte in dieser Absicht irgend eine Summe verausgabt hat, sie gänzlich im Besitze Talleyrands geblieben ist, der bei diesem, wie bei vielen anderen Anlässen sich soweit treu geblieben ist, daß er gemeint hat, er müsse, da ja doch keiner mehr verdiene, gekauft zu werden als er, zunächst sich einmal mit eigener Hand auszahlen.

gegen die Imperialisten erlangen wollte, gab zu allen Unzufriedenheiten Anlaß. Da keiner eine Gewähr für sich fand, entzündete sich ein innerer Krieg, anfangs im Verborgenen, bald aber offen. Die von Bonaparte Bereicherten und Dekorirten hielten, an Machinationen gewöhnt, den Augenblick für günstig, um eine ganz ernstliche mit ihrem früheren Herrn, dem Kaiser der Insel Elba, anzuspinnen. Sie errichteten über die Schweiz und andere Wege einen Korrespondenzpunkt mit der Insel Elba. Zu gleicher Zeit vereinigten sich in den Tuilerien die sogenannten Feinde des Bonapartismus, die Individuen, welche die ersten Parteigänger desselben gewesen waren und die wie Talleyrand hinter den Privilegien und unter dem Schutze des Despotismus ihre schmachvolle Vergangenheit verbergen wollten. Sie gaben sich die redlichste Mühe, in ihrer ganzen Vollkommenheit wieder eine ihren Vorrechten günstige Aristokratie zu schaffen. Ludwig XVIII. sah inmitten dieser unreinen Atmosphäre, die ihn umgab, um ihm die Wahrheit zu verbergen, die letztere doch bei verschiedenen Veranlassungen, die darnach angethan waren, seine natürliche Divinationsgabe zu vermehren, zu sich herandringen. Er sah voraus, daß sein Minister Talleyrand nicht fähig sei, ihm gegen die fort und fort seine Restauration bedrohenden, neuen politischen Ereignisse Gewähr zu bieten.

Die tiefe Zurückgezogenheit, in der ich in Paris lebte, im Kreise einiger Verwandten und einiger Freunde, die ich meiner Gewohnheit nach bei mir zum Essen empfang, war kein hinreichender Grund, mich in Ruhe zu lassen und zu glauben, daß ich ruhig sei. Es gab damals eine Polizei, die sich für milde und väterlich ausgeben wollte, deren Chef Beugnot war, der, indem er sich über sich selbst wie über alles lustig machte, gesagt hatte, „seine Polizei sei der Tropfen durchdringenden Oeles“, eine rednerische Figur, die gewiß sehr liebenswürdig ist, und welche die Nachwelt nicht minder schätzen muß, als sie von den Zeitgenossen geschätzt worden ist. Da es nun aber eine Polizei gab, mußte diese Polizei auch etwas thun, um ihr Geld zu verdienen.

Der König hatte mehrmals zu Herrn Beugnot, dem Generaldirektor der Polizei, gesagt: „Man hält bei einer einflußreichen Persönlichkeit der Revolution Reden, und Sie wissen es nicht.“ Beugnot dachte,

das könnte bei mir sein, und beauftragte Thurot, einen seiner Agenten, einen früheren Generalsekretär unter Fouché, sich bei mir Zulaß zu verschaffen und ihm Bericht darüber zu erstatten. Thurot kam infolge dessen. Seine Unterhaltung war interessant wegen der vielen Einzelheiten, die er uns sowohl über die letzten Augenblicke Bonapartes wie über die Zurückkunft der Bourbonen gab. Am andern Tage sagte der König zu Beugnot: „Man hat gestern abend wieder meine Regierung in einem Hause schlecht gemacht, in dem Sie irgend einen Agenten haben müßten." — „Sire," erwidert ihm Beugnot, „die Worte, die gefallen sind, gingen von meinem Agenten Thurot aus, und doch haben alle anwesenden Personen sich dabei sehr anständig benommen, mit Ausnahme meines und Ihres Agenten, der sich dort befand." Ich habe diese Angaben von einem Freunde Beugnots, ebenso von Thurot, dessen Verhalten mir gegenüber bei diesem Anlasse tadellos gewesen ist.

August bis November 1814.

Unter diesen Umständen, die Anlaß zu vielem Nachdenken und zu verschiedenen Voraussagungen geben, sehe ich eines Tages den Herzog von Havré bei mir eintreten, einen ehrwürdigen Greis, unter dem ich gedient hatte. Er sagte mir: „Der König ist sehr unruhig, sein Zutrauen zu Blacas verdirbt ihn; er hat mich beauftragt, mich heute frühzeitig zu Ihnen zu begeben und Sie zu ihm in das Schloß zu bringen. Er hat das Verlangen, das Bedürfnis und, wie er mich beauftragt hat, Ihnen zu sagen, den Wunsch, die Ansicht eines Mannes zu hören, der Frankreich regiert hat und der zugleich in schwierigen und ernsten Augenblicken im stande ist, ihm nicht nur nützliche Ratschläge zu geben, sondern auch ihm behilflich zu sein, sofort das zur Ausführung zu bringen, was der König und Sie beschlossen haben sollten. Es ist uns gelungen, den Einfluß Blacas' zu erschüttern, der von diesem Schritte nichts wissen darf. Der König erwartet Sie: er verlangt keine Förmlichkeit. Ein Mietwagen befindet sich vor Ihrer Thüre; begeben wir uns sofort zum Könige, der das Gute will."

„Ich kann mich nur geschmeichelt fühlen, Herr Herzog, über den Auftrag, mit dem mich der König durch Vermittlung eines aufrichtigen Bürgers betraut. Ich zögere nicht, Ihnen diesen Namen zu geben, da ich Ihre aufrichtige Anhänglichkeit an unser Land kenne. Ich gestehe

Ihnen indes, daß ich nicht frei von Bedenken bin, teils wegen meiner republikanischen Ansichten, teils wegen der politischen Stellung, in welche mich die Revolution versetzt hat. Ich würde den nächsten Verpflichtungen gegen mich selbst untreu werden, wenn ich mich auf Schritte einließe, die mich aus meinem Privatleben herausreißen könnten. Wollen Sie daher, Herr Herzog, dem Könige diese ehrfurchtsvollen Erwägungen übermitteln.“

Nachdem Herr von Havré mir eine Reihe von vertraulichen Mitteilungen gemacht, die, wie er sagte, niemand besser beurteilen könne als ich, kam er daraus zu dem Schlusse, daß das Interesse des konstitutionellen Königs, das Interesse Frankreichs und mein eigenes Interesse mir geböten, sein Entgegenkommen nicht zurück zu weisen. Diese Anschauung hätte ihn entschieden, sich mit mir zu besprechen, um der Unordnung ein Ziel zu setzen wie nicht minder der Spaltung, die sich unvermeidlich daraus ergeben müsse, wenn an dem gegenwärtigen Vorgehen nichts geändert werde, das sogar mit der von sämtlichen Mächten vorgeschlagenen und garantirten Organisation im Widerspruche stehe. „Sie können,“ sagte er mir, indem er mir die Hand drückte, „in doppelter Weise dem Könige und dem Vaterland einen Dienst leisten, wenn Sie Blacas beseitigen, der den ersteren täuscht und das zweite verrät. Sehen Sie,“ fuhr er fort, „wie frech und mächtig schon die Feinde des Königs sind, daß sie es wagen und im stande sind, solche Scheußlichkeiten zu drucken.“ Herr von Havré zeigte mir und überließ mir vertraulich die nachstehende Schilderung Ludwigs XVIII.:

Dieser Fürst ist sehr unterrichtet; sein Geist ist gebildet, seine Manieren sind leutselig; aber er ist durch und durch falsch und perfide; er besitzt die Pedanterie eines Schönredners, und sein Ehrgeiz ist es, für einen Mann von Geist zu gelten; er ist weder eines hochherzigen Gedankens noch eines starken Entschlusses fähig; er fürchtet die Wahrheit und den Tod. Von Ruinen und Schmeichlern umgeben, hat er sich nur die Größe des Lasters bewahrt. Mag auch das Unglück ihn niederdrücken, er wagt nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. Auf diese Weise wird er, wie hart ihn auch das Unglück bedrücken mag, Zustimmung nur in der Seele feiger und kleinlicher Leute finden. Dieser Fürst zittert bei dem Anblicke eines Bündels von Piken und Dolchen und er führt unablässig den Namen Heinrichs IV. im Munde,

Im Frieden Intrigant, unbrauchbar in dem Kriege,
Als Held der Feder nur bedacht auf Ruhm und Siege,

und nicht minder nach Reichtum begierig als auf die Repräsentation erpicht; der Feind seiner wirklichen Freunde und der Sklave seiner Höflinge; finster und mißtrauisch, abergläubisch und rachsüchtig; stets doppelzüngig in seiner Politik und falsch bis zu den Ergießungen seines Herzens. So ist der Graf von Lille beschaffen, den der Zufall auf den ersten Thron der Welt geführt hat, ohne ihm irgend eine der Eigenschaften zu verleihen, welche den Völkern Respekt einflößen oder die Liebe derselben gewinnen. Seine Herrschaft wird eine Günstlingsherrschaft sein, und Frankreich wird zugleich alle Kleinlichkeiten König Jakobs und die ganze Verschwendungssucht Heinrichs III. zu ertragen haben.

So drückte sich vor fünfundzwanzig Jahren ein intimer Vertrauter Ludwigs XVIII. aus. Was würde er heute sagen, nachdem so viel Blut geflossen ist, um seine Herrschaft zu errichten und zu befestigen?

„Ich habe nicht nötig, dieses Werk der Böswilligkeit zu lesen," sagte ich zu Herrn von Havré, „ich kenne dieses Stück, einen Auszug aus dem Werke Montgaillards gegen Pichegru, das Bonaparte im Jahre 1804 wieder drucken ließ, als es sich darum handelte, diesen General zu verderben. Das hier ist der Wiederabdruck."

„Gut, mag es denn ein ganz neuer Abdruck sein, aber glauben Sie, daß der Generalpolizeidirektor im stande ist, auch nur die Druckerei ausfindig zu machen, aus der er hervorgegangen ist? So wird der König beschimpft und beinahe schon in seinem eigenen Hause geopfert."

Wenn ich hier meine ganze Entrüstung gegen das durch die Böswilligkeit Bonapartes von neuem zu Tage geförderte Werk Montgaillards kundgebe, fürchte ich nicht, daß man mir zum Vorwurf machen wird, daß ich durch seine Anführung zu seiner weiteren Verbreitung beitrage. Ludwig XVIII. ist tot. Er schläft den ewigen Schlaf, den ich wahrscheinlich bald mit ihm schlafen werde: er gehört, wie es demnächst mit mir der Fall sein wird, der Geschichte an. Glücklicher als ich, der ich meinen Namen nur mit Dingen von vorübergehender Wirkung habe in Verbindung bringen können, kann der Urheber der Charte — wenn man ihm auch zum Vorwurf machen mag, daß er sie hat oktroyiren und nicht durch einen auf Gegenseitigkeit beruhenden Vertrage besiegeln wollen — kann, sage ich, der Urheberder Charte aus seinem Grabe heraus

noch seinen Feinden Trotz bieten und für immer durch diese große That seines Lebens allen Verunglimpfungen der Zeitgenossen und selbst den begründeteren Vorwürfen, die sich zu seinen Lebzeiten gegen seine Schwächen hätten erheben lassen, begegnen. Ich möchte beinahe zu sagen wagen, daß man Schwächen nicht gehabt hat, oder daß sie vor Gott und den Menschen vergeben sind, wenn man sagen kann: „Ich habe einem großen Volke ein Fundamentalgesetz gegeben, das, wenn es zur Ausführung gebracht wird, zu seinem Glücke ausreichen muß." Ja, der gesetzgebende Monarch ist sicher unsterblich: er hat sich dem Throne der Gottheit genähert. Gott selbst ist ein konstitutioneller Monarch, weil er die Gesetze zur Regierung der von ihm geschaffenen Welt anerkennt und beobachtet.

Ich kehre zur Fortsetzung meiner Unterredung zurück. Ich verharrte bei meiner Weigerung, die ich Herrn von Havré gegeben hatte, in der festen Ueberzeugung, daß man sich meines Namens bedienen wolle, um die ministerielle Gewalt zu beseitigen, nicht aber ein schlechtes System, das seine Urheber nicht überleben dürfte. Herr von Havré sagte noch: „Blacas und diejenigen, welche die Wirkungen dieser Zusammenkunft fürchten könnten, sind abwesend: morgen kann der König vielleicht von neuem getäuscht werden."

Ich blieb vier Tage ohne jede Nachricht, als Herr von Havré wieder bei mir erschien, um mir einen Brief des Königs folgenden Inhalts zu überbringen:

Ich hätte gewünscht, Herr Graf, Sie noch an dem Tage, als ich Sie darum bitten ließ, persönlich zu sprechen; heute gestatten die Umstände es nicht. Ich habe das größte Vertrauen zu Ihrer Erleuchtung; ich zweifle nicht an Ihrer Anhänglichkeit an die gegegenwärtige Ordnung und an Ihrer Ergebenheit für meine Person: ich hätte gern, und es liegt mir viel daran, daß Sie mit Herrn von Blacas Rat pflegten; er besitzt mein ganzes Vertrauen; ich werde ihm Weisungen geben. Wollen Sie sich mit ihm über diese Zusammenkunft verständigen.

Gezeichnet: Ludwig.

So saß denn dieser Blacas, von dem mir Herr von Havré drei Tage zuvor sagte, „er hänge nur noch an einem Faden", fester als je

in seiner Günstlingsstellung, und von Havré, der geglaubt hatte, er könne ihn durch mich stürzen, kam heute als ein neuer, der Macht Blacas' verpflichteter Agent, um mich um eine Zusammenkunft mit ihm zu ersuchen! Ich muß hier ein Wort über diesen Emporkömmling der Restauration verlieren, dessen Glück man nicht für erstaunlicher halten darf als das so vieler anderen, wenn man bedenkt, daß es ganz und gar von der wirklichen Garderobe (das heißt, dem Geheimgemach) eines kranken Königs herkam, und seine Charge, die diesen Namen trug, wenn mit derselben auch der eines Großmeisters und sogar der eines ersten Edelmanns der Kammer verbunden war, nur ein verdecktes Bild der Sache ist, welche der sprachliche Anstand mit seinem wirklichen Namen zu bezeichnen verbietet.

Während ich auf dem Direktorium war, hatte Blacas, der noch nicht der Nachfolger d'Avarays war, eine definitive Wahl zwischen Ludwig XVIII. und der Regierung des Direktoriums nicht getroffen; er hatte mir in dieser Hinsicht viel Entgegenkommendes von seiner persönlichen Anhänglichkeit mitteilen lassen, wenn ich dieselbe entgegennehmen wolle. Mir war nichts von seinen moralischen Eigenschaften bekannt oder von seinem angeblichen Verdienste, was die Aufmerksamkeit irgend einer Regierung hätte auf sich lenken können. Es war ein Mann von jener gründlichen Bedeutungslosigkeit, die der Partei, welcher er dienen will, absolut nichts entgegenbringt. Da er einsah, er könne sich mir nicht vorstellen, um mir irgendwie politisch nützlich zu sein, hatte Blacas beschlossen, eine Annäherung zu versuchen, unter dem Vorwande, daß er mehrfach mit mir „verwandt" sei. Es ist das eines der gewöhnlichsten Mittel, die ich von den Angehörigen des Adelsstandes habe anwenden sehen wenn sie irgend etwas erreichen wollten; sofort ist man ein Verwandter desjenigen, der uns um etwas zu ersuchen hat. Dieser Gedanke und dieses Verhalten werden gut wiedergegeben durch einen Mann dieses Schlages, der sagte: „Wenn ich höre, daß jemand Minister ist oder es werden wird, pflege ich sein Freund oder gar sein Verwandter zu sein. So lange er Minister ist, halte ich ihm das Nachtgeschirr hin: wenn er es nicht mehr ist, gieße ich es ihm über den Kopf."

Es lag mir wenig daran, daß Blacas mein Verwandter war; er

kann indes seine Ansprüche in dieser Hinsicht in einem Punkte rechtfertigen, durch seine Verwandtschaft mit dem zweiten Mann einer meiner Cousinen M . . , . . (sic), die in zweiter Ehe einen Marquis von Rochegude geheiratet und denselben beerbt hatte, und die in dieser Eigenschaft einer angeheirateten Adoptivtante des Herrn von Blacas sich dessen in dem absoluten Elend, in welchem der angebliche Erbherr von Aulps sich befand, angenommen und ihm eine gute Erziehung hatte geben lassen. Es scheint, daß die absolute Armut eines provençalischen Edelmanns ihn zu dem Entschlusse gebracht hatte, auszuwandern und die Nachbarschaft und die Umgebung Ludwigs XVIII. aufzusuchen. Man hat hier in diesen letzten Tagen, wo ich diese Memoiren schreibe, gesagt, Herr von Blacas, der von Ludwig XVIII. zum Herzog gemacht worden, und dessen erster Edelmann von der Kammer gewesen war, sei Besitzer eines Vermögens von mehreren Millionen. Was ich versichern kann, ist, daß der angebliche Erbherr von Aulps, der in Frankreich geblieben war, noch nicht den ersten Sou dazu besessen hatte. Das gewaltige Vermögen, das er heute besitzt, beweist übrigens, daß, wenn er auch den Staatsgeschäften kein Glück gebracht, er selbst wenigstens sein Geschäft dabei gemacht hat.

„Nun wohl,“ sagte ich lachend zu Herrn von Havré, „Sie sehen, mein lieber Herzog, welchen Glauben man den festen Versicherungen des Hofes und selbst denjenigen des Königs beimessen kann, und das sogar in Sachen, die ganz unmittelbar von seinem Willen abhängen; Sie hätten mir vor drei Tagen von seiten Seiner Majestät gerne eine Zusammenkunft vorgeschlagen, von der zunächst Herr von Blacas nichts hätte wissen dürfen, und die zum Hauptzwecke gehabt hätte, den Machinationen des Günstlings entgegenzuwirken und gar sie zu vereiteln. Heute kommen Sie, um mir eine Konferenz eben mit diesem Günstling vorzuschlagen, welcher keiner fremder als er bleiben müßte. Heute verhält es sich umgekehrt: das sieht Ludwig XVIII. ähnlich, aber wenn Ludwig XVIII. so viel Schwäche besitzt wie sein Großvater, kann er nicht die Ueberlegenheit eines Richelieu vorschützen, um die Herrschaft eines Blacas zu erklären.“ — „Was wollen Sie!“ entgegnete mir Herr von Havré, „nicht den Einfluß eines Ministers, selbst nicht denjenigen eines Sekretärs, denn die Fähigkeit eines Blacas geht nicht so weit: man muß den Einfluß eines

wirklichen Kammerdieners einem Kranken gegenüber, der der Pflege bedarf, man muß sodann alle möglichen kleinlichen Einzelheiten, die man nicht wiedergeben kann, und an die man nicht glauben würde, man muß mit einem Worte das Günstlingswesen in seiner ganzen Ausdehnung über sich ergehen lassen, wenn man den Monarchen nicht wechseln will. Das ist Ludwig XVIII. vor, während und nach der Emigration. Zu was für einem Leben hat uns das Kommen und Gehen der Bedientenseelen genötigt, die mindestens den Mignons Heinrichs III. ähnlich sehen; nach dem einen kommt der andere: so geht's das ganze Leben lang. So ist es d'Avaray ergangen. Was den Nachfolger des unglückseligen d'Avaray anlangt, so braucht man von ihm nicht zu fürchten, daß er auf seinem Posten sterben wird. Es ist der hartnäckigste Mensch, den man noch im Leben und bei der Gewalt gesehen hat. Alles muß zu Grunde gehen, bis sein Glück gemacht ist. Er hat sich einmal die Bemerkung entschlüpfen lassen, daß er so lange Gemeinheiten und Infamien begehen werde, bis er eine Million Renten habe; aber an dem Tage, an welchem er diese Million bekomme, würde er wieder seinen ganzen Edelmannsstolz annehmen, dann würde er wieder der Herr Blacas von Aulps sein. Sie glauben wohl, daß derartige Redereien für alle Welt lächerlich seien. Blacas hat trotzdem ganz ernsthaft seinen Weg verfolgt, und wenn er den König von verschiedenen Seiten zu fassen weiß, weiß er ihn zugleich und vor allem auch bei den schamhaften und edlen Seiten zu fassen, wenn Ludwig XVIII. je Seiten dieser Art gehabt hat." Herr von Havré teilte noch einige der intimen Einzelheiten mit, die er anfangs nur angedeutet hatte, es sind das aber Dinge allzu intimer Natur, als daß ich sie irgendwie wiederholen könnte. Herr von Havré fuhr fort: „Uebrigens, mein lieber General, kommen wir auf die Frage zurück, sie ist dringend, sie betrifft die Gefahr, in der Frankreich schwebt: es wird ernstlich von den Bonapartisten bedroht. Mehrere der Mordgesellen Bonapartes haben sich ausgesprochen und wollen das Banner der Revolte erheben. Man muß prompte Maßregeln ergreifen, sonst geht Monarchie, Monarch und Frankreich zu Grunde; können Sie zunächst, General, sich schmeicheln, daß, wenn Bonaparte morgen zurückkäme, Sie in Ihrer Wohnung oder anderswo bleiben könnten; Sie sind dem Schafott entgangen, das der Tyrann schon für Sie errichten

ließ, ist es nicht Zeit, daß Sie Ihre Ruhe wieder gewinnen? Ihre Sache ist die unsrige, die unsrige die Ihrige. Bonaparte muß daran verhindert werden, daß er zurückkommt, um uns zu ermorden. Verachten Sie und verachten wir Blacas, wie er es verdient hat, aber kommen wir zum Ziel und vereinigen wir uns, damit Bonaparte nicht wieder kommt, um sich Frankreichs zu bemächtigen." — „Ich kenne nur ein Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen," sagte ich Herrn von Havré, „es besteht darin, die gute und vernünftige Freiheit zu organisiren, die freie konstitutionelle Monarchie. Sie können Bonaparte mit Vorteil nur auf dem Gebiete der Freiheit bekämpfen. Wenn Sie zögern, diesen Weg zu betreten, dessen gesetzmäßigen Charakter Sie doch kennen, und sich an die Gewalt halten, gewaltthätig vorgehen wollen, dann werden Sie nur über die Waffen Bonapartes verfügen, und Sie werden sich wahrscheinlich derselben nicht so geschickt zu bedienen wissen wie er!" — „Uebrigens," entgegnete mir Herr von Havré, „sollen Sie sich nicht zu Herrn von Blacas begeben: Herr von Blacas wird sich zu Ihnen oder zu mir begeben; bestimmen Sie Tag und Stunde." Einige Tage vor dieser Unterredung hatte ich von Fouché vertrauliche Mitteilungen über die bonapartistische Partei erhalten, die mir darthaten, daß die Befürchtungen des Herrn Herzogs von Havré nicht übertrieben waren, und daß man sich von den Imperialisten zu allem versehen konnte. Was Fouché betrifft, so war er nicht mehr Bonapartist als Bourbonist: er wollte überhaupt einen Umsturz; er wartete den Erfolg ab, um sich in ein Ministerium zu schleichen und sich darin festzusetzen. Der Herzog von Havré drang weiter in mich, indem er mir mit Thränen in den Augen die Hände drückte. Dieser gute, alte Mann hatte den richtigen Weg zu meinem Herzen gefunden, als er im Namen Frankreichs zu mir sprach und er es mir zeigte, wie es wieder im Begriffe stand, unter das Joch des korsischen Kaisers zurückzusinken. Alle Empfindungen, welche diese widerwärtige Möglichkeit mir einflößte und in mir wieder aufleben ließ, ließen mich sofort von dem gefaßten Entschlusse abgehen: zwischen die Wahl gestellt, Blacas bei mir zu sehen, oder Bonaparte zurückkehren zu sehen, kann mein Entschluß nicht lange zweifelhaft sein. „Gut denn, Samstag, sieben Uhr abends," sagte ich zu Herrn von Havré. — „Weshalb nicht morgen?"

entgegnete er, „weshalb ein so wichtiges Geschäft auch nur um einen Tag verschieben? Ich bin zunächst dem Könige Antwort schuldig." — „Ich gebe es zu, aber ich verstehe mich durchaus nicht dazu, mich zu Blacas zu begeben, namentlich nicht nach den Tuilerien, wo die königliche Familie residirt." Als Ludwig XVIII. Talleyrand und Fouché zu Ministern ernannte und der Graf von Artois später den letzteren als Abgeordneten in das Wahlkollegium brachte, dem er vorsaß, haben beide jedenfalls bewiesen, daß meine Skrupel nicht zu ängstlicher Natur waren, und daß man, wenn das Interesse der Politik es gebietet, einen Anspruch weder erheben noch fürchten darf. Ich gebe daher zuletzt meine Zustimmung, wie der König es gewünscht, Blacas zu sprechen, und ich entschied mich dafür, daß es bei dem Herzoge von Havré sein sollte.

An dem für die Zusammenkunft bestimmten Tage langte ich bei dem Herzoge von Havré an. In sein Kabinet geführt, traf ich dort eine dekorirte Persönlichkeit, deren Namen ich niemals erfahren habe. Herr von Blacas befand sich bereits da. Herr von Havré stellte uns einander vor. Gegenseitige Höflichkeitsförmlichkeiten waren die ersten Worte. Das Verwandtschaftsverhältnis, der lange freundschaftliche Verkehr unserer Familien und der Wunsch, dieselben zu erneuern, wurden von Herrn von Blacas in Erinnerung gebracht; meine Antwort war ehrlich: mein Gesundheitszustand verstatte mir ebenso wenig wie meine Neigung, in den ministeriellen Salons zu verkehren.

Jeder nahm Platz und beobachtete Schweigen, als ich den Minister bat, mich die Instruktionen des Königs kennen zu lehren. Ein dumpfes Geräusch drang durch die anstoßende Wand. Herr von Havré sagte: „Meine Herren, achten Sie nicht weiter darauf, es hat nichts zu sagen." Ich habe seither erfahren, Monsieur, der Graf von Artois habe den Wunsch gehabt, die Diskussion zu hören, die stattfinden werde. Herr von Blacas begann folgendermaßen: „Der König hat mich beauftragt, General, mit Ihnen über den Zustand Frankreichs zu sprechen, über die Mittel, es zu beruhigen und die monarchische Organisation zum Abschluß zu bringen."

Ich antwortete Herrn von Blacas: „Der König muß die konstitutionelle Charte intakt erhalten, ebenso wie die Einrichtungen, die sie

nicht abgeschafft hat und die sie gewährleistet; der Monarch darf keine Privilegien mehr errichten und nur Franzosen sehen: alle haben Anspruch auf das gleiche Wohlwollen des philosophischen Königs; aber sein Ministerium handelt nicht in diesem versöhnlichen Sinne, der, indem er die allgemeinen Interessen sichert, die Dankbarkeit der Massen wachruft und den Weg zu ihrer Ergebenheit bahnt. Das Willkürregiment, die Absetzungen, die Ermutigung zu politischen Rachethaten haben eine Unzufriedenheit hervorgerufen, der man sich nicht verschließen kann, wenn man nicht vollständig blind sein und dem physischen und politischen Tode anheimfallen will; diese Unzufriedenheit ist derartig und die Mißstimmung des Volkes so ausgesprochen, daß, wenn Bonaparte und seine Familie, deren Intriguen schon so lange spielen, den Zustand der Nation richtig beurteilen und zu ihren Machinationen noch Geldmittel spielen lassen, an denen es ihnen nicht fehlt, eine große Anzahl gefährlicher Leute und die Armee, die Sie auf Halbsold lassen, um sich versammeln können. Dazu genügt es, die volle Besoldung zu geben, und man kann Bonaparte auf Paris marschiren und sich auf den Thron setzen sehen. Herr von Blacas, das Zutrauen des Königs verleiht Ihnen ein solches Ansehen, daß man sagen könnte, Sie regierten! Was für Vorwürfe würden Sie sich nicht zu machen haben, wenn eine so ungeheuerliche Katastrophe Frankreich wieder unter das Joch des Tyrannen beugte, von dem die Restauration uns befreit hat! Die bonapartistische Partei ist die zu fürchtende Partei: wenn sie, wie alle, Anspruch auf Milde hat, muß sie wenigstens zurückgedrängt und unter strenger Bewachung gehalten werden. Mir will gar nichts Gutes ahnen!"

Herr von Blacas erwiderte mir: „Sie beurteilen die Regierung auf eine recht strenge Weise: Sie haben vielleicht keine genaue Kenntnis von dem Detail unserer Verwaltung; ich gebe Ihnen das Vorhandensein einer gewissen unbestimmten Unzufriedenheit zu: wir werden uns bemühen, sie zu beschwichtigen; wir werden dem Könige Respekt verschaffen. Was Bonaparte anlangt, so ist das nur ein Leichnam ohne Einfluß, in einem Erdenwinkel begraben, von dem uns ein Meerarm scheidet."

Ich entgegnete Herrn von Blacas: „Mein Staunen verdoppelt sich, wenn ich die Darlegung einer so wenig bedachten Ansicht höre,

die nur als eitle Ruhmredigkeit aufgefaßt werden kann. Ich bin trostlos darüber, daß ich eine derartige Sicherheit bei einem Minister finde, der in Frankreich die souveräne Gewalt ausübt. Fahren Sie fort, zu regieren, wie Sie es thun: verfolgen Sie die Patrioten der Revolution. Sie hatten sich offen dem konstitutionellen Königtum angeschlossen; sie sind noch Ihre festeste Stütze, und Sie verfolgen sie so weit, daß Sie sie fast zur Verzweiflung treiben, und bringen sie an den Bettelstab."

Herr von Blacas war sehr verstimmt: daran gewöhnt, die Wahrheit zu verkennen und zu verstellen, war er ganz außer sich über die provençalische Lebhaftigkeit meiner Rede. Er wollte mir wohl zugeben, daß er, seit langer Zeit aus Frankreich entfernt, sich vielleicht noch nicht im einzelnen Kenntnis aller zu dessen Wiedergeburt erforderlichen Mittel verschafft habe; er bitte mich, mir die Namen der anständigen Bürger, wenn es auch Konventsmänner seien, zu nennen, die sich darüber zu beklagen gehabt hätten, daß sie abgesetzt worden seien. Er werde sie sofort in ihre Stellungen zurückbringen und die Ungerechtigkeiten wieder gut machen, die bei der starken, durch die gewaltigen Arbeiten verursachten Beschäftigung vorkommen könnten. „Uebrigens hat der König," sagte mir Blacas, „die Absicht, die Compagnien seiner Leibwache zu vermehren; was halten Sie davon?" — „Ich halte davon, daß es zuträglicher sein würde, diesen Teil des königlichen Hauses eher zu vermindern als zu vermehren, daß es zu wünschen wäre, daß die Garde sich aus den Wackeren zusammensetzte, die sich um Frankreich verdient gemacht und es so glorreich verteidigt haben; eine Armee wie die unsrige muß übrigens allen Königen genügen: zudem ist diese Idee einer verdoppelten und vermehrten Garde, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen das offen sage, nichts anderes als eine Idee Bonapartes; er hatte seine kaiserliche Garde auf dreißigtausend Mann gebracht, und Sie glauben, Sie können nicht ruhen, bis Sie diese Zahl erreicht hätten; was für einen Vorteil soll das aber bieten, wenn die Soldaten schlecht gelaunt sind und untreu werden? Es ist das die Organisation einer Prätorianerschar, die stets bereit ist, Kaiser zu erheben und abzusetzen."

Herr von Blacas, der sich nicht fest genug fühlte, um die Diskussion über die Vermehrung der königlichen Garde auszuhalten, wollte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen. Er sagte mir: „Wir sind

in diesem Augenblicke sehr beunruhigt wegen der Subsistenzmittel: das quält den König sehr.“ Ich entgegnete ihm: „Was die Subsistenzmittel anlangt, welche die väterliche Güte des Königs beunruhigen, so glaube ich, daß eine aus den empfehlenswertesten Leuten zusammengesetzte Kommission Vorsorge treffen und Maßregeln in Vorschlag bringen könnte, welche die Zirkulation derselben erleichtern und den Landbau und die Industrie ermuntern könnten. Ich habe mich mit diesem Gegenstande etwas beschäftigt, als ich im Nationalkonvente war; ich wurde vor dem 13. Vendémiaire mit einer der schwierigsten Missionen nach Holland, in die Departements des Nordens betraut. Es handelte sich darum, die Ordnung in Frankreich herzustellen und Paris zu Hilfe zu kommen. Der Nationalkonvent hat damals öffentlich erklärt, daß ich meine Mission in recht glücklicher Weise erfüllt habe. Unsere Schwierigkeiten waren zur Zeit der Errichtung des Direktoriums noch keineswegs beendet: und trotzdem haben wir gesiegt. Wohlan denn, unser ganzes Verfahren war außerordentlich einfach: es hat darin bestanden, die Ordnung und die Freiheit zu praktischer Geltung zu bringen. Diese beiden Grundsätze sind für alles gut, in ihrer Anwendung auf die Subsistenzmittel wie auf alle anderen Teile der Verwaltung. Nachdem dafür der Beweis erbracht ist, kenne ich keine anderen. Wenn übrigens Herr von Blacas die Güte hat, dem Könige meine eigenen Worte wiederzugeben, die vielleicht etwas lebhaft vorgebracht werden, bitte ich, in meinem Namen Seiner Majestät mitzuteilen, daß ich keinen andern Zweck haben konnte, als seinem Vertrauen zu entsprechen; Sie könnten wohl hinzufügen, daß, wenn die Maßregeln nicht prompt getroffen werden, Ludwig XVIII. daran denken muß, seine Appartements in Hartwell in Ordnung bringen zu lassen. Zu Beginn unseres Gesprächs habe ich Ihnen von meinen traurigen Ahnungen gesprochen: nach dem, was ich gehört habe, und da ich nicht hoffen kann, die Binde der Blindheit zu heben, wage ich, Ihnen zu sagen, daß in diesem Augenblicke sogar Verzweiflung an Stelle der Befürchtungen tritt. Ich werde mich nach dem Süden Frankreichs begeben, um mir die Mittel zu beschaffen, mir irgend ein bescheidenes Dasein zu sichern, einen möglichst ferngelegenen Rückzugswinkel, wenn es dem Tyrannen meines Vaterlandes wieder gelingt, uns unter sein Joch zu beugen.“

Herr von Blacas entgegnete nichts mehr und glaubte sich dadurch aus der Verlegenheit ziehen zu können, daß er höflicher wurde. Als er sah, daß ich aufgestanden war und im Begriffe stand, fortzugehen, ergriff er einen Leuchter, um mir zu leuchten, während Herr von Havré that, als wolle er einen Sessel aus dem Wege räumen, der ihn genirte. Wir waren bis in den Salon gelangt, als Herr von Havré sich eifrig bemühte, sich bei Herrn von Blacas zu entschuldigen, und so that, als wolle er ihm den Leuchter abnehmen, den er ihm indes in der Hand ließ und mich dann die Treppe hinunter begleitete. Herr von Havré sagte mir, aus vollem Halse lachend: „Ich habe gewollt, daß dieser hochmütige Narr Sie selbst aufkläre. Uebrigens versteht er nichts vom Lichte, er sieht nur sechsunddreißig Kerzen."

Einige Tage nachher ließ der König mir sagen, daß er über meine Zusammenkunft mit seinem Minister befriedigt sei, daß er aber wünsche, daß ich ihm in einer einfachen Note alles mitteile, was in der Konferenz nicht gesagt worden sei; er ersuchte mich, nochmals mit Herrn von Blacas zu sprechen, dem mein Bericht im Interesse seines Dienstes nur ersprießsein könne. Ich hatte genug an Herrn von Blacas und keine Lust, ihn in irgend einer Weise wiederzusehen.

Ich faßte die von dem Könige verlangte Note ab; sie war kurz. Es war beinahe nur eine Wiederholung dessen, was ich Herrn von Blacas gesagt hatte. Ich übergab sie Herrn von Havré. Als er mir aufrichtigst dafür dankte, versicherte ich ihm mit einem Anflug von Ironie, daß „nichts von dem, wozu ich geraten, zur Ausführung kommen werde."

Der König las die Note. „Das ist sehr gut," sagte er zu Herrn von Havré, „mit Ausnahme seiner Meinung über Blacas und über die Vervollständigung meiner Leibwache; ich werde das nicht nur unbeachtet lassen, sondern die schönen Musketierregimenter wieder herstellen."

Einige Zeit nachher sah ich Herrn von Havré wieder; er kündete mir an, daß nunmehr der König mir Notizen schicken wolle, die Seine Majestät ihm beständig geben werde, auf welche hin ich dann meine Ansicht begründen solle. Ich entgegnete Herrn von Havré, daß ich dieselbe bereits dargelegt habe; mein Gesundheitszustand verstatte mir keine

so ernste Beschäftigung mehr; ich würde nächstens abreisen, um mich nach dem südlichen Frankreich zu begeben.

Man würde sehr erstaunt sein, wenn man unter den ausgehungerten Intriganten, welche die Restauration von 1814 ausbeuteten, nicht Fauche-Borel auftauchen sähe, der für die Bourbonen viel gelitten hat und behauptet, er habe thätigen Anteil an ihrer Zurückberufung genommen. Dieser Mensch, der wegen seiner beständigen Bewegungen nach allen Richtungen hin eine Hummel (untergeordneter Polizeispion) zu sein geschienen hatte, der aber, wie alle Leute seiner Art, niemals, selbst in seiner Bedeutungslosigkeit, etwas anderes als ein Spekulant gewesen ist, Fauche-Borel mußte natürlich aufgelegt sein, alles das auszubeuten, was die Restauration den Geldliebhabern darbieten konnte; seine Spekulation weiter verfolgend, glaubte er in dem so wunderbaren Erfolge der Ereignisse, die zur Restauration geführt hatten, Mittel finden zu können, um seine früheren Intriguen mit dieser Angelegenheit in Verbindung zu bringen, die denselben so fremd geblieben war, daß man sogar hätte sagen können, sie sei nicht minder den allerhöchsten Persönlichkeiten fremd geblieben, die am meisten Nutzen daraus gezogen haben; denn Ludwig XVIII. selbst, den man „den Ersehnten“ nennt, oder der sich selbst so nennt, wurde jedenfalls weniger erhofft als ersehnt, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er wieder auf dem Throne Frankreichs erschienen sein würde, ohne den sich provokatorisch gegen alle Mächte der Welt richtenden Wahnwitz Bonapartes und ohne die dadurch heraufbeschworene Reaktion der letzteren gegen den Angreifer, der es sich hatte angelegen sein lassen, sie bis in ihre Schlupfwinkel im äußersten Norden zu verfolgen. Fauche-Borel verfiel daher darauf, um sich bei der Partei der Bourbonen wichtig zu machen, dem Hofe zu sagen, daß er, infolge seiner früheren Intriguen mit mir verbunden, ihnen bei der Volkspartei besonders nützlich sein könne. Mir sagte er, daß er, mit den Bourbonen verbunden, mir und der Volkspartei bei den Bourbonen sehr nützlich sein könne.

Thatsache ist, daß ich den Herrn Fauche-Borel weder direkt noch indirekt je gesehen hatte, als er, im weitern Verfolgen seines Ausbeutungssystems, das er auf die Täuschung der beiden Parteien gegründet hatte, von denen

er stets die eine gegen die andere redend anführte, ohne daß sie sich hätten verständlich machen und verstehen können, mich eines Morgens in der Rue des Francs-Bourgeois aufsuchte. Ich würde Fauche-Borel unter seinem Namen nicht empfangen haben: er ließ sich unter dem eines Herrn Louis anmelden, unter dem ich ihn nicht vermuten konnte. Er stellte sich mir als ein Opfer vor, das der imperialistischen Partei dargebracht worden sei: es war das wohl eine Art, sich Gehör zu verschaffen; dann zählte er mir seine weiteren Namen und Eigenschaften auf und behauptete mir gegenüber, daß alles, was er seit langer Zeit angestrebt habe, nur aus Haß gegen die Tyrannei Bonapartes geschehen sei, von der er gleich mir glaube, sie könne durch nichts wirksamer bekämpft werden, als durch die Organisation der konstitutionellen Monarchie.

Ich erwiderte Fauche, daß ich ihm niemals etwas über meine Ansicht mitgeteilt habe, es sei aber leicht möglich, daß ich in dieser Hinsicht denke, wie er es mich aussprechen lasse; wenn ich die Republik allem vorgezogen, da ich sie als das Legitimste betrachte, zöge ich gewiß die Monarchie dem Kaiserreich, einen König dem Kaiser und die Bourbonen Bonaparte vor. Derartige Ansichten mochten sich wohl in einer für ein Gemüt, wie das Fauche-Borels, unzugänglichen Region bewegen; es schien, daß er mich sehr wenig verstand, da er glaubte, er müsse meiner Ansicht durch Komplimente beipflichten, die er mir im Namen der Royalisten aller Parteischattirungen machen wollte, und durch die Aushändigung einer Ausfertigung des Patentes, das er uns schon bei der angeblichen Unterhandlung vom Jahre VIII hatte zukommen lassen.

Ich warf einen Blick auf die Ausfertigung dieses famosen Patentes, das Fauche vor mir produzirte. Der Inhalt war in meinen Augen sehr wenig bedeutend: aber es fehlte ihm selbst die Form. Es war ein Aktenstück, das asolut keinen authentischen Charakter hatte und das mit Radirungen bedeckt war. Ich warf einen Blick darauf, das gebe ich zu, um mich von dem zu vergewissern, was ich vermutete, dann stellte ich es sehr rasch Herrn Fauche wieder zu; ich warf ihm sein Papier ins Gesicht und sagte: „Mit derartigen Fetzen und allen Ihren Erfindungen haben Sie den leichtgläubigen Engländern und französischen Prinzen Geld aus

der Tasche gelockt. Da ich Sie übrigens hier habe, ist der Augenblick gekommen, die Wahrheit zu sagen. Erklären Sie sich ohne Umschweife über Ihre angebliche Unterhandlung mit dem Direktorium."

Fauche entgegnete mir: „Ich gebe zu, daß ich von den Republikanern getäuscht worden bin; aber, Herr General, es kann Ihnen bei den Bourbonen außerordentlich nützlich sein und dem Interesse Ihrer Partei dienen, wenn man glaubt, Sie hätten mich gut aufgenommen: ich bitte Sie, lassen Sie die Sache, wie sie ist."

Ich antwortete Herrn Fauche, die Sache, wie sie sei, sei, daß ich niemals das Mandat, das ich von der Republik bekommen, verraten und daß ich damals ganz offen und durchaus der Gegner der Bourbonen gewesen sei; im März 1814 seien sie thatsächlich die Befreier Frankreichs gewesen, obgleich sie das Unglück gehabt hätten, im Gefolge der Verbündeten zu kommen; sie könnten auch noch die Retter unseres Landes werden, wenn sie in demselben die Freiheit organisiren wollten. Es war das meinerseits keine vertrauliche Mitteilung, die ich Herrn Fauche machte: es war das meine Ansicht, die ich ganz laut aussprach, allen Partei- und königlichen Agenten gegenüber, die mich ausspionirten und gegen die ich mich durch nichts anderes als durch meinen Freimut schützen konnte.

Wer sollte nach alledem nicht glauben, daß der Intrigant Fauche-Borel hier genügend zurechtgewiesen worden und für immer unschädlich gemacht worden sei? Man wird später gleichwohl die Fortsetzung seiner Intriguen sehen.

Das ist ein aufrichtiger Ueberblick über mein Leben während der Zeit, die dem 18. Brumaire gefolgt ist. Ich habe es damit verbracht, wie gewöhnlich meine Verwandten und Freunde zu empfangen, um mit einiger Freiheit vertraulich zu plaudern. Ich habe meine Zeit auch damit verbracht, anfangs viel zu hoffen, dann meine Hoffnungen herabzustimmen und schließlich zu verzweifeln. Ich behaupte nicht, daß ich in meinen Wünschen allem fremd geblieben sei, was mir die Ruhe und das Glück meines Vaterlandes hätte zu verbürgen scheinen können: man verliert selbst nach den rohesten Mißhandlungen nicht das Interesse an einem Gedanken, den man von der Zeit der ersten Vernunftregung an gehegt

hat, und der nicht minder Gefühl als Gedanke gewesen ist; aber die ganze Mitwirtung, welche mir Fauche-Borel und Genossen an ihrem Thun und Treiben zuschreiben möchten, ist nichts als eine Fälschung, die sich auf den ersten Fall bezieht, den ich zum Teil schon erklärt habe; man wird die Fortsetzung sehen. Ich werde dieselbe geben, ehe ich meine Memoiren schließe.



Sechstes Kapitel.

Landung Bonapartes in Cannes. — Verhalten der Behörden. — Loverdo und der Generaleinnehmer. — Der König verlangt nach mir. — Er läßt einen Kurier an mich abfertigen. — Bonaparte in Lyon. — Der an mich abgefertigte Kurier wird verhaftet. — Was er mit den Depeschen macht. — Bericht über die Landung Bonapartes. — von Boutillier. — Emeute gegen mich. — General Solignac. — Ich reise nach Marseille. — Der Postmeister von Orgon. — Der von Pont=Royal. — Der von Saint Cannat. — Ankunft in Marseille. — Undankbarkeit Massénas. — Verbindliches Entgegenkommen von Montgrands. — Richebourgs Adjutant Porcher. — Der hölzerne Säbel und der Stahlsäbel. — Zu späte Reue der Bourbonen. — Ihr damaliges Verhalten. — Konstitutionelle Erniedrigung des Grafen von Artois. — Haschen nach Volkstümlichkeit des Herzogs von Berry den Soldaten gegenüber. — Aristokratische Scherze. — Der Marschall von Viomesnil. — Eine der größten Thaten der alten und neuen Zeit. — Meine Empfindungen bei der Rückkehr von der Insel Elba. — Großer Lärm in Lyon. — Ich empfange den König von Westfalen. — Unsere Unterhaltung. — Erborgte Majestät. — Verachtung. — Roederer. — Ein schmarotzender General. — Der Herzog von Angoulême und sein Heer. — Der General Merle. — Seine Vorstellung. — Woher der Verlust des Südens kommt. — Madame von Angoulême zu Bordeaux. — General Decaen. — Weg Bonapartes. — Ludwig XVIII. zu Lille. — Das Schranzentum am 20. März. — Die Zusatzakte. — Wer sie verfaßt hat. — Benjamin Constant. — Thibaudeau, Merlin und Fermont. — Wirklicher Urheber der Zusatzakte. — Das Maifeld. — Koalition Europas. — Ausspruch Bonapartes auf der Insel Elba über Talleyrand und Fouché. — Nochmals Fouché. — Seine Unterhaltung mit Bonaparte. — Fouché und ein Präfekt. — Welcher Partei Fouché angehört. — Der Herzog von Orléans von Fouché gezeichnet. — Dumouriez und Frau von Staël als Orléanistin. — Politik Fouchés. — Vorbereitungen Bonapartes gegen die Koalition. — Seine Abreise. — Erster Erfolg. — Waterloo. — Grouchy. — Bonaparte hält die Schlacht für gewonnen. — Ney. — Gewaltige Niederlage. — Bonaparte flieht. — Ankunft in Paris. — Neuer Mißerfolg. — Provisorische Regierung. — Lage Bonapartes im Elysée. — Die Leute der Hundert Tage. — Ratschläge eines Freundes. — Antrag über den öffentlichen Unterricht, den Bonaparte sich zu nutze macht. — Der gegenseitige Unterricht. — De Laborde und Lasteyrie. — Furcht, die Bonaparte vor den Versammelten hat. — Die Diktatur. — Meine Ansicht über die beabsichtigte Auflösung. — Von

Lafayette geleisteter großer Dienst. — Gewaltiger Fehler Bonapartes. — Verrat. — Fouché und Davout in Korrespondenz mit Vitrolles. — Bonaparte fürchtet sich vor den Nationalgardisten. — Weigerung, die Deputationen zu empfangen, die kommen und Hilfe anbieten. — Der folgsame Maret. — Heiterer Vorschlag des Präsidenten Portalis. — Erheucheltes Entgegenkommen Bonapartes gegen alle Ratschläge. — Der Adjutant Bernard. — Seine edle Offenherzigkeit. — Empfang, den ihm Bonaparte zuteil werden läßt. — Bernards Verhalten bei Waterloo. — Seine Lage in den Vereinigten Staaten. — Tod Josephines. — Edler Zug Bonapartes. — Ich verlange angestellt zu werden. — Laignelot. — Zusammenkunft mit Carnot. — Ausspruch meines Bedauerns. — Perfidie Fouchés. — Nochmals der Oratorianer Gaillard. — Seine Mission zu Gent. — General Morgan. — General Lamotte. — Laborie. — Lamotte von Guilleminot interpellirt. — Großer Kriegsrat in Paris. — Ansicht Davouts. — Paris wird ausgeliefert. — Ich will mich im Kriegsrat vorstellen. — Oberst Zénowitsch. — Antrag, mich zum kommandirenden General zu ernennen. — Unruhe, den er hervorruft. — Im voraus gefaßter Entschluß. — Opposition. — Freycinet und von Vandamme. — Energische Ansprache des letzteren. — Ueber die Kapitulation von Paris. — Erklärung Davouts. — Antwort Freycinets und Vandammes. — Die Soldaten von der Loire. — Ansprache Davouts. — Forderungen Bonapartes abgelehnt. — Er will nach den Vereinigten Staaten gehen, hat aber nicht den Mut dazu. — Joseph ist kühner. — Sie nehmen den Staatsschatz mit fort. — Bonaparte will von dem Kapitän des englischen Fahrzeuges, auf das er sich geflüchtet hat, als Kaiser behandelt werden. — Es wird ihm ein abschlägiger Bescheid zu teil.

Ich war in Montpellier angekommen, als Bonaparte in Cannes mit achttausend Mann landete und, ohne Widerstand zu finden, den Weg nach den Alpen einschlug. Der Präfekt des Departements des Var hatte mit einigen Truppen Stellung in der Nähe des Waldes von l'Estérel genommen. Loverdo und der Generaleinnehmer hatten sich der Kasse bemächtigt und sich nach der Richtung von Valensole geflüchtet. Masséna ratschlagte in Marseille, um gleich jenen Bonaparte die Möglichkeit zu gewähren, über die uneinnehmbare Position von Sisteron hinweg zu kommen.

Die unglaubliche Nachricht von der Landung Bonapartes und seines Marsches erschreckte den Hof dermaßen, daß der König Herrn von Havré zu sich rufen ließ. „Wo ist General Barras?“ fragte er ihn. — „Ich glaube in Montpellier,“ entgegnete von Havré. — „Gut, so fertige man sofort einen Kurier an ihn ab; ich werde einige Zeilen schreiben, die Sie in Ihren Brief einschließen müssen, damit er sich in aller Eile hierher begibt; er allein kann uns retten; er besitzt das Zutrauen von Paris, der Republikaner und der Armee; man hat es nicht glauben wollen; er

hat dieses unglückliche Ereignis vorausgesehen.“ Von Havré fertigte einen Bürger, mit dem ich in Verbindung stand, als Ueberbringer der königlichen Depesche ab. Man hoffte, Monsieur werde mit der imposanten Truppenmacht, die in Lyon unter seinem Befehl stand, wenigstens den Marsch Bonapartes aufhalten. Man weiß, wie Monsieur sich zurückgezogen hat. Bonaparte rückte in Lyon ein und nahm seine kaiserliche Gewalt wieder an, auf die er auf seinem Durchzug durch die Dauphiné keinen Wert gelegt zu haben schien. Der Kurier, der an mich abgefertigt war, wurde in Moulins verhaftet und hatte nur noch Zeit, seine Depeschen zu verbrennen; über seine Reise zu Rede gestellt, wies er einen Handelspaß vor, mit dem er glücklicherweise versehen worden war; er faßte den weisen Entschluß, seine Schritte rückwärts zu lenken. Wäre die Depesche in die Hände Bonapartes gefallen, so hätte er einen Vorwand gehabt, mich als Royalisten verurteilen zu lassen. Man hat gesehen, wie und bis zu welchem Grade ich es war; ich würde mich auf das konstitutionelle Königtum wie auf einen Ruheposten abonnirt haben, und ich scheue mich nicht, zu wiederholen, daß meine Bemühungen nur den Zweck hatten, einige republikanische Einrichtungen zu erhalten, die gegen die Apostel der Revolution gerichteten Verfolgungen zu hemmen und die letzten Ueberbleibsel dieser Revolution zu retten, welche die kaiserlichen Bonapartisten nicht minder vernichten wollten als gewisse Royalisten es vor hatten, da diese beiden Parteien in wunderbarer Weise Hand in Hand gingen, um die Freiheit bis auf das letzte Andenken an dieselbe zu verunglimpfen; ich hätte sie gerne erhalten, sie zu Ehren gebracht, sie erneuert und schließlich es gerne verhindert, daß ein schamloser Tyrann sie wieder mundtot mache, sie unterwerfe und Rache an ihr nehme.

Als Bonaparte in Cannes landete, setzte mich ein Kurier in Montpellier davon in Kenntnis; der Präfekt fragte mich, ob ich die Nachricht wirklich erhalten habe; ich ließ ihm sagen ja, und in demselben Augenblick empfing ich die nachfolgenden Einzelheiten:

Bericht über das, was sich in dem Departement der Niederalpen seit der Landung Bonapartes bei Antibes bis zu seinem Fortgange aus dem genannten Departement ereignet hat.

Nachdem am Abend des 1. März die Landung Bonapartes in der Nähe von Cannes und Antibes mit sechs- bis siebenhundert Mann Truppen bewerk-

stelligt worden war, hat er in Cannes übernachtet und schickte Parlamentäre nach Antibes, um die Garnison dieses Platzes zu veranlassen, sich ihm anzuschließen. Da seine während der Nacht angestellten Versuche fruchtlos geblieben waren, hat er am Morgen des 2. seinen Marsch über die Straße von Grasse bis Digne fortgesetzt und denselben Tag zu Seranon, einer die Grenze zwischen den Departements des Var und der Niederalpen bildenden Ortschaft übernachtet.

Als Boutillier, der Präfekt des Departements des Var, von der Landung und der Stärke der Truppenanzahl, die Bonaparte folgte, benachrichtigt wurde, beeilte er sich, dem Präfekten des Departements der Niederalpen davon Mitteilung zu machen, und gegen zwei Uhr wurde am Freitag den 3. März diesem der Brief mit der Meldung zugestellt; es scheint, daß auf diese Benachrichtigung hin der Präfekt und der Feldmarschall Loverdo, der im Departement der Niederalpen das Kommando führte, weil sie jeden Widerstand für unmöglich hielten, den Maires der auf dem rechten Ufer der Durance gelegenen Ortschaften keine Nachricht gegeben haben und dieses erst am folgenden Tage, am 4. März morgens fünf Uhr geschehen ist, als Expreßboten, die von mehreren Privatleuten von Barrême nach Digne geschickt worden waren, gemeldet hatten, daß Bonaparte und seine Truppen daselbst am vorhergehenden Tage, dem 3., um sieben Uhr abends angekommen seien. Diese neue Nachricht hat nicht zu dem Entschluß geführt, Abwehrmaßregeln zu treffen.

Um sechs Uhr morgens wurde der Garnison von Digne, die aus zweihundert Mann bestand, der Befehl gegeben, sich über Mezel nach Valensole zu begeben, um den in der Kasse der Generalempfänger des Departements deponirten Geldern als Deckung zu dienen. Glücklicherweise richtete Bonaparte, der in Digne seine erste Proklamation drucken lassen wollte, seinen Marsch nicht über den Weg am Ufer der Asse entlang, die bei Château Redon mündet, wodurch er, um nach Malijay zu gelangen, drei Stunden Wegs hätte ersparen können, sonst wäre ihm die Begleitmannschaft und das Geld in die Hände gefallen, und es langten Bonaparte und seine Truppen erst um Mitternacht in Digne an, weil sie den Weg über Chaudon, La Chapelle und Les Truines genommen hatten; für fünf Uhr morgens war das Generalquartier für Malijay angesetzt und einige Stunden später für Peyruis angesagt worden, da dieses am rechten Ufer der Durance liegt; gegen zwei Uhr bat der Expreßbote, der beauftragt worden war, drei Ladungen Patronen nach Digne zu begleiten, als er gehört hatte, daß sich in Digne keine Truppen mehr befänden, um die Erlaubnis, nicht weiter vorgehen zu dürfen und wandte sich, da er keinen Gegenbefehl erhielt, nach Digne; aber in dem Augenblick, wo er die Eskorte Bonapartes erblickte, bog er in eine Schlucht ab, um dort seine Kasten niederzulegen und wurde nicht weiter beunruhigt. Das weitere

Patronenmaterial, das sich noch in Sisteron befand, wurde auf einem Wagen nach Peyruis gebracht; so fand der Schlüssel zu den Alpen sich ohne Verteidigung.

Bonaparte, der abends gegen sechs Uhr in Malijay angekommen war, übernachtete dort mit einem Teile seiner Truppen und dirigirte den Rest während der Nacht nach Sisteron, um sich der Brücke von Sisteron über die Durance zu bemächtigen, was sehr leicht war, da keine Verteidigungsmittel organisirt worden waren.

In Sisteron mit seiner Nachhut gegen zehn Uhr angelangt, hat er sich um zwei Uhr nach dem Departement der Niederalpen weiter bewegt.

Die Bestätigung der Nachricht von der Landung und dem siegreichen Marsche Bonapartes rief im Süden mehr als Murren hervor; die Bevölkerung von Montpellier bildete Gruppen; die Stimmung gegen Bonaparte trat nicht sonderlich deutlich hervor: was minder günstig war, war der Umstand, daß diese Gruppen von zerlumpten Leuten haranguirt wurden, die sich Royalisten nannten, weil sie Postwagen geplündert und Republikaner ermordet hatten. Von dem edlen Maire wurden mir Pässe verweigert. Er kleidete seine Weigerung in eine derartige Unverschämtheit, daß eine dieser Gruppen mich unter meinem Fenster mit dem Tode bedrohte. Er hätte mir in diesem Lande zu teil werden können, wo man der Androhung die That gleich folgen läßt und wo so viele grausame Beispiele zeigen, wie rasch man vom Wort zur That übergeht, wenn der Herr Maire, der sich in meiner Wohnung befand, nicht selbst den Wütenden entgegen getreten wäre. Die meisten von denen, die so wütend gegen mich auftraten, empfingen täglich Almosen von mir: „Wie!“ rief der Herr des Hauses aus, „ihr lebt von den Wohlthaten dieses mildherzigen Mannes und ihr folgt dem Rate Böswilliger gegen seine Person!“ Diese Worte trieben die Ansammlung aus einander.

General Solignac kam zu mir und sagte mir: „So ist also der Kaiser zurückgekehrt: Sie gehen nach Paris; legen Sie, ich bitte Sie, ihm den Ausdruck meiner Ergebenheit für seine erhabene Person zu Füßen.“ Ich entgegnete: „Sie richten diesen Auftrag weit besser selbst aus als ich; ich begebe mich nach meinem Domizil in Marseille zurück.“

Ich begab mich wirklich dorthin, indem ich den Weg über Orgon

nahm, wo ich bekannt und von allen Bewohnern gerne gesehen war; einige Gendarmen sagten zu dem auf dem Platze angesammelten Volke: „Das ist ein Revolutionär, man muß ihn verhaften." Der Postmeister Michel ließ, als er die neue Gefahr sah, die mir drohte, meinen Wagen anspannen, der in der Remise stand. „Reisen Sie ab," sagte dieser wackere Mann zu mir; „Postillon, lassen Sie die Pferde ausgreifen!" Ich kam in Pont-Royal an; der Postmeister, ein reicher Gutsbesitzer und Republikaner sagte zu mir: „Ich biete Ihnen unter diesen stürmischen Verhältnissen ein Asyl bei mir an; Sie werden dort in Sicherheit sein." Ich dankte diesem braven Bürger und setzte meine Reise fort. Der Postmeister zu Saint Cannat, der sich der Achtung aller Patrioten erfreute, sagte mir: „Die Nacht bricht an, benützen Sie das und halten Sie sich in Aix nicht auf; die Post, welche folgt, wird von einem wackeren Bürger geleitet, der Ihnen bekannt ist: man wird Sie rasch vor Tagesanbruch nach Hause bringen."

Sobald ich in Marseille angekommen war, glaubte ich, Masséna, den Kommandanten der Division, in welche das Departement der Rhônemündung fiel, durch meinen Vetter, Pierre Barras, der freundschaftlich bei ihm verkehrte, davon benachrichtigen zu sollen. Masséna versicherte jeden Tag, daß er einer meiner ältesten und aufrichtigsten Freunde sei. Marseille befand sich in großer Aufregung und ich übergab meinem Vetter einen Brief an Masséna, in welchem ich ihn ganz einfach um einen Paß nach Paris bat. Trotz seiner dringenden Bitte wurde mein Vetter nicht vorgelassen, und mein Brief blieb ohne Antwort: es wurde mir nicht möglich, Masséna nochmals zu sehen zu bekommen. Ich mache hier keinen Hehl aus dem Verdruß, den mir nicht nur der Mangel an jeder Schicklichkeit, sondern auch das Vergessen aller der Wohlthaten verursachte, mit denen dieser General von mir überhäuft worden war. Fünfundzwanzig Offiziere oder Grenadiere der Nationalgarde von Marseille kamen, um mir zu versichern, daß ich ruhig sein könne und sie über meiner Sicherheit wachen würden. Ich wandte mich an Herrn Montgrand, Emigrant und Maire von Marseille, um den von Masséna verweigerten Paß zu erhalten. Der Paß wurde sofort ausgestellt. Der Begleitbrief war äußerst verbindlich abgefaßt; ich war dafür um so dankbarer, als der Herzog von Angou-

lême die Ausfertigung von Päſſen verboten hatte. Es kommt nicht ſelten in Revolutionen und vielleicht zu allen Zeiten vor, daß man mehr Rück= ſicht bei ſeinen Gegnern als in der eigenen Partei findet.

Während deſſen fertigte Maſſéna, als er gehört hatte, daß Bona= parte Herr von Grenoble war und ſich auf Lyon zu bewegte, den Adju= tanten Porcher de Richebourg mit zwei Depeſchen ab: einer, in der er ſich Bonaparte unterwarf, wenn er Herr von Lyon ſein ſollte, und einer zweiten mit Glückwünſchen an den Grafen von Artois; eine derſelben ſollte verbrannt werden. Bonaparte rückte ohne Schwierigkeiten in Lyon ein: Monſieur hatte es geräumt.

Bei dem gegenwärtigen Anlaſſe hatte ich, wie während meines letzten Aufenthalts in Paris und wie während der Zeit meiner Abweſenheit, zu deren mich meine verſchiedenen Verbannungen genötigt hatten, ſtets nur eine Anſicht über den Widerſtand gehabt, den man Bonaparte leiſten müſſe: die, daß derſelbe darin beſtehen müſſe, ihn durch die Freiheit und auf dieſem Terrain zu bekämpfen. Wollte man das Syſtem, die Form und die Aeußerlichkeiten ſeines Deſpotismus annehmen, hätte man das kaum mit größerer, ja nicht einmal mit der gleichen Geſchicklichkeit thun können als er. Ein hölzerner Säbel, ein König, der beinahe ein Krüppel war und von dem man ſogar ſagte, daß er Weiberröcke trüge, konnte ſich nicht ſo oft und in einer ſo impoſanten Weiſe dem Volke zeigen, wie der Krieger, der aus ſeinen Reihen hervorgegangen war, ſtets zu Pferde ſaß und Schlachten gewann. Der hölzerne Säbel des wenig an= griffsluſtigen Königs konnte nicht erglänzen wie die ſchreckliche Stahlklinge des verwegenen Soldaten, der das verſtümmelte und zu Boden geworfene Europa ſo lange und immer und immer wieder mit Hieb und Stich angegriffen hatte.

Bei den Beziehungen zu den Bourbonen, die, wie ich erzählt, von dieſen ſelbſt und durchaus nicht von mir aufgeſucht worden waren, hatte ich dieſer Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die neue franzöſiſche Monarchie ſich nur errichten und aufrecht erhalten laſſe durch die auf= richtige Begründung der konſtitutionellen Freiheit, die wie eine zentrale Batterie ſich gleichzeitig nach allen Seiten hin richten müſſe. Eitle Worte, ohnmächtige Vorſtellungen! Ein Augenblick des Erfolgs verſchließt ſtets

das Ohr der Könige. Die schreckliche Gegnerschaft muß nochmals kommen, um es zu öffnen; aber es ist gewöhnlich zu spät. So begannen, als Bonaparte in Cannes gelandet war, die Bourbonen es erst zu empfinden, wenn auch nicht zu erkennen, daß sie ihm die Freiheit und die Charte, in der sie einstweilen ihren Ausdruck gefunden, entgegensetzen müßten.

Ich vernahm, daß Ludwig XVIII. sich nach dem gesetzgebenden Körper begeben hatte, um seinen Eidschwur zu erneuern; daß Monsieur die Achtung vor demselben mit noch größerer Förmlichkeit erklärt hatte, die selbst bis zur Erniedrigung ging, da er sich auf den Stufen des gesetzgeberischen Thrones auf die Kniee niedergelassen und den Eid auf das Evangelium geleistet hatte in dem Glauben, er könne der Nation eine noch größere Beruhigung durch seinen Schwur und seine Kniebeugung gewähren. Ich vernahm zugleich, daß der Herzog von Berry, der bis dahin die Militärpersonen mit sehr wenig Rücksicht, manche sogar mit großer Grobheit behandelt hatte, sich denselben mit großer Artigkeit genähert habe, daß er sich nach den Kasernen begeben und sich dadurch populär zu machen geglaubt habe, daß er sich ihre Zinnlöffel in das Knopfloch steckte und aus der Schüssel die Soldatensuppe kostete; aber man erwirbt sich Popularität nicht durch einen Augenblick der Schmeichelei: sie ist das Resultat und der Lohn eines Verhaltens, aus welchem das Militär wie auch das Zivil hat entnehmen können, wie aufrichtig gemeint die Ueberzeugung ist, die man ihnen beibringen will. Wenn ich auch zugeben will, daß die Bourbonen hierin die ganze Aufrichtigkeit besessen haben, die ihnen von ihrem Interesse eingeflößt und geboten wurde, hörte ich doch, daß die Unverbesserlichen, von denen sie umgeben waren, jene Leute, welche „nichts zu lernen und nichts zu vergessen gewußt hatten“, in ihrer Dummheit verharrten und daß, während die alten Hofdamen naiv erklärten, daß man unter dem alten Régime „diesen in Cannes Gelandeten, diesen Taugenichts hätte ergreifen und aufknüpfen lassen“, der Marschall Viomesnil, die Coigny und andere ihres Schlages ebenso ernstlich sagten: „Man hat Befehl gegeben, daß er zwischen Lyon und Paris verhaftet werden soll.“ Ludwig XVIII. sprach weniger anmaßend, denn seit dem 5. März hatte er seinen Kammerdienern Befehl gegeben, seine Sachen zu packen. Während die Bourbonen nicht aus der vergifteten Atmosphäre ihrer Höflinge heraus=

zutreten vermochten, marschirte Bonaparte immer weiter, nachdem er jene Kühnheit wieder gefunden und wieder angenommen hatte, die man mit Recht revolutionär genannt hat, weil in ihr die Macht sich ausspricht, welche die Revolution stets denjenigen verleiht, welche ihren Geist anzurufen verstehen, denn, was man auch sagen und was sich ereignen möge, niemals wird man in Abrede stellen können, daß die Landung zu Cannes und der in zwanzig Tagen nach Paris zurückgelegte Marsch zu den größten Thaten gehören, von denen die alte und neue Geschichte zu melden weiß: er scheint mir dem Heldenzeitalter, ja selbst der Mythologie anzugehören.

Was mich anlangt, so gestehe ich, daß ich inmitten aller dieser Wirren und der verschiedenen Ansprüche, welche diese beiden Monarchen erhoben, von denen der eine gewiß nicht das Alter des Geschlechts für sich hatte, was aber in meinen Augen kein Fehler für ihn gewesen sein würde, trotz des Abscheues, den mir der Korse Napoleon seit seiner Thronbesteigung eingeflößt hatte, nicht ohne eine gewisse Anteilnahme seinem neuen Geschicke entgegensah, da ich glaubte, es nahe sich wieder der Krieger von Toulon und vom 13. Vendémiaire, der kommandirende General der republikanischen Armee, der nunmehr seinen wirklichen Ruhm begründe, und ich hätte, als ich ihn vor dem vor Verwunderung sprachlosen Frankreich, sich von keinem Hemmnis zurückgehalten, auf Paris bewegen sah, so wie Jakob II., als er in der Schlacht vom Haag die Flotte der Franzosen, die ihn auf seinen Thron zurückführte, von den Engländern geschlagen sah, die ihn daran hinderten, denselben zu besteigen, in die Worte ausbrach: „Bravo, meine lieben Engländer!“ beinahe gerufen: „Bravo, Bonaparte, Kind der Revolution; verdiene die Vergebung dieser Mutter, die Du verraten hast; werde derselben wieder würdig!“

Aber ich sah, daß es für ein aufrichtig seinem Lande ergebenes Herz weder auf dieser, noch auf jener Seite irgend eine Hoffnung mehr gab.

Ich verließ Marseille in dem Zustande jener Aufregung, wie sie durch die Unentschiedenheit der Thatsachen und die dadurch bedingte Unentschiedenheit der Meinung hervorgebracht wird, während die Stadt unzufrieden mit den Behörden war, die sich nicht verständigen konnten und wie diejenigen der Alpen-Departements Bonaparte hatten passiren lassen.

In Lyon angelangt, wurde ich dort durch eine Unpäßlichkeit mehrere Tage zurückgehalten. Ich saß auf der Place Bellecour in der Sonne, als sich ein heftiger Lärm von Wagen, die von goldstrotzenden Kurieren begleitet wurden, bemerkbar machte. Als man sie über den Platz dahinkommen sah, hieß es: „Das ist wieder die durchlauchte Mutter." — „Ah! in dem dort sitzt der Kardinal (Fesch)." — „Nein, in dem andern, der abbiegt, denn sie gehen nach dem Palais des Erzbischofs." Es war der König von Westfalen, der im Hotel d'Angleterre abstieg. Die Wagen des Gefolges langten nach einander an. Man sieht in buntem Gemisch alle Arten von Personen aus denselben aussteigen, aus dem einen Damen, die sich Ehrendamen nannten und mit diesem Namen belegt wurden, und Stallmeister; aus dem andern Kammerfrauen und Diener in glänzender Livree.

Ich ging in das Hotel d'Angleterre zu meiner gewöhnlichen Eßzeit zurück; das Hotel war mit Deputationen und Besuchern angefüllt. Unwohl, wie ich war, lehnte ich mich in einen Sessel zurück, als ein Adjutant von Oberstrang sich mir vorstellte und sagte: „Der König von Westfalen hat vernommen, daß Sie hier und unwohl sind; er möchte Ihnen seine Aufwartung machen; wollen Sie ihn empfangen?" Ich antwortete: „Ja wohl, mein Herr."

Ich hatte das Wort kaum gesprochen, als der König schon bei mir war. „Ah! ich habe das Glück, Sie zu treffen," rief er aus, indem er mich umarmte; „Sie, mein Beschützer, mein Wohlthäter, mein zweiter Vater, denn ich habe niemals das Glück gehabt, den ersten zu sehen. Ich wünsche, daß Sie sich erholen und wir uns vereinigen können. Die Dinge haben sich sehr geändert; Bonaparte hat sich gebessert."

Ich unterbrach das Königlein, das es seit 1814 nicht mehr war, das aber seit der Landung seines älteren Bruders es wieder zu werden glaubte und sagte: „Bessern Kaiser sich? Bonaparte liefert schon den Beweis des Gegenteils. Seit fünfzehn Jahren hat er durch eine unerhörte Verfolgung meinen Beutel und meine Gesundheit ruinirt. Alles muß ein Ende haben: er kann rasch ein Ende machen und soviel Unglück über mich verhängen, wie er glaubt, daß ich verdiene. Das, daß ich die Republik zu Grunde gehen gesehen habe, ist in meinen Augen das größte:

übrigens gehe ich nach Paris. Wir wollen sehen, ob er auch diesmal mir wieder den Aufenthalt daselbst versagt.“

Jérôme erwidert mir: „Ihre Klagen sind nur zu berechtigt, auch ich, sein Bruder, habe den starren Sinn Bonapartes kennen gelernt; er war von treulosen Ratgebern umgeben: sie werden beseitigt werden. Ich komme aus Italien, ich habe dort Murat in einer sehr unangenehmen Lage zurückgelassen; ich reise im Augenblick nach Paris weiter. Ich werde Ihnen dorthin vorauseilen und eine aufrichtige Versöhnung zwischen Ihnen und meiner Familie anbahnen, die so viele Verpflichtungen gegen Sie hat!“

Während dieser ganzen Unterhaltung wird man sich wohl denken können, daß ich mich nicht soweit vergaß, meinen kleinen alten Freund Jérôme mit dem Namen Majestät anzureden; nicht weil seine Familie, wie er nicht unrichtig bemerkte, so viele Verpflichtungen gegen mich hatte, sondern weil ich diesen Jérôme selbst an seine Majestät glauben sah. Nun war aber dieses Königtum, dem in diesem Augenblick das Lächerliche hätte Deckung gewähren können, mit so viel Unglück, dem Ergebnisse so vieler Verbrechen verknüpft, die man wieder hätte aufleben lassen müssen, um alle die damit zusammenhängenden Vergewaltigungen wieder aufzunehmen, daß selbst das Lächeln des Spottes bei mir die Entrüstung nicht hätte hintanhalten können.

In der Stadt Lyon drängte sich in diesem Augenblick alles zusammen, was dem neuen Glücke Bonapartes folgte, oder vor demselben floh. Seine Majestät von Westfalen war noch bei mir, als bereits eine Menge von Höflingen sie in ihrer Wohnung erwarteten, um ihr ihre Huldigung darzubringen, andere die unrichtig über den Ort berichtet waren, wo Seine Majestät absteigen sollte, und glaubten, derselbe befinde sich bei mir, stürzten sich in Hast dahin und nötigten mich, die Hilfe meiner Leute in Anspruch zu nehmen, um diesen servilen Wesen aus einander zu setzen, daß sie sich irrten und daß sie sich nicht bei dem König von Westfalen befänden. Es war jedenfalls ein derartiger Irrtum, dem ich es verdanke, daß bei mir ein Diener Bonapartes eintraf.

Auf Jérôme von Westfalen sah ich Roederer folgen, den Generalkommissär in den Departements. Er hatte als Agent Bonapartes nichts

Eiligeres zu thun, als wiederum den Beweis dafür zu erbringen, eine wie tiefe Ehrfurcht vor der kaiserlichen Familie er hege, und nach diesem Grundsatz hatte er sich zum König von Westfalen verfügt. Das Mißverständnis war sehr heiter. Roederer, der sich zu dem Republikaner Barras begeben hatte, befand sich dort wie in einer Falle. Ich hatte ihn erkannt, und er hatte mich erkannt, und es war ihm unmöglich, mir auszuweichen, ohne einige Höflichkeitsphrasen mit mir zu wechseln. Ich habe hier nicht das Porträt dieser Persönlichkeit zu zeichnen, die seit der konstituirenden Versammlung bekannt genug ist. Sein Verhalten als Prokurator und Syndikus des Departements von Paris während des 10. August, als er Ludwig XVI. in die Nationalversammlung heranführte und vor allem die Art, in der er sich rühmte, das gethan zu haben, um seinen Gefangenen auszuliefern, sind ein trauriger Zug in der Geschichte des Herrn Roederer. Selbst diejenigen, die wie ich glaubten, eine Pflicht zu erfüllen und einem gegebenen Mandat zu folgen, als sie Ludwig XVI. verurteilten, fühlen sich nicht verpflichtet, dem ihre Achtung zu zollen, der sich selbst die Mission gegeben hatte, ihn den Händen seiner Richter zu überantworten.

Indem man sich daran erinnert, daß dieser Beamte, der in Paris seit 1789 Fuß gefaßt hat, aus der Gegend von Metz stammt, hat man zuweilen auf ihn das bekannte Sprichwort angeführt: „Ein Lothringer verrät Gott und seinen Nächsten". Ich glaube, Roederer hat sich durch diese Nutzanwendung wenig anfechten lassen, sobald es ihm gelungen war, sich in seiner Stellung zu behaupten, was für ihn seit dem 18. Brumaire ununterbrochen der Fall gewesen ist. Die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, die man ihm allgemein hat angedeihen lassen, ist für ihn vielleicht empfindlicher geworden, seit sie für ihn zu einer Ausschließung aus dem Senate geführt und ihn genötigt hat, allerdings im Besitze seines schönen Vermögens, seine Entlassung zu nehmen. Ich hatte Roederer seit der dem 18. Brumaire vorangehenden Zeit nicht mehr gesehen, wo er in der unterwürfigsten Weise gekommen war, um mir im Luxembourg den Hof zu machen. Als wir uns im Jahre 1815 wieder sahen, nachdem die Regierung, die durch seine Mitwirkung dem Direktorium gefolgt war, stark angefangen hatte, in das Schwanken zu geraten und er entsandt

wurde, um diese Regierung nochmals zu stützen, welche die Nation durch so viele Verbrechen aufgebracht hatte, war es für ihn schwierig, sich über die spezielle Frage auszulassen, in welcher wir zu entgegengesetzte Gegner waren. Unser Gespräch drehte sich daher in konventioneller Art um die allgemeinen Ereignisse der Revolution. So sehr ich es mir auch angelegen sein ließ, selbst in seinem äußeren Auftreten, einen Mann nicht zu demütigen, der ganz gewiß gegen seinen Willen zu mir geführt wurde, dabei aber mindestens mit einer gewissen Zuversicht auftrat, konnte ich doch nicht umhin, mich mit einem gewissen Stolze mit Roederer zu vergleichen: er war noch an der Gewalt; ich war sehr weit davon entfernt und doch nicht weit genug, um nicht neue Ausschreitungen derselben zu besorgen; aber in dem Gefühle der Ehre und des Stolzes, das mich selbst inmitten der Verbannung niemals verlassen hat, glaubte ich das Recht zu haben, sehr tief auf Herrn Roederer herabzublicken, wie ich gleichfalls glaubte, daß ich eher der Beschützer als der Schützling des Generalkommissars Seiner Majestät des Kaisers gewesen sei; trotz des ganzen Zartgefühles, das mich abhielt, mich in zu brüsken und strengen Worten zu ergehen, konnte ich doch nicht ganz und gar mein Bedauern über das verhehlen, was ich als das „mögliche Geschick" der Revolution ansah, ebensowenig, wie ich den Ausdruck meines Schmerzes über das Verhängnis oder vielmehr den Wahnwitz zurückhalten konnte, der sie hatte zerstören wollen, dem es aber nicht gelungen war, ganz mit ihr fertig zu werden und ihre bis tief in das Innere der Natur herabreichenden Wurzeln auszurotten.

Eine tröstliche Beobachtung, die ich mehr als einmal im Verlaufe meiner gewaltsam herbeigeführten Begegnungen mit so vielen Leuten gemacht habe, die von ihrer Partei abgefallen waren und sich in der Notwendigkeit befanden, irgend etwas zu ihrer Entschuldigung vorzubringen, ist die, daß diese Persönlichkeiten unabänderlich glaubten, sie könnten ihr politisches Verhalten durch Gesinnungen rechtfertigen, die ganz und gar nicht die ihrigen waren, und daß sie sich stets darauf versteiften, diese Gesinnungen ständen im Einklang mit der Freiheit und Republik, wie ja auch die Sklaven sich niemals zu ihrer sklavischen Gesinnung bekennen wollen; sie müssen stets so thun, als hielten sie zur Freiheit, selbst dann, wenn sie dieselbe in der unverschämtesten Weise verraten haben: man

kann in diesem Verhalten nichts sehen, als ein Manöver, sie nochmals zu verraten. Mehrere hätten sogar gerne ihre Entschuldigung soweit erstreckt, daß sie in dieselbe auch ihr Oberhaupt Bonaparte einbezogen hätten. Herr Roederer gehörte zu diesen, obgleich er seit fünfzehn Monaten gesehen hatte, in welcher Absicht er zurückkehrte: er hätte mir gerne eingeredet, daß sein Gebieter die Welt seit so langen Jahren nur unterdrückt, gewürgt, und mit Blut bedeckt habe, um sie glücklich zu machen; daß er auch des öftern und seit lange schon in günstigem Sinne von seinem System abgewichen sei und übrigens Frankreich seit einem Jahre von einem konstitutionellen Geiste beseelt sei, und es dem zurückgekehrten Kaiser schwer fallen werde, sich diesem Einfluß, der ihm von allen Seiten entgegentreten werde, zu entziehen. Ich schnitt die selbstlose Beredsamkeit Roederers kurz ab und sagte: „Der alte kleine Freund Jérôme, der sich immer noch für den König von Westfalen hält, hat soeben an derselben Stelle in diesem Zimmer gestanden; er hat mir hierüber in demselben Sinn wie Sie gesprochen; ich glaube an seine Vorhersage ebenso wenig wie an die Ihrige.“

Ich hatte mich, nachdem ich mich dieser beiden Gewalten entledigt, eben zu Tische gesetzt, als ein gewisser General, der in Grenoble kommandirte, eintrat, dem ich, soviel ich wußte, seine Stellung verschafft hatte, als ich Präsident des Direktoriums war. „Ich befand mich,“ sagte er zu mir, „in großer Verlegenheit wegen des Ausbleibens meiner Ausrüstung; in einer Uniform, die ich mir geliehen hatte, habe ich dem König von Westfalen meine Aufwartung gemacht; ich bin in einer fieberhaften Aufregung; General,“ fuhr er fort, „ich bin so frei, Sie um einen Löffel Suppe von Ihrem Tische zu ersuchen und werde mich dann zu Bette legen.“ Diese improvisirte Bitte hätte einen andern, nur mich nicht, in Erstaunen setzen können, aber ich habe so viel Umgang mit Militärpersonen gehabt und sie so gründlich kennen gelernt, daß ich wohl wußte, daß viele von ihnen, welcher politischen Ansicht sie auch sein und welche Stellung sie inne haben mögen, stets etwas annehmen müssen, was man ihnen nicht anbietet und sie schließlich ihrer Gesundheit wegen etwas nehmen. Das ist die gewöhnliche Entschädigung für ein Leben voll Anstrengungen und Gefahren.

Der Herzog von Angoulême, der nach dem Süden geschickt worden war, durchzog denselben wie ein Eroberer. Er marschirte auf Lyon zu Bonaparte entgegen mit der kleinen Armee, die er befehligte. Er wurde genötigt, sich durch das Departement der Drôme zurückzuziehen, nachdem einige Flintenschüsse gefallen waren, die gegen seine königliche Hoheit hätten gerichtet sein können. Der General Merle sagte zu dieser königlichen Hoheit: „Monseigneur, wenn Sie, wie ich Ihnen geraten, Herr des Zusammenflusses der beiden Flüsse und von Pont-Saint-Esprit geblieben wären, würden Sie nicht in diese Lage geraten sein, Sie würden heute nicht gezwungen worden sein, zu kapituliren; Ihre Person würde respektirt worden sein; dieselbe würde nicht aufgehalten worden sein und sich die Möglichkeit erhalten haben, sich nach Bordeaux zu retten.“ Die Richtigkeit der Bemerkung des Generals Merle zugebend, glaube ich, daß die nächste und entscheidende Ursache, nicht des Unglücks des Herzogs von Angoulême, sondern des Sieges Bonapartes auf das doppelzüngige und verräterische Verhalten Masséna's zurückzuführen ist.

Die Herzogin von Angoulême, die sich nach Bordeaux geflüchtet hatte, gab dort einen großen Charakter zu erkennen; sie trotzte dort dem Feuer der auf dem andern Ufer des Flusses postirten Franzosen, und diese schöne Haltung machte tiefen Eindruck auf General Decaen, der die Truppen des Departements befehligte, was Bonaparte, der stets mit dem Lobe, das er dem einen erteilte, eine Beleidigung für den andern verband, das Wort entlockte: „Frau von Angoulême sei der einzige Mann in der Familie der Bourbonen.“

So stehen sich die kaiserlich bonapartistische und die königlich bourbonische Partei wieder einmal gegenüber. Mitten zwischen diesen beiden Parteien, welche aufrecht erhalten und wieder etwas belebt wurden durch den Sieg, der auch diesmal wieder nur durch das Ausland und zu dessen Gunsten entschieden wurde, folgte Bonaparte seinem Geschick, ohne sich gänzlich das verhehlen zu können, was es für ihn Besorgliches und Bedenkliches hatte; er suchte seine Rettung in dem, was sein Uebermut ihm eingab. Er hatte Proklamationen abgefaßt, welche seine Parteigänger und die Einfältigen für beruhigend hielten; er hatte genug versprochen, um den Weg von Lyon nach Paris mit einer sehr schwachen Begleit-

mannschaft in voller Sicherheit zurücklegen zu können, und kam, um wiederum sich in den Tuilerien an Stelle der Familie Bourbon zu installiren, die sich ohne Widerstand davon gemacht hatte. Ludwig XVIII. hatte gleichwohl geglaubt, er könne Halt in Lille machen. Der Kommandant benachrichtigte ihn von der unruhigen Stimmung, die seine Anwesenheit verursachte; Ludwig XVIII. sagte, ohne zu verlangen, daß man ihm darüber weiteres mitteile, darauf nur naiv: „Oeffnen Sie mir rasch ein Hinterpförtchen, dann rette ich mich nach Gent."

Am Tage, nachdem Bonaparte in die Tuilerien zurückgekehrt war, strömten die Höflinge Ludwigs XVIII., die angeblichen Royalisten und sogenannten Aristokraten, nach diesem Schlosse hin. Die Menge drängte sich zu demjenigen, den man wieder Kaiser zu nennen begann, und alle machten ihm, an ihm vorüber schreitend, ihre schimpfliche Verbeugung. Die Behörden demütigten sich; der Eifer, zu dem Usurpator zu gelangen, glich einem Götzendienst.

Das traurige und besorgte Aussehen, das man anfangs bei Bonaparte gewahrt hatte, wurde bald von seinem befehlerischen Tone und seiner kaiserlichen Unverschämtheit verdrängt. Alle angekündeten Verbesserungen, alle so feierlich vorgebrachten Versprechungen wurden illusorisch; er berief seine Räte, um eine Zusatzakte zu der Verfassung des Kaiserreichs abzufassen. Einige haben gesagt, Benjamin Constant sei der Haupturheber dieses ungeheuerlichen Zusatzwerks gewesen; andere behaupten, Merlin von Douai, Thibaudeau, Fermont seien es gewesen. Es ist richtig, daß der Ratschlag und die Feder dieser letzteren dem Despotismus stets zur Verfügung gestanden haben, und es läßt sich nicht leugnen, daß das neue Meisterwerk mehr zu ihrer Art als zu der Benjamin Constants stimmt. Die bekannten Prinzipien und die zahlreichen Schriften dieses Publizisten sind im allgemeinen der Freiheit günstig und lassen durchaus keinen Zweifel über seine wirkliche Gesinnung zu, wenn auch der Wunsch, sich unter allen Umständen zu halten und handelnd einzugreifen, ihn vielleicht zu entgegenkommend gegen die bestehende Regierung gemacht und ihn zu einer Resignation bestimmt haben mag, die sich zu prompt einstellte, um nicht den Anschein einer gewissen Gefügigkeit zu erwecken. Uebrigens hat Macchiavel den Grundsatz aufgestellt, „daß der Fürst seine Räte und

nicht die Räte den Fürsten machen". Die Bestätigung dieses Grundsatzes ist bei keinem noch positiver hervorgetreten als bei Bonaparte, der entschiedener als irgend ein Despot auf der Welt gesagt hat und hat sagen können: „Mein Rat sitzt in meinem Kopf: mein Kopf sitzt in meinem Rat". Bei der Abfassung der Zusatzakte zu der Verfassung des Kaiserreichs tritt eben wie bei den früheren Verfassungen die Klaue Bonapartes hervor und läßt sich nicht verkennen. Die Zusatzakte gehört mit allen ihren Verschlagenheiten und tyrannischen Verklausulirungen ganz gewiß Bonaparte an, und wenn wir sie auf seinen diabolischen Geist zurückführen, können wir getrost sagen: „Geben wir dem Kaiser, was des Kaisers ist."

Mit Hilfe seiner neuen Schöpfung vermeinte Bonaparte wieder mit der Wiege seiner Monarchie beginnen und dieselbe mit einer großen Volksfeier, die er Maifeld nannte, zu neuem Leben erwecken zu können. Er ließ sich zu dem Maifelde, welches das alte Marsfeld war, in seinem Staatswagen fahren und zeigte sich mit seinen Brüdern in theatralischen Kostümen, die er für kaiserlich hielt, weil sie überaus glänzend waren, die aber nur etwas Lächerliches an sich hatten. Er konnte von diesem Augenblicke an inmitten eines Beifalls, der sich nicht über den Kreis seiner Geschöpfe hinaus erstreckte, erkennen, daß er das verloren hatte, was man ihn die „Phantasie des Volkes" hat nennen hören. Gelegentlich der Kostüme läßt sich die nachfolgende Coupletstrophe aus einem Liede jener Zeit anführen:

Seht Napoleon dort in Weiß,
  Lucien weiß,
Joseph weiß und Jérôme weiß;
Laden alle sie in weiß
Uns zu einem Lustspiel ein?
  Soll Ernst es sein?
Nein, ich sag' es, weil ich's weiß,
  Nichts soll's sein,
Nein, ach nein, ach nein,
Nichts von alldem soll es sein,
Als ein Possenspiel allein.

Als man die allgemeine Ueberzeugung gewonnen, daß der von der Insel Elba Zurückkehrende sich in keiner Weise geändert habe, mußten

die gleichen Ursachen zu gleichen Wirkungen führen, und das Volk, das sich in seiner Unzufriedenheit mit vielem, was unter der Restauration geschehen war, einen Augenblick an seine Person heranzudrängen geschienen hatte, entfernte sich wiederum von derselben. Diese in Frankreich vorherrschende Stimmung konnte den auswärtigen Mächten nicht verborgen bleiben: sie traten wiederum zu einer Koalition zusammen und ihre Truppen erhielten den Befehl, auf Paris zu marschiren. Die Geschichte hatte noch nicht das Beispiel dargeboten, daß ein vom Throne gestürzter Tyrann denselben widerstandslos binnen Jahresfrist wieder einnehmen sollte. Die Invasion Bonapartes, die ebenso rasch beschlossen wie zur Ausführung gebracht wurde, konnte als eine der waghalsigen Unternehmungen betrachtet werden, die darnach angethan sind, Erstaunen hervorzurufen und wirklich Bewunderung zu verdienen; sie konnte nochmals seinen alten Ruhm erneuern; sie gab einen Mann zu erkennen, welchem die Ruhe auf der Insel Elba seine alte Energie zurückgegeben hatte.

Man hat erzählt, Bonaparte habe während seines Aufenthalts auf der Insel Elba gesagt: „Ich säße noch auf dem Throne, wenn ich zwei Leute hätte hängen lassen, Talleyrand und Fouché.“ Nun kann er aber, da er nach Frankreich zurückkehrt und das Geschick ihm schon einen großen Vorzug zusichert, den, Talleyrand nicht mehr als Freund um sich zu sehen, sondern ihn in direkter Feindschaft weit von sich entfernt zu wissen, diesmal doch wieder Fouché nicht entgehen. Während des ganzen Jahres 1814 hatte dieser nichts gethan, als gegen den Exkaiser intriguirt und den Bourbonen den Hof gemacht. Bonaparte kommt in wunderbarer Weise von seinem Elba zurück: da muß sich ihm Fouché wieder darbieten. Das Gefühl des Mißtrauens und der Unruhe, das dieser ihm einflößt, brach jeden Augenblick hervor: bald fühlte er sich von dem unwiderstehlichen Verlangen erfaßt, Fouché erschießen zu lassen, dann wieder überfiel es ihn wie Furcht, diesen nichtswürdigen Menschen mehr nicht um sich zu wissen, dessen unermüdliche Erfindungsgabe und Intrigantenkünste ihm Hilfsmittel darboten, die er anderswo nicht hätte finden können. Ich hörte damals von Unterhaltungen sprechen, die zwischen dem Kaiser und dem Polizeiminister vorgefallen sein sollten.

„Herr Fouché, man glaubt, Sie hielten es mit den Bourbonen.“

— „Sire, man hintergeht Sie; ich halte sie für unfähig, zu regieren; Sie kennen meine Treue." — „Man glaubt, Sie würden mir raten, die jakobinische Partei zu opfern." — „Sire, mein Verhalten hat Ihnen das Gegenteil beweisen müssen." — „Wissen Sie wohl, Herr Fouché, daß diese Royalisten, diese Jakobiner, diese Republikaner, diese Orleanisten und diese Clique von Konventsmännern mir mißfallen und ich wohl dahin gelangen werde, den Rest dieses Lumpengesindels zu deportiren. Die Bourbonen werden erschossen werden, wenn sie mir in die Hände fallen. Es ist Zeit, daß die Nation sich um meine Regierung schart. Ich werde die Minister dafür verantwortlich machen und besonders Sie." — „Sire," entgegnete ihm Fouché, „Ihre größten Feinde befinden sich im Auslande." Fouché berichtete, bei diesen letzten Worten sei Bonaparte in Wut geraten und habe seine Hände bis über den Kopf in die Höhe gehoben, wie das seine Gewohnheit war. Fouché erzählte noch, bei einer andern Unterredung der gleichen Art habe Bonaparte ihm noch unverhohlener und direkter das wiederholt, was er schon auf der Insel Elba gesagt habe: „Herr Fouché, ich hätte Sie erschießen lassen sollen und sollte das noch thun." Fouché will erwidert haben: „Sire, ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht."

Uebrigens folgte Fouché, nach wie vor der geschwätzigste und indiskreteste Mensch auf Erden, ganz seinem gewohnten Verhalten; es bestand darin, die Ereignisse abzuwarten, die man nicht hervorrufen und meistern kann, und sich bereit zu halten, dieselben auszunützen. Er hat einen seiner weiteren Charakterzüge in der folgenden Unterhaltung enthüllt, die mir von einem Präfekten der Hundert Tage, der bei mir kurz vor der Abreise nach seinem Departement speiste, erzählt worden ist.

Dieser Präfekt, der seine Ernennung Fouché verdankte, ersuchte denselben dringend um Verhaltungsmaßregeln für ein Departement, das man für sehr exaltirt hielt und in dem sich Versammlungen von Klubisten und Föderirten gebildet hatten. Fouché entgegnete: „Verhaltungsmaßregeln, ich habe selbst keine und gebe keine. Es stehen Ihnen Mittel zur Verfügung, ziehen Sie sich aus der Verlegenheit, wie Sie es können . . ., aber lassen wir Verhaltungsmaßregeln Verhaltungsmaßregeln sein, setzen Sie sich und plaudern wir. Sie kennen doch Paris? Was spricht man

von mir? Bezeichnet die eine Partei mich immer noch als Royalisten, die andere als der Koalition verkauft und die jüngste als Orleanisten und gleichzeitig als Jakobiner? denn für diese Leute sind Jakobiner und Orleanisten eines und dasselbe: sie wollen nicht wissen, daß der Zweig der Orleans ebenso gut von Heinrich IV. abstammt wie die gegenwärtige zur Nachfolge berufene Linie der Bourbonen. Was den Herzog von Orleans anlangt, so kennen sie ihn nicht und wollen denselben immer im Begriffe sehen, sich des Thrones zu bemächtigen. Sie wissen nicht, daß er seiner Geschmacksrichtung und seinem Charakter nach am wenigsten etwas für diese Art von Beschäftigung übrig hat. Dumouriez und Frau von Staël, die ihn uns gern zum Könige geben möchten, bestätigen die absolute Abneigung, die dieser Prinz vor einem Thron hat: sie sagen mir, daß sie ihn nicht für sonderlich orleanistisch halten; daß er nur ein anständiger Mensch und ein Mann von merkwürdig viel Geist ist, der aber das Königtum für ein Unglück ansieht und der dieses Unglück nicht über sich ergehen lassen möchte, weder für sich noch für die Seinigen. Der tapfere Mann ist stark wie ein Türke; er ist der Herkules unter den Prinzen und der Prinz unter den Herkulessen; da macht er seiner Frau Kinder und versteht sie nur auf gut bürgerliche Art zu lieben. Man weiß bei ihm nichts von einer Maitresse und von einem Beichtvater; es ist das aber der gewöhnliche Anfang und das gewöhnliche Ende der Bourbonen. Was soll man von einem Prinzen erwarten, der weder eine Maitresse noch einen Beichtvater hat, wie soll man an ihn gelangen? Uebrigens, was mich persönlich betrifft, so habe ich Sie ohne jeden Hintergedanken gefragt, was man von mir sagt. Es liegt mir gar nichts daran, es zu erfahren, denn ich lache darüber; Thatsache ist, daß ich nichts von alledem bin, was man sagt, und daß ich zugleich das bin, was man sagt, Royalist, Bourbonist, Orleanist, Jakobiner, je nachdem es kommt; ich bin und bleibe der Diener der Ereignisse: Sieg oder Niederlage durchhauen jeden Knoten. Wenn wir besiegt werden: vae victis! Wehe den Besiegten!

Naht' als Besiegter ich, ständ' ich als Schuld'ger hier!

Bleiben wir Sieger, so werden wir dadurch noch in genug Verlegenheiten geraten und es können uns dadurch ganz besondere entstehen, zumal von

seiten des Kaisers; er wird wieder das Steckenpferd seines alten absolutistischen Thrones reiten wollen, er wird wieder mit dem Kaiserreich ankommen wollen, er wird . . ., ja, was wird er nicht wollen? Weiß er es selbst? Haben wir nicht seit seiner Thronbesteigung hinlänglich gesehen, daß bei ihm der Appetit wie bei Gargantua stets während des Essens gekommen ist? Uebrigens werden wir ja dabei sein und es auch diesmal kommen sehen. Suchen wir Zeit zu gewinnen; ich weiß, daß sie rasch enteilt, aber es gibt so vieles, was die Zeit mit sich bringt! Ich weiß, daß das Leben nun einmal so ist, und was können wir dazu thun? Man muß daher die Zeit nehmen, wie sie kommt, sonst wird sie selbst uns nehmen! Zeit gewinnen, ich wiederhole es, ist das ganze Geheimnis der Revolution! Das ist meine Politik, das sind Ihre Verhaltungsmaßregeln, Herr Präfekt; sie werden Ihnen des näheren erläutert werden, je nach dem Erfolg der Schlacht, die demnächst im Norden geliefert wird."

Indes hatte Bonaparte über das Einverständnis Oesterreichs mit ihm wie über alles übrige die Unwahrheit gesagt. Oesterreich behielt bei sich den König von Rom zurück. Marie Louise war nach Parma verbannt unter Aufsicht eines Grafen Neipperg, den man für ihren Geliebten hielt und der später ihr Mann geworden sein soll. Die Reklamationen Bonapartes, daß man ihm seinen Sohn wieder gebe, waren wirkungslos; alle Verhandlungen wurden zurückgewiesen. Die verbündeten Armeen langten an unserer Grenze an. Bonaparte bildete eine neue Armee aus allen Nationalgarden und den Regimentern des Innern, aus seiner Garde und schließlich aus allem, was unter die Waffen zu treten vermochte; er hatte zahlreiche Bataillone Nationalgarde ausgehoben, die, von Begeisterung getrieben, noch immer eine beträchtliche Streitmacht bildeten; dann, nachdem er im gesetzgebenden Körper eine Rede gehalten, die nicht geeignet war, ihm die Herzen wieder zu gewinnen, reiste Bonaparte ab, um das Kommando über seine Armee zu übernehmen, nicht ohne Besorgnis wegen des gesetzgebenden Körpers, den er hinter sich ließ. Einige Erfolge, die er anfangs über die Preußen erzielte, ermutigten Bonaparte so weit, daß er sich für eine allgemeine Schlacht entschied. Er griff Wellington in der formidablen Position von Waterloo an.

Trotz allem, was Bonaparte in weniger als drei Monaten von

Hilfsquellen erschlossen und von Streitkräften improvisirt hatte, scheint es, daß er weit von seiner früheren Thätigkeit und seiner anfänglichen Energie entfernt war. Indes hielt man seinen Plan, die Preußen anzugreifen, für gut entworfen. Es hätte ihm glücken müssen, wenn er sich Zeit gelassen hätte, alle Truppen aus dem Inlande herbeizurufen, ebenso wie die an der Grenze postirten Nationalgarden. Dieser Aufruf zu den Waffen wäre auch noch von allen Freunden der Freiheit und des Vaterlandes gehört worden, die gerne Frankreich gegen das Ausland verteidigt hätten.

Bonaparte schlug, obgleich er nur unterlegene Streitkräfte hatte, die Preußen und empfahl Grouchy, sie auf ihrem Rückzuge zu verfolgen, sich aber nicht aus der Verbindungslinie mit dem Gros der Armee zu entfernen. Dann wandte er sich rasch gegen die englische Armee, die von der preußischen getrennt war. Wellington hatte seine Position bei Waterloo verschanzt; da er die Folgen der Schlacht, die er anzunehmen gezwungen war, fürchtete, ließ er alles nach Brüssel zurückgehen, was nicht bestimmt war, an dem Kampfe teil zu nehmen. Von beiden Seiten aus waren Angriff und Verteidigung gleich lebhaft. Die wiederholten Angriffe Bonapartes hatten sogar in der englischen Armee einige Unordnung hervorgerufen. Bonaparte glaubte einen Augenblick den Sieg für entschieden, da er, auf einer Erderhöhung sitzend, rief: „Der Sieg ist unser! Da bewegt sich Grouchy vor. Er muß die Vernichtung des Feindes vollenden.“ Die Generale, die ihn umgaben, gewahrten, daß es nicht Grouchy, sondern die preußische Armee war; der Kampf wurde dann lebhaft und entschieden ungünstig für die Franzosen. Die feindliche Armee gewann an Boden. Ney, der Wunder an Tapferkeit vollbracht hatte, hielt unsere Niederlage für gewiß und sich für verpflichtet, zu einem ehrenvollen Rückzug zu raten; sich an Bonaparte wendend, sagte er zu demselben: „Ordnen Sie unverzüglich den Rückzug an; Grouchy hat uns ins Verderben gestürzt; er hat sich nicht einmal gezeigt, obgleich die Kanonade ihm andeutete, daß die Armeen handgemein seien.“ Bonaparte verlangte, wie man sagt, bleich und abgespannt, auf sein Pferd gebracht zu werden; er rettete sich in jäher Hast mitten durch seine Armee hindurch, die nur noch einen ordnungslosen Rückzug und Flüchtlinge zu erkennen gab, die

es unmöglich war, wieder um die von ihren Führern im Stich gelassenen Fahnen zu scharen. Es wurde kein Befehl gegeben; die Ueberbleibsel dieser wertvollen Armee wurden endlich gesammelt und von Grouchy an unserer Grenze mit einander vereinigt.

Hier ist nicht der Ort, dieses Unglück zu erzählen; Frankreich hat die beklagenswerten Folgen zu tragen gehabt. Stets der nämliche im Unglück und sich nicht zu halten wissend, verlor Bonaparte wie gewöhnlich den Kopf, ließ von neuem die Armee im Stich und beeilte sich, in Paris im Elisée-Bourbon eine Zufluchtsstätte zu suchen. Was ihn hauptsächlich zu diesem so eiligen und wirklich verzweifelten Entschluß treiben mochte, sich wieder nach Paris zu begeben, war der Umstand, daß er dort den gesetzgebenden Körper versammelt wußte; daß der Schrecken, den beratende Versammlungen ihm einflößten, etwas von der Tollwut an sich hatte, und er die Katastrophe vermeiden wollte, die im Jahre zuvor zu Fontainebleau über ihn gekommen war. Aber warum, hat man sich dann gefragt, hatten seine Berater aller Art wie seine Generale ihn nicht davon abzuhalten vermocht, sich auf einen Eroberungskrieg einzulassen, anstatt in der Defensive zu bleiben und den Feinden Fuß für Fuß des französischen Gebietes streitig zu machen?

Bonapartes Rückkehr nach Paris und sein eigensinniger Aufenthalt daselbst brachten, da seine Person die wirkliche Ursache aller Unruhen war, ein Gefühl des Schreckens hervor. Obgleich er nach Paris geeilt war, um einer neuen Niederlage zu entgehen, mußte dieselbe doch alsbald für unvermeidlich erkannt werden. Bonaparte wurde gezwungen, zum zweitenmale abzudanken. Eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern wurde errichtet und von Fouché, Carnot, Grenier, Caulincourt und Quinette gebildet.

Soll die Geschichte vermelden, daß Bonaparte im Palaste des Elisée, reichlich dem Trunke und der Speise zusprechend, umgeben von einem Gürtel von Soldaten, die treu zu ihm hielten und ihn mit geladenem Gewehr bewachten, mit der provisorischen Regierung parlamentirte, die seinen Anfragen weder ein Ja noch ein Nein entgegensetzte, selbst nicht über die Ermächtigung, um die er nachsuchte, das Kommando über die Armee zu übernehmen? Davout sagte: „Ich verlange, daß sie ihm gegeben

wird, und will ihn damit bekannt machen." Die Kammern entgegneten: „Euer Regiment ist von den Franzosen abgelehnt worden: euer Untergang ist besiegelt." Lanjuinais, der Präsident des gesetzgebenden Körpers, sagte, die Dynastie der Bourbonen werde von den verbündeten Mächten wieder auf den Thron gesetzt werden. Es war nicht sein persönlicher Wunsch, dem Lanjuinais Ausdruck verlieh, sondern eine Thatsache, die im Jahre 1814 begonnen hatte, und die er im Jahre 1815 durch die Macht der Verhältnisse wieder beginnen sah. Inmitten aller dieser Verhandlungen würde ein Krieger, der an der Stelle Bonapartes im Besitze seines Willens geblieben wäre, alle Vorschläge von sich abgelehnt haben, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen und wieder das Oberkommando zu übernehmen.

Aber es war keine Treue und keine Achtung bei den Leuten vorhanden, die in den Hundert Tagen eine Rolle spielten: alle hatten einander gesehen und unter dem Kaiserreich und später unter der ersten Restauration einander kennen gelernt; sie wußten, wie viel sie jedem einzelnen vorgelogen hatten, und wie sehr sie sich gegenseitig noch in diesem Augenblicke belogen. In ihnen waren nicht die Elemente für einen Sieg und für Sicherheit gegenüber der neuen Koalition gegeben, die sich gegen Frankreich gebildet hatte. Die Urheber dieser neuen Koalition konnten um so mehr Zuversicht in ihr Unternehmen setzen, als sie sagten, sie führten den Krieg durchaus nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Bonaparte, was im Vereine mit den Gründen, welche jetzt schon die Gesamtheit der Franzosen spaltete, sie nur noch mehr von Bonaparte abzog.

Was mich anlangt, der ich das Glück, oder wenn man will, die Ehre gehabt hatte, unter dem Konsulat und dem Kaiserreich nur verfolgt zu werden, so sah ich keinen Grund ab, eine Lage aufzugeben, in der mich nicht Berechnung, sondern nur mein Gewissen festgehalten hatte; ich konnte nicht verkennen, daß es für mich ebenso gefährlich wie früher war, der Regierung Bonapartes fern zu bleiben, selbst als Neutraler, denn die Neutralität würde von ihm bestimmt als Feindseligkeit ausgelegt werden, und ich wußte, was das für Folgen hatte. Ein aufrichtiger Freund, an den ich schon früher gelegentlich des 18. Brumaire zu erinnern

Gelegenheit hatte,*) befand sich damals in der Umgebung Carnots, der ihn zu sich berufen hatte, um ihn mit dem Departement des öffentlichen Unterrichts zu betrauen: man verdankt, beiläufig, diesem wackeren Bürger die beiden großen Berichte über den Elementarunterricht, die damals im „Moniteur" erschienen, und deren Grundsätze Bonaparte geschickt und politisch genug war, sich anzueignen, um sich damit in den Augen der Nation zu brüsten und den Glauben zu verbreiten, daß ihm in dem Augenblicke, wo ihm der Krieg Sorgen genug machte, noch hinreichend Kraft und Geistesgegenwart übrig bleibe, um sich unbeirrt von Nebendingen mit neuen Schöpfungen auf dem Verwaltungsgebiete zu beschäftigen. Die Folgen dieses glücklichen Gedankens, von dem ich spreche, waren, wie man gesehen hat, die Einführung des gegenseitigen Unterrichts. Derjenige, den ich eben genannt habe, hat im Vereine mit de Laborde und de Lasteyrie, diesen beiden tugendhaften Philanthropen, die sich durch so viele der Moral und der Menschheit erzeigte Dienste bekannt gemacht haben, zuerst die Grundlage desselben dargelegt, und ich erwähne hier gerne die wertvolle Thatsache, die ich damals erfuhr, daß diese großartige und so nützliche Einrichtung zu ihrer Verbreitung in ganz Frankreich nur die Ausgabe von fünf- bis sechstausend Franken erforderte.

Ich komme nun zu der Thatsache, die mich persönlich angeht. Gleich mir seit fünfzehn Jahren verbannt, wollte der Freund, von dem ich spreche, nicht wieder ein so qualvolles Leben beginnen und hatte sich entschlossen, eine Stelle anzunehmen, die er bekleiden konnte, wenn er der Regierung gegenüber ein nicht feindliches oder wenigstens nicht aggressives Benehmen einhielt. Indem er glaubte, die Verhältnisse seien mehr als je darnach angethan, sich gegen Bonaparte zu wenden, schlug mein Freund, dessen Verhalten ich gebilligt hatte, mir vor, es zu machen wie er, und um meine zweideutige Lage mit einer zu vertauschen, die mir Ruhe in Aussicht stelle, irgend ein Amt, das kleinste und unbedeutendste, zum Beispiel die Stelle eines Mairs in einer kleinen Ortschaft der Provinz anzunehmen. Ich lehnte ab, da ich von dem korsischen Kaiser nichts annehmen wollte, was mich unter der Form irgend einer Zustimmung an seine Regierung

*) Es handelt sich hier um Rousselin de Saint Albin. (G. D.)

hätte fesseln können, die ich in meiner Weise als ein usurpatorisches Regiment auffaßte, da sie auf der Unterdrückung der Freiheit und der Vernichtung ihrer nationalen Vertretung errichtet worden war; was sollte übrigens die Annahme derartiger Stellungen bedeuten? Sie entsprachen nur einem persönlichen Interesse und gewährten absolut keine Mittel, der Sache der Allgemeinheit selbst zu dienen: nun handelte es sich hier aber wirklich darum, mich zu einem Entschluß zu bestimmen, der meiner Anschauungsweise nicht entsprach.

Wenn aber diese Sache der Allgemeinheit, die ich so sehr geliebt habe und die ich bis zu meinem letzten Hauch lieben werde, wieder, selbst wenn sie sich nicht mehr Republik nennt, von neuen Gefahren bedroht werden sollte, dann halte ich mich nicht mehr an die Entsagung, und ich glaube, jeder Bürger muß sich als Rekruten für die Verteidigung des Vaterlandes betrachten, in welchem Alter er auch als Soldat stehen mag. In dem Augenblicke nach der Rückkehr von Waterloo hatte man mir die Meldung gemacht, Bonaparte wolle in der schlechten Laune, in der er sich befand von selbst, hauptsächlich aber aus Furcht vor den beratenden Versammlungen, die Kammern der Volksvertreter auflösen und die Diktatur annehmen: es wäre dies das Schlimmste für Frankreich und das am wenigsten Motivirte gewesen; denn wenn Bonaparte wirklich eine Notwendigkeit für Frankreich war, konnte das nur in Betracht der Verteidigung gegen auswärtige Feinde der Fall sein. Nun war aber die hiefür erforderliche Diktatur ihm thatsächlich schon durch die Notwendigkeit der Zeit zugefallen. Je mehr aber Bonaparte sich vor den beratschlagenden Versammlungen fürchtete, um so mehr hatte und habe ich Zutrauen zu denselben, da ich der Ansicht bin, daß sie allein den in Gefahr befindlichen Völkern alle die Garantien darbieten können, welchen diese Völker in hochherziger Weise entsprechen, indem sie alle die Hilfsmittel bewilligen, die allein im stande sind, den Staat zu retten, und die vom Despotismus nicht erhofft werden können. Er kann sie zuweilen zum Teil vorübergehend erhalten, aber „indem er," wie Montesquieu sagt, „den Baum am Boden abhaut, um die Früchte desselben zu ernten". Ich will mich für diese Anschauung nicht allein auf die Erfahrungen der Nation zur Zeit der Versammlungen berufen, in die sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte,

sondern selbst auf das Betragen Bonapartes während seiner allzu langen der gegenwärtigen Krisis vorangehenden Regierung; wenn er auch die nationalen Versammlungen unterdrückte, war doch der Despot lange Zeit klug genug, wenigstens die Namen derselben beizubehalten, wie anfangs die des Tribunats und später des Senats und gesetzgebenden Körpers, und als er beschlossen hatte, das Tribunat aufzuheben, hatte er den Senat noch beibehalten, um seine Truppenaushebungen bewerkstelligen zu können, und den gesetzgebenden Körper, um seine Budgets zu sanktioniren und die Nation in den Glauben zu versetzen, als lege er ihr Rechenschaft ab. Als Bonaparte schließlich sich über diese Formalität hinwegsetzen wollte, und er sich einbildete, er sei stark genug, um der Mühe enthoben zu sein, die Komödie derselben fortzusetzen, da hatte ihn die Nation ganz und gar verlassen und es waren die Alliirten in so leichter Weise im Jahre 1814 in Frankreich eingedrungen, trotz des vernünftigen Feldzugs in der Champagne und der Wunderthaten von Montmirail und Champaubert.

Ich erachtete es daher für eines der größten Unglücke des ohnehin schon so hart betroffenen Frankreichs, daß es zumal in der gegenwärtigen Krisis seiner Repräsentanten beraubt war. Es gab damals nichts mehr, woran man sich hätte halten können, und in der Verwirrung der Ideen und bei der körperlichen und geistigen Erschlaffung, in die Bonaparte fraglos verfallen war, sah ich für uns nichts mehr ab als den Irrwahn Masaniellos oder Rienzis, denn diese beiden Diktatoren, die es so plötzlich geworden waren, scheinen zuletzt wirklich den Kopf verloren zu haben, sei es infolge der allzu hohen Erhöhung, sei es infolge eines Tränkleins, das, wie die Geschichtsschreiber wollen, man ihnen gegeben hat.

Bei dieser Sachlage und von derartigen Erwägungen ausgehend, hielt ich es für meine Pflicht, mehreren Abgeordneten meine Benachrichtigung über das von Bonaparte beabsichtigte Projekt der Auflösung der Kammern und meine Ansicht über die Notwendigkeit, sich in Permanenz zu erklären, kundzugeben. Ich führe den denkwürdigen Antrag, sich in Permanenz zu erklären, den thatsächlich Lafayette gestellt hat, keineswegs auf meine Inspiration zurück. Er fand die Zustimmung, welche die Reinheit seiner Absicht verdiente, und ich erkläre, daß dieser Dienst einer der wichtigsten gewesen ist, welchen dieser tugendhafte Bürger seinem

Vaterlande erwiesen hat. Man hat gesehen und man wird später noch sehen, nach welcher Seite hin meine Neigung ging, die, ich sollte doch meinen, keine Vorliebe für irgend einen Despotismus, weder einen fremden noch einen einheimischen hatte; aber ich wiederhole, Lafayette hat, indem er Frankreich vor der Diktatur eines neuen Masaniello bewahrte, ihm ein Unglück erspart, das größer gewesen wäre, als selbst das Nahen Blüchers und Wellingtons, und dessen erster Urheber meiner Ansicht nach Bonaparte gewesen wäre; auf welchen militärischen Grund man auch die Katastrophe von Waterloo zurückführen mag, so kann man nicht verkennen, daß der nächste derselben die feige Verzweiflung war, die sich des Lieferers so und so vieler Schlachten bemächtigte und ihn nach dem Ereignisse weder die Fähigkeit, einen Befehl zu geben, noch die, einen geben zu lassen, behalten ließ, als die französische Armee, in dieser unglücklichen Schlacht allerdings geschlagen, aber, begeisterter und heldenmütiger als je, nur auf ein Wort wartete, um sich wieder zu sammeln und gegen Wellington und Blücher zu marschiren. Diese beiden Oberbefehlshaber, die sich im Vertrauen auf das Wort Fouchés tollkühn vorgewagt hatten, hätten von der wieder gesammelten französischen Armee bewältigt und vernichtet werden können, zumal bei der Unterstützung durch die schöne Reserve der Volksmasse der Föderirten, die über vierzigtausend Mann zählte, und der Garde, die schon wieder vor Verlangen brannte, in das Treffen zu ziehen.

Ich kann mir denken, was alles von Verbrechen und Treulosigkeiten damals von seiten der Führer der provisorischen Regierung und der Armee ins Spiel gekommen sein mag, von seiten Fouchés und Davouts, welche zugleich mit Vitrolles und mit allen feindlichen Parteien unterhandelten. Aber die Schuld an allem, ich sage es nochmals, fällt demjenigen zu, der alles in seiner Hand gehabt, und, nachdem er so oft den ganzen Einsatz aufs Spiel gesetzt, alles bis aufs letzte verloren hat.

Was vollends darthat, wie wenig man von Bonaparte zu erwarten gehabt hätte, wenn er die Kammern aufgelöst hätte, war nicht nur sein krankhafter Abscheu vor beratenden Versammlungen, wie er durch so viele häßliche Worte und sein tyrannisches Verhalten während fünfzehn Jahren erwiesen ist, sondern auch sein Verhalten in diesen letzten Tagen

und der beständige, durch nichts zurück zu drängende Schrecken, den er schon bei dem Gedanken empfand, das Volk unter Waffen wie in Versammlungen vereinigt zu sehen. So war es zu meiner Kenntnis gekommen, daß hochherzige Abgeordnete aus mehreren Provinzen Frankreichs, deren erste auch diesmal wieder die Bretagne gewesen war, mehr als hunderttausend Bürger zur Verteidigung des Vaterlandes angeboten hatten, unter der Bedingung allerdings seiner Freiheit; daß aber Bonaparte die mit diesen ernst gemeinten Vorschlägen betrauten Abgeordneten vergebens hatte warten lassen und er sie niemals hatte empfangen wollen, um ihnen die gewünschte Zusicherung zu geben, indem er sie durch den gefügigen Maret stets auf das Ungewisse hin vertrösten ließ. Wenn es gestattet wäre, bei so ernsten Fragen und in so ernsten Augenblicken ein Lächeln auf seine Lippen kommen zu lassen, so würde ich daran erinnern, daß von Portalis, der Präsident eines der Gerichtshöfe zu Limoges, später, wie ich glaube, Großsiegelbewahrer Karls X., als ihm die Begeisterung seiner Provinz nicht genügte, an der er jedenfalls seinen Teil hatte, vorschlug, „selbst die Gerichtshöfe zu bewaffnen“, was allerdings eine sehr respektable Miliz auf die Beine gebracht haben würde, die vielleicht nur nicht die Anstrengungen und Bewegungen hätte ertragen können, die ein ununterbrochener Krieg erfordert, der es nicht, wie es sein müßte, gestattet, mit den Rekruten wie in Friedenszeiten methodische Vorübungen anzustellen. Damit aber Bonaparte sich herbeigelassen hätte, selbst seine Sicherheit aus den Händen des Volkes entgegen zu nehmen, hätte in ihm eine wirkliche Wandlung zum Vollzug gekommen sein müssen. Ich habe gesagt, daß er hinsichtlich der politischen Grundsätze sich nicht bekehrt hatte und daß er keineswegs zu den Gesinnungen der Freiheit und Gleichheit zurückgekehrt war; wäre dies möglich gewesen? Kann sich der Charakter, der der eigentliche Ausdruck unserer Organisation ist, in einem Augenblicke verändern? Das orientalische Sprichwort sagt: „Die Berge können ihre Stelle wechseln, aber der Charakter verändert sich nicht.“ In dem Augenblicke, da man glaubte, er habe sich geändert, oder da er den Glauben erwecken wollte, daß alle seine Gedanken sich mit dieser Absicht trügen, daß er wieder darauf zurückgekommen sei, die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit anzuerkennen, und daß er in diesem Sinne die

Gedanken und Ansichten aller, nicht nur der Mitglieder der Kammern, sondern aller aufgeklärten oder dafür doch geltenden Leute in Frankreich kennen lernen und angeblich für sich verwerten wolle, sagte er in zuversichtlichem und hochmütigem Tone zu seinen militärischen Vertrauten: „Gebe mir nur jeder freimütig seine Ideen, wie sie auch seien: ich werde dann schon aus allen Nutzen zu ziehen wissen.“ Mehrere ließen sich von dieser Aufforderung fangen und entgegneten Bonaparte im Sinne der liberalen Anschauungen, zu denen sie sich bekannten und von denen sie glaubten, sie seien auch wieder die seinigen. So fiel namentlich die Antwort des Adjutanten Bernard aus, eines Ingenieuroffiziers von hohem Verdienste, der den Freimut hatte, Bonaparte rückhaltlos seine Ideen über eine liberale Organisation darzulegen, von der er glaubte, daß sie allein im stande sei, das ganze französische Volk zusammen zu scharen, indem sie ihm zur Wiedererlangung seiner wichtigsten Rechte verhelfe. Sich seinem Adjutanten gegenüber zu keiner Rücksicht für verbunden erachtend, antwortete Bonaparte mit bitterer Ironie: „Sehen Sie, wie weit Sie damit kommen; man wird sie Ihnen geben, Freiheit und Gleichheit; mit allen Ihren an das Winkelmaß erinnernden Raisonnements werden Sie zeigen, daß Sie nur der Sohn eines Maurers sind.“ Der wackere Offizier schwieg respektvoll und drückte gewaltsam die Thränen zurück, die ihm im Begriffe standen in die Augen zu treten. Er war der letzte, den Bonaparte bei Waterloo bei sich gesehen hatte, und der ihn mit seiner Energie gerettet haben würde, wenn dies möglich gewesen wäre. Seither besser in Amerika anerkannt als es in Europa der Fall gewesen, ist Bernard von der Regierung der Vereinigten Staaten an die Spitze der Verteidigung dieser Republik gestellt worden; er hat die vortrefflichsten Arbeiten angeregt und ausgeführt, die ihm die Achtung und den Dank der großen Republik, des Vorbildes für die ganze Welt, eintragen.

1815. Die Wahrheit über Josephine.

Man könnte sich über den Charakter Bonapartes auch noch aus dem folgenden, sich auf die in Malmaison begrabene Josephine beziehenden Zug ein Urteil bilden:

Ich habe im Verlaufe dieser Memoiren mehrere Umstände erwähnt, die sich auf Bonapartes Verheiratung und seine erste Frau beziehen; man

hat denselben entnehmen können, wie viel wirkliche Liebe bei dieser Angelegenheit ins Spiel kam, und was in derselben auf Intrigue beruhte. Man hat gesehen, wie damals, als die Scheidung erforderlich wurde, damit er sich in zweiter Ehe mit Marie Louise vermählen könne, der Politik und dem Interesse gegenüber das Gefühl bei keinem der Geschiedenen eine Rolle spielte, da Bonaparte, als Josephine sich anfangs weigerte, von einer für ihren Ehrgeiz und den ihrer Verwandten so wichtigen Stelle zu weichen, bloß sagte: „Gut denn, um sie zu beruhigen, will ich ihr noch eine Million mehr geben!“ So war denn das Geschenk dieser Million und die Abfindung mit Navarra und so vielem andern beweglichem und unbeweglichem Besitz, den Bonaparte so gut verschenken konnte, weil er stets das verschenkte, was ihm nicht gehörte, der Preis für die angebliche Entsagung Josephinens.

Die Exkaiserin hatte den im Jahre 1814 nach Paris gekommenen verbündeten Königen gegenüber ihre ganze Koketterie spielen lassen, die wie gewöhnlich und bei allen Gewalthabern, mit denen sie vom ersten bis zum letzten Tage zusammen gekommen, nur den Zweck hatte, ihr noch etwas Geld mehr als sie schon besaß, zu verschaffen, und man weiß, daß diese geizige und verschwenderische Frau dessen niemals genug hatte. In der erheuchelten Zurückgezogenheit von Malmaison war Josephine aus dem Leben geschieden als Opfer einer Krankheit, welche die Medizin, wie es häufiger vorkommt, nicht näher definiren konnte, die aber als eine wirkliche Fäulnis, ein vorzeitiger Verwesungsprozeß angesehen wurde; es waren das die Folgen eines von der Intrigue aufgeriebenen und von der Ausschweifung verzehrten Lebens. Seit dem Tode dieser Frau hat man sie als einen Ausbund seltener Tugenden gepriesen. Man hat ihr namentlich die Herzensgüte als etwas Eigentümliches zuerkennen wollen, und es war sprichwörtlich geworden, zu sagen „die gute Josephine“. Diese triviale Bezeichnung, die trotzdem ehrenvoll sein würde, wenn sie dieselbe verdient hätte, erinnert mich an das Distichon, das bei dem Tode Ludwigs XV. auftauchte:

> Den armen Ludwig deckt hier Stein und Gras,
> Man nennt den Guten ihn, doch gut zu was?

Man hat erzählt, bei der Nachricht von dem Tode Josephines

habe Bonaparte eigentümlich bewegt geschienen, und diejenigen, die ihn wenigstens einer persönlichen Neigung für fähig hielten, vermeinten, er betrauere seine frühere Lebensgefährtin aufrichtig. Andere mochten denken, daß die Schicksalsschläge, die ihn nach der Scheidung verfolgt hatten und ihn vielleicht für immer von Marie Louise und seinem Sohne geschieden hielten, auf seine abergläubische Phantasie eingewirkt hätten. Es ist allerdings wahr, daß ihm fast alles während seiner Verbindung mit Josephine geglückt war, wenn ich meinerseits auch nicht glaube, daß diese Frau ein Glücksstern war. Man kann vernünftigerweise nur annehmen, daß, da der immer höher und höher sich versteigende Ehrgeiz Bonapartes vor der Scheidung noch nicht den Höhepunkt seines Wahnwitzes erreicht hatte, er bis dahin von selbst durch eine Art inneren Triebes, der sogar etwas von Klugheit an sich hatte, erhalten worden war.

Ich habe gehört, daß er, als er einmal in Malmaison spazieren gegangen und, mehrmals den Garten durchschreitend, an dem Grabe vorbei gekommen sei, in dem Josephine beigesetzt war, in eine Art Träumerei versunken sei, die man für eine schmerzhafte hätte halten können (schmerzhaft natürlich ohne Thränen, denn Bonaparte hat solche niemals vergossen; aber er kannte das Wort Macbeths und hat mehr als einmal während seiner schrecklichen Laufbahn ausgerufen: „Wenn ich nur weinen könnte!“). Die Höflinge schoben sich sofort in verehrungsvollem Eifer vor ihn hin, um ihn daran zu verhindern, die Stelle zu gewahren, die er längst vor ihnen entdeckt hatte. Sie sollten bald durch Bonaparte selbst aus ihrer Verlegenheit gerissen werden. Plötzlich aus seiner angeblichen Träumerei erwachend, sagte er in seiner gewöhnlichen brüsken Art: „Das ist doch der Ort, wo man die Kaiserin Josephine bestattet hat? Warum hat man sie nicht nach Saint Denis gebracht?“ Da niemand selbstverständlich auf eine so unerwartete und keineswegs bloß an sich selbst gerichtete Frage antwortete, fuhr er humoristisch und sogar in angeregter Weise fort: „Es ist übrigens nicht gar so schlimm, wenn man sich nicht in Saint Denis befindet; man braucht nicht nach der Ehre zu geizen, sich mit Couthon, Saint Just und Robespierre beigesetzt zu sehen, denn trotz aller ihrer Ausgrabungen vom 21. Januar haben die Bourbonen, statt die Ueberreste Ludwigs XVI. wieder zu finden,

die von Kalk verzehrt worden sind, nur zu denen der Mitglieder des Sicherheitsausschusses und der Kommune gelangen können, die am 9. Thermidor hingerichtet und auf dem Kirchhof der Madeleine begraben wurden, denn es sind das die letzten Opfer, die auf dem Revolutionsplatz geendet haben!" Das ist es, worauf sich diese ganze Melancholie und diese ganze Betrübnis Bonapartes reduzirte. Die eitle Persönlichkeit blieb hier wie immer ihrer Emporkömmlingsnatur getreu, wie Carnot es richtig genannt hatte; selbst am Rande eines Grabes mußte er noch den Beweis dafür erbringen, daß sein Inneres nur von dem Gefühle der Anmaßung und der hartnäckigen Sucht, seinen Ursprung zu verbergen, erfüllt war, die selbst durch die härtesten Lehren nicht zu verbessern war.

Ich habe schon erzählt, wie ich am 9. Thermidor, als der Ankläger Fouquier-Tinville mich fragte, wohin man die Verurteilten bringen solle, klar und bestimmt geantwortet habe: „Nach dem Revolutionsplatz, und es sollen die letzten sein!"

Man hat gesehen, wie am 10. Thermidor, als der Vollstrecker der hohen Justiz, Sanson, mich alsdann gerade so, wie vorher der öffentliche Ankläger, sein Vorgesetzter, mit der Unterwürfigkeit vor dem Volksvertreter, der sich in jenem Augenblicke mit der höchsten Gewalt betraut fand, wie sage ich, der Henker, um ihn mit seinem richtigen Namen zu nennen, mich fragte, „wo man die Verurteilten begraben solle," ich ihm mit der ganzen Lebhaftigkeit, die mir von dem schrecklichen Augenblicke eingeflößt wurde, geantwortet hatte: „Werft sie in die Grube Capets, denn die Schurken sind schlimmer als die Könige gewesen: sie sind Tyrannen des Vaterlandes gewesen."

Ich werde später eine genauere Darstellung dieses durchaus zuverlässigen Umstandes den Bourbonen selbst geben in der Person eines ihrer Agenten, der sich des ganzen Vertrauens Karls X. erfreute. Er wird große Augen machen, wenn ich vor denselben einige Züge jener Wahrheit erscheinen lasse, die stets so neu für „jene Leute" ist. Ich nenne sie so, weil sie uns heute immer noch nicht anders nennen. Der Ausdruck, „diese Leute da", ist der einzige, den man den Leuten der Aristokratie gegen die Leute der Revolution entlocken kann, selbst dann, wenn sie dieselben am nötigsten haben und sie in tiefster Demut ihre Zuflucht

zu ihnen nehmen. Man hat von einem dieser Aristokraten erzählt, der, als er sich stellte, als kenne er einen dieser „Männer der Revolution“ nicht, dem er nichts weniger als das Leben zu verdanken hatte, und doch gezwungen wurde, denselben anzuerkennen, erstaunt und von oben herab sagte: „Ach ja, es ist einer jener Lumpenkerle, der mir seiner Zeit einmal das Leben gerettet hat!“

Nachdem die Schlacht von Waterloo verloren war, und da es sich hier wirklich um das Wohl und die Unabhängigkeit unseres Landes handelte, glaubte ich, es gebe keine Erwägung politischer und menschlicher Art, welche gegen die Anhänglichkeit, die man seinem Vaterlande schulde, aufkommen und dieselbe zurückdrängen könne; so zögerte ich nicht, all das Böse, das Carnot gegen mich im Schilde geführt haben mochte, das schreckliche Betragen Bonapartes gegen mich und die entsetzliche Notwendigkeit, in ihm das Oberhaupt des Staates zu erblicken, zu vergessen, als ich erfuhr, daß der Feind gegen Paris marschire und es sich diesmal um das Heil und die Unabhängigkeit Frankreichs handle; jede persönliche Erwägung und jede zaghafte Regung fahren lassend, nahm ich es auf mich, dem Staate meine schwachen Mittel zur Verfügung zu stellen, und da sich die Notwendigkeit ergab, sie vielleicht nur durch einen Mann anbieten zu lassen, über den ich mich zu beklagen hatte und der vielleicht glaubte, sich nicht minder über mich zu beklagen zu haben, nahm ich den Vorschlag an, den mir ein früherer Kollege vom Konvent her machte, Laignelot, mich mit Carnot, dem Minister des Innern, zusammenzubringen.

Wir begaben uns am 6. Juli um acht Uhr abends zu ihm, in dem so furchtbaren Augenblick, da Bonaparte, nachdem er zum zweitenmale seine Abdankung angeboten hatte, in das Elysée-Bourbon zurückgekehrt war und keines der Verteidigungsmittel, die Frankreich hätten retten können, ergreifen oder ergreifen lassen wollte. Wir begaben uns also zu Carnot auf das Ministerium des Innern in der Rue de Grenelle Saint Germain gegen acht Uhr abends.

Obgleich Carnot mich hatte bitten lassen und er mich erwartete, that er einigermaßen erstaunt, als er mich sah. Geschah das, um die Regung seines alten Rachegefühls zu verbergen? Da wir uns seit dem 17. Fructidor nicht mehr wieder gesehen hatten, war es in der That, als ob ein

ganzes Leben uns von einander getrennt habe. Das Exil Carnots hatte sein Ende erreicht, als das meinige begann, zur Zeit des 18. Brumaire. Mich in Gedanken über diesen gewaltigen Zeitraum hinwegsetzend, den so viele Umstände mir so lang hatten erscheinen lassen, wurde ich von der lebhaftesten Erregung ergriffen und stand im Begriffe, mich in die Arme Carnots zu werfen, als ich bei ihm etwas Kaltes und Verdrießliches gewahrte, was mich zu der Erkenntnis zwang, daß zwischen uns keine volle Sympathie herrsche und ich mich der Gefahr ausgesetzt haben würde, im günstigsten Falle ein Stück Marmor zu umarmen.

Carnot bestätigte durchaus meine Empfindung durch seine Aeußerungen, die sich sofort an das Wort „Republik" klammerten, das mir entwischt war.

„Was reden Sie von der Republik!" sagte er mir. „Ich glaubte, wir seien über diese Sprache und diese Ideen hinaus. Die Republik war nicht möglich; das wäre zu schön für die Leute unserer Zeit gewesen, die nur von dem Recht der Freiheit zu sprechen vermochten und nichts von den Pflichten derselben wissen wollten. Uebrigens stehen wir heute nicht mehr vor der Frage nach der Freiheit, wir stehen vor der nach der Unabhängigkeit. Wir müssen vor allem unsere Unabhängigkeit gegenüber dem Auslande wahren. Man kann diese Unabhängigkeit wieder erlangen; ich kenne nur Bonaparte, nur der Kaiser ist stark genug, um alles das durchzuführen und die Feinde zu schlagen. Es handelt sich nicht darum, was er am 18. Brumaire oder später gethan hat; es handelt sich darum, daß nur er die nötige Fähigkeit, die nötige Macht und den nötigen Willen besitzt."

„Aber," entgegnete ich ihm, „hat nicht Bonaparte zum zweitenmal abgedankt und hat er nicht, statt bei seiner Armee zu bleiben, dieselbe wie gewöhnlich verlassen, hat er nicht Frankreich selbst im Stiche gelassen, hat er nicht erklärt, daß er das Vaterland verlassen und sich sogar nach dem Ausland begeben wolle?"

„Ich weiß nicht bestimmt, was er thun wird und was er thun kann," entgegnete Carnot. „Was ich weiß ist, daß ich ihn jetzt als unsere einzige Hilfe betrachte, und was mich anlangt, so betrachte ich ihn wie meinen Vater."

„Was mich anlangt," sagte ich zu Carnot, „so versteige ich mich

ihm gegenüber nicht bis zur Kindesliebe; ich halte ihn für einen Vater, der sehr wenig besorgt um seine Kinder ist, die ihn so sehr wie Sie lieben. Was mir nötiger als alles schiene, wäre, von allem Persönlichen abzusehen und den Blick nur auf das an den Rand des Verderbens gebrachte Vaterland gerichtet zu halten."

Carnot entgegnete mir heftig: „Bonaparte ist das Vaterland in seiner Person; das ist es, weshalb die Ausländer ihm aufsässig sind."

Als ich Carnot mir nochmals sagen hörte, daß er Bonaparte „wie seinen Vater" ansehe, sah ich ein, daß es unmöglich sei, unter uns zu einem Verständnis zu gelangen und ich zog mich zurück, indem ich zu mir selbst sagte: „Ach, wenn das Ausland eine Ahnung von unserer Lage hätte!"

Indes verfolgten die inneren und äußeren Intriguen ihren Lauf. Da es keine Intrigue geben konnte, an der Fouché nicht von vornherein beteiligt gewesen wäre, wie ja nach dem Ausspruch eines berühmten Mannes „Fouché seine schmutzigen Füße in die Schuhe von aller Welt stecken mußte", begreift man leicht, daß er schon deshalb, weil er zum Mitgliede und Vorsitzenden der provisorischen Regierung ernannt worden war, zunächst diese verraten und Beziehungen zu allen möglichen Mächten anknüpfen mußte, die ihr hätten nachfolgen können. In der gleichen Weise im voraus schon mit allen unseren Feinden im Einverständnisse, hatte er es für nötig erachtet, in die Gegend von Gent einen seiner getreuesten Agenten zu entsenden, einen früheren Oratorianer, seinen alten Ordensbruder Gaillard, denselben, den man schon im Falle H . . . . unter der Gesellschaft Dijon als Mitglied des Tribunals von Melun der Gerechtigkeit eine so schöne Nase hat drehen und das Vermögen Fouchés und sein eigenes begründen sehen. Fouché hatte diesen Gaillard im voraus abgeordnet, der damals sein einfacher Agent war und seither zur Belohnung für die Mission, deren ich hier gedenke, Mitglied des Kassationshofes geworden ist. Dieser Gaillard war mit besonderen Aufträgen an die feindlichen Generale und den König betraut. Gaillard suchte den General Morgan, den Kommandanten von Péronne auf, zeigte ihm seinen dreifachen Paß und bat ihn um eine Begleitmannschaft, um gefahrlos bis zu den Vorposten gelangen zu können. Morgan sagte ihm: „Ich kann

nicht mit Bestimmtheit dafür einstehen, was sich diese Nacht ereignet." General Morgan, von dem ich diese Thatsache habe, hat mir weiter gesagt, daß der vorsichtige und würdelose Emissär, nachdem er mit ihm zu Nacht gespeist, die Mission, mit welcher er betraut gewesen, dranzugeben geschienen habe und am folgenden Morgen verschwunden gewesen sei. Er hat dieses Verschwinden mit einem Märchen und dem Vorhandensein von Gefahr entschuldigt, die das in keiner Weise war, auf die hin der würdige Konfrater Fouchés vom Oratorianerorden aber Ansprüche geltend machte, die Gaillard die wichtige Stelle gewissermaßen eines Marschalls von Frankreich im Justizdienst einbrachten. Er ist heute noch Rat beim Kassationsgerichtshof.

In demselben kritischen Momente verhaftete man bei den Vorposten der französischen Armee einen angeblichen General Lamotte. Wenn man sich daran erinnert, daß es ein Schwager des berüchtigten Laborie war, weiß man schon, was es mit einer derartigen Persönlichkeit auf sich hatte. Lamotte, der verkleidet war, war von dem vollziehenden Rate mit einem mündlichen Auftrag an den König betraut worden. Von unseren Vorposten verhaftet, wurde er zu dem Hauptquartier gebracht. General Guilleminot, der Chef des Generalstabs, wurde beauftragt, ihn einem Verhöre zu unterziehen. Lamotte behauptete, er sei General. „In diesem Falle," entgegnete Guilleminot, von dem ich diese Anekdote habe, „haben Sie die Armeevorschriften verletzt: Sie verdienen erschossen zu werden." Lamotte wies sich aus, daß er der Ueberbringer eines Briefes an den König sei. Es ist möglich, daß Lamotte seine Mission wirklich von der provisorischen Regierung selbst, oder von ihrem Vorsitzenden Fouché erteilt worden ist. Immerhin blieb das ohne Folgen.

Unterdes waren die Marschälle, die Generale, der provisorische Staatsrat, die Mitglieder der Pairskammer und die Gesetzgeber zu dem von Davout berufenen Kriegsrat zusammengetreten. Dieser kommandirende General war sehr ungewiß über den Entschluß, den er fassen sollte. Er unterbreitete dem Rat den Wunsch der Armee, sich auf die Preußen zu stürzen, die durch ihre Bewegung auf Meudon hin stark kompromittirt waren. „Ist der Sieg gewiß?" rief der Rat. — „Nein," entgegnete Davout, „aber er ist wahrscheinlich." Trotz dieser Voraussetzungen

schreckte die Majorität dieser Republikaner, die zu den ersten Stellungen in der Armee gelangt und zu den ersten Staatswürden erhoben waren, vor dem Gedanken zurück, sich zu schlagen; trotz der mächtigen Opposition einer Minorität von Generalen und Generalstabsoffizieren wurde beschlossen, zu kapituliren, Paris den feindlichen Generalen auszuliefern und jede Bewaffnung der Föderirten zu verhindern, die in der Zahl von dreißigtausend Mann Masséna ersuchten, die französische Armee verstärken zu dürfen.

In dem Gedanken, den ich nicht los werden konnte, etwas zur Befreiung meines Landes zu thun, hatte ich mich nicht auf den bei Carnot unternommenen Schritt beschränkt. Ich wäre gerne bis zum Kriegsrat selbst gegangen, um demselben die Ansichten auseinanderzusetzen, nach welchen ich etwas für die Befreiung unseres Vaterlandes thun zu können glaubte. Mein Verlangen in dieser Hinsicht war von einem vortrefflichen Bürger begriffen worden, den ich seit langer Zeit kannte und der zu den Vertrauten meines Hauses gehörte. Dieser bekannte Patriot, der Zulaß zu den Sitzungen des vollziehenden Rates erhalten hatte, von Geburt Pole und Oberst im Generalstabe der Armee Davouts war, nannte sich Zénowitsch. In einer der Sitzungen, in welcher über die große und letzte Frage der Rettung des Staates verhandelt wurde, sagte er in einer Aufwallung seines Gemütes: „Wohlan, meine Herren, ernennen Sie Barras zum kommandirenden General; alle Patrioten werden sich um ihn scharen, und Davout soll die militärischen Bewegungen ausführen, über die eine Verständigung mit Barras erzielt werden soll." Die Antwort war der einstimmige Ruf der Mitglieder des Rates: „Gott bewahre uns davor, einen derartigen Vorschlag anzunehmen! Das hieße alle Hoffnungen auf eine Verständigung vernichten, welche uns die Friedensverhandlungen mit den Königen und verbündeten Fürsten darbieten."

Die Frage, die man anscheinend ernstlich in dem Rate erwog, war die Verteidigung von Paris; aber keiner von denen, die sich dem Scheine nach an ihrer Erörterung beteiligten, hatte die Absicht, ihr eine ernste Folge zu geben. Die Uebergabe von Paris war zwischen den Führern vereinbart worden, und nur um sich zu stellen, als schwanke man noch, trat man scheinbar in eine Behandlung der Frage ein.

Es muß hervorgehoben werden, daß, als man im großen Rate unter dem Vorsitze Davouts die Uebergabe von Paris an die ausländische Armee beschloß, sich in erster Linie unter denjenigen, die hochherzigen Widerstand leisteten, die Generale Freycinet und Vandamme befanden. Der letztere, dessen Einspruch man zurückgewiesen hatte, konnte sein patriotisches Zorngefühl nicht bemeistern, er erhob sich wütend und sagte, verächtlich die Sitzung verlassend: „Ihr seid v........ J....., die reich geworden sind und das Vaterland nicht verteidigen können." Infolge dessen und trotz dieser Bemerkung wurde nachfolgende Kapitulation beschlossen:

Kriegsministerium.

Heute am 13. Juli 1815 haben die von den Oberkommandirenden der betreffenden Armeen ernannten Kommissäre, nämlich:

Herr Baron Bignon, Inhaber des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten;

Herr Graf Guilleminot, Chef des Generalstabes der französischen Armee;

Herr Graf von Bondy, Präfekt des Seinedepartements,

Mit der Vollmacht Seiner Excellenz des Marschalls Prinzen von Eckmühl, Oberkommandirenden der französischen Armee, ausgestattet, einerseits,

Und Herr Generalmajor Baron Müffling, ausgestattet mit der Vollmacht Seiner Excellenz des Feldmarschalls Fürsten Blücher, Oberkommandirenden der preußischen Armee,

Herr Graf Hervey, ausgestattet mit der Vollmacht Seiner Excellenz des Herzogs von Wellington, Oberkommandirenden der englischen Armee, andererseits,

Die folgenden Artikel vereinbart:

Artikel 1. — Es soll eine Waffenruhe zwischen den von Seiner Excellenz dem Feldmarschall Fürsten Blücher und Seiner Excellenz dem Herzog von Wellington kommandirten verbündeten Armeen und der französischen Armee unter den Mauern von Paris stattfinden.

Artikel 2. — Morgen wird die französische Armee sich in Marsch zu setzen beginnen, um sich hinter die Loire zu begeben: die vollständige Räumung von Paris wird in drei Tagen bewerkstelligt werden, und ihre Bewegung, um sich hinter die Loire zu begeben, wird in acht Tagen beendet sein.

Artikel 3. — Die französische Armee wird mit sich führen ihr gesamtes Material, die Feldartillerie, die Kriegskasse, Pferde und Eigentum der Regimenter, ohne jegliche Ausnahme. Gleiches wird der Fall sein mit dem

Personal der Depôts und dem Personal der verschiedenen Verwaltungszweige, die zu der Armee gehören.

Artikel 4. — Die Kranken und Verwundeten, ebenso die Sanitätsbeamten, die bei ihnen erforderlich sind, werden unter den speziellen Schutz der Herren Oberkommandirenden der englischen und französischen Armee gestellt.

Artikel 5. — Die Soldaten und Angestellten, von welchen in dem vorhergehenden Artikel die Rede ist, können alsbald nach ihrer Herstellung sich zu den Corps begeben, denen sie angehören.

Artikel 6. — Die Frauen und Kinder sämtlicher Persönlichkeiten, die zur französischen Armee gehören, sollen die Erlaubnis haben, in Paris zu bleiben.

Diese Frauen können ungehindert Paris verlassen, um sich der Armee anzuschließen und ihr Eigentum und dasjenige ihrer Gatten mit sich nehmen.

Artikel 7. — Die bei den Freiwilligen oder Tirailleurs der Nationalgarde verwendeten Linienoffiziere können sich mit der Armee vereinigen, oder nach ihrem Domizil oder ihrem Geburtsort zurückkehren.

Artikel 8. — Morgen, den 4. Juli, mittags, wird man Saint Denis, Saint Ouen, Clichy und Neuilly übergeben. Uebermorgen, den 5. Juli, um dieselbe Zeit wird man den Montmartre übergeben. Am dritten Tag, den 6. Juli, werden sämtliche Barrièren geöffnet werden.

Artikel 9. — Der innere Dienst der Stadt Paris wird weiter durch die Nationalgarde und das Municipalgendarmeriecorps versehen werden.

Artikel 10. — Die Oberkommandirenden der englischen und preußischen Armee verpflichten sich, die gegenwärtigen Behörden, so lange sie bestehen, zu respektiren und durch ihre Untergebenen respektiren zu lassen.

Artikel 11. — Das Staatseigentum wird mit Ausnahme desjenigen, das zum Kriege gehört, mag es der Regierung gehören oder der Municipalbehörde unterstellt sein, respektirt werden und die verbündeten Mächte werden sich in keiner Weise in ihre Verwaltung und ihre Geschäftsführung einmischen.

Artikel 12. — Es sollen gleicherweise die Personen und das Privateigentum respektirt werden; die Einwohner und überhaupt die Persönlichkeiten, die sich in der Hauptstadt befinden, sollen sich nach wie vor ihrer Rechte und ihrer Freiheiten erfreuen, ohne daß sie bezüglich der Stellungen, die sie einnehmen, oder eingenommen haben sollten, bezüglich ihres Verhaltens und ihrer politischen Gesinnung beunruhigt oder irgendwie in Anspruch genommen werden könnten.

Artikel 13. — Die fremden Truppen werden der Verpflegung der Hauptstadt kein Hindernis in den Weg legen, sondern im Gegenteil die An-

kunft und die freie Zirkulation der Gegenstände, die dorthin bestimmt sind, begünstigen.

Artikel 14. — Die gegenwärtige Uebereinkunft soll festgehalten werden und als Regel für die gegenseitigen Beziehungen bis zum Friedensschlusse dienen.

Im Falle eines Bruches soll sie in der herkömmlichen Form mindestens zehn Tage zuvor gekündigt werden.

Artikel 15. — Wenn sich Schwierigkeiten wegen der Ausführung irgend eines der Artikel der gegenwärtigen Uebereinkunft erheben, soll die Interpretation zu Gunsten der französischen Armee und der Stadt Paris erfolgen.

Artikel 16. — Die gegenwärtige Uebereinkunft wird für alle verbündeten Armeen verbindlich erklärt, vorbehaltlich der Ratifikationen der Mächte, denen diese Armeen unterstehen.

Artikel 17. — Die Ratifikationen derselben sollen morgen, den 4. Juli, um sechs Uhr morgens, an der Brücke von Neuilly ausgewechselt werden.

Artikel 18. — Es sollen von den beiderseitigen Parteien Kommissäre ernannt werden, um über die Ausführung der gegenwärtigen Uebereinkunft zu wachen.

So geschehen und unterzeichnet zu Saint Cloud in dreifacher Ausfertigung durch die unten genannten Kommissäre, Tag und Jahr wie oben.

Baron Bignon, Graf Guilleminot, Graf von Bondy;
Baron von Müffling, T. B. Hervey, Oberst.

Vorstehende Waffenruhe wird bestätigt und ratifizirt

Paris, den 3. Juli 1815.

Der Marschall Fürst von Eckmühl.

Für die Ausfertigung:
Der Generallieutenant und Generalstabschef
Graf Guilleminot.

Man hat erzählt, daß Davout, nachdem er die Proklamation unterzeichnet, welche die Armee über die Loire zurückwies, sich dieserhalb verteidigt und gesagt habe, er habe nur widerwillig unterschrieben, weil die Mitglieder der provisorischen Regierung und die Marschälle erklärt hätten, daß sie Paris nicht verteidigen könnten. „Da diese Erklärung," so sagte er, „in Gegenwart des königlichen Kommissärs, Vitrolles, abgegeben worden sei, so habe sie ihn gegen seinen Willen gebunden," worauf Vandamme, Freycinet und andere, die zugegen waren, ihm geantwortet haben sollen, sie hätten seinetwegen unterschrieben. Die Soldaten seien

niemals begeisterter gewesen: sie seien wütend, daß sie über die Loire zurückgehen sollten. Davout sagte: „Meine Herren, man muß sich unterwerfen. Ich hoffe, daß Sie dem König Ludwig XVIII. ebenso treu dienen werden, wie Sie es Bonaparte gethan haben; wenn man mich beauftragt hätte, den Ursupator zu verhaften, so würde ich es gethan haben."

Was that während dessen derjenige, der doch der eigentliche Urheber des über das Vaterland hereingebrochenen Unglückes war und der durch seine Rückkehr von der Insel Elba eine neue Verantwortlichkeit auf sich geladen hatte, die nicht geringer war als die seines ganzen früheren Verhaltens?

Bonaparte beschäftigte sich, als er sich nach seiner zweiten Abdankung nach Malmaison zurückgezogen hatte, nur mit persönlichen Angelegenheiten. Der ruhige Korse verlangte eine Bibliothek, mathematische Instrumente, Bilder, sowie einen seiner Würde entsprechenden Ruhegehalt; er verlangte, daß „dieser Gehalt ihm im voraus ausbezahlt werde, wenn er Paris verlasse, um sich nach den Vereinigten Staaten zu begeben". Dann wagte er es nicht, sich dorthin zu begeben, aus all den Gründen, die man kennt, und sein Bruder Joseph, der diesmal beherzter war, reiste ab, indem er alle die Schätze mit sich nahm, die an das Ufer des Flusses geschafft worden waren. Man behauptet, daß diese Schätze sich auf nichts weniger als fünfundvierzig Millionen Franken belaufen hätten.

Während Joseph Bonaparte sich so entfernte, einen derartigen Betrag des Staatsvermögens mit sich führend, verlangte Napoleon von dem Kapitän des englischen Schiffes, auf das er sich geflüchtet, daß man ihm die seinem Rang eines souveränen Kaisers gebührende militärischen Ehren erweise. Sie wurden ihm in schroffer Weise verweigert und ihm nur der Generalsrang zuerkannt.



Siebentes Kapitel.

Stand der Dinge bei der Abreise Bonapartes. — Mitteilung Blüchers an Lanjuinais. — Benehmen Lanjuinais'. — Fouché schließt die Thüren des gesetzgebenden Körpers. — Talleyrand zu Gent. — Die Loirearmee wird verabschiedet. — Abfall der Generale. — Talleyrand und Fouché. — Fouché von Wellington zum Minister gemacht. — Vergleich Talleyrands und Fouchés. — Was war ihr Genie? — Bonapartistische Kapazitäten. — Marmont. — Bonaparte hatte alles von der Republik. — Verhalten Bernadottes während der Hundert Tage. — Neutralität Portugals und Schwedens. — Ausspruch Bernadottes über die Landung Bonapartes. — Zweck der von Bernadotte zur Schau getragenen Begeisterung. — Freude der Aristokraten bei der Rückkehr des Königs. — Die weißen Taschentücher. — Verlegenheit der königlichen Regierung. — Traurige Wahlen. — Fouché sucht sich mir zu nähern. — Ich bin Bourbonist. — Besuch Fouchés. — Sein Bild. — Ein Händedruck. — Wahrscheinlicher Zweck seines Besuches. — Unterhaltung mit Fouché. — Robespierre und der Herzog von Otranto. — Fouchés einfältige Adelssucht. — Seine Verbindungen. — Die Castellane. — Die Darbaud-Jouceques. — Wir sind mit Fouché verwandt. — Meine Einwendung. — Er hält mich für einflußreich. — Seine Koketterien. — Eitler Zweck seines Schrittes. — Ich stelle ihm meinerseits eine Bitte. — Er bewilligt sie. — Die Zusammenkunft. — Ich frühstücke nochmals bei Fouché. — Er gibt mir meine Mappen zurück. — In welchem Zustande! — Ich halte meine Entrüstung zurück. — Tugendhafte Deklamation Fouchés. — Seine Anklagen. — Er fürchtet sich vor Decazes. — Bild Decazes' von Fouché entworfen. — Muraire. — Die Königin Hortense. — Fouché will arbeiten. — Ludwig XVIII. — Freundschaftsbezeigung, die er erhält. — Der Graf von Artois läßt Fouché zum Abgeordneten ernennen. — Denkschrift Fouchés. — Seine Entlassung. — Die Botschafterstelle in Dresden. — Talleyrand und Fouché vernichten sich gegenseitig. — Ludwig XVIII. schlauer als beide. — Vergleich zwischen Fouché und Talleyrand. — Notwendigkeit der Ministerverantwortlichkeit. — Vier abgefallene Priester. — Montesquiou und Guizot. — Guizot und sein Gebieter Anhänger der Zensur. — Prophetisches Wort Dantons über die Revolution. — Sturz des Ministeriums Fouché-Talleyrand. — Ehre Ludwig XVIII.! — Offene Verletzung der Verfassung. — Mordthaten im Süden. — Bluttaten im Hafen von Marseille. — Niedermetzelung Brunes. — Seine Geschichte. — Freundschaft Dantons für ihn. — Er war kein Septembermann. — Menschlichkeit Brunes während des Schreckens. — Mission, die ich ihm gebe. — Sein Verhalten am 13. Vendémiaire.

Seine Mission im Süden. — Martainville, Julian, Méchin und Leclerc. — Brune bei der italienischen Armee. — Erwähnung im Tagesbefehl. — Schwäche Brunes. — Sie trägt zu seinem Falle bei. — Schreckensgefühl über die Ermordung Brunes. — Heuchelei seiner Henker. — Ihre ehrlose Verleumdung. — Von Rivière. — Gute Erziehung Brunes. — Rivière überschreitet seine Machtbefugnisse. — Macdonald. — Geschichte Neys. — Seine Dummheit im Glück. — Er dient allen Gewalten. — Will Bonaparte in einen eisernen Käfig sperren. — Das Geldinteresse veranlaßt ihn, die Bourbonen zu verlassen. — Ich lasse ihn von den Manövern seiner Feinde verständigen. — Zug lächerlicher Eitelkeit. — Seine Verurteilung. — Sein Tod. — General Despinoy. — Lavalette und Rovigo. — Einfachheit der Großen und Hochmut der Emporkömmlinge. — Ausspruch Alexanders über die Statue Napoleons. — Freundschaft Alexanders und Wellingtons für Ney. — Sie verlassen ihn. — Kriegsgerichte. — Brief eines Elenden an den Baron von Damas. — Ausspruch Talleyrands über die Reaktion. — La Bédoyère. — Brüderlichkeit der Könige. — Murat. — Offizielle Einzelheiten über seine Verhaftung. — Seine Verurteilung und sein Tod. — Verhalten im Glanze. — Bemerkung über die englische Politik. — Ausspruch Ludwigs XVIII., als er den Hosenbandorden annahm. — Frage zum Prozeß zwischen den Emporkömmlingen von Königen und den alten Dynastien. — Urteilsvollstreckungen von 93 und 1808; Vergleich. — Murat und der Herzog von Enghien. — Ob die napoleonischen Dynastien zu beklagen sind. — Unglück Frankreichs. — Kannte Ludwig XVIII. es nicht? — Schreckliche Hungersnot. — Maßloser Steuerdruck. — Schaffung des Großen Buches. — Diese schöne Einrichtung wird zu einer Kalamität. — Wellington in Paris. — Angeblicher Mordanfall. — Aufenthalt der Verbündeten in Frankreich. — Ist Wellington ein unbedeutender Mensch? — Seine Raubgier.

Trotz der Abreise Bonapartes und der Unterzeichnung der Kapitulation war noch nichts Positives beschlossen. Der General Blücher war durchaus nicht einer Ansicht mit England über die Regierung, welche die französische Nation verlangte. Abgesehen von der Republik, glaubte er volle Machtbefugnis zu haben, die Nation das thun zu lassen, was sie wollte, und im Sinne dieser der Nation gelassenen Freiheit schrieb er an Lanjuinais, den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers. Der Oberst, welcher die Depesche überbrachte, sagte zu Lanjuinais, aus Achtung vor einer großen Nation wünsche der kommandirende General der preußischen Armee ihren Wunsch im Ausdruck durch den gesetzgebenden Körper kennen zu lernen, es würden, in welche Gestalt dieser Wunsch sich auch, abgesehen von der gemachten Ausnahme, kleiden werde, sich sofort sechs preußische Regimenter in die Nähe des gesetzgebenden Palastes begeben, um die Beratungen unter ihren Schutz zu nehmen. Lanjuinais nahm, statt Mitteilung von dieser von dem preußischen Panduren in so weitem

Umfange verstatteten Freiheit zu machen, seinen Präsidentenstuhl wieder ein: er hob die Sitzung auf. Fouché, der Präsident der provisorischen Regierung, ließ sich, um sich Ludwig XVIII. und Wellington verbindlich zu zeigen, die Schlüssel geben und die Thüren des gesetzgebenden Körpers schließen.

So handelte Fouché in Paris, während Talleyrand in Wien wieder mit der Koalition anknüpfte und, nach Gent zurückgekehrt, an ihr festhielt und sie ermutigte.

Unsere berühmten Krieger und die Stadt Paris wurden in der gleichen Weise ausgeliefert, ohne daß man alle die Garantien verlangt hätte, die in einem derartigen Falle durchaus nötig sind. Die französische Armee schritt traurig durch Paris und begab sich nach den Ufern der Loire, wo sie von Marschall Macdonald entwaffnet wurde. Man erzählt, daß mehrere der Führer, die mit dieser einem Vatermord gleichkommenden Operation betraut waren, sich dafür aus dem Staatsschatze in umfassender Weise schadlos gehalten hätten: es waren das dieselben, die bei dem Abfall keine Schranken kannten; sie wechselten ihr Kostüm, warfen die Nationalfarben fort, nahmen die des Tages an, machten den feindlichen zu Herren von Paris gewordenen Generalen ihre Komplimente und beeilten sich, Ludwig XVIII. ihre Huldigung darzubringen, den sie kurz zuvor während der hundert aufeinander folgenden Tage, die man die Zeit der Hundert Tage genannt hat, verraten hatten.

Talleyrand und Fouché hatten sich in ihrer Laufbahn stets nahe an einander gehalten mit dem Gefühle einer neidischen Rivalität in dem Geld- und Machtpunkte. Talleyrand war der Sturmbock der ersten Restauration gewesen: Fouché wollte, wenn auch nur um es ihm gleich zu thun, die zweite haben. In dieser Berechnung hatte er, so viel er es vermochte, durch seine gesamte Korrespondenz und durch seine Agenten Wellington geradezu bethört. „Ich kenne Sie nicht,“ schrieb er ihm stolz, „aber Sie sind ein großer Mann;“ und Wellington, der sich diese Schmeichelei gefallen ließ, ohne sie für zu stark zu halten, hatte entschieden, daß Fouché seinerseits ein überlegener Mann sei, und daß er Minister werden müsse; und dem Einflusse Wellingtons verdankte denn auch Fouché seine neue Ernennung durch Ludwig XVIII.

Ich brauche den Wert eines Fouché und eines Talleyrand in sittlicher Beziehung nicht näher darzulegen. Ihre Werke sind bekannt wie das Tageslicht: es hat seinen Schein auf eine Reihe von Thaten und Unthaten geworfen, die zwanzig Jahre angedauert haben. Diejenigen, welche Talleyrand und Fouché am richtigsten haben darstellen wollen, haben geglaubt, sie könnten das am besten, wenn sie diese beiden häßlichen Wesen mit einander verglichen und einander gegenüberstellten; sie haben gesagt: „Talleyrand ist der Fouché des Adels: Fouché der Talleyrand der Canaille.“ Man kann allerdings die Seelen dieser beiden Leute nicht besser kennzeichnen, wenn man bei ihnen überhaupt von einer Seele sprechen kann. Was die Fähigkeit dieser beiden Persönlichkeiten anlangt, so kann ich in diesen Memoiren, in denen ich, vertraulich mit meinen Freunden plaudernd, ohne Rückhalt alles das ausspreche, was mir in den Sinn kommt, eine Bemerkung nicht unterdrücken, die mir fortwährend von meiner genauen Kenntnis ihres inneren und wirklichen Wertes und ihrer geistigen Bedeutung nahegelegt wird. Ich muß erklären, der ganze ungewöhnliche Ruf, den diese beiden als Leute von Geist besaßen, ist mir immer als einer der größten cynischen Spitzbubenstreiche vorgekommen.

Als der neue Tschingis-Khan sich mit einer Armee von gedungenen Mördern, die nichtsdestoweniger Helden waren, von Paris nach der Grenze begab, als er in Frankreich eine Armee von Gendarmen zurückließ, die noch Abteilungen hatten, in welche der Schrecken alle Bürger drängte und eintreten ließ, die im Sinne seines Willens zu handeln bereit waren und aus denen dieser despotische Wille eine Polizei des Reiches machte; welches Genies bedurfte es da für denjenigen, welcher der Minister dieses Departements war, um das auszuüben, was man Polizei nannte? Mir scheint, es waren für ihn wenige Hilfsmittel nötig, die er aus seinem eigenen Fond bestritt: wurde ihm nicht auf allen Punkten im voraus Gehorsam geleistet, bloß deshalb, weil er der Minister des Autokraten war? Als dann der Autokrat seine Grenze überschritt und sich mit seinen zahllosen Geiern auf alle die Länder stürzte, die sich vor ihm fanden, als er dieselben, nachdem er sie in Brand gesteckt und mit Blut überschwemmt hatte, wie einen Kuchen zerschnitt und er, nachdem er so die Welt verteilt, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten kommen ließ, damit er

seine Pfote unter die Verträge setze, die er schon unterzeichnet und mit seinem Degenknopf besiegelt hatte, was für eines Genies bedurfte es da für einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten? Waren die Aktenstücke, die infolge unglaublicher kriegerischer Siege kamen, von der Art wie die Verträge, welche von den großen Diplomaten des Westfälischen Friedens und des Friedens von Utrecht abgeschlossen wurden? Was findet sich in der ganzen unter dem Namen Talleyrands bekannten Diplomatie anderes als absolute Befehle, die von dem Siege diktirt und dem ihrem Bruche folgenden Schrecken zum Vollzuge gebracht wurden. So machte Bonaparte, als er nach Austerlitz Talleyrand anlangen sah, diesem den Standpunkt klar, indem er ihm sagte: „Sie werden diesmal wieder ein geistreicher Mann sein, Herr von Talleyrand, denn ich habe die Schlacht gewonnen; Sie würden es weniger sein, wenn ich sie verloren hätte.“ Und man weiß, wie geistreich sich nach diesem Siege, an dem er ebenso unschuldig war, wie an allen anderen, Talleyrand hinsichtlich des armen Deutschlands erwies, was aus dem Deutschen Reiche wurde, und was man Säkularisationen und Entschädigungen genannt hat. Als nach allen ihren schrecklichen Exekutionen Talleyrand noch zu seinem Gebieter sagte: „Sire, alles, was die Eroberung Ihnen verliehen hat, gehört Ihnen; Sie sind stets großmütig,“ hatten Talleyrand und seine Gesinnungsgenossen ihrem Kaiser eingeredet, daß er der alleinige Eigentümer aller Grund- und Industriewerte Deutschlands, Italiens und schließlich der ganzen Welt sei, soweit seine Waffen vorgedrungen, wie Frankreichs, das sie lieferte.

Durch das Zusammentreffen mit diesen Schauspielern, die auf dem Theater der Revolution so viel Lärm gemacht und so viel Schlimmes verübt, dazu veranlaßt, das Wirkliche des Verdienstes, das man ihrer hohen Stellung wegen für sie in Anspruch genommen, einer Prüfung zu unterziehen, bleibe ich nicht bei Talleyrand und Fouché mit meinem Urteil über die Fähigkeit der verschiedenen Persönlichkeiten stehen, die unter der allzu langen Herrschaft Bonapartes in dessen Dienst gestanden haben, und erkläre, daß die Leute, auf die der Abglanz seiner Größe fiel und die daraus ein persönliches Verdienst für sich herleiten wollten, sich einer eigentümlichen Täuschung hingegeben haben. Bonaparte hat von all den

politischen und militärischen Kapazitäten gelebt, welche die Revolution vorbereitet, ebenso von dem Material, das sie ihm überliefert hatte, und das er verschlungen hat. Welcher Soldat, Marschall oder was er sei, hätte nicht vor Bonaparte sein Handwerk gelernt gehabt und ihm etwas anderes als Geld zu verdanken? Welcher Mann von Fähigkeit ist in Wirklichkeit seine Schöpfung? Gibt es, von Marmont abgesehen, einen Marschall, der bis auf ihn zurückging? Ich habe hier kein Urteil über die militärische Fähigkeit dieses Marschalls abzugeben, der mehr als durch seine früheren Thaten im Jahre 1814 durch seinen Uebertritt vor Paris, den andere einen Verrat genannt haben, von sich reden gemacht hat. Nun gilt aber der General und heutige Marschall Marmont gewiß bei seinen Berufsgenossen nicht für eine Größe ersten Rangs und nicht einmal für eine solche zweiten. Abgesehen von seiner Dummheit, wüßte ich nichts, was man ihm je Hervorragendes zugeschrieben hätte. Suche man beim Zivil nach den Leuten vom Staatsrat und selbst vom Senat, die irgend ein persönliches Verdienst gehabt haben: waren es Schöpfungen Bonapartes? Läßt sich nicht eher sagen, er sei die ihrige gewesen, da er sich die Talente und Fähigkeiten aller deren angeeignet hat, welche die Republik hervorgebracht und gefördert hatte.

Wenn man aufrichtig im Bonapartismus das ausfindig machen will, was seiner Befähigung wegen ein Recht auf Wertschätzung der Menschen hat, so bleibt nur Bonaparte übrig, er allein. Alle diejenigen, die in seiner Nähe etwas geleistet haben, sind nur knechtische Werkzeuge gewesen und haben nur etwas geschienen wegen der überlegenen Thätigkeit, die ihnen aufgezwungen wurde. So haben sie vergebens den Glauben verbreiten wollen, daß sie, von ihrem Herrn getrennt, selbst etwas seien: sie sind in das Nichts zurückgefallen, aus dem sie zum Heile der Welt niemals hätten hervorgehen sollen.

Da der Wiener Kongreß gegen Bonaparte eine so entschiedene Stellung eingenommen hatte, daß man berechnen konnte, es würden gegen Ende Juni eine Million Menschen vereinigt sein, um den von der Insel Elba Zurückgekehrten zu bekämpfen, ist es keine bloße Neugier, wenn man sich die Frage vorlegt, was denn aus Bernadotte geworden sei, dem Kronprinzen von Schweden, der die Seele der ersten Koalition gewesen war.

Man kann sich diese Frage selbst beantworten, wenn man sich daran erinnert, daß Bernadotte nicht alle die Früchte eingeheimst hat, auf die er hoffte, wenn man sich daran erinnert, wie er sogar beim Durchzug durch Compiègne die Komplimente Ludwigs XVIII. entgegennehmen mußte, der „ihm den Dank dafür abstattete, daß er Seiner Majestät einundzwanzig Jahre gedient habe". Andererseits sind die kaiserlichen Bonapartisten in der Lage gewesen, aus noch früheren Ereignissen dem Prinzen von Schweden wenig günstige Schlüsse zu ziehen und doppelt vor ihm auf der Hut zu sein.

Inmitten dieser Verlegenheiten hat Bernadotte das gethan, was für ihn das Beste war und was ihm allein zu thun übrig blieb: er ist neutral geblieben. Diese kluge Rolle wurde von ihm mit gascognischer Schlauheit als eine Weigerung dargestellt, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, zu der ihn das Bedauern darüber nötigte, daß er früher in einer etwas andern Art gehandelt hatte. Thatsächlich konnten Schweden und Portugal in diesem Augenblicke den Anschein erwecken, als ob sie für die Freiheit der Völker ihrer Zeit eingetreten seien. Diese beiden Mächte haben erklärt, daß sie der Koalition kein Kontingent mehr stellen würden. Ohne nach den Beweggründen forschen zu wollen, die Schweden und Portugal zu dem Entschlusse bestimmen konnten, zu dem diese beiden kleinen Kabinette in diesem Augenblicke gelangten, läßt sich im allgemeinen den neutralen Staaten nicht abstreiten, daß ihrer Klugheit vielfach das Prinzip zu Grunde liegt, das man Furcht nennt; manchmal kann aber auch dieses Prinzip sich als das der Gerechtigkeit erweisen.

Was den Kronprinzen von Schweden anlangt, so kann ich mir, wenn ich auch seinem Verhalten, das uns jetzt fern liegt, und das kaum noch ein Interesse für Frankreich hat, nichts Tieferes zu Grunde legen will, sein Verhalten erklären, namentlich nach dem Ausdrucke, den er sich entfahren ließ, als die Nachricht von der Landung Napoleons in Cannes und zumals von seiner Ankunft in Paris nach Stockholm gelangte; man erzählt, Bernadotte sei thatsächlich starr vor Staunen gewesen; von Staunen ging er zur Bewunderung und dann zur Begeisterung über und rief aus: „Das heißt größer als Cäsar und Alexander

sein, das heißt Jupiter sein. Das ist keine Geschichte mehr, das ist das wunderbarste Märchen."

Dieses Kompliment, das den Béarner verriet, der trotz seiner Verpflanzung nach dem Norden sich selbst treu geblieben war, gelangte zu Bonaparte, der sich dazu vor seinen Höflingen beglückwünschte und sagte: „Ich bin hinsichtlich Bernadottes ruhig, er ist wieder zu mir zurückgekehrt; wenn er sich weiter gut hält, werde ich seiner noch gedenken, wenn ich unsere Angelegenheiten ordne: ich werde ihm Finnland zurückgeben, das wird ehrenhafter und vorteilhafter für ihn sein als Norwegen."

Die Begeisterung und Bewunderung Bernadottes bei diesem Anlasse möchte vielleicht etwas verdächtig erscheinen. Die aufmerksamen Beurteiler der Worte und der Handlungen der Könige haben geglaubt, die Erklärung Bernadottes habe den Zweck gehabt, an die höchste Adresse zu gelangen; er habe sich einerseits eine Brücke bauen wollen, um zu einer Aussöhnung mit Bonaparte zu gelangen, und andererseits Rußland dieselbe Aussicht eröffnen wollen, damit er durch dieses bessere Bedingungen von den Verbündeten erhalte, über die er sich seit langer Zeit beklagte, wie dies ja fast immer die Gewohnheit Bernadottes war. Niemand auf der Welt hat besser den Grundsatz des Kaufmanns von Smyrna in dem Stücke von Chamfort in die Praxis übersetzt, daß man „sich stets beklagen müsse". Andere haben geglaubt, Bernadotte, der stets und überall an alles denkt, was mit seinem Ehrgeiz und seinem Eigennutz in Verbindung steht, habe sich bereits mit Heiratsgedanken für den jungen Oskar, seinen einzigen Sohn, getragen und die große Schwierigkeit vorhergesehen, die es ihm machen werde, diesen in eine alte Familie zu bringen. Da er diese durch die Neuheit seiner Standeserhebung bedingte Schwierigkeit nicht verkennen konnte, rechnete Bernadotte sich aus, daß er durch ein besseres Verständnis mit Bonaparte für Oskar eine Verbindung mit der direkten oder indirekten Familie Bonapartes anbahnen könne, falls diese sich halten sollte. Der Hauptstamm hat sich freilich nicht gehalten, aber für den, der in Bayern übrig geblieben ist, hat Bernadottes Rechnung sich als richtig erwiesen, da er für seinen Sohn eine Enkelin des verstorbenen Königs von Bayern, eine Nichte des gegenwärtigen Königs, die Tochter Eugène Beauharnais', erhalten hat, dem es trotz seiner

persönlichen Bedeutungslosigkeit vermittelst der Geschicklichkeit seiner Mutter und des mächtigen Willens seines Stiefvaters gelungen war, sich in ein altes Haus zu drängen und ein königliches Geschlecht zu begründen.

Folgen wir weiter noch den Ereignissen, welche die Niederlage von Waterloo im Gefolge hatte. Der König, der während der Hundert Tage in Gent gethront hatte, wie er früher einundzwanzig Jahre lang im Auslande gethront haben wollte, Ludwig XVIII., kommt auf eine vielleicht noch wunderbarere Weise als im Jahre 1814 noch einmal nach Paris zurück, obgleich diese erste Rückkehr dem wunderbarsten aller Wunder geglichen hatte. Bei seinem Einzug in Paris wurde Ludwig XVIII. auch diesmal wieder von Männern und Frauen der höchsten Klassen begrüßt. Man schwenkte weiße Tücher zum Zeichen der Freude; dieselben weißen Tücher waren im Jahre zuvor und bei so vielen früheren Veranlassungen geschwenkt worden: bei dem großen Bundesfest, als der Orleans zum Schafott geschleppt wurde, als die Reihe an Robespierre kam, als im Vendémiaire der Konvent siegte, als Bonaparte sich der Gewalt bemächtigte, als er abgesetzt wurde und so weiter.

Die Regierung des Königs begann in einer Weise, die für die Franzosen etwas Beruhigendes hatte: sie hatten eine schreckliche Krise hinter sich und verlangten nichts weiter, als sich um eine Regierung zu scharen, die sich unter günstigen Vorzeichen ankündete. Die Minister von 1815 brachten es wie die von 1814 durch eine ebenso ungeschickte wie unduldsame Amtsführung dahin, die guten Absichten des Königs lahm zu legen. Man sah am Staatsruder wieder die Leute erscheinen, die man zu allen Zeiten der Revolution eine Rolle hatte spielen sehen. Diese Ueberläufer der republikanischen Sache, die sich lange Zeit unter volkstümlicher Maske verborgen gehalten, jetzt aber von ihrem neuen Ehrgeiz zur Ablegung derselben bestimmt wurden, haben gegen die konstituirende Versammlung angekämpft, gegen die Nationalversammlung, gegen das vollziehende Direktorium, gegen Bonaparte, den sie mit kaiserlichem Purpur bekleidet hatten, und gegen den König selbst während seiner Abwesenheit in den Hundert Tagen.

Ich habe von dem vergeblichen Schritte erzählt, den ich in der Zwischenzeit zwischen der Schlacht von Waterloo und der neuen Besitz=

ergreifung Frankreichs durch die Verbündeten bei meinem früheren Kollegen vom Konvent und Direktorium her, Carnot, unternommen hatte. Dieser Schritt, zu dem ich mich schwerlich entschlossen haben würde, wenn ihm meinerseits nur ein persönlicher Zweck zu Grunde gelegen hätte, wurde mir erleichtert durch den Gedanken an die hohe Wichtigkeit der nationalen Unabhängigkeit, für die man, wie ich glaubte, noch eine Anstrengung zu machen versuchen könne. Mußte ich mich auch der Gefahr aussetzen, daß Carnot mich so wenig verstehen werde, wie er es gethan, und er mich so schlecht empfangen werde, wie er es gleichfalls gethan, so hatte ich mich doch durch das in seine Rechtlichkeit gesetzte Vertrauen ermutigt gefühlt, selbst für den Fall, daß ihn wieder irgend eine Leidenschaft verblenden solle. Ich hatte und konnte nicht das gleiche Gefühl der Sicherheit hinsichtlich Fouchés haben, und selbst wenn ich nicht so viel aus seinem Vorleben gewußt hätte, was mich zu einem so harten Urteile über ihn hätte veranlassen können, so drängten sich mir doch ganz bestimmte Gründe auf, seine Person wie seine Machtsphäre zu meiden. Von meinem augenblicklichen Aufenthalt in Paris benachrichtigt, den ich keinem andern Schutz als dem der Gesetze verdankte, hätte Fouché doch gerne den seinigen dafür geltend gemacht. Er war fraglos hier wie bei jedem andern Anlasse wieder die polizeiliche Hummel, aber es steckte stets noch etwas Besonderes hinter Fouché, wenn er etwas that, was wie Wohlwollen aussah. Es scheint, er hatte auf irgend eine Art erfahren, daß die lange mir von Bonaparte zu teil gewordene Verfolgung Ludwig XVIII. zu Ohren gedrungen sei und diesem einige wohlwollende Worte zu meinen Gunsten entlockt habe. Ich gebe zu, daß in dem Gefühle des Hasses gegen die kaiserliche Tyrannei niemand mehr als ich mit den Bourbonen sympathisirt hatte, und daß es vollkommen wahr ist, daß ich, als der Graf von Artois im Jahre 1814 beim Betreten der Franche-Comté in so erhabenem und großmütigem Tone sagte: „Keinen Tyrannen mehr, keine Aushebung mehr, keine vereinigten Rechte mehr!“ und er die gleichen Worte im Senate wiederholte, denselben Ausruf meinerseits ausstieß und ich so der aufrichtigste und vollständigste Bourbonist war.

Aber für einen Menschen von der Art Fouchés konnte eine so wahre und einfache Ueberzeugung nicht als natürlich und nicht als das

erscheinen, was sie war, da seine Einbildungskraft ihn dazu drängte, in allem nur etwas Eigennütziges und Verwickeltes zu sehen. Fouché bildete sich nach den Redereien mancherlei Art, die sich auf nichts anderes gründeten als auf das Scheinverhältnis, von dem ich gesprochen, ein, ich stehe wenigstens als Berater auf bestem Fuße mit Ludwig XVIII., und weil er glaubte, ich sei im stande, ihn zu beschützen, ließ er mir das Anerbieten machen, daß er mir nochmals seinen Schutz angedeihen lassen wolle. Dieses Anerbieten konnte nicht alles das aus meinem Gedächtnis verwischen, was mir seit dem 18. Brumaire begegnet war. Es hätte für mich nur ein Grund zu neuer Beunruhigung, nicht aber ein Beruhigungsgrund sein können. Weit entfernt davon, mich Fouché zu nähern, beschloß ich, ihm gegenüber kein anderes Verhalten zu beobachten, als mich möglichst fern von ihm zu halten. Das war meine ganze Politik, als ich eines Morgens jemand bei mir eintreten sah, der zu Fuß gekommen und ohne angemeldet und bemerkt worden zu sein, die Treppe heraufgestiegen war, während meine Dienerschaft ihr Morgenmahl zu sich nahm. Es war Fouché, der Herzog von Otranto. Seine kleinen, rot unterlaufenen Augen, die ihm bei mir den Namen des „roten Feldhuhns“ zugezogen hatten, waren noch röter, kleiner und verschleierter als gewöhnlich, was zu dem heuchlerischen Ausdruck seines Gesichtes nur noch besser paßte, von dem zuweilen etwas wie eine Enthüllung abzulesen war, worin er seinem Nebenbuhler Talleyrand unterlegen war, den man immer wegen seines eisigen Gleichmuts angeführt hat, der so weit ging, daß er, wie man erzählt hat, über der Lektüre einer gegen ihn gerichteten Schmähschrift einschlafen konnte, und er sogar sein Schweigen für den höchsten Ausdruck des Freimuts ausgab, da nach ihm, Talleyrand, „das Wort dem Menschen nur als ein Mittel zur Lüge verliehen war“.

So fand ich mich denn in meiner Wohnung mit Fouché zusammen, der mich sofort in seiner familiären Weise behandelte, als ob ich mich bei ihm befunden hätte; der Herr Herzog glaubte das Höchste an Herablassung zu leisten, indem er meine Hand ergriff und dieselbe drückte wie in den Tagen, als wir uns noch im Nationalkonvent befanden. In dieser Hand, die an sich schon so abgezehrt war, wie die Talleyrands, der mir kurz vorher dieselbe Vertraulichkeit bezeigt hatte, glaubte ich,

gesehen von der Trockenheit der knochigen Handfläche, etwas wie einen eisernen Schlüssel oder ein Stück Holz zu fühlen, das er fest halte, und ich wollte ihn schon in meiner Einfalt fragen: „Was haben Sie denn da?“ als ich erkannte, was mir früher entgangen war, wo Fouché allerdings nicht in so vertraulichen Beziehungen zu mir gestanden hatte, daß der Mann infolge irgend eines Unfalles zwei oder drei verwachsene Finger an der Hand hatte, was Anlaß gab, daß er bei denjenigen, die er mit einem derartigen Händedruck beehrte, die Meinung erweckte, daß seine Hand einen Fremdkörper umschließe. Aber lassen wir die häßliche Hand Fouchés, die nur eine Zugabe zu den vielen häßlichen Zügen bildete, die er in körperlicher wie geistiger Hinsicht aufwies.

Fouché, dem im ersten Augenblicke Wellington, die Royalisten und selbst die Bourbonen einen so hohen Grad von Zutrauen und Achtung bezeigt hatten, fühlte sich in seiner Stellung schon etwas ungewiß; er fühlte sich in derselben erschüttert, und vielleicht war er der erste gewesen, der sie durch seine unglaubliche Geschwätzigkeit im Vereine mit seinem stets zweideutigen Betragen erschüttert hatte. In diesem Zustande der Ungewißheit war er höchst wahrscheinlich gekommen, um sich darüber zu vergewissern, wie es mit meiner Beziehung zu Ludwig XVIII. stehe und wie weit dieselbe bei seinen gegenwärtigen Kombinationen seinen Plänen dienen könne. Da das der nächste Zweck seines Besuches war, mußte es die letzte Sache sein, von der er zu mir sprach. Er begann daher in seiner Unterhaltung zunächst alle die Persönlichkeiten zu berühren, von denen er wußte, daß sie mir früher nahe gestanden. „Was sie machten und was aus jedem einzelnen geworden sei.“ Ich antwortete ihm sehr reservirt über die verschiedenen Punkte. Nachdem sich mein anfängliches Staunen über seine Ankunft gelegt hatte und ich nicht verkennen konnte, daß ich mit dem Generalpolizeiminister des Königreichs sprach, wie er derjenige des Direktoriums, des Konsulats, des Kaiserreichs gewesen war und wie er es der sämtlichen Regierungen sein würde, die ihn in ihren Dienst nehmen möchten, wenn sie die Oberhand haben sollten, damit er sie verraten und verlassen könne, wenn sie den Kürzeren zögen.

Ich erkannte die geheimen Absichten Fouchés genugsam, um die

Taktik anzunehmen, „ihn kommen zu sehen", wie man zu sagen pflegt. Es war das keine Verschlagenheit, die verboten gewesen wäre. Nachdem er in meiner Antwort auf seine Fragen nichts Sonderliches über die Persönlichkeiten hatte erfahren können, glaubte mich Fouché dadurch mitteilsamer machen zu können, daß er das Gespräch auf Erinnerungen an die Revolutionszeit zu lenken suchte, da er wußte, wie reichlich sie bei mir vorhanden waren und ein wie lebhaftes Interesse ich zugleich dafür bewahrte; er spricht zu mir vom 9. Thermidor und erkennt rückhaltlos an, daß ich der kommandirende General desselben gewesen sei. Er geht auf die Zeit vor diesem Tage zurück, auf die Fährlichkeiten, die er im Streite mit Robespierre zu bestehen gehabt habe. Wenn es unleugbar war, daß ich am 9. Thermidor gesiegt hatte, war er, Fouché, froh darüber und überzeugt davon, daß er den Sieg aus allen seinen Kräften vorbereitet habe; er habe ihn gekannt, sagte er, Robespierre, früher als ein anderer: in seiner frühesten Jugend habe er ihn in Arras gesehen; er habe damals, sagte er, in ihm einen bösen Spitzbuben entdeckt, er sei wenig erstaunt darüber gewesen, als er ihn sich in einer so grausamen Weise im Nationalkonvent habe entwickeln sehen. Bei einem Streite, den er mit Robespierre vor dem 9. Thermidor gehabt, meint Fouché, daß er ihm die stärksten Dinge gesagt habe, namentlich, daß er ein ehrloser Verbrecher sei, worauf, immer nach der Erzählung Fouchés, Robespierre geantwortet habe: „Oho, Herr Herzog von Otranto, Sie vergessen sich." Fouché spricht selbst von sich selbst und treibt den Wahnwitz der Selbstvergessenheit so weit, daß er nicht nur glaubt, er sei der Herzog von Otranto, sondern auch, daß er es früher schon gewesen sei! So sind die Emporkömmlinge! Die Beispiele dieses Wahnwitzes sind häufig, namentlich unter den kaiserlichen Emporkömmlingen.

Ich wandte das Gesicht ab, als ich dieses unglaubliche Geschwätz hörte, um den Urheber desselben nicht zu sehr zu demütigen und um den Ernst beizubehalten, was für die Fortsetzung des Gespräches nötig war. In dem ersten Augenblicke, der auf dieses seltsame und komische Gespräch folgte, erzählte ich mehreren meiner Freunde den Zug dieser so eigentümlichen anachronistischen Gedankenverwirrung Fouchés und die Art, wie er in seiner Wahnvorstellung das Herzogtum von Otranto mit seinen

Erlebnissen aus ganz früher Zeit verknüpfte. Man hat durch die Weitererzählung dieses Zuges seine Persönlichkeit nicht lächerlicher gemacht, als sie war. Ich erkläre, daß ich ihn zuerst direkt vernommen und zuerst darüber berichtet habe; durch mich ist er in Zirkulation gesetzt worden. Fouché bemerkte die Dummheit, die er begangen hatte, und hätte sie gerne wieder gut gemacht; er that es noch ungeschickter durch eine noch größere Dummheit: „Wenn man Philosoph ist, wie wir es sind," sagte er zu mir, „hält man vom Adel nicht mehr, als nötig ist, und legt keinen weiteren Wert darauf, wenn man auch die höchste Stufe in demselben einnimmt. So habe ich mich zum Beispiel in diesem Augenblick wieder verheiratet und ich habe geglaubt eine Frau aus einem der ersten Häuser des alten Regimes nehmen zu müssen; man bot mir allseitig die reichste Auswahl an, für mich selbst und andere, und ich habe mich für einen der ersten Namen des Südens, eine Castellane, entschieden. Diese Familie hat nicht viel Glück gehabt: sie war mir durch die Darbaud-Jouceques empfohlen worden, die mir mit großer Aufmerksamkeit begegnet waren, als ich mich als Senator in ihrer Gegend befand. Ich hatte wenig Zeit gehabt, mich in meiner Senatorenwohnung einzurichten: Frau Darbaud-Jouceques machte häufig die Honneurs bei mir; man konnte das unmöglich mit größerem Eifer thun; sie war für mich mein oberster Kämmerer. Bonaparte hatte wirklich recht, als er sagte, daß diese Art von Leuten bessere Dienste zu leisten verstehe als andere, natürlich in den Antichambres oder Salons. Ich habe niemals Leute getroffen, die so entgegenkommend und gefügig waren wie die Darbaud: ich habe sie daher auch mit der größten Bereitwilligkeit unterstützt; ich habe dem Unterpräfekten von Aix zu einer Präfektenstelle verholfen und bin überzeugt davon, daß er ein Mann ist, der sich unter allen Regierungen zu halten wissen wird; er und seine Frau wissen sich so zu drehen und zu wenden, daß sie stets auf alles gerichtet sind. Zwei andere habe ich beim Militär untergebracht. Die Darbaud sind, wie ich weiß, nur von geringer Herkunft; ich glaube indes, daß sie durch Heiraten mit den Castellane in Verbindung stehen; übrigens lasse ich sie mir so weit entgegenkommen, wie sie wollen: ich weiß wohl, daß man, wenn man in einer Stellung ist, mehr Vettern hat, als einem lieb ist. Jener Höfling, der ebenso wenig Gemüt wie

Ehre besaß, hat ganz richtig gesagt: ‚Wenn jemand Minister ist, bin ich sein Freund oder wenigstens sein Vetter; so lange er am Ruder ist, halte ich ihm das Nachtgeschirr hin, ist er es nicht mehr, so gieße ich es ihm über den Kopf.‘“ — „Ich halte das für ganz richtig,“ sagte ich zu Fouché; „darum mögen sich alle hüten, die nicht mehr am Ruder sind.“ — „Aber Sie, Barras, Sie müssen doch besser als jeder andere das Alter der Castellane kennen.“ — „Der Name der Castellane ist mir durchaus bekannt,“ entgegnete ich dem Herrn Herzog von Otranto, „da meine Großmutter eine Castellane-Montpezat war.“ — „Nun,“ ruft Fouché pathetisch aus, „da sind wir gar Vettern? Es ist mir das äußerst lieb für mich, denn ich weiß, daß die Barras sehr gut sind, und ich kenne das Sprichwort des Landes: ‚Aelter als die Felsen der Provence.‘“

Fouché wollte mir das Adelsregister in seiner Weise aufzählen, wie es höchstens die Genealogen Cherin und d'Hozier gekonnt hätten. Ich glaubte ihm diesen Luxus an Gelehrsamkeit ersparen zu müssen: „Ich kenne das alles von Geburt an, den guten und den schlechten Adel meines Landes. In unserer Provinz bildete es nämlich vor der Revolution, wo man nichts zu thun hatte, die Hauptbeschäftigung auf den Schlössern, sich von den Familien und ihrem alten Herkommen zu unterhalten, um darüber seine Vermutungen auszusprechen, denn in dieser Hinsicht war es Grundsatz, den Adel nicht als einen guten anzuerkennen, der einen bekannten Ursprung hat, wenn er auch noch so alt ist; er muß sich im Dunkel der Zeit verlieren. Aber wenn Sie auf diesen Köder anbeißen, Herr Herzog, und Sie jetzt dem Faubourg Saint-Germain aufgepfropft und dort Hahn im Korbe sind, so sagen Sie mir doch, wohin Sie glauben, daß die hohe Verbindung und die hohe Protektion dieser Art von Leuten Sie führen? Sie haben geglaubt, Sie könnten über dieselben verfügen, weil Sie unter Ihrem früheren wie unter dem gegenwärtigen Ministerium über sie verfügt haben; aber mir scheint die Frage heute ganz anders zu liegen; als Sie Minister der Republik und dann Bonapartes waren, konnten Sie sich bei diesem durch Ihre Anhänglichkeit an die volkstümliche Sache zur Geltung bringen; er konnte in dieser Hinsicht Nutzen aus Ihnen zu ziehen glauben, und es konnte scheinen, als ob Sie für ihn eine Stütze in seinem System seien, während er die Ihrige

war. Die Folge dieses Verhältnisses war, daß, als Sie die Stellung eines Vermittlers zwischen dem Faubourg Saint-Germain und dem Kaiser einnahmen und Sie dem vornehmen Faubourg alles sagten, was Sie wollten, und Sie, weil Sie dafür einen starken Rückhalt hatten, wirklich diesen Leuten etwas zu geben und anzubieten hatten. Sie täuschten sie und täuschten sich selbst und täuschten auch Bonaparte, wenn Sie ihn glauben ließen, daß Ihr revolutionärer Anhang für ihn von großer Bedeutung sei; Sie konnten als Anhang nur noch einige Elende haben, denn Sie hatten das Vertrauen der Patrioten verloren und Sie konnten in Ihrem Namen nichts versprechen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, desavouirt zu werden; aber schließlich konnte das alles in dem Wirrwarr nicht beurteilt und erkannt werden: was beweist, daß der Irrwahn Bonapartes in dieser Hinsicht nicht zerstört werden konnte, ist die Thatsache, daß er Sie nach seiner Rückkehr von der Insel Elba wieder zum Minister genommen hat; er wollte unter dem Namen der konstitutionellen Monarchie Popularität gewinnen und hat bald eingesehen, daß Sie ihm so wenig Popularität verschafften, daß er mehrmals im Begriff gestanden hat, Sie erschießen zu lassen, und ich erkläre Ihnen unter uns, daß ihm das ebenso leicht gewesen wäre, wie es auszusprechen; aber jetzt, wo es keinen Kaiser mehr gibt, wo der Ihrige nach St. Helena schwimmt, wo alle seine kaiserlichen Parteigenossen Sie als das betrachten, als was er Sie dargestellt hat, als einen thätigen Mithelfer an seinem Sturze; jetzt, wo die Republikaner in ihrem Mißtrauen gegen Sie Hand in Hand mit den Imperialisten gehen, jetzt, wo Sie Ihres ganzen Heiligenscheins beraubt sind, da die Revolution, die Republik und das Kaiserreich, die in der gleichen Weise von Ihnen verraten sind, Sie verlassen haben, Sie zurückweisen und Sie anspeien, was glauben Sie, daß Sie jetzt dem Faubourg Saint-Germain und selbst dem Könige bieten könnten, dessen Minister Sie wiederum sind? Sie können ihm weder ein Mittel noch eine Partei zur Verfügung stellen: Sie sind zum Feinde übergegangen, aber Sie sind ganz allein zu ihm übergegangen: Sie haben also nichts zu verleihen. Wenn Sie die Republikaner oder auch die Imperialisten für sich hätten, dann begreife ich wohl, daß es für den Hof und für das Königtum sein Gutes hätte, mit Ihnen in regem Verkehr zu stehen; aber was für ein

Hilfsmittel ist für sie Ihre gegenwärtige Stellung, was ist, um in der Sprache ihrer Vorurteile zu sprechen, der Herr Herzog von Otranto, der Mann des Fräulein von Castellane? Ich gebe zu, daß das mein Vetter ist, ich fühle mich dadurch geschmeichelt und geehrt. Aber wissen Sie, daß das in ihren Augen weniger und schlimmer als nichts ist. Das heißt in der Politik weder Fisch noch Fleisch sein. Sehen Sie doch, was man mit Ihrem Kaiser gemacht und was man von ihm gehalten hat. So lange er der Stärkere war, haben sie ihm Weiber gegeben und haben solche in die Betten aller seiner Verwandten und Mordgesellen gelegt. Sobald sich seine Lage geändert hatte, haben sie ihn weder seine Frau noch seinen Sohn wieder sehen lassen; und ihr Gedanke, der sich bis dahin hinter dem versteckt hielt, was sie das Interesse der Politik nennen, hat sich als ein anderes Interesse dargethan, das sie wiederum Politik genannt haben. Was mich anlangt, mein Vetter, so habe ich mich seit dem 18. Brumaire nicht in einer Machtstellung befunden, die der Ihrigen gliche, und ich habe auf nichts gesonnen und mich nur von meinem Gewissen leiten lassen; aber wenn ich von der Restauration bei den Wechselfällen meines Lebens und nach der Restauration in friedlicher Zurückgezogenheit von der Partei, deren Gegner ich stets gewesen bin, selbst von den Bourbonen und Seiner Majestät Ludwig XVIII. Zeichen der Teilnahme und sogar einige Rücksichtnahme gefunden habe, habe ich die Genugthuung, daß ich das auf die Kenntnis zurückführen kann, die man von der Reinheit meiner Gesinnung und meinem Widerstand gegen das Kaiserreich gehabt hat. Dieser von meiner Seite gegen eine den Bourbonen feindselige Gewalt geführte Streit, da ja Napoleon nichts anderes als der Vernichter ihrer Dynastie und zugleich der der Freiheit war, hat einige naive Gemüter in den Glauben versetzt, und es durch andere, die nichts weniger als das waren, durch die gemeinsten Kreaturen Bonapartes, weiter verbreiten lassen, daß ich die Republik den Bourbonen ausgeliefert hätte oder das hätte thun wollen. Jetzt sind die Thatsachen bekannt. Will man dabei verharren, so werde ich sie noch genauer bekannt machen, wenn Ludwig XVIII. so gütig sein will, mir einen kleinen Beweis seiner besondern Achtung zu geben."

„O, was das betrifft, so bin ich dessen sicher," entgegnete Fouché

mit einem wahren Uebermaß von Begeisterung; „und was man auch sagen oder thun möge, ich bin überzeugt davon, daß Sie von Ludwig XVIII. mit besonderer Rücksichtnahme aufgenommen und angehört worden sind, ich weiß es aus guter Quelle, und wenn man eine Unabhängigkeit besitzt, wie sie Ihnen Ihr Charakter und Ihr Vermögen verleiht, und die einen der Sorgen um seine Privatinteressen enthebt, dann darf man das öffentliche Interesse nicht vernachlässigen, man muß sich ihm lebhaft zuwenden: die Republikaner, die Leute der Revolution müssen sich verständigen und zusammenhalten, um sich das Gesetz nicht vom Auslande vorschreiben zu lassen, von den Bourbonen, die nur das Anhängsel desselben sind; die Leute der Revolution müssen sich zusammen retten!"

So hielt sich der Mann, der alles verraten hatte, die Revolution, das Direktorium, die Republik und das Kaiserreich, noch für einen Mann der Revolution und behauptete, im Sinne des „Patriotentums" zu handeln, weil er, kaum Minister Ludwigs XVIII. geworden, schon daran dachte, ihn zu verraten und Intriguen anzuzetteln, um sich bei seinem Nachfolger in Gunst zu setzen, dem er wie gewöhnlich das neue Opfer darbieten wollte.

Das war nicht nach meinem Geschmack und das entsprach nicht meinem Charakter; mein Haß gegen den Kaiser dieser Herren hatte sich nicht gegen die Persönlichkeit, sondern gegen die Tyrannei desselben gerichtet, gegen seine Böswilligkeit und seine Heuchelei. Ich war nicht weiter, als man es gesehen hat, der Veranlasser der Rückkehr der Bourbonen gewesen, aber ich glaubte, daß sie, wie es in ihrem Interesse lag, die aufrichtige Absicht hatten, besser zu regieren, als sie es gethan hatten; verraten, wie sie es von ihren Höflingen in der ersten Zeit des Jahres 1814 waren, glaubte ich, die neue Katastrophe der Hundert Tage habe sie wohl zu einer besseren Einsicht gebracht und Frankreich könne sich in Ermanglung der Republik einer alten Dynastie anvertrauen, die erkennen werde, daß das beste Mittel zu ihrer Erhaltung darin bestehen werde, Frankreich zum Genusse seiner Freiheit zu verhelfen.

Indem ich des weiteren die Vorschläge zu einer Vereinigung und einem Einverständnisse, welche der Herzog von Otranto mir machte, von mir abwies, mußte ich bei mir herzlich darüber lachen, mich nach Ablauf

meiner Verbannung als einfacher Privatmann, noch im Ungewissen über meine Heimstätte, bereits von einem Ehrgeizigen umschmeichelt zu sehen, wie ich es auf dem Direktorium gewesen war, und heute wie damals wollte er, um der Sache der Allgemeinheit zu dienen, sich als Generalpolizeiminister des Königreiches erhalten, wie er der der Republik und des Kaiserreichs gewesen war.

Da ich seinen Auseinandersetzungen nicht einmal entgegentreten wollte, die wie ein Vorschwörungsprojekt aussahen, dessen Grund ich bei dem inoffensiven Charakter Ludwigs XVIII. nicht absehen konnte, bestand ich nicht weiter, wie ich es schon anfangs gethan hatte, auf der Widerlegung und Verleugnung meiner Beziehungen zu Ludwig XVIII. Wenn er es absolut will, sagte ich zu mir selbst, so lassen wir ihn doch glauben, was er will, und fragen wir ihn nur mit Bestimmtheit nach dem, was er verlangt, um zu erfahren, was er auf dem Herzen hat. Fouché, dem es nach seiner gewöhnlichen Redensart einzig und allein um das „allgemeine Interesse" zu thun war, verlangte nur zwei Dinge: einmal, Polizeiminister zu bleiben, da sich auf der ganzen Welt niemand besser dafür eigne als er, sodann daß Ludwig XVIII. ihm den Fürstentitel verleihe, der ihm gleichzeitig mit Talleyrand und Bernadotte hätte zuerkannt werden müssen. Es war das eine der abscheulichsten Ungerechtigkeiten des Kaiserreichs. Er hatte sich niemals darüber beklagt, aber da die Restauration die Ungerechtigkeit des Kaiserreichs wieder gut machen wollte, mußte sie zuerst diese wieder gut machen; er habe, sagte er, für die zweite Restauration so viel gethan, daß diese ihm ein kleines Zeichen der Erkenntlichkeit nicht verweigern könne.

„Gut denn," sagte ich zu Fouché, „da die Sache der Allgemeinheit es manchmal nicht verwehrt, von Privatangelegenheiten zu sprechen, will ich meinerseits Ihnen ein Wort über eine Angelegenheit sagen, die mich ganz allein angeht: über meine Verbannung, die ganze fünfzehn Jahre gedauert hat. Ich weiß um alles Bescheid, was in der Politik der Staaten vorgeht, zumal, wenn sie sich in ihrem Anfange befinden und das ungesetzmäßige Oberhaupt einer gewaltsam vorgehenden Macht, weil es in seinem Gewissen nicht ruhig sein kann, es für nötig hält, mit allem aufzuräumen, was es, weil es ihm entgegentritt, für ein Hindernis hält.

Ich trage denjenigen, die mir so viel Uebles zugefügt haben, keinen sonderlichen Groll nach; ich möchte nur wissen, auf wen dasselbe eigentlich zurückgeht, kurz, ich möchte gerne Einsicht in die Akten über meine Angelegenheit nehmen, die sich auf dem Bureau Ihres Ministeriums befinden."

„Nichts leichter als das," entgegnete mir Fouché; „kommen Sie morgen zum Frühstück zu mir nach dem Quai Voltaire; ich werde alle Aktenfaszikel herbeischaffen lassen und Ihnen gerne überlassen, was Sie interessiren kann. Die alte Regierung ist nicht mehr vorhanden, sie gehört zum Alten Testament: man braucht deshalb keinem aufsässig zu sein; man muß die Leute nicht nach dem beurteilen, was sie gethan haben, sondern nach dem, was sie in ihrer Stellung haben thun können. Wir sind nur die Organe der letzteren; es wäre unrecht, wenn man darüber hinaus einem etwas zur Last legen wollte."

Diese tiefsinnigen Erklärungen Fouchés ließen mich nichts über seine persönliche Stellung erfahren, die für mich keiner Enthüllung bedurfte; sie bewiesen mir nur, daß sein Gewissen über das, was mich anging, nicht ganz rein war; aber er hatte so bestimmt gesagt, daß er „alle Aktenbündel herbeibringen lassen werde und er sie mir ausfolgen wolle", daß ich, so sehr es mir widerstrebte, bei Fouché auch nur ein Frühstück anzunehmen, glaubte, ich dürfe mir eine für mich so wichtige Gelegenheit, hinter die Wahrheit zu kommen, nicht entgehen lassen. Ich entgegnete infolge dessen meinem Vetter, „ich würde am andern Tag zu einer Stunde bei ihm sein, die er bestimmen werde".

Ich unterließ nicht, mich dort einzustellen; die Thürhüter schienen von meinem Kommen verständigt zu sein und fragten mich, als sie mich erblickten, ob ich der General Barras sei. Man ließ mich dann sofort in den Speisesaal eintreten, in dem der Minister sich nicht befand und in dem er erst eine Stunde nachdem das Frühstück aufgetragen war, erschien. Er aß länger, als es seine Gewohnheit war, vielleicht um noch um einige Augenblicke denjenigen hinauszuschieben, in dem ich in sein Kabinet treten würde, wohin die Akten geschafft sein sollten. Sie befanden sich dort lange vor dem Frühstück, denn Fouché gab mir, als er mir sie anscheinend mit gleichgiltiger Miene überließ, zu erkennen, daß er zunächst nichts

preisgab, und daß sodann die Aktenbündel, die erst kürzlich geöffnet und durchwühlt worden waren, auf den ersten Blick sehen ließen, daß man manches aus ihnen entfernt hatte.

Fouché sagte mir im Vertrauen auf diese Operation in vertraulicher Weise, ich möge an seinem Tische Platz nehmen und alles untersuchen, was nur Interesse für mich habe; es bedurfte nicht einer langen Prüfung, um zu erkennen, daß alles, was er mir auslieferte, aus der Zeit des Ministeriums Rovigo stammte, und alles, was in die Zeit des Ministeriums Fouché fiel, verschwunden war. Ich konnte den Eindruck nicht verhehlen, den diese ärgerliche und mit Vorbedacht angebrachte Lücke auf mich machte.

Da ich mir aber sofort vergegenwärtigte, ich verlange zu viel, wenn ich wolle, daß ein Mann wie Fouché in eigener Sache zum Ankläger gegen sich werde, entschloß ich mich, Fouché das Gefühl der Beschämung zu ersparen, das unvermeidlich war, wenn ich mich in einen Streit darüber einließ, und sagte zu mir selbst: „Ich will lieber alles nehmen, was er mir überlassen will."

Fouché übergab mir in der That eine Menge von Aktenstücken, die alle möglichen Personen der anderen Polizeiverwaltungen mit Ausnahme der seinigen bloßstellten, und dieser Begegnung und dem Versprechen, das er mir gegeben und gehalten hat, verdanke ich den Besitz der vielen wichtigen Aktenstücke, auf welche ich im Verlaufe meiner Memoiren Bezug genommen habe. „Ich überlasse Ihnen alles das mit Vergnügen," sagte Fouché zu mir, „nur müssen Sie es vernichten, wenn Sie sich desselben nach Ihrem Belieben bedient haben, denn endlich müssen doch die Spitzbuben, die so lange mit den Mitteln der Polizei und unter ihrem Namen die anständigen Leute gequält haben, einmal dahin kommen, wohin sie gehören." Er fuhr mit seiner von tugendhafter Entrüstung getragenen Deklamation fort und nannte als die Schuldigsten und Schlimmsten von der Polizei Dubois, Réal und Desmarets. Er habe, sagte er, das Glück aller dieser Persönlichkeiten gemacht und sich nur Undankbare verpflichtet. In dem Augenblicke, da er als Polizeiminister des Kaiserreichs am meisten das Vertrauen des Kaisers und seiner Agenten zu besitzen geglaubt habe, hätte jeder von diesen Agenten eine völlig organisirte

Geheimpolizei gehabt, die ihn bedroht und ihm zu verschiedenenmalen großen Kummer bereitet habe. „In dem Augenblicke, in dem wir sprechen," sagte er, „haben wir beinahe wieder dieselbe Geschichte: die neuen vermögen weniger, weil Ludwig XVIII., der nicht weniger bösartig als Bonaparte, vielleicht nur weniger mißtrauisch und vor allen Dingen weniger rasch bei der Hand als sein Vorgänger ist; aber es gibt auf der Polizeipräfektur wie unter dem Kaiserreich einen Mann, der zum Polizeiministerium gelangen will; er hat mehr Geist und Form als Dubois aber noch weniger Grundsätze, wenn das überhaupt möglich ist. Es ist einer jener Gascogner, von denen Heinrich IV. gesagt hat, daß sie überall herkämen. Decazes verarbeitet mich, ich weiß es, alle Tage in seinen nächtlichen Berichten. Er begibt sich zum Lager des Königs, deckt ihn zu, und wenn er ihn in Schlaf gewiegt hat, sagt er ihm alles, was er will. Der dicke Papa schläft ein in dem Glauben, das sei alles fest wie Eisen, und erwacht am andern Morgen in dem Glauben, daß sich ihm über Nacht tiefsinnige Betrachtungen und Entdeckungen seines hohen Geistes enthüllt haben. Es hat uns, Talleyrand und mir, so viel Mühe gekostet, uns von Blacas zu befreien! Da kommt jetzt ein anderer, der weit schlauer ist und der, obgleich noch jung, viel Erfahrung hat, und zwar in jeder Weise. Sehen Sie nur den Weg, den er bis jetzt gemacht hat; er begann damit, sich zum Schwiegersohn Muraires zu machen, der als Präsident des ersten Gerichtshofes des Kaiserreichs und als ein Liebling des Kaisers sich großen Ansehens erfreut; er läßt sich zum Richter machen; Muraire, sein Schwiegervater, hat sich auf böse Händel eingelassen; er steckt bis über die Ohren in Schulden; er muß diejenigen zahlen, die seiner Ehre gefährlich werden können. Da verschafft ihm Decazes die Mittel dazu, und woher verschafft er sie ihm? Vom Kaiser, den er in seinem Hauptquartier aufgesucht und der ihm eine enorme Summe gegeben hat, um die Ehre des Präsidenten des ersten Gerichtshofes aufrecht zu erhalten. Dieser Umstand scheint, weit entfernt davon, sich als schädlich für Decazes zu erweisen, sein Ansehen nur befördert zu haben. Er ist Sekretär der Frau Mutter des Kaisers; er hat sich dem Hause der Königin Hortense attachiren lassen. Die Restauration findet ihn in dieser Stellung; da schwenkt er ab. Aus dem Imperialisten ist sofort ein Zwangsroyalist

geworden. Er ist Führer der königlichen Freiwilligen während der Hundert Tage. Heute ist er Polizeipräfekt, und bald wird er wohl Minister sein. Er steuert bewundernswert auf sein Ziel los und hat den richtigen Schlüssel für die richtige Thüre, da er vom König das Vorrecht erlangt hat, jederzeit von ihm empfangen zu werden; Talleyrand meint, er sei voller Höflingen des heutigen Tages derjenige, den wir am meisten zu fürchten hätten. Er sagt uns zuweilen, Blacas sei das weit weniger gewesen. Es sei das ein einfältiger Krautjunker gewesen, der alles nur durch ein Hartwellsches Augenglas gesehen habe, und nichts als die Garderobe Ludwigs XVIII. Es war, gerade herausgesagt, ein armseliger Kammerdiener; derjenige, der an seine Stelle getreten ist, widmet sich nicht weniger der emsigen Sorge um den König, aber er hat weit mehr Stil; er hat die Vorzimmer des Kaiserreichs gesehen, sich in diesen ein gutes Stück Erziehung angeeignet und kann sich mit jedem messen. Blacas, nochmals war nur ein einfältiger Krautjunker aus der Provence, jener stammt aus der Gascogne; alles in allem ist er der am weitesten gediehene und am meisten sich vorwagende Roué des gegenwärtigen Augenblicks. Ich weiß wohl, daß seine polizeilichen Funktionen beschränkt sind und sie ihm nicht gestatten, die höhere Polizei auszuüben, für deren Ensemble er übrigens kein Verständnis hat, weil er ein sehr kleiner, aber voller Intriguen steckender Kopf ist. Wenn er mich übrigens in der Mache hat, so werde auch ich ihn in die Mache nehmen und ich werde, wenn man mich dazu zwingt, auch seinen Herrn in die Mache nehmen. Nicht, daß ich mich bisher irgendwie über Ludwig XVIII. zu beklagen gehabt hätte. An dem Tage, da ich als Minister meinen Eid geleistet habe, meine Hand in der seinigen, wie es herkömmlich, hat er mir sie in ganz vertraulicher Weise und mit einer Aufrichtigkeit gedrückt, die ich nicht verkennen konnte; es lag etwas Zärtliches darin; dann ist er der erste gewesen, der verlangte, daß Monsieur Präsident des Wahlkolleges der Seine werde, in der Absicht, daß er die Wahl auf mich lenke, und ich muß Monsieur die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich mir gegenüber sehr gut gehalten, und daß er zu meinen Gunsten zu den Wählern ebenso eifrig gesprochen hat wie die Herzogin von Devonshire für Fox. Aber das alles hindert nicht, daß heute Ludwig XVIII. und

Monsieur ihren Höflingen nachgeben und sich bethören lassen. Sie sind entweder die falschesten der Menschen oder die schwächsten. Uebrigens werde ich versuchen, dem Könige die Wahrheit über seine Lage beizubringen. Ich habe eine Denkschrift begonnen, die eines Mannes, der sich auf die Freiheit und die richtige Politik auskennt, nicht unwürdig sein dürfte. Ich spreche mit dem ganzen Freimut meines Charakters: wenn der König nicht auf mich hört, werde ich das Publikum zum Richter zwischen ihm und mir machen."

Fouché beendigte in der That alsbald die Denkschrift, deren er sich im voraus gerühmt hatte; er ließ ihr eine zweite folgen und noch eine dritte. Er setzte sie unter Entfaltung seiner ganzen Eitelkeit in Verbreitung. Als Ludwig XVIII. sah, daß Fouché keineswegs die öffentliche Meinung für sich hatte und daß dieselbe ihn mit Kälte und Verachtung behandelte, glaubte er, sein Maß sei voll und er könne sich jetzt Fouchés ohne Gefahr entledigen. Er ließ ihm den Abschied erteilen und verlieh ihm den Botschafterposten zu Dresden. Fouché beeilte sich, sich auf diesen Verbannungsposten zu begeben, auf dem die Macht der neuen Reaktion ihn nicht zu lange lassen sollte. So konnte er sich sofort den Beweis für das verschaffen, was ich ihm eben von Mund zu Mund gesagt hatte, daß „jemand, der alle Parteien verraten hat, von keiner gehalten wird", und daß er sich beständig eine Niederlage gerade von der Hand derjenigen zuzieht, von denen er sich gestützt geglaubt.

Talleyrand hatte von Anfang an den Sturz Fouchés gewünscht; er hatte sogar heimlich darauf hingearbeitet, indem er ihn unaufhörlich als Revolutionär und königsmörderischen Jakobiner darstellte, der nicht in einem der Räte des Königs sitzen könne. Da Fouché, der seinerseits in der letzten Zeit gesagt hatte, man müsse die Ehe Talleyrands auflösen, ihn wieder in den Priesterstand zurücktreten lassen und ihm das Kardinalsbarett geben, da das „rote Gewand ihm sehr gut stehen werde", sollen die Freunde Talleyrands entgegnet haben: „Rot gegen rot; der eine das Barett, der andere die rote Mütze". Da die Schmeichler der beiden Minister ihnen gegenseitig diese Aussprüche hinterbracht hatten, war es zwischen beiden zu einem Hasse gekommen, der über den bereits vorhandenen weit hinausging, und Ludwig XVIII. hatte mit Freude

diese Gründe aufgegriffen, weil er glaubte, wenn sie ihm Gelegenheit gäben, sich zunächst Fouchés zu entledigen, er darin auch noch das Mittel finden werde, sich über kurz oder lang Talleyrands zu entledigen. Fouché hatte Mittel gegen Talleyrand geliefert wie Talleyrand gegen Fouché, und Ludwig XVIII., der schlauer als diese beiden so schlauen Leute war, brachte sie beide, einen nach dem andern, beiseite, ohne daß „der gute dicke König", wie diese Herren ihn nannten, dabei die Hand im Spiele zu haben schien. Es war das für ihn wirklich eine glückliche Befreiung, diese beiden Leute waren ihm in gleicher Weise zur Last gewesen; Talleyrand unter beiden Restaurationen und Fouché unter der zweiten.

Was Talleyrand anlangt, so wollte er, die Taktik Fouchés befolgend, der sich an die öffentliche Meinung zu wenden drohte, sich durch seinen Widerstand gegen das Ausland am Ruder halten, durch den Stolz seines französischen Herzens und seines französischen Charakters, was ihn zu der Erklärung veranlaßte, da er einen Vertrag nicht unterzeichnen könne, den die fremden Mächte zu demütigend für Frankreich gestaltet hätten, habe das Ministerium, von dem er einen Teil bilde, sich mit ihm vereinigt, um seine Entlassung einzukommen, und da faßte ihn Ludwig XVIII. beim Wort.

Talleyrand zeigte sich hier zum letztenmale Fouché überlegen, da er nicht so bestimmt gezwungen wurde, seine Entlassung zu nehmen; man hat sie ihm nur nahe gelegt, und daraufhin ist er nicht wie Fouché genötigt worden, das Land zu verlassen; er hat in Paris bleiben und dort ruhig seine Intriguen weiter spinnen können, denn so lange Talleyrand Minister ist, gibt er sich noch den Anschein, der Gewalt treu zu sein, unter welcher er Gelegenheit findet, seinen Reichtum zu vermehren: sobald er nicht mehr Minister ist, beschäftigt er sich unablässig damit, die Regierung zu stürzen, die nichts mehr von ihm wissen will.

Fouché wahrt sich, soweit die Undankbarkeit in Betracht kommt, dabei vielleicht noch einen Vorrang vor Talleyrand, denn bei der ihn beständig in Unruhe versetzenden Intrigue wartet er, auch wenn er noch Minister ist, nicht darauf, bis er seine Stelle verloren hat, um fortwährend Uebles von der Macht zu sagen, deren Agent er ist, und es

würde ihm Spaß machen, sie sofort zu stürzen, um das Vergnügen zu haben, ihr eine andere folgen zu sehen; er findet diesen Wechsel sehr lustig; nunmehr ist er in die Lage gekommen, ihn über sich selbst ergehen lassen zu müssen.

Alle die Wandlungen dieser Minister, für welche die Gewalt die Quelle unermeßlicher Vermögen gewesen ist, mit denen sie sich zurückziehen und die ihnen stets verbleiben, alle diese Wandlungen, sage ich, würden nur etwas Belustigendes an sich haben, wenn sie im Grunde nicht so widerwärtig wären, und wenn den entlassenen Ministern eine Verantwortlichkeit auferlegt würde, die dem Skandal ihrer straflosen Räubereien ein Ziel setzte; aber die Folgen ihrer schlechten Verwaltung bilden eine Saat. Das arme Frankreich wird noch die Frucht derselben ernten. Als ich die Wiege der ersten Restauration von vier abtrünnigen Priestern umstanden sah, konnte ich nicht hoffnungsfreudig auf die Regierung blicken, welche an Stelle des Kaiserreichs trat, und man hat gesehen, wie einer dieser vier Priester das Jahr 1814 damit verbracht hat, der Nation die Preßfreiheit streitig zu machen, und wie, unterstützt von seinem Sekretär Guizot,

Der später . . . aber dann . . .,

der Herr Abbé von Montesquiou seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten hat, um zu beweisen, das Wort „hemmen“ bedeute „zuvorkommen“. Ich wage zu erklären, daß man diesem schuldbaren Einschreiten gegen die Freiheit der Presse und der Unterdrückung der Wahrheit, die Rückkehr von der Insel Elba zu verdanken hat.

Einer unserer ersten Demokraten, Danton, hat gesagt: „Die Revolutionen beginnen mit den Aposteln, die unterliegen, und sie endigen mit den Priestern, die verraten.“ Dieser große Revolutionsmann mit seinem weiten Blick sprach hier von den Priestern nur noch im bildlichen Sinne, indem er bloß sagen wollte, daß die Revolutionen mit der Begeisterung beginnen und mit der Berechnung enden. So fängt die Literatur mit der Poesie an und endigt mit der Prosa. In der vorliegenden Frage habe ich nicht an allegorische und bildliche Priester gedacht. Unter unserer ersten Restauration sind es vier ganz leibhaftige Priester, wenn auch alle vier Renegaten: es sind vier Priester, welche die Weihe empfangen

haben und denen das unauslöschliche Merkmal aufgedrückt ist, wenn sie sich auch zu den verschiedensten Parteien und Richtungen bekennen. Sie haben sich unserer Angelegenheiten bemächtigt; sie haben Frankreich als ihre Beute betrachtet, und wenn es ihnen für einen Augenblick entgangen ist, haben sie sich seiner doch sofort wieder bemächtigt. Außer Talleyrand und Genossen haben wir noch den Oratorianer Fouché gehabt; das ist die ganze Verbesserung der zweiten Restauration.

Alle Achtung vor Ludwig XVIII., den sie den „Krüppel" nennen, und der trotz der Weiberröcke, die sie ihm zuschreiben, es verstanden hat, ohne sich von seinem Krankensessel zu erheben, den gewiegtesten und scheußlichsten Roués, die noch jemals auf dem Schauplatz einer Revolution erschienen sind, ein Bein zu stellen! Ehre Ludwig XVIII., der uns von dieser Landplage befreit hat! Wie immer die Persönlichkeiten und die Regierung der Minister beschaffen sein mögen, welche an die Stelle des Ministeriums Fouché-Talleyrand treten sollen, kann es für unser unglückliches Frankreich etwas Schlimmeres geben als diese Leute, deren Falschheit und Verworfenheit, die man als einen letzten Rest der letzten Augenblicke des Zeitalters Ludwigs XV. betrachten kann, niemals wieder erreicht werden kann? Nein, gewiß nicht; in einer späteren Zeit werden derartige Wesen keine Nachfolger haben. Man kann am Tage ihres Todes sagen, ihre Gußform sei zerbrochen.

Aber bis dieser Tag der Wiedervergeltung, der Erholung und der Ehre für das Menschengeschlecht, ihr trauriges Opfer, kommen wird, ergießen sich die durch die schlechte Verwaltung der schuldbaren Minister entflammten Leidenschaften wie ein verzehrendes Feuer über Frankreich: das Feuer herrscht allerwärts.

Während der am 8. Juli wieder zum Thron gelangte König mit einer Aufrichtigkeit, die nur in seinem Interesse lag, sagte, daß er die neue Bewilligung der Charte bestätige, verletzte man die ersten Garantien derselben, diejenigen der Gerechtigkeit und der persönlichen Freiheit: im Süden wurden Mordthaten begangen; in Marseille floß das Blut von neuem; von seinen Hafenmauern aus warf man eine Anzahl von Frauen und Kindern in das Wasser, und während diese Unglücklichen mit den Wogen rangen, schossen am Ufer aufgestellte Mordgesellen mit

Gewehren auf sie. Ein Marschall von Frankreich wurde in Avignon grausam niedergemetzelt, und die engen Beziehungen, die ich zu diesem Marschalle gehabt, geben mir das Recht, etwas ausführlicher über seine Person zu sprechen.

Brune war nicht ganz ohne Erziehung, man kann sogar sagen, daß er von den modernen Generalen derjenige war, der die meiste erhalten hatte, denn die größere Zahl von denjenigen, die ich gekannt habe, mußten in dieser Beziehung alles nachholen, und mehrere haben es zu ihrer Ehre gethan. Mehrere, die zu Beginn der Revolution nicht orthographisch schreiben konnten, wie ich das durch ihre Briefe aus den ersten Zeiten beweisen kann, haben die glückliche Idee gehabt, es später zu lernen: auch dafür liegt mir der Beweis in ihren späteren Briefen vor.

Zu Beginn der Revolution war Brune Faktor in einer Druckerei: nachdem er einige literarische Versuche gemacht, hatte er eine Reise im Stile Sternes geschrieben, die den Titel führte: „Malerische Reise nach den östlichen Provinzen von Frankreich". Die Revolution hat Brune nicht als Soldaten angetroffen: sein ganzer militärischer Dienst hatte sich auf den in der Nationalgarde beschränkt. Seine Hauptthätigkeit hatte bisher darin bestanden, daß er ein glühender Revolutionär im Gefolge Dantons war, der ihn seinen „Patagonier" nannte, wegen seiner gewaltigen Leibeslänge. Erst einige Zeit nach dem 10. August hatte Brune das Waffenhandwerk ergriffen. Der provisorische vollziehende Rat gab ihm das Patent eines Generaladjutanten zugleich mit der Mission, in dem Bereiche der benachbarten Departements Lebensmittel aufzutreiben, eine Mission, die er mit viel Intelligenz ausführte, und die darthut, daß er thatsächlich zur Zeit des 2. September nicht in Paris anwesend war. Es ist daher aus äußeren Gründen nicht möglich, daß er sich an diesem abscheulichen Tage und an dem Auftritte der Ermordung der Prinzessin von Lamballe beteiligt hat, wie es ihm in der Folge zum Vorwurf gemacht worden ist.

Brune war später mit revolutionären Missionen betraut gewesen, besonders zu Bordeaux: er hatte dort ein menschliches Verhalten gezeigt, selbst auf dem Höhepunkt des Schreckens im Jahre 1802. Er hatte sich dann gewissermaßen auf das Zuwarten verlegt, bis nach dem 9. Thermidor,

wo ich ihn und Réal mit Requisitionen betraute, welche der Konvent mir für die Departements des Nordens zugewiesen hatte. Ich hatte ihn am 13. Vendémiaire des Jahres IV unter meinem Befehl und ich beschäftigte ihn an diesem Tage zusammen mit Bonaparte, weil ich beide unter einer ganzen Schar von Gleichgesinnten für die ersten Revolutionäre hielt. Ich mußte über die Intimität dieser beiden Freunde lachen, von denen der eine mit seinen sechs Fuß sich buchstäblich bücken mußte, wenn er mit dem andern, der kaum fünf maß, sprechen wollte. Brune verhielt sich am Tage des 13. Vendémiaire ebenso gut, aber nicht so nachdrücklich wie Bonaparte. Gewissermaßen als Belohnung für dieses gute Verhalten gab ich ihm Fréron auf seiner Mission nach dem Süden zum Begleiter: sie hatten außerdem noch Martainville, Julian, Méchin und den Generaladjutanten Leclerc bei sich, der später der Schwager Bonapartes geworden ist.

Nach Paris zurückgekehrt, hatte Brune, der der Armee des Innern attachirt geblieben war, sich an der Affaire von Grenelle beteiligt und in entschlossener Weise dazu mitgewirkt, dem Lager zum Siege über die Angreifenden zu verhelfen. Erst einige Zeit nachher trat Brune in die aktive Armee ein. Ich ließ ihm gegen Ende des Jahres IV Empfehlungsschreiben für die italienische Armee geben. Er wurde, als er bei derselben anlangte, auf meine Empfehlung hin mit großer Rücksicht empfangen. Bonaparte gab ihm so rasch wie möglich Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und um in ihm einen Schützling zu ehren, erwähnte er ihn sofort in glänzendster Weise in einem seiner Schlachtberichte, die bereits berühmt waren und bald einen beinahe magischen Einfluß auszuüben begannen, weil man ihre Arglist und Verlogenheit, ihre gewöhnliche Schönfärberei und auch ihre eigentliche Absicht noch nicht kannte. Brune verdiente das ihm von dem kommandirenden General der italienischen Armee erteilte Lob, und wenn er auch in Paris bei dem Tode Dantons keinen sonderlichen bürgerlichen Mut verraten hatte, war er doch klug genug, den militärischen Mut zu entfalten, der bei den Franzosen so häufig ist, besonders in Gegenwart des Feindes und wenn es nicht möglich ist, zurückzuweichen, ohne sich der Todesstrafe und dem Verluste der Ehre auszusetzen.

Da er aber zur Armee als ein Revolutionsmann gekommen war und er als solcher von allen, die ihn kannten, offen ausgegeben wurde, hätte Brune, dem dieser Ruf ganz recht gewesen war, so lange die Revolution im Fortschreiten begriffen war, sich desselben gerne entledigt, als sie ins Abnehmen zu geraten begann. Die in ihm einen Rivalen erblickenden Militärs glaubten darin eine schwache Seite seiner Stellung und seines Charakters zu finden. Brune besaß nicht den gesunden Menschenverstand, anzuerkennen und aufrecht zu erhalten, daß er nichts Besseres thun könne, als geradeaus zu gehen und sich daraus sogar eine Ehre zu machen. Als er kommandirender General geworden war und dann die höchste Staatswürde erlangt hatte, die eines Marschalles, hätte er gerne sein ganzes revolutionäres Vorleben verleugnen und selbst vernichten und sich in den Kriegsmantel einhüllen und in demselben Deckung suchen mögen. Je mehr Schwachheiten man an einem Rivalen entdeckt, desto mehr bemächtigt man sich ihrer: je mehr daher der Marschall Brune das Gebiet der Revolution zu meiden suchte, desto mehr bewegten sich seine Feinde auf demselben vor, verfolgten ihn auf demselben und überhäuften ihn mit Verleumdungen, denen er entgegentreten und die er hätte zu Schanden machen können, wenn er eine auf einen aufrichtigen Charakter gegründete Festigkeit besessen hätte. Er hätte offen und bedingungslos zugestehen müssen, was er gewesen war, dann hätte man ihn nicht mit schandbaren Verleumdungen verfolgen können. Statt dessen verleumdete man ihn nur noch mehr, da man ihn schwach und aus falscher Scham vor der Revolution furchtsam sah, und da die Henker über Angriffsmittel verfügten, die gegen einen bereits straflos angegriffenen und moralisch in seinem Ruf vernichteten Menschen so wirksam sind, brauchten sie nur zuzuschlagen, als sie ihren physischen Mordanschlag ausführen wollten. In diesem Sinne begreife ich, daß die Schwäche des Marschalls Brune zu seinem Verderben mit beigetragen hat. Dasselbe hätte vielleicht beschworen werden können, wenn seine Feinde ihn gleich in fester Haltung angetroffen hätten, ihren Angriffen kühn entgegentretend und sich frei und offen zu jener Revolution bekennend, auf die er nur stolz hätte sein können: er würde durch sie gegen seine nichtswürdigen Feinde beschützt worden sein.

Man hat geglaubt, Herr von Rivière, der in Marseille kommandirte

und die höchste Regierungsgewalt im Süden ausübte, hätte diesem Unglücke vorbeugen können, und er sei vielleicht gar, da er den Durchzug des unglücklichen Marschalls bekannt gemacht, die nächste Veranlassung zu demselben gewesen. Herr von Rivière hat nicht im Rufe eines bösen Menschen gestanden und sogar für einen guten gelten wollen. Es wäre gut gewesen, wenn er von dieser Eigenschaft nichts eingebüßt hätte, weil er sich auf die Religion geworfen; aber die Leute, die Religion zu haben behaupten oder das sogar glauben, verstehen sie manchmal so schlecht! Sie machen sich kein Gewissen daraus, an Handlungen teilzunehmen, die wirkliche Verbrechen sind; sie meinen, sie hätten recht, wenn sie, wie Herr von Bonald sagt, „ihr Opfer dem natürlichen Richter überlieferten". Jedenfalls hat man wenige Verbrechen gesehen, selbst von denen, welchen die Religion und die Politik einen Deckmantel geliehen haben, die sich mit dem auf den Marschall Brune gemachten Mordanfall vergleichen ließen. Die Henker haben sich nicht damit begnügt, ihm den Tod zu geben, sie haben noch den Glauben verbreiten wollen und protokollarisch erklärt, „Brune habe ihn sich selbst gegeben". Diese Umwandlung eines abscheulichen Mordes in einen Selbstmord ist eine neue Erfindung, von der bisher die Geschichte nichts wußte. War es einer Zeit vorbehalten, die sich eine Restauration nannte, ein Schauspiel darzubieten, wie es ein Caligula und eine Katharina von Medici für sich in Anspruch hätten nehmen können? Da es aber den Henkern nicht genügte, den Marschall Brune Selbstmord begehen zu lassen, wollten sie, daß sein Tod ein Sühneopfer für den des Fräulein von Lamballe sein sollte, an welchem die nachträglichen Verleumder ihm eine Mitschuld zugewiesen haben. Dasselbe hatten sie schon während seiner Lebzeit zu thun versucht, um ihn durch die Verleumdung zu untergraben.

Ich habe bereits gesagt, daß dieselbe für eine um so ungeheuerlichere erkannt worden ist, als zur Zeit dieses abscheulichen Verbrechens, das in Paris nach dem 10. August 1792 statt hatte, Brune gar nicht in Paris, sondern abwesend und seine Abwesenheit durch die Mission, die die vollziehende Gewalt ihm übertragen hatte, konstatirt war. Ich wiederhole, vielleicht sind die ursprünglich durch die gereizte Stimmung der Aristokraten in diesen ersten Zeiten der Revolution veranlaßten Verleumdungen

später wieder aufgenommen worden, vor allem von den Brune als Kollegen nahe stehenden Generalen, seinen Rivalen und Neidern: sie hatten es, um seinen Ruf und seine militärischen Talente herabzusetzen, für ganz einfach gehalten, in ihm nur das erblicken zu lassen, was sie mit dem Namen des „Revolutionsmanns" belegten: es ist das die Taktik einer Anzahl von Generalen gewesen, die weit handgreiflichere Revolutionäre als Brune gewesen sind. Brune verdient vielleicht, wie ich schon zugegeben habe, einen Tadel seiner Mitbürger, die ihn gleich sich selbst in den Revolutionsereignissen als Genossen Dantons gesehen hatten. Zur Zeit des Todes Dantons hatte man ihm vielleicht mehr als einen Vorwurf machen können, weil er das nicht that, was er zu thun versprochen hatte, seinem Freunde zu Hilfe zu eilen, den er vor seinen Augen hat ermorden sehen, und den er vielleicht vor dem Tode hätte bewahren können; der Vorwurf, sage ich, den Brune vielleicht verdient hat, besteht darin, daß er, nachdem er offen ein Revolutionär gewesen, anscheinend vor dieser edlen Bezeichnung zurückgewichen ist und geglaubt hat, er könne die Erinnerung daran bannen, wenn er sich unter seinen Militärmantel versteckte. Seine Feinde haben diese Schwäche wahrgenommen und sie doppelt willkommen geheißen, um ihn wegen dieses unwürdigen Versteckspielens zu verfolgen; hätte Brune, der sich lange schon gegen derartige Vorwürfe zu wehren hatte, es verstanden, ihnen offen entgegenzutreten und, statt die Revolution zu verleugnen, sich zu ihr bekannt und es sich zur Ehre angerechnet, eines ihrer Kinder zu sein, dann würde er seinerseits von ihr unterstützt worden sein. Die Mörder würden nicht gewagt haben, ihre verbrecherische Hand gegen den kühnen und standhaften Revolutionär zu erheben: er hat geglaubt, er könne sein Heil in dieser Art von moralischem Rückzuge finden, und ist vielleicht aus diesem Grunde untergegangen. Wehe dem, der das nicht aufrecht zu erhalten versteht, was er gewesen ist und was er gethan hat: er verschlimmert sein Geschick und gräbt sich selbst das Grab. Bis auf die Kleinlichkeit, die man geglaubt hat Brune vorwerfen zu können und die nur eine Schwäche ist, wiederhole ich, ist er einer der fähigsten und am besten unterrichteten Generale gewesen, selbst seinen Kameraden, den neidischen Macdonald nicht ausgenommen, der nicht weniger als

Brune ein Mann der Revolution ist und der ohne sie nichts geworden wäre, trotzdem sie ihn schon als Unterlieutenant bei einem Fremdenregimente, der Legion von Maillebois, angetroffen hatte. Was übrigens dem Vorwurfe der Schwäche, den ich im Verlaufe dieser Abschweifung dem Marschall Brune gemacht habe, zur weitern Stütze dient, dürfte das folgende Schriftstück sein, welches mir im Original zugestellt worden ist; es beweist, daß Brune, schon beunruhigt durch eine Stellung, die allerdings wegen der verlorenen Schlacht von Waterloo schwierig wurde, diese Stellung zu einer noch schlimmeren und gefährlicheren machte, weil er es nicht wagte, sie aufrecht zu erhalten. Brune hatte die Rückkunft Bonapartes nicht veranlaßt: er hatte weniger zu derselben beigetragen, als viele andere, die sich anfangs dessen rühmten und später nichts mehr davon wissen wollten. Als Bonaparte die thatsächliche Regierung geworden war, hatte Brune von derselben, wie so viele andere, eine Stellung angenommen: warum ergriff er alsdann aber in diesem Augenblicke die Initiative zu seiner eigenen Deportation und gab Herrn von Rivière, dem Kommissär des Königs, das Recht, sie über ihn zu verhängen? Die Machtbefugnisse des Herrn von Rivière konnten nicht so weit gehen, weil sie sonst sogar über diejenigen des Königs hinausgegangen wären, der mit der Charte zurückgekehrt und, bei seiner Wiederkehr den Schwur erneuernd, den er bei seinem Fortgehen abgelegt, daß er sie aufrecht erhalten werde, trotz seines ganzen königlichen Ansehens nicht in einer so willkürlichen Weise mit der Freiheit der Bürger umgehen konnte.

Charles François, Marquis von Rivière, Generallieutenant, Kommandant der 18. Division, Botschafter zu Konstantinopel und Adjutant Monsieurs,

Erklärt, daß er den Marschall Brune ermächtigt, über sein Vermögen im Betrage von etwa dreißig- bis vierzigtausend Franken Rente zu verfügen, oder durch die Frau Marschall verfügen zu lassen: es soll der Frau Marschall gestattet sein, ihm den aus dem Verkaufe seines Grundbesitzes erzielten Betrag zuzustellen oder zustellen zu lassen.

Ch. Marquis von Rivière.

Cujes, 22. Juli 1815.

Jetzt kommt der Marschall Ney an die Reihe. Ich bin weit entfernt davon, mich zum Verteidiger dieses Marschalls aufzuwerfen; ich

hatte ihn im Anfange seiner militärischen Laufbahn gekannt und war nicht unbeteiligt an seiner Beförderung, wie an der so vieler anderen Militärpersonen: er verdiente sie; er war einer der wirklichen Helden der Sambre- und Maasarmee, soweit das Schlachtfeld in Betracht kam; aber wenn er durch den Mut identisch mit dieser Armee war, so haben sein späteres Verhalten oder die so sehr von einander verschiedenen Arten dieses Verhaltens den traurigen Beweis dafür erbracht, daß die politischen Grundsätze in keiner Weise der kriegerischen Tüchtigkeit gleich kamen, und daß so sein prahlerischer Patriotismus der Republik gegenüber nichts anderes war als der Gehorsam gegen eine starke Regierung, der gegenüber es schwer war, einen moralischen Widerstand an den Tag zu legen, wenn man diese Absicht hatte. Später, als die Republik brumairisirt wurde, kümmerte der General Ney sich ebenso wenig um dieselbe wie damals, als sie das Konsulat über sich ergehen lassen mußte und als das Konsulat vom Kaiserreich abgelöst wurde. Alle diese Wandlungen haben regelmäßig zur Vermehrung seines Vermögens und zu seinem Emporsteigen beigetragen; wenn er auch nicht aufgehört hatte, ein fähiger Soldat zu bleiben, war Ney doch in seinen Ansprüchen und in seiner Ueberhebung, selbst den Seinigen gegenüber, gewachsen. Seit er Marschall und namentlich Prinz geworden, gestattete er seinen Adjutanten nur noch, den Hut in der Hand und stehend mit ihm zu sprechen und ließ auch nur sehr selten seine Offiziere bei sich speisen: es gibt Charaktere, die sich im Glücke nicht zurückzuhalten verstehen; sie geben zu erkennen, was man in schlimmer Zeit von ihnen zu erwarten hat, da sie keinen andern Grundsatz als ihren Eigennutz haben. Diese einzige Triebkraft treibt sie stets stoß- und sprungweise vorwärts. Nachdem Ney von Bonaparte zum Marschall und Prinzen gemacht worden war, war er, als er seinen Herrn verloren sah, einer von denen, die ihn am verwegensten und geschicktesten in Fontainebleau zur Abdankung zwangen. Er ließ sogar alle Formen der Schicklichkeit bei diesem Justifizirungsakte beiseite, der ihm doch mindestens hätte peinlich sein müssen. Er ging zu den Bourbonen über und erlangte von denselben alle Gunstbezeigungen und Vorteile, nach denen sein Herz begehrte.

Welchem aller dieser Wechselfälle und dieser verschiedenen Arten des

Verhaltens wird Ney treu bleiben? Man sollte glauben, es müßte das die letzte sein, und doch kann er sich nicht enthalten, weiterhin noch verschiedene Rollen zu spielen: er thut das wie gewöhnlich ohne jede Scham, ohne jeden Uebergang, ohne jede Vermittlung. So bittet er darum, als die Landung Bonapartes verkündet wird, daß er den König umarmen dürfe: er erhält diesen Gunstbeweis zugestanden und erklärt, „daß er Bonaparte in einen eisernen Käfig stecken werde". Ein derartiger Ausdruck war in keiner Weise geboten, so streng auch die Mission sein mochte, die er nicht nur übernahm, sondern um die er sich sogar beworben hatte; als er sich anschickte, den Mann zu bekämpfen, dessen Diener und dem er verpflichtet gewesen war (da er aufgehört hatte, Republikaner zu sein), hätte er das mit einer menschlicheren Rücksichtnahme thun müssen: das Hinwegsetzen über jede Schicklichkeit hatte bei einem derartigen Anlaß schon etwas von moralischem Verrat an sich. Wenn einige Tage nachher Ney von den Bourbonen, denen er so schöne Versprechungen gemacht, wieder zu Bonaparte übergeht, gegen den er sie gemacht, und er zur Befestigung seines neuen Friedens sich in Ausfällen gegen diese Bourbonen ergeht, von denen er sein Mandat erhalten hatte, so ist das, wenn es überhaupt noch ein Gewissen gibt, ein weiterer Verrat, der in den Augen der anständigen Leute keine Gnade finden kann, zu welcher Partei oder welcher Meinung sie sich auch bekennen mögen.

Wenn man dann bis zur Ursache dieses letzten Abfalles zurückgeht, stößt man dabei wiederum auf ein eigennütziges Interesse und zwar das gemeinste; so zum Beispiel wenn Ney, der in der Franche-Comté noch schwankte, welchen Entschluß er fassen solle, wirklich wieder entschieden zu Bonaparte hingezogen worden ist durch einen Brief von diesem, der so geschlossen haben soll: „Ich weiß, mein lieber Ney, daß Ihre Lage, was das Vermögen anlangt, keine glückliche gewesen ist; wir werden das in Ordnung bringen, Sie können ruhig sein." Aus allem, was ich über Ney enthüllt und ihm zur Last gelegt habe, kann man ersehen, daß ich nicht der Verteidiger einer Handlungsweise bin, die keine andere Erklärung als das persönliche Interesse zuläßt. Aber nachdem ich so klar und bündig dargelegt, was ich wirklich fühlte, und ganz aufrichtig meine Meinung gesagt habe, glaube ich das Recht zu der Erklärung zu haben,

daß ein wenig anständiges und sogar wirklich tadelnswertes Betragen und die Strafe, welche das Ergebnis eines so sonderbaren und gewiß von der Leidenschaft des Augenblicks beeinflußten Gerichtsverfahrens ist, doch zwei sehr verschiedene und weit auseinander liegende Dinge sind. Mir ahnte nichts Gutes von dem Schicksale Neys, und das Interesse, das ich seit so langer Zeit an dem tapfern Generaladjutanten Klébers genommen, zu dessen Beförderung ich so gerne beigetragen, flößte mir Besorgnis wegen seiner Lage ein. Durch einen Zufall von dem benachrichtigt, was sich vorbereitete, von dem Uebermute der reaktionären Henker, von ihrer stets wiederholten Drohung, es müsse ein Exempel statuirt werden, glaubte ich den General über seine Lage aufklären zu müssen; er drückte den Wunsch aus, mich zu sprechen. Ich ließ ihm antworten, daß ich ihn in meiner Wohnung erwarte. Sollte man glauben, daß der übermütige Mensch, ich möchte in diesem Falle beinahe sagen, der übermütige Narr, es sich beifallen ließ, zu glauben, „ich müsse ihm, dem General und Marschall, den ersten Besuch machen", wobei dieser arme Ney ganz vergaß, wie beschaffen unser gegenseitiges Verhältnis war, und wie wenig es sich zudem in diesem Augenblick um Vorrang und Etikette handeln konnte. Diese so übel angebrachte Forderung, um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen, erregte das Lachen derjenigen, die bei mir den hochherzigen Schritt gethan hatten, für den uns Ney so wenig Dank wußte. Die reinste Gesinnung hatte sie veranlaßt, mir jene Nachricht zukommen zu lassen: nachdem sie über seine so unzeitgemäße und so ungeschickte Anmaßung ihren Spott getrieben, beklagten sie mit mir dieselbe. Ney wurde verhaftet. Er glaubte, er werde durch das Dazwischentreten seiner Freunde und Kameraden gerettet werden: er wurde von der Pairskammer zum Tode verurteilt und das Urteil durch die vorsorgliche Eile des Platzkommandanten von Paris, des Generals Despinoy, vollstreckt. Dieses Urteil vermochte die Billigung der öffentlichen Meinung nicht zu finden: es wurde von derselben getadelt, wie das mit jedem politischen Urteil der Fall sein muß, das, losgelöst von der Gewalt der begleitenden Umstände, einige Tage nachher wenigstens modifizirt worden sein würde, wenn der Schuldige ihm sich im ersten Augenblicke zu entziehen gewußt hätte, so wie es Lavalette, Savary, Rovigo und so

viele andere gemacht haben. Das hatte mein Gefühl der Teilnahme für einen Soldaten der Revolution mir diktirt. Als ich ihn retten wollte, hatte der Emporkömmling nur Gedanken für die militärische Hierarchie und den gesellschaftlichen Vorrang. Er würde geglaubt haben, seiner Stellung von gestern etwas zu vergeben, wenn er nicht darauf gewartet hätte, daß mein Besuch ihm die Ermächtigung gebe, mich aufzusuchen, ohne seine Würde bloßzustellen!! O, des Wahnwitzes des Emporkömmlings, ganz dem Bonapartes entsprechend, jenes andern Emporkömmlings, den sie ihren Kaiser nannten, der, anstatt sein Unglück durch eine edle Einfachheit und eine anständige Festigkeit zu ehren und zu erheben, es nach seiner zweiten wie nach seiner ersten Abdankung noch für nötig erachtete, einige inhaltslose Kleinigkeiten der Etikette für sich in Anspruch zu nehmen und die Ehrenbezeigung zu verlangen, die seinerzeit der Gewalt seiner Waffen zugestanden wurde! Sie vermochten indessen ihren Niedergang nicht zu überleben. Welcher Unterschied zwischen diesen aus dem Schoße des Volkes hervorgegangenen Leuten, die nichts zu thun wissen, als ihren Ursprung von gestern zu verkennen, und den durch wirkliche Seelengröße ausgezeichneten Leuten, wie die Geschichte sie uns darbietet! Ich brauche nicht bis auf die der Griechen und Römer zurückzugehen, um den Charakter dieser Einfachheit festzustellen. Betrachten wir uns nur in unserer Nähe das Beispiel, welches uns soeben die nordischen Monarchen gegeben haben. Abgesehen von dem notwendigen Gefolge der Armeen, die sie nach Frankreich begleiteten, welche Bescheidenheit in ihrer Person und in ihrem Gefährte! Sie fahren selbst in der eroberten Stadt zweispännig einher, ohne Schutzwache. Derjenige von den augenblicklich in Paris befindlichen Fürsten, welcher Lust hätte, am wenigsten einfach aufzutreten, ist ein Fürst von gestern, wiederum ein Emporkömmling: Bernadotte, der glaubt, er könne keinen Schritt ohne einen Kammerherrn thun, und der einem ganz naiv sagt: „der erste der seinigen gehöre dem besten schwedischen Adel an.“ Sehen wir weiter auf den Gegensatz, der diese sich so leicht über ihre eigene Vergangenheit hinwegsetzenden Plebejer zu dem Sohne des Zaren bilden. Bei seinem Einzug in Paris kommt Alexander über den Vendômeplatz und, auf der Spitze der Säule das Standbild jenes Napoleon gewahrend, den er

soeben zu Boden geworfen, sagt er nur: „Ich würde befürchten, den Schwindel zu bekommen, wenn ich so hoch gestellt wäre."

Doch kommen wir auf den Marschall Ney zurück und äußern wir, nachdem wir der Schwäche seines Charakters, wenn er sich nicht auf dem Schlachtfeld befand, ihr Recht haben angedeihen lassen, ein letztes Wort über sein unglückliches Schicksal. Kaiser Alexander hat Ney mit besonderer Güte behandelt: Wellington hatte ihm Beweise der Achtung gegeben, wie sie einem siegreichen Soldaten einem besiegten Feinde gegenüber so wohl anstehen. Man hätte glauben sollen, Ney hätte noch durch den Schutz zweier erlauchten und berühmten Persönlichkeiten gerettet werden können, welche Gewähr für die Erklärung dargeboten, daß „kein Franzose zur Rechenschaft gefordert werden solle". Sie ließen das Urteil an dem französischen Generale beinahe vor ihren Augen vollziehen, und man möchte fast glauben, daß sie froh gewesen seien, ihn los geworden und zugleich an ihm gerächt worden zu sein für das Uebel, das er ihnen zugefügt, und die Schande, die er auf dem Schlachtfelde über sie verhängt hatte. Es ist nicht genug an Ney. Die Standgerichte, die an allen Punkten Frankreichs in Thätigkeit getreten waren, erinnern an einen Kirkes und Jeffreys in England. Die Mitwirkung an diesen scheußlichen Handlungen wurde sogar als ein Anspruch auf Beförderung und Geldgewinn von den untergeordnetsten Leuten geltend gemacht, welche durch den Erfolg der höher Stehenden ermutigt wurden, einen gleichen für sich zu erhoffen. Man kann als eine Probe der Art und Weise, wie man in dieser Zeit vorging, die naive Darstellung ansehen, welche das an den Kommandanten der 8. Division, den Generallieutenant von Damas, gerichtete Bittgesuch eines Elenden dieses Schlags darbietet.

Herr General!

Es gibt, wie ich weiß, eine Menge von Leuten, die durch ihre langen Dienste einen größeren Anspruch auf Anstellung als ich haben. Indes werde ich durch meine beständige Anhänglichkeit an die Sache der erhabenen Familie der Bourbonen ermutigt, mir ganz ergebenst zu gestatten, mein unterthänigstes Bittgesuch an Sie zu richten.

Von Anbeginn der Revolution an verbannt, suchte ich mich im Jahre 1793 der Verfolgung zu entziehen, und da ich das nur dadurch thun konnte,

daß ich mich dem Waffendienste zuwandte, trat ich im Monat September des genannten Jahres in das Regiment der Berchini-Husaren ein, und dank dem Schutze eines damals viel vermögenden Mannes wurde ich zum Hauptmann befördert, welche Stellung ich, ebenso wie das Corps, vier Monate später verließ, weil man mich nach Spanien schicken wollte, um gegen die Bourbonen zu kämpfen.

Im Jahre 1795 nach Marseille zurückgekehrt, organisirte ich dort die berühmte Compagnie, die der Schrecken der Jakobiner war, unter dem Titel der Sonnencompagnie, und General Pacthod übertrug mir die Stelle eines Hauptmanns derselben. Wenn die verschiedenen Regierungen, unter denen Frankreich so lange geseufzt hat, im Einklang mit meiner Gesinnung gestanden hätten, würde ich Soldat geblieben sein, und ich könnte mich dann jetzt beehren, Ihnen einen sich auf zwanzig Jahre erstreckenden Dienstnachweis vorzulegen. Aber ich war so wenig gewillt, unter allem zu dienen, was der Usurpation gleich sah, daß ich es selbst, als ich mich im Jahre 1813 in Paris befand, ablehnte, in der Eigenschaft eines Eskadronchefs in ein Kavallerieregiment einzutreten.

Im vergangenen März glaubte ich, daß ich noch meinem König nützlich sein könnte: ich beeilte mich daher, alles, was ich konnte, in die Bataillone einreihen zu lassen, die gegen den Verwüster Europas marschiren sollten, und die ganze Stadt weiß, daß ich in weniger als drei Monaten gegen achthundert zum Tragen der Waffen geeignete Leute zum Eintritt vermocht habe. Der Herr Graf von Panisse, der mich seit lange schon mit seinem Schutze beehrt, der Herr Marquis von Montgrand, unser würdiger Maire, und der Herr Feldmarschall von Gavotti können namentlich diese That bezeugen. Ich habe weiter die Grenadiercompagnie des ersten dieser Bataillone befehligt.

Wenn das, was ich die Ehre habe, Ihnen, Herr General, vorzutragen und was allgemein bekannt ist, mir die Hoffnung gewähren kann, zu der Zahl derjenigen zu gehören, die einigen Anspruch auf das Wohlwollen unserer gesetzmäßigen Souveräne haben, dann, bitte ich, lassen Sie sich herbei, mir die Stelle eines Platzadjutanten in Ihrer Division zu verleihen. Sie werden das Glück einer durch die Revolutionen und die Folgen des Krieges ruinirten Familie machen, und meine Dankbarkeit wird dem Eifer gleichkommen, den ich entfalten werde, um meine Pflicht und die Gelübde zu erfüllen, die ich nicht aufhören werde, für alles darzubringen, was zu Ihrem Glücke beitragen kann.

Ich habe die Ehre, mich in tiefster Hochachtung zu nennen,

Herr General,

Ihren unterthänigsten und gehorsamsten Diener.

Roubin.

Marseille, den 22. Dezember 1815.

Das Schafott war auf den öffentlichen Plätzen aufgeschlagen und wurde sogar nach den Ortschaften gebracht. Das Gesetz über die Verdächtigen wurde wieder in Thätigkeit gesetzt. Die Stimme des Bedauerns, die sich im gesetzgebenden Körper erhob und auf so blutige Exekutionen hinwies, wurde nicht nur erstickt: die gegen die Freiheit gerichteten Maßnahmen wurden mit Begeisterung und sogar einer Art wahnsinniger Wut von der Partei gut geheißen, die sich etwas zu gut darauf that, die Feinde der Gesetze zu bestrafen, und die behauptete, die Vertreterin, die Auslegerin und das Organ derselben zu sein. Talleyrand hatte, um der neuen Restauration den Hof zu machen, gesagt: „Der König braucht nicht selbst zu treffen, er muß den Schlag gegen die Kammern ausführen lassen oder veranlassen, wenn die Standgerichte nicht ausreichen." Ney war in der That infolge der Erklärung der Marschälle, die sich für inkompetent, das heißt nicht imstande zu verurteilen erklärt hatten, vor die Pairskammer gewiesen worden.

La Bédoyère hatte dasselbe Schicksal wie Ney. Die königlichen Racheakte erstreckten sich nicht nur auf die militärischen Oberhäupter, die während der Hundert Tage die alte Dynastie angegriffen hatten, sie dehnten sich auf die Persönlichkeiten aus, die kurz zuvor noch die Kollegen der Könige gewesen waren, und welche diese, wenn auch nicht wie wirkliche Brüder behandelt, so doch mit dem zärtlichen Namen von Brüdern belegt hatten, der unter gewöhnlichen menschlichen Verhältnissen eine innige Vereinigung in sich zu schließen scheint.

Man hat in meiner Unterhaltung mit „meinem Vetter, dem Herzog von Otranto", Fouché, gesehen, was meine Meinung über die Brüderlichkeit der Könige war. Die Ueberführung Bonapartes nach Sankt Helena hatte schon einen stichhaltigen Beweis für meine Ansicht geliefert. Ich hatte sie nicht minder freimütig Murat dargelegt bei unserer Zusammenkunft in Rom im Jahre 1813 und vor dem großen Zusammenbruch, welcher derselben folgte. Es sollten alle Arten der Bestätigung hinzukommen und mir in weiterem Umfange recht geben, als ich es wünschte. Trotz all meiner Vorhersagungen wurde ich eigentümlich befremdet von einer Nachricht, die in nachfolgendem Schriftstück enthalten war, und noch mehr sollte ich staunen über die Katastrophe, die der Verhaftung Murats auf dem Fuße folgte.

Auszug aus dem dem General Delaunay offiziell zugestellten Schriftstücke.

Murat hat sich in der Nacht auf den 28. September mit zweihundert bewaffneten Leuten und etwa dreißig Offizieren auf sechs Gondeln mit Lebensmitteln für acht Tage eingeschifft. In der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober hat ein heftiger Sturm die ganze Expedition an die Küste geworfen und die sechs Barken von einander getrennt.

Am 4. sah man an der Küste von Sorrent eine Barke, von der man glaubte, daß sie den Barbaresken angehöre, und die andere Fahrzeuge zu suchen oder auf solche zu warten schien. Am 5. wurde eine andere im Golf von Salevri signalisirt, und dann sah man, wie zwei weitere Barken sich mit der vorerwähnten vereinigten.

Murat landete mit General Franceschetti, einem Obersten und fünfzig bewaffneten Leuten bei Pizzo an der kalabrischen Küste, nicht weit von Monteleone und etwa vierzig Lieus von Neapel.

Er ließ vierzig Leute und einige Offiziere bei den anderen zwei Barken zurück und gab ihnen den Befehl, der kalabrischen Küste zu folgen.

Kaum gelandet, begab er sich nach dem großen Platze, versammelte das Volk und befahl ihm, zu rufen: „Es lebe der König Joachim!" indem er ihm sagte, er sei der König und komme, um Besitz von seinen Staaten zu nehmen.

Es gab an diesem Punkte keine Truppen; eine Zeit lang herrschte Unentschiedenheit, aber die Dorfbewohner und andere wackere Leute aus den benachbarten Orten bewaffneten sich, nachdem sie Kenntnis von der Landung Murats erhalten, und schickten sich an, ihn anzugreifen.

Nach langem und heftigem Widerstande wurde die Partei Murats geschlagen, er selbst wurde gefangen genommen, gefesselt und zum General Nunziante, dem Kommandanten von Kalabrien, geführt.

Bei Abgang des Kuriers herrschte in dieser Provinz vollständigste Ruhe.

Am 10. griff eine Division von neapolitanischen Kanonenbooten die beiden anderen Barken, die der Küste folgten, auf. Die Patrone dieser Gondeln erklärten ebenso wie die Offiziere, daß Murat Ihnen bei der Abfahrt in Ajaccio gesagt habe, er wolle sich nach Tunis begeben; daß er aber, auf der Höhe von Carbonara angelangt, ihnen befohlen habe, nach Kalabrien zu segeln.

Im Rate der beiden Sizilien, zu Livorno am 18. Oktober 1815.

Dr. Gaspero Disperati, Vizekonsul.

Für gleichlautende Abschrift:

Der Feldmarschall und provisorische Kommandant der 28. Militärdivision,
Baron Delaunay.

Einige Tage nach seiner Verhaftung wurde Murat zum Tode verurteilt und das Urteil an ihm auf der Stelle, wo er gefangen genommen worden war, vollstreckt. Man hat gesagt, er habe sich durch trügerische Versprechungen des Kabinets von St. James verblenden und zur Koalition von 1813 hinziehen lassen, und infolge der Verletzung von Versprechungen habe er im Jahre 1815 zu den Waffen gegriffen. Man hat weiter gesagt, Sire W. A'Court habe an dem Kriegsgericht teilgenommen, in dem der Tod Murats beschlossen worden sei, und sogar der Vollstreckung des Urteils beigewohnt. Es könnte das möglich sein, und in der Sprache der Erfolge der politischen Dinge würde das nichts anderes beweisen, als daß Murat, wie ich es ihm bei meiner Zusammenkunft mit ihm im Jahre 1813 gesagt hatte, nichts Besseres hätte thun können, als auf den Rat der Engländer zu hören, deren Vorschlag anzunehmen und seinem Bündnisse mit diesem Kabinet treu zu bleiben.

Ich habe nicht den mindesten Anlaß gehabt, vor wie nach der Einnahme von Toulon, bei der ich die Ehre hatte, ziemlich aus der Nähe gegen die Engländer zu kämpfen, meine Ansicht über die Moral der Regierung dieses Volkes zu ändern. Ich halte diese Regierung für gründlich unmoralisch, vielleicht nicht mehr und nur in gleichem Grade wie die anderen Regierungen Europas und anderer Länder der Welt (ausgenommen Nordamerika). Das schließt nicht in sich, daß die Engländer persönlich schlechter seien als die Angehörigen aller anderen Länder; es ist unmöglich, daß die Landsleute und Schüler eines Bacon, eines Locke und eines Newton in allgemein menschlicher Hinsicht nicht anständige Leute und wirkliche Bürger seien; das kann sich aber in politischer Hinsicht ganz anders verhalten: die Politik läßt die Menschen oft verkennen, daß sie Mitglieder der großen Familie sind, und je mehr sie ihre eigene Familie lieben, um so mehr erweisen sie sich als Egoisten den anderen gegenüber. Diese Neigung wird, wenn sie von den Regierungen ausgebeutet wird, zum System. So haben die englischen Regierungen, kaltblütige Berechner und phlegmatische Sophisten, oftmals das Wort eines gründlichen Publizisten gerechtfertigt, daß „die Herrschaft der Welt den Phlegmatikern gehört".

Da aber die von den englischen Regierungen abgeschlossenen Ver-

träge im allgemeinen sorgfältig auf ihren Nationalinteressen basirt sind, haben die Engländer keine sonderlichen Gründe, sie zu verletzen, und ich habe oft erlebt, daß sie ihnen treu geblieben sind, und daß ebenso die Persönlichkeiten und Völker, die sich herbeigelassen, in ihren Vasallendienst zu treten, dadurch einen wirklichen und ständigen Schutz erhalten haben. Das gebot ihnen ihr Interesse, wird man sagen, aber richten denn die anderen Leute und die anderen Kabinette sich nach anderen Beweggründen? Gerade deshalb hatte ich mich sozusagen heiser geredet, um Murat zu beweisen, daß seine Lage nichts anderes von ihm erheische und ihm nichts anderes gestatte, als sich zu den Engländern zu halten, da die Engländer ihm Sizilien und sein Königreich Neapel garantirten. Ist etwa Ludwig XVIII. stolzer gewesen als Murat, und hat er nicht trotz seines französischen Herzens dargethan, daß er es für unmöglich hielt, sich über die Politik hinwegzusetzen, als er das Band des Hosenbandordens um seine Kniee legte und feierlich erklärte, daß „nach Gott der König von England derjenige sei, dem er die Krone Frankreichs verdanke". Hatte der große Vorfahre oder auch Nichtvorfahre der Dynastie, Heinrich IV, nicht lange vor seinen Abkömmlingen, die man auch seine Herabkömmlinge nennen könnte, gesagt: „Paris ist wohl eine Messe wert"?

Gewiß würde man, wenn man a priori im Sinne der wirklichen Legitimitäten, derjenigen der in der Form einer republikanischen Regierung repräsentirten Nation, argumentiren wollte, das vollste Recht haben, weit heikler zu sein, als ich es hier scheine, und nichts zuzugestehen, was nicht nach striktem Rechte auf die Prinzipien der höchsten Gerechtigkeit begründet wäre, aber um das Recht zu haben, sich auf diese höhere Moral zu berufen, müßte man sich zunächst in etwas daran gehalten haben, dürfte man nicht durch Gewalt und Raub zur Macht gelangt sein, um sie zu behaupten und die Throne so aufrecht zu erhalten, wie sie, abgesehen von den Personen, deren Stelle man einnehmen wollte, früher bestanden hatten. Murat mußte, als Geschöpf Bonapartes und vorübergehend von ihm auf den Thron Neapels gesetzt, einem Geschicke verfallen, das ungefähr dem seines Urhebers ähnlich war. Man hat sogar gesagt, daß man ersterem unrecht gethan und ihm die ihm schuldige Gerechtigkeit versagt habe, weil man ihm nach seiner Rückkehr von der Insel Elba nicht dasselbe Schicksal

bereitet habe wie Murat. Gewaltthätigere haben gesagt, die ganze Dynastie Bonaparte habe verdient, in dem gleichen Mörser zerstoßen zu werden; alle ihre Produkte hätten nicht ein Atom Ehre und Rechtschaffenheit ergeben.

Dieses Urteil für allzu streng haltend, möchte ich sagen, die vorliegende Frage könne nur von den Völkern entschieden werden. Haben sie den Dynastien, die in den letzten Tagen auf dem Schauplatz der Welt erschienen sind, mehr Ruhe und wirkliches Glück zu verdanken als denjenigen, die verdrängt worden waren? Es scheint mir, daß hierin die ganze Streitfrage liegt.

Wenn, statt daß die Völker diesen modernen Königen, die wie die Pilze aus der Erde geschossen waren, mehr Glück zu verdanken haben, es im Gegenteil durch das Unglück der Nation dargethan ist, daß diese meteorartigen Könige sich nur mit ihrer Person und ihren unwürdigen Geschöpfen beschäftigt haben; daß sie, nachdem sie den Stab über die Ansprüche und das Vermögen alles dessen, was vor ihnen war, gebrochen, sich mit demselben Maße grausamer Raubgier alles dessen zu ihrem Vorteile bemächtigt haben; daß die nur noch mehr bedrückten Völker nicht aufgehört haben, das Opfer der autokratischen Emporkömmlinge zu sein, mehr noch, als sie je dasselbe der vertriebenen Monarchen gewesen: dann ist es schwer zu bestimmen, gegen wen das Bedauern sich richten soll, das man für ein wirkliches ausgeben möchte.

Was mich anlangt, der ich durch meine Lage und vor allem durch mein Verlangen nach Unabhängigkeit, durch meinen in so vielen Verfolgungen erprobten Charakter absolut nicht in gewöhnlicher Weise in Betracht kommen kann, und der ich in mir die Kraft finde, mich auszudrücken, wie die Aufrichtigkeit meines Gewissens und die Wahrheit meines Gemüts es mir vorschreiben, so glaube ich, läßt es sich nicht verkennen, daß in gewissen der strengen Schritte, deren wir gedenken, etwas liegt, was man als das Rachegefühl mehr noch der Völker als der Könige betrachten kann. Glaube man nicht, daß man „mich durch mich selbst widerlegen" könne, indem man mir die unglücklichen und schrecklichen Härten zum Vorwurf macht, die auch wir, die wilden Republikaner von 1793, uns in der grausamen Notwendigkeit befunden haben, an den Tag zu legen. Ich erwidere darauf, daß unser damaliges Verhalten, wie nicht

minder unsere Lage, nichts Freiwilliges und Spontanes an sich hatte, daß alles durch die höhere Rücksicht auf die Wohlfahrt aller erfordert wurde; daß es nach Verbrennung unserer Schiffe uns nicht möglich war, einen Schritt rückwärts zu thun; und was können mit dem Anspruche der Völker diejenigen dieser Menschen gemein haben, die, aus seinem Schoße hervorgegangen, den Anfang damit machten, ihr Mandat zu verleugnen und sich wie Tiger auf ihre Beute, auf die Ausplünderung der Völker und der Könige zu stürzen. Was haben mit den Republikanern Frankreichs und Amerikas die gekrönten Tiger gemein, welche sich ganz ernsthaft Majestät nennen ließen?

Diejenigen, welche die Urteilsvollstreckung an Murat als eine Repressalie haben rechtfertigen wollen, was eine schlechte Entschuldigung für eine an sich tadelnswerte That sein würde, haben behauptet, Murat sei im Jahre 1804 Vorsitzender des Kriegsgerichtes gewesen, welches den Herzog von Enghien dem Tode geweiht habe. Die Anhänger Murats glaubten etwas zu erreichen, wenn sie darthäten, daß Hullin der Vorsitzende gewesen sei. Man kann ihnen entgegnen, daß bei diesem beklagenswerten und strafwürdigen Falle Murat etwas Besseres, das heißt womöglich noch etwas Schlimmeres als Präsident gewesen ist: Murat hatte als Kommandant von Paris und der 17. Division das Recht, das er keinem abtrat, den Präsidenten und ebenso die anderen Richter des Militärgerichts zu ernennen, kurz, das Recht, dieses nächtliche Militärgericht zu organisiren, und Murat hat diese Organisation wirklich vorgenommen. Er hat noch viele andere Ernennungen vorgenommen und viele andere Verfahren geleitet in den Angelegenheiten, die man nach Georges, Moreau, Pichegru benannt hat. Auf seine Veranlassung ist diese ganze Machination von Anfang bis zu Ende geleitet worden. Der Titel eines Fürsten, der eines Großherzogs von Berg und später das Königreich Neapel waren nur Belohnungen für alle diese früheren Beweise einer widerwärtigen Anhänglichkeit, denn er hat niemals etwas umsonst gethan. Das Ende Murats ist daher vielleicht die Konsequenz seines Lebens gewesen.

Ich fasse mich kurz und bitte übrigens den Leser, sich einfach an die bekannten Thatsachen zu halten: sein eigenes Urteil wird ihm genügen,

zu erkennen, ob das meinige zu scharf ist. Nein, die Dynastie Murat, die Dynastien Jérôme, Joseph, wie nicht minder die Napoleons verdienen durchaus nicht das Bedauern und die Teilnahme der denkenden Menschen. Unsere Lage als Volk würde gewiß eine bessere sein, wenn die Welt nicht, augenblicklich wenigstens, diesen Verwüstern, diesen abscheulichen Egoisten anvertraut gewesen wäre, die Verrat an dem ihnen anvertrauten Geschicke der Nationen begingen. Nur die Wiedererrichtung der Freiheit hätte diesen schamlosen Emporkömmlingen Losssprechung gewähren können. Infolge der revolutionären Stürme, die sie für einen Augenblick zu Herren unseres Geschickes gemacht hatten, befanden sie sich in diesem Augenblicke an der Spitze des Menschengeschlechtes; sie hätten die Verbesserungen zur That werden lassen können, auf welche dieses so lange wartete; sie haben es die schönste Gelegenheit verabsäumen lassen, welche das Menschengeschlecht „seit Adams Tagen oder noch früher“ gehabt hat, eine herrliche Gelegenheit, die sich vielleicht erst wieder in zwanzigtausend Jahren darbieten wird.

Aber nach dieser Abschweifung, zu der mich mein Herz verführt, das nach Gerechtigkeit dürstet, nachdem sie ihm so lange versagt worden ist, komme ich auf die Menschlichkeit zurück, die stets unser erstes Gebot sein muß, und beklage nach wie vor die unglückliche Lage Frankreichs, obgleich sie die Folge der Rückkehr von 1815 ist. Die Könige, welche das Ebenbild Gottes auf Erden sein sollen, und die wenigstens die Vertreter der Gerechtigkeit sein können, müssen ruhig gleich dieser bleiben und dürfen sich nicht einmal von den Leidenschaften hinreißen lassen, denen sie vielleicht zum Opfer gefallen sind. Verheimlichte, während das Leiden der Besiegten in Frankreich wie in den übrigen Teilen Europas, wo die frühere „Aktion“ zu der „Reaktion“ geführt hatte, das Wohlgefallen der Sieger bildete oder zu bilden schien, das französische Ministerium dem Könige alle diese Zustände? Dürfen wir dem Andenken Ludwigs XVIII. diese Illusion lassen?

Zu gleicher Zeit machte der Mangel sich in vielen Ortschaften des Südens bemerkbar: man sah dort eine große Anzahl ihrer Bewohner täglich vor Hunger umkommen. Unglückliche scharten sich zusammen, um das Gras der Wiesen abzuweiden. Diese wandernden Leichen, sollte man

es glauben? wurden zum Tode verurteilt. Der König, dem schließlich einige dieser schrecklichen Zustände zu Ohren kamen, befahl, daß man künftig das, was man auf diese Weise als Verbrechen qualifizirte, vor das ordentliche Gericht verweisen solle. Er ordnete gleichfalls an, daß die Ausnahmsgesetze hinfort mit Mäßigung zur Anwendung gebracht werden sollten; es war Zeit, nachdem so viel Unglück geschehen war.

Zu derselben Zeit, da das französische Blut, das so lange auf den Schlachtfeldern geflossen war, nun auf dem Schafott floß, erschöpfte man das Dasein des Volkes durch Erpressungen aller Art; es zahlte den fremden Mächten fast ohne Murren enorme Kontributionen. Die Möglichkeit zur Entrichtung dieser enormen Kontributionen und zur Durchführung nicht minder enormer Liquidationen wurde durch die Schaffung der auf das Große Buch eingetragenen Renten gewährt.

Dieses Große Buch ist ohne Zweifel einer der schönsten Gedanken der Revolution; es ist wie so viele andere Einrichtungen eine Schöpfung des Nationalkonvents: was kann es für einen schöneren Gedanken geben als den, daß eine ganze Nation zusammentritt, um sich solidarisch für eine Schuld zu erklären, die im allgemeinen Interesse aufgenommen worden ist; wie edel, einfach und wahrhaft erhaben ist es, alle für eine zum Nutzen aller gereichende Sache einstehen zu sehen! Man kann sagen, daß das der wahre soziale Höhepunkt ist, der mathematische wie nicht minder moralische Beweis für den Nutzen, den es für die Menschen hat, zu einem Gesellschaftskörper vereinigt zu sein, dessen höchster Zweck zweifellos das Glück der einzelnen ist, und dessen Hoffnung sich auf die gegenseitige Hilfe gründet.

Aber wenn entgegen diesem Grundgedanken, der Grundlage für die menschliche Vereinigung, alle Mittel, welche die Gesellschaft darbieten kann, von einer tyrannischen Gewalt dahingerafft werden, von der man glauben sollte, sie sei nur zu ihrem Schutze angeordnet worden; wenn alle Hilfsmittel, die die Menschen von der Natur oder durch ihren Gewerbfleiß erhalten, beständig von der Gewalt verschlungen werden, die zu ihrer Erhaltung dienen müßte; wenn die Völker sehen müssen, wie sie in ungerechter Weise um die Früchte ihres Fleißes gebracht werden, und sich dabei noch mit dem gleichen Spott wie Sancho Pansa behandelt sehen,

dem der Arzt auf der Insel Barataria nach einander alle Gerichte fortnimmt, welche vor ihn auf den Tisch gesetzt werden; wenn endlich der Gedanke des großen, allgemeinen Schuldbuches in so unglücklicher Weise travestirt und entstellt wird, wie sehr muß man da nicht sagen, daß alle Absichten der Gesellschaft wie der Natur auf den Kopf gestellt werden! Die Einrichtung eines Großen Buches, das, in den richtigen Schranken gehalten und im Innern des Allerheiligsten wie eine Bundeslade gehütet, sich niemals daraus entfernen dürfte und den Staat retten würde, wenn es mit allen Förmlichkeiten und dem ganzen Apparate der Fahne Mohammeds erschiene, diese Einrichtung, sage ich, gestaltet sich zu einer schrecklichen Kalamität und trägt zur Vermehrung aller derjenigen bei, von denen eine Nation bereits heimgesucht ist. Necker sprach im Augenblicke der Schaffung der Assignate jenes Wort aus, das die Ereignisse zu einem prophetischen gemacht haben: „Man wird Mißbrauch damit treiben." Möchten wir zum Heile Frankreichs nicht mehr den Anblick zu befürchten haben, daß man, wie man es sich schon allzu sehr erlaubt hat, Mißbrauch mit der Einrichtung des Großen Buches treibe!

Wellington spielte in Paris die Rolle des Protektors; man hat gesagt, daß er, um seine Wichtigkeit noch zu erhöhen, einen Pistolenschuß habe auf sich abfeuern lassen, und daß man keine Spur von der Kugel oder von Blei habe entdecken können. Was einen zu einem Zweifel an dieser Darstellung berechtigt, ist der Umstand, daß sie hauptsächlich von den Bonapartisten in Umlauf gesetzt worden ist, und daß Bonaparte selbst, dem sie nicht unbekannt geblieben, und der nach den Berichten von Sankt Helena, sie anfänglich zu dementiren schien, später in einem seiner Testamente demjenigen eine bestimmte Summe auswerfen will, der versucht habe, Wellington zu töten.

Niemand kann besser als ich ermessen, was für ein schmerzhaftes Gefühl es einem wirklich französischen Herzen bereiten muß, den Sieger von Waterloo sich als Souverän in unserem Lande bewegen zu sehen; aber alles, was wir behaupten oder in Abrede stellen möchten, vermag nichts an einer leider allzu unbestreitbaren Thatsache zu ändern. Unsere Feinde haben lange die Siege der Republik in Abrede stellen wollen: was haben sie durch diese Ableugnungen erreicht? Die lange Reihe der

Siege Bonapartes ist gleichfalls durch offizielle Berichte in entgegengesetztem Sinne und es sind sogar die Te Deums bestritten worden; man hat das alles hinnehmen und sich den Resultaten fügen müssen. Und auch wir haben, nachdem wir die Welt als Sieger durchmessen, die Besiegten ihre Rache nehmen sehen. Wir hatten uns erlaubt, sie zum Essen nach Moskau einzuladen, sie haben sich gestattet, uns zum Essen nach Paris einzuladen. Das Beste in einem derartigen Falle ist, sich mit guter Miene der Notwendigkeit zu fügen und wenigstens gleich dem Gladiator mit Anstand zu fallen. Ja gewiß, wir mußten den Kummer erleben, in Paris die roten englischen und die grünen russischen Röcke zu sehen und andere nicht minder verhängnisvolle Farben; aber wer anders hat denn diesen Soldaten in den verschiedenen Farben den Weg gezeigt als Bonaparte? Von wem anders sind wir verraten und preisgegeben worden als von ihm? Verharren wir daher nicht bei seinem falschen Spiel. Ja, wir sind bei Waterloo besiegt worden, und wenn wir wollen, daß der Sieger ein so mittelmäßiger und unbedeutender Mensch sei, als was soll dann derjenige erscheinen, der besiegt worden ist? Hannibal und Scipio bewiesen einen besseren Geschmack, als bei ihrer Unterhaltung über die Vorzüge der Feldherren der eine zu dem andern sagte: „Ich würde mich für den ersten halten, wenn ich Dich besiegt hätte."

Was aber, diesen ganzen Streit beiseite gelassen, als gewiß erscheint, ist der Umstand, daß der Nabob Wellington mit Gold bedeckt nach seinem Vaterland zurückkehrte. Das aufgeklärte Europa wie das entrüstete Frankreich konnten in dem neuen Marlborough einen Ehrgeizigen erblicken, der weit unter dem früheren stand und noch weiter unter dem Ruf, den in übertriebener Weise ihm seine Parteigänger beilegten. Aber schließlich läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß Wellington die Schlacht bei Waterloo gewonnen hat, infolge deren Bonaparte die Fahrt nach Sankt Helena angetreten hat.



Achtes Kapitel.

Auflösung der unfindbaren Kammer. — Die Herren Decazes und Pozzo di Borgo. — Zustand der neuen Kammer. — Ausspruch Fox' über die Restauration. — Richelieu. — Krieg mit den Ministern. — Von dem Ehrgeiz und der Intrigue bei den repräsentativen Regierungen. — Fragen über das Ministerium Decazes. — Die heilige Allianz. — Verschiedenes Verhalten Englands und Frankreichs. — Augenblicklicher Zustand Frankreichs. — Verteilung des Menschenviehs. — Stärke Rußlands. — Tiefsinniger Ausspruch über das Betragen Bonapartes. — Bernadotte auf dem Throne. — Mein Rückzug. — Verleumdungen der angeblichen Liberalen. — Der „Nain jaune". — Fermündung. — Widerlegung der Verleumdung des „Nain jaune". — Meine Beziehungen zu Herrn Decazes und den Ministern Ludwigs XVIII. — Lombard von Langres. — Seine „Erinnerungen und Anekdoten". — Brief des Marschalls Lefèbvre. — Zurücknahme der Beschuldigung Lombards von Langres. — Ich schreibe ihm. — Seine Antwort. — Meine öffentliche Erwiderung. — Sauvo. — Tissot. — Billigung Ludwigs XVIII. und des Grafen von Artois. — Die Verleumder setzen ihre Arbeit fort. — Der „Censeur" und der „Drapeau blanc". — Frau von Montpezat. — Bemerkung über ihr Leben. — Der Abbé von Choisy. — Meine Frau. — Der Admiral Sidney Smith. — Der General Guilleminot. — Fernig. — Der Abbé von Pradt. — Meine Diners. — Meine Memoiren. — Besuch des Herzogs von Richelieu. — Seine ungeduldige Neugier. — Die Revolution Bonapartes. — Bemerkungen über Bernadotte. — Richelieu von der Königin von Schweden verfolgt. — Erklärung ihrer Liebe. — Vergebliches Bedauern Richelieus. — Ausspruch Massilons. — Tod Richelieus. — Memoiren Gohiers. — Sein herausfordernder Brief. — Ich werde ihm deshalb aufsässig. — Wir verständigen uns. — Lafayette. — Besuch des Herrn von Choiseul. — Von Merlin gegen mich gerichtete Verfolgung. — Seine Großmut. — Offizieller Besuch des Herrn von Rivière. — Ernste politische Frage. — Schreckliche Prophezeiung Lebruns. — Unterredung mit dem Herzog von Rivière. — Rechtliche Regierung Ludwigs XVIII. — Die Sainte Ampoule. — Robespierre zu Saint Denis beigesetzt. — Projekt eines Ministerwechsels. Voraussage über Jules von Polignac. — Peyronnet, Frau du Cayla und Corbière. — Mein letztes Wort. — Ich mache eine Bemerkung über die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums. — Casimir Perier, Lainé, Royer=Collard, Bignon, Maison, Coffinières. — Allgemeine Bemerkungen über die Emigration und die Revolution. —

Weshalb ich meine Memoiren schreibe. — Ueber die Gewalt eines einzelnen und die Gewalt mehrerer. — Was ist das allgemeine Gesetz der Erhaltung? — Die Preßfreiheit. — Ich verdanke mein Leben den englischen Blättern. — Ein letztes Wort an meine Mitbürger. — Nachschrift. — Nochmals Fauche-Borel. — Herr von Tercy. Charles Nodier. — Meine Widerlegung.

Endlich wurde von Ludwig XVIII. diese unfindbare Kammer, die sich selbst einen so edlen Namen beigelegt hatte, aufgelöst. Diese so bedeutungsvolle Auflösung einer so traurigen Versammlung ist ein eminenter, von Herrn von Decazes und dem russischen Minister Pozzo di Borgo Frankreich geleisteter Dienst. Die Versammlung, welche der unfindbaren Kammer folgte, war von ihrem Zusammentritt an gespalten. Die beiderseitigen Führer strebten nach der Gewalt. Keiner war von einem nationalen Gefühle beseelt.

Herr von Richelieu, der nach Talleyrand gekommen, war gewiß ein anständiger Mensch. Es war das unbestreitbar ein großer Gegensatz zu seinem Vorgänger, und das vermochte einige Hoffnungen zu gewähren. Aber er hatte in der Krim zu keiner Anschauung von jenem Frankreich gelangen können, in dem er allerdings geboren, dem er aber beinahe von seiner Geburt an fern geblieben war. Herr Decazes begann die Rolle eines geschickten Höflings zu spielen oder wenigstens eines solchen, der es zu sein suchte; trieb er Mißbrauch mit dem Vertrauen, das der König in ihn gesetzt hatte, und mit der Gewalt, mit welcher er bekleidet war, oder nicht? Die rechte Seite der Versammlung war ihm bis zum Tode aufsässig: als Entschädigung dafür schien ihm die Linke ergeben zu sein. Bald aber wandte auch die Linke sich gegen Decazes, jedenfalls in der Absicht, an seine Stelle zu treten: sie hofften, sein Rücktritt und derjenige der anderen Minister würde ihnen Mittel an die Hand geben, sie zu ersetzen: sie hatten sogar die Kandidaten ernannt. Viele Prätentionen wurden damals getäuscht.

Es ist natürlich, daß bei einer repräsentativen Regierung jeder sich hervorthun und durch die Ueberlegenheit seiner Talente zur Regierung gelangen will. Das hat sogar seine Berechtigung, wenn die Talente wirklich vorhanden sind, wenn sie im Vereine mit Tugenden und Charakter auftreten, und die Leute, die im Besitze dieses Machtmittels sind, als

Wichtigstes von allem, den Zweck verfolgen, die Gesetzgebung und die Verwaltung mit Ideen zu durchdringen, die auf gesunden Anschauungen beruhen.

Aber wenn die Leute, die sich bemühen, zur Gewalt zu gelangen, nicht sicher sind, diese schönen Eigenschaften und wirksamen Fähigkeiten einer Nation darbieten zu können, verdient die Regung, die man Ehrgeiz nennt, diesen Namen nicht, der etwas Würdevolles an sich hat; es ist nur eine Intrigue und zwar eine sehr schuldbare Intrigue, weil sie den Zweck verfolgt, über die Schätze und das Blut des Volkes und schließlich über sein ganzes Glück und seine Existenz zu verfügen. In welche Klasse dieser verschiedenen Minister soll man Decazes verweisen? Hat er die Fähigkeit, den Charakter und vor allem die Gewissenhaftigkeit besessen, welche die großen Minister ausgezeichnet haben, die Frankreich zur Ehre gereicht haben? War er fähig, zu regieren, die Umstände zu beherrschen und sie zu veranlassen, oder konnte er, nur ein Produkt derselben, hoffen, und konnte man hoffen, daß er etwas mehr als ihr Werkzeug und ihr Spielzeug sein werde? War Decazes, wie man gesagt hat, der erste Urheber des Korruptionssystems bei der repräsentativen Regierung, oder hat er bei dem, was er in dieser Hinsicht gethan, nur dem Willen seines Herrn gehorcht? Hatte er es diesem Gehorsam zu verdanken, daß er der Günstling desselben werden sollte, und war dieses Günstlingstum damals der heißeste seiner Wünsche und das Höchste, was dem Fluge seines Geistes erreichbar war? Wären die Gedanken des Herrn Decazes weniger gewöhnlich, sein Kopf mehr gegen den Himmel gerichtet und sein Herz von edlerer Gesinnung beseelt gewesen, hätte dann nicht dieser lange fast souveräne Minister einen fast entscheidenden Einfluß auf die Organisation der konstitutionellen Monarchie ausüben können? Hätte er nicht neben Ludwig XVIII. die Macht dazu erlangen und denselben dazu bestimmen können, wenn ein edler Eifer ihn beseelt und er die Fähigkeit besessen hätte, etwas mehr als ein Günstling zu sein? Ach, ich bin gewiß weit entfernt davon, gegen einen Minister, der es nicht mehr ist und der alles in allem Böses weder gewollt noch gethan hat, alle die Schmähungen zu wiederholen, die Fouché in Umlauf zu setzen begann, als er mit Recht befürchtete, durch ihn verdrängt zu werden. Aber Decazes ist jedenfalls

einer von den Leuten, die mehr als einmal bedauert haben müssen, daß sie es nicht verstanden haben, die Gewalt zu benützen, die sie in Händen gehabt. Decazes hätte mit einem entschiedenen Charakter sogar Ludwig XVIII. beherrschen und ihn zum Guten zwingen können. Er hätte zugleich den Hof in Schranken halten können durch das Ansehen des Guten, welches die Nation ihm aus Achtung und Dankbarkeit zugeschrieben haben würde. Er würde sein Ministerium zu einem sicheren und sein Andenken zu einem unsterblichen gemacht haben. Niemals war Frankreich leichter zu behandeln und zu beeinflussen als zu dieser Zeit, in welcher das allgemeine Bedürfnis die Diktatur gewissermaßen acceptirt und sie des Heiles aller wegen demjenigen zuerkannt haben würde, welcher die Fähigkeit und den Willen besessen hätte, dasselbe zu verwirklichen.

Aber die Welt war seit so vielen Jahren erregt, daß die Könige sich dem Gedanken nicht hingeben konnten, die Ruhe könne sich von selbst wieder herstellen, sie glaubten, sie müßten sich unter sich verständigen, so wie man gewöhnlich sagt, daß die Taschendiebe auf dem Jahrmarkte es machten, und daß man sich nicht genug darüber verständigen könne, den Völkern einen Maulkorb anzulegen. Ihrem militärischen Kreuzzuge folgte die heilige Allianz; England allein weigerte sich, derselben beizutreten. Frankreich befolgte nicht dieses Beispiel der Mäßigung: es verband sich mit der heiligen Allianz; verschiedene Interessen haben seither diese ungeheuerliche Verbindung zum Scheitern gebracht. Frankreich ist nunmehr unter die Herrschaft perfider oder unwissender Minister getreten. Ihre Ansicht, die nur auf ihren persönlichen Eigennutz gegründet ist, muß wechseln wie die Zeit. Finanzielle Spekulationen haben zum einzigen Zweck, sich enorme Summen zu verschaffen, um sie mit den an höchster Stelle stehenden Mitschuldigen und drei bis vier französischen und ausländischen Bankiers zu teilen, die sich auf die Operationen des Börsenspiels verstehen, für welche die Urheber derselben stets ein Allgemeininteresse vorzuschützen wissen. Die heilige Allianz, die im Namen Jesu Christi und unter dem Schutze der heiligen Dreifaltigkeit gebildet worden ist, nimmt es in der Praxis nicht sehr streng mit den Grundsätzen der Selbstlosigkeit, welche die christliche Religion, auf die sie sich stützt,

empfiehlt. Sie hat sich nicht nur unserer Schätze bemächtigt, sondern uns Gebietsteile genommen, die vor 1789 zu Frankreich gehörten. Die Großmächte haben als selbstverständlich die früheren Teilungen Polens aufrecht erhalten, sie haben noch neue Strecken Landes und das, was man Seelen nennt, nach Hunderttausenden und Millionen unter sich verteilt; mit dem Menschenvieh wird bei diesen freundschaftlichen Verteilungen, welche die sogenannten Hirten der Völker unter sich vornehmen, wie nach Thalern gerechnet. Rußland, für welches alles Gelegenheit und Mittel ist, vereinigt mit den tiefen Anschauungen Peters I. und Katharinas II. eine Organisation, die alle Tage fester und geschlossener wird. Die Kraft der neuen und wilden Menschen findet sich mit allen Erfindungen und Vervollkommnungen der Künste der Zivilisation ausgerüstet. Der Ehrgeiz Rußlands ist an die Stelle desjenigen Napoleons getreten, nur hat Rußland kein Benehmen und kennt kein Maß: während es sich Finnland einverleibte, hat es in entschiedener Weise Polen für sich in Anspruch genommen, das vergeblich seine Arme nach Napoleon ausstreckte, der es verlassen hat, wie er es mit allem gemacht, was sich ihm anvertraute, denn es ist eine Thatsache, die uns leider auf jeder Seite der Geschichte Bonapartes begegnet, daß alles, was er mit seiner unglaublichen Lebendigkeit in Bewegung gesetzt, den Vorteil davon anderen zuwandte. Man hat gesagt, „er habe alle Hasen aufgescheucht, welche von seinen Feinden verzehrt worden seien". Er hat das Mittelländische Meer und die Welt des Handelsverkehrs den Engländern ausgeliefert, Rußland das Land, welches Gold, Eisen und die Menschen erzeugt, die sich desselben zu bedienen wissen. Es gibt für Frankreich nach innen wie nach außen hin kein Leid, das nicht auf Bonaparte zurück geht.

Indessen folgt Bernadotte als Kronprinz von Schweden der Vollendung dessen, was er sein Geschick nennt; er stellt sich, als sei er entzückt über den Zuwachs Norwegens, um anständigerweise vor der Welt Finnland verschmerzen zu können. Dieses von den Schweden so schmerzlich vermißte Finnland ist nicht seine größte Sorge: was ihm am meisten anliegt, ist die Sehnsucht nach dem Throne. So lange er nur auf den Stufen des Thrones stand, hat er immer noch eine gewisse Geringschätzung vor dem definitiven Königtum erheuchelt. Einige Personen sind so naiv

gewesen, zu glauben, er habe sich, angewidert von dem Beispiele, das ihm neuerdings einige seinesgleichen gegeben, vielleicht vorgenommen, seinem Ehrgeiz engere Schranken zu ziehen. Ach, Bernadottes Bescheidenheit in seinem Königtum ist wieder einmal eine seiner unverschämten Gascognerstreiche: muß er nicht die Wette bis zum Schlusse aufrecht erhalten und sich mit der königlichen Binde schmücken? Es ist das nicht weniger seine Leidenschaft wie die Bonapartes. Karl XIII. ist gestorben, und sein Adoptivsohn, der „Béarner Soldat", hat den Thron bestiegen. Ich habe nichts dagegen, daß er auf demselben verbleibe. Es ist ein Schauspiel, das für diejenigen, die das Glück gehabt haben, Volk zu bleiben, und die sich die Sache von unten aus ansehen, etwas außerordentlich Pikantes an sich hat, wenn sie einen Seiltänzer von Namen und Bedeutung mit einer gewissen Beweglichkeit beinahe in der Luft tanzen sehen. In den Augen eines philosophischen Beobachters, der die Dinge nach dem abschätzt, was sie wert sind, ist dieser Potentat zweifellos nichts weiter als ein Ränkespinner, und wie vieler und wie verschiedenartiger Ränke hat es bedurft, bis er so hoch klimmen konnte!

Aber endlich, wenn unser Seiltänzer das Gleichgewicht behält, wenn er sich geschickt auf den Schwankungen des königlichen Seiles erhält, wenn (um den vielleicht etwas zu harten Vergleich fallen zu lassen) der König von Schweden, Bernadotte, zuletzt ruhig in Stockholm stirbt und es ihm gelingt, in dem königlichen Grab zu schlummern und seine bürgerliche Asche mit dem königlichen Staube zu vermischen, kann man nicht leugnen, daß er der geschickteste und schlauste Mensch unter seinen Kollegen in der Königswürde gewesen ist, selbst unter denen, die älter als er gewesen sind. Er hat dann die alte Voraussage Sieyès' gerechtfertigt, der, indem er behauptete, daß der Patriotismus Bernadottes nur ein Mittel des Ehrgeizes sei, ihn unaufhörlich für feez e cortez, für „falsch und höflich" erklärte, nach dem Sprichworte seiner Heimat, falsch und lügnerisch wie sein Landsmann, Heinrich IV. (was schon hieße, ihn als Lügner sehr hoch stellen); aber schließlich ist dann der Ehrgeiz für den Vater wenigstens in Erfüllung gegangen. Ich wünsche seinem Herrn Sohne, daß er, wenn er diesen Erfolg behaupten will, genau die Geschicklichkeit des politischen Manövers studirt, von der er das Beispiel vor sich hat, und er zunächst

nicht seinen doppelten Ursprung von väterlicher und mütterlicher Seite vergißt, der noch nicht ganz der Odins oder auch nur Gustavs ist.

Meine Mitbürger werden es wohl nach dem stürmischen Leben, das ich vor ihnen enthüllt habe, nicht für befremdlich finden, wenn ich mich nach der Ruhe sehne, die man für das Ziel aller Menschen hält, und die wir so schwer erreichen können. „Man muß seinen Garten bestellen," sagt am Ende seiner Geschichte der Held eines Romans, den die Menge für ein leichtfertiges und nur für ein lustiges Buch hält, weil es zugleich pikant und tief ist. Auch ich sage wie Candide: „Bestellen wir unsern Garten!" Ich habe keinen andern Wunsch und werde in meiner Abgeschiedenheit von Chaillot keine andere Beschäftigung haben.

Aber ist selbst dieses Verlangen nach vollständiger Ruhe dem Menschen beschieden, der fest entschlossen ist, sich von der Politik zu trennen, nachdem er so tief in ihr gesteckt hat? Werden die begonnenen Kämpfe jemals zu Ende kommen? Sie folgen uns bis in das Grab und verfolgen uns noch über dasselbe hinaus. Ich bin dazu bestimmt, noch Wunden zu erhalten und in meiner Abgeschiedenheit von vielen Schlägen heimgesucht zu werden. Die ersten Angreifer, die sich auf mich stürzen, sind wieder die Leute, die sich liberal nennen, die sich den Anschein geben, als verteidigten sie die Freiheit und liebten sie dieselbe mehr als wir, weil sie nach wie vor ihre niedrigen Interessen verfolgen, Opposition machen, und ihre Opposition als ein liberaler Kampf aufgefaßt wird, sobald sie sich gegen die bestehende Regierung richtet. Das ist kein hinreichender Grund, um Bedauern über die kaiserliche Regierung empfinden zu lassen, und seine Opfer noch zu verfolgen, indem man die alten Verleumdungen wieder aufleben läßt und neue dazu erfindet. Ich glaube, ich kann nicht besser auf einen der widerlichsten Ausfälle dieser Mache antworten, als indem ich das Prozeßstück selbst mitteile.

Auszug aus dem „Nain jaune" (6. Nummer).

Fermündung.

Die erste Lieferung des „Nain jaune réfugié" ist dem Polizeiminister in dem Augenblicke zugestellt worden, da seine Excellenz die angeblichen Urheber des „Nain tricolore" hatte verhaften lassen. Eine Anwandlung des Verdrusses, der Seine Excellenz nicht widerstehen konnte, ließ aus ihrer Tasche

ein Billet fallen, das man Gelegenheit hatte, aufzuheben, ohne daß sie es bemerkte. Die Unterschrift unter diesem Billet war beinahe nicht zu entziffern. Man hat indes den Namen Barras zu erkennen geglaubt. Was aber auch die Unterschrift unter diesem polizeilichen Billet gewesen sein mag, es lautete folgendermaßen: „Ich habe nach Ihrem Befehl unter falschem Deckmantel ein Schriftchen verbreitet, das heftiger als vernünftig ist und sich ‚Nain tricolore‘ nennt. Man wird sehen, welche Wirkung es ausüben wird. Es ist ein Knochen, den man hinwirft, ein Lockmittel, um diejenigen kennen zu lernen, die Artikel für dasselbe liefern oder sich gerne Nummern beschaffen möchten. Vielleicht lassen sich einige Redakteure des ‚Nain jaune‘ damit fangen; es ist wenigstens ein Mittel, sie in Schrecken zu setzen, oder die Wirkung abzuschwächen, welche ihr Blatt hervorbringen würde, wenn es weiter erschiene.“

Nachdem ich geglaubt habe, als beste Antwort auf die widerwärtigste der Verleumdungen den Text dieser Verleumdung zu geben, muß ich mit der ganzen Wahrhaftigkeit, die ich im Verlaufe dieser Memoiren bethätigt, erzählen, welcher Umstand wohl den Vorwand zu derartigen Schwätzereien und Redereien abgegeben hat. Ich habe den Minister Decazes niemals gesehen und niemals eine Beziehung zu ihm gehabt; es ist völlig richtig, daß Personen, die mit dem Polizeiminister sehr liirt waren, ziemlich vertraulich in meinem Hause verkehrten und dort beim Mittagessen empfangen wurden; ich habe niemals mit meinem Leben und mit meinen Grundsätzen geprahlt, aber ich hatte sie niemals zu verbergen, und vielleicht war es gut und richtig von mir, selbst im Interesse meiner Ruhe, zu beweisen, daß ich nichts that und an nichts dachte, was im Gegensatze zu der Regierung gestanden hätte, welcher ich meine Rückkehr in mein Vaterland und die Sicherheit meines Hauses verdankte. Wenn das meine aufrichtige Lage war, weshalb hätte ich dann meine Thüre Personen verschließen sollen, welche zu Herrn Decazes kommen konnten, selbst wenn sie ihm Bericht über mein Leben hätten erstatten müssen: ich konnte in einem Glashaus wohnen.

Es ist möglich, daß die Personen, welche zu Herrn Decazes kamen, ihm zuweilen Nachricht von mir gegeben und mir gesagt haben, daß er sich dafür interessire, von mir zu hören. Es ist möglich, daß dieser Minister es für eine seiner Amtspflichten gehalten hat, sich die Mittel zu

beschaffen, zu erfahren, was bei einem Manne vorging, der sich in der Revolution hervorgethan, und dessen Ansicht der Freiheit treu geblieben war; daß er sich bei Ludwig XVIII. wegen seines Wissens eine gute Meinung habe verschaffen wollen. Es sind das Obliegenheiten und Ansprüche der Polizeiminister: sie müssen sich interessant machen und den Glauben erwecken, daß sie notwendig seien. Alles, was mir von Herrn Decazes zukam, schien mir nicht von großer Bedeutung zu sein. Die Höflinge meinen, auch das Geringste dürfe man nicht vernachlässigen, alles diene seinem Zwecke und man bedürfe schließlich oft eines kleineren, als man selbst sei. Thatsache ist, daß mehrere dieser Offiziösen, die sich stets zwischen die Leute an der Gewalt hineindrängen, zuweilen zu mir gekommen sind und mir persönliche Komplimente von Herrn von Decazes überbracht haben und selbst auch Artigkeiten von seinen Kollegen, den anderen Ministern, die es sogar nicht unter ihrer Würde erachteten, mir darüber zu schreiben. Einige ließen mir in den qualvollen Momenten sagen, Seine Majestät sehe mich in Paris mit besonderer Genugthuung; ich könne vollkommen ruhig sein, man werde, was man auch gegen die Leute meiner Art ergreifen werde, „mir kein Haar auf dem Haupte krümmen". Das ist der Sinn, und das sind die ausdrücklichen Worte einer dieser Persönlichkeiten. Es war nötig, daß ich in dieser Hinsicht beruhigt wurde, weil ich mich zu nichts herbeiließ und herbeilassen wollte, was mich in die Lage gebracht hätte, irgend einen Schutz zu beanspruchen. Da aber wegen meiner früheren nur allzu gewissen Notorietät weder meine Zurückgezogenheit noch mein Schweigen die Neugier zufrieden stellen konnte, fragte man sich unaufhörlich, wem ich meinen Aufenthalt in Frankreich und den Schutz, dessen ich mich von seiten der Bourbonen zu erfreuen schien, zu verdanken habe, da gewisse Mitglieder des Nationalkonvents und des Direktoriums sich im Exil in Brüssel befanden. Einige Schlauköpfe wollten, daß das, wie sie sich ausdrückten, die Folge der Verdienste sei, die ich den Bourbonen, als meinen legitimen Souveränen, geleistet hätte. Folglich sei ich in Frankreich mit dem Wohnsitze in Paris nur von der Restauration geduldet worden, weil ich ihr wie früher, so auch später zeitweilig Dienste geleistet hätte.

Ich habe dargethan, daß das nicht der Fall war und nicht der Fall

sein konnte; daß ich, mit einem republikanischen Mandat betraut, demselben treu geblieben war und ich niemals an die Bourbonen gedacht hatte. Das ganze Geheimnis meines ungestörten Aufenthaltes in meiner Hütte von Chaillot beschränkte sich darauf, daß ich, da ich die Zusatzakte nicht unterzeichnet und unter den Hundert Tagen keinerlei Funktionen ausgeübt hatte, ganz einfach unter dem Schutze des Gesetzes stand, das in mir keinen Rückfälligen erblicken konnte; das war der einzige Grund für den ruhigen Aufenthalt, den ich seit der Restauration erlangt hatte. Ich hatte gegen die Regierung nichts gethan und nichts gesagt. Das ist das ganze Geheimnis meines Aufenthalts in Paris.

Wie dem auch sei, es stand fest, daß man mich nicht ungeschoren lassen wollte, und daß ich mich noch nicht der Ruhe Candides erfreuen sollte, um meinen Garten zu bestellen.

Unter den Leuten, die es sich angelegen sein ließen, sich mit mir zu beschäftigen, tauchte einer auf, der, an eine eigentümliche Art von Geschäften gewöhnt, glaubte, er könne ein recht einträgliches machen, wenn er ein aus allen möglichen Arten von Erinnerungen und Erfindungen zusammengestoppeltes Buch herausgebe, und dieses Geschäft machen wollte. Er ließ in diesem Buche den Marschall Lefèbvre und mich, jeden in seiner Art, Rollen spielen, die der Stellungen, die wir bekleidet hatten, wenig würdig waren. Lefèbvre, der sich eine gewisse Anhänglichkeit an Napoleon bewahrt hatte, war außerordentlich empfindlich gegen alles, was den Glauben an eine Abschwächung seiner Gesinnung in dieser Hinsicht hätte erwecken können. Er würde dieses Verhalten wie einen militärischen Verrat betrachtet haben; ein tapferer Mann wie er konnte einen derartigen Gedanken nicht ertragen. Ich, der, wie ich daraus kein Hehl gemacht, mich stets zur Republik gehalten hatte und ihr nach wie vor Achtung und Verehrung zollte, wurde im höchsten Grade durch das verletzt, was einen Zweifel über meine Gesinnungen hinsichtlich dieses delikaten Punktes hätte erregen können. Marschall Lefèbvre schrieb den folgenden Brief:

Paris, 29. Mai 1819.

Geehrter Herr!

Ich habe in einem Werke, das sich betitelt „Souvenirs“ und so weiter, Einzelheiten gelesen, die sich auf Napoleon beziehen und die der Verfasser von

mir zu haben behauptet; diese Einzelheiten sind meines früheren Daseins und meines Charakters nicht würdig und stehen dazu mit der Wahrheit im Widerspruch. Diese Lektüre hat in mir eine Entrüstung hervorgerufen, welche alle Leute von Ehre erklärlich finden werden. Ich bitte Sie im Namen eben dieser Ehre die Desavouirung aufzufassen, um die ich sofort den Verfasser angegangen bin.

Ich habe die Ehre, und so weiter.

Der Marschall Herzog von Danzig.

Dem Briefe des Marschalls war das Schriftstück beigegeben, welches Aufnahme in den Blättern fand:

Paris, Mai 1819.

Ich Unterzeichneter erkläre, daß es in einem Werke, das sich betitelt: „Les Souvenirs, ou Recueil de faits particuliers et d'anecdotes pour servir à l'histoire de la Révolution“, auf Irrtum beruht, wenn ich gesagt habe, ich hätte von dem Herrn Marschall, dem Herzog von Danzig, die Worte und Thatsachen vernommen, die in dem Artikel 2 dieses Werkes von Seite 4 bis 14 einschließlich angeführt werden.

Die gegenwärtige Erklärung muß daher als eine Desavouirung dessen betrachtet werden, was diese Seiten enthalten.

Lombard aus Langres.

Ich meinerseits schrieb:

Geehrter Herr!

Ich schließe mich der Erklärung des Herrn Marschalls, Herzogs von Danzig, an, um zu bestätigen, daß die Thatsachen und Worte, die in dem Werke, betitelt „Souvenirs“ und so weiter, berichtet werden und die man mit meinem Namen hat in Verbindung bringen wollen, reine Erfindung sind und von dem Autor eine ähnliche Desavouirung, wie Sie sie bereits veröffentlicht, erfahren haben. Ich glaube, für den Augenblick von dem Eintreten auf weitere Einzelheiten absehen zu können; ich werde demnächst die formelle Ableugnung alles dessen, was bisher mit Bezug auf mich gedruckt worden ist, motiviren.

Ich habe die Ehre, und so weiter.

General P. Barras.

Der Urheber des Werkes, über das Marschall Lefèbvre und ich uns zu beklagen hatten, hatte seinen Roman nicht gänzlich aus der Luft gegriffen; er hatte sein Material leider von Fauche-Borel und einigen anderen durch die gleiche Wahrheitsliebe ausgezeichneten Persönlichkeiten

erhalten. Diese Persönlichkeiten gehörten zu denjenigen, die sich lebhaft damit beschäftigten, einen nachträglichen Royalismus zu schaffen, und denjenigen wieder auszugraben, von dem sie behaupteten, daß sie ihn inmitten aller Fährlichkeiten der Revolution im Interesse der guten Sache, die gesiegt habe, bekannt und bethätigt hätten. Herr Lombard aus Langres erklärte mir, indem er sein lebhaftes Bedauern über den Irrtum aussprach, den er begangen und für den er uns öffentlich Abbitte geleistet habe, daß er vor allem das Bedürfnis habe, mir zu beweisen, daß er bei seiner Veröffentlichung von keiner unedlen Gesinnung ausgegangen sei und er geglaubt habe, dieselbe werde mir nur zur Ehre gereichen und liege in meinem wohlverstandenen Interesse; er sagte mir sogar weiter mit einer vielleicht etwas kühnen Naivität, er habe zu gleicher Zeit „mich mit sich auf die Nachwelt bringen wollen". Das war zweifellos sehr edelmütig von dem Verfasser und sehr schmeichelhaft für mich; aber wir konnten die Sache nicht von demselben Standpunkt aus wie er betrachten. Die Briefe dieser eigentümlichen und spaßhaften Persönlichkeit atmen eine so unverfälschte Gemeinheit und Eitelkeit, daß sie dem Leser ganz bekannt gemacht zu werden verdienen.*)

26. Mai 1819.

Ich will auf Ihren Brief von gestern morgen antworten: ich war nicht im stande, es früher zu thun. Um verstanden zu werden, sind Einzelheiten notwendig, hier sind sie.

Bevor ich Sie kannte, lag mir an Ihrem Rufe wenig. Sobald Sie mich empfangen hatten, habe ich den doppelten Plan gefaßt: denjenigen, mich der Schuld der Dankbarkeit zu entledigen und ein Unrecht wieder gut zu machen, daß Sie mich nicht kannten.

Ich bin der Urheber der „Geschichte des 18. Brumaire", die fälschlich Roederer zugeschrieben worden ist, in der ich von Ihnen nicht gesprochen habe, wie ich von Ihnen sprechen würde, seitdem ich Sie kenne. Je mehr Freundschaft Sie mir bezeugten, desto lebhafter wurde mein Bedauern und desto mehr empfand ich das Verlangen, mein Unrecht wieder gut zu machen; vielleicht ist dieses Bedauern der Grund der so lebhaften Anhänglichkeit, die ich für Sie empfinde und die erst mit mir selbst enden wird.

---

*) Die Originale dieser zwei Briefe sind dem Manuskript der Memoiren des Barras einverleibt. (G. D.)

Ich faßte also den Plan, Sie dem Publikum so vorzuführen, wie Sie waren und wie ich Sie erkannt hatte. Jeden Tag fielen mir jämmerliche Schriften in die Hände, in denen der Haß, die Lüge und der Unverstand sich abmühten, Sie zu entstellen. Entrüstet über so viele Gemeinheiten, faßte ich mit dem Gefühle einer unaussprechlichen Genugthuung die Idee, mein Geschick mit dem Ihrigen und Ihr Geschick mit dem meinigen zu verbinden; kurz, ich wollte Sie rächen und womöglich mit Ihnen zusammen auf die „Nachwelt" gelangen.

Dieses Wort Nachwelt scheint Ihnen wohl etwas anmaßend; es ist es zweifelsohne: aber ich habe stets den literarischen Glorienschein mit Füßen getreten; ja, wenn ein Werk von mir nichts taugte, habe ich zuerst gesagt: es taugt nichts; heute, wo ich zu schreiben verstehe und mir meiner Stärke bewußt bin, kenne ich wohl das Schicksal, das meinem pikanten, originellen, mit Reinheit, Kraft und Einfachheit geschriebenen Werke beschieden ist und kümmere mich nicht um das Geschwätz der Parteileute, der „Leute vom Geschäft", der Neidhämmel und Einfaltspinsel.

Um zu meinem Zwecke zu gelangen, Sie dem Publikum zu zeigen, wie ich Sie erkannt hatte, wünschte ich Ihnen beizulegen:

Eine glühende, von einem vortrefflichen Herzen gezügelte Einbildungskraft;

Einen ausgesprochenen Mut, doch ohne Ueberhebung;

Die Liebe zu Ihrem Lande, welcher Sie die Vorrechte einer hohen Geburt geopfert haben;

Den Haß gegen die revolutionären Banditen, die Sie am 9. Thermidor zu Boden geworfen haben (einen Haß, den ich Ihnen mit Recht beigelegt habe und den Feiglinge und Feinde Ihres Ruhmes und Ihrer Ruhe versuchen werden, bei Ihnen als Verbrechen auszulegen).

Ich habe Ihnen auch ein lebhaftes Bedauern über die sterbende Freiheit beigelegt und Anstrengungen, sie aufrecht zu erhalten;

Das Verlangen, wenn es unserer Ausschreitungen wegen erforderlich ist, das Königtum aus seiner Asche erstehen zu lassen, lieber einen Bourbonen als einen Fremden entgegenzunehmen.

Endlich habe ich Ihnen die jeder Scheinheiligkeit fern liegende Verehrung vor einem tugendhaften Oberpriester zugeschrieben.

Das wollte ich aus Ihnen machen und habe ich mühelos aus Ihnen gemacht, ohne Worte, ohne Schmeichelei, indem ich ganz leichthin die Dinge unter meiner Feder dahingleiten ließ. Das wird der unparteiische Mann wahrnehmen, der Takt besitzt, und auch Sie würden es bemerkt haben, General, wenn Sie, wie ich Sie gebeten, das Ganze gelesen hätten, bevor Sie es nach Bruchstücken beurteilten und nach dem Hörensagen kennen lernten.

Da nun der erste Artikel getadelt worden ist, wird das gleiche bei den anderen der Fall sein, so geht es ja immer. Indes erkläre ich Ihnen, ich bereue nicht, was ich gethan habe; worüber ich aber untröstlich bin, ist, daß ich Ihnen einen derartigen Kummer verursacht habe, daß er auf Ihren Gesundheitszustand eingewirkt hat. Das vergebe ich mir nicht, und wenn Sie wissen könnten, was ich gelitten habe und was ich noch leide, würden Sie mich vielleicht beklagen.

Mein großes Unrecht in Ihren Augen, und ich betrachte es als ein solches, da es Sie betrübt, ist, daß ich von Ihnen in einem Augenblicke gesprochen habe, in dem Sie vergessen sein wollten. General, die Dinge sind nicht das, wofür Sie sie halten, sie gehen nicht so weit, wie Sie es glauben möchten; Barras ist nicht ein Mann wie ein anderer, nicht der Sieg der „Ultras“ ist für ihn gefährlich, es ist derjenige der Jakobiner, die ihm seit langem in ihrem Herzen den Tod geschworen haben, die sich seiner heute noch bedienen möchten, die ihn aber morgen erwürgen möchten; aber die Jakobiner werden niemals siegen.

Sie kündigen mir an, und das ist der Punkt, zu dem wir kommen müssen, daß Sie das Werk desavouiren wollen. Wenn Sie es thun, werden Sie, glaube ich, einen ganz andern Zweck erreichen, als Sie vermeinen; wenige Tage nach dieser Desavouirung werden Sie bedauern, sie vorgenommen zu haben; bevor ein Monat vergeht, wird Ihnen endlich dieses Werk, wenn Sie es noch einmal lesen können, in einem viel günstigeren Licht erscheinen, und der Schriftsteller, der sich in allem mit Ihnen identifizirte, wird günstiger beurteilt werden.

Wenn Sie indes die Desavouirung unter Ihrem Namen drucken lassen, werden die Dankbarkeit, die Ehrfurcht und die Anhänglichkeit mir den Mund verschließen: aber wenn irgend ein anderer diese Desavouirung in unschicklichen Ausdrücken erläßt, wird Herr Barras, wie er unmöglich wollen kann, daß ich herabgewürdigt werde, ich hoffe, mir gestatten, einem Dritten zu antworten.

Leben Sie wohl, geehrter Herr; ich habe seit sechs Jahren die Ehre, Sie zu kennen: ich bin nicht glücklich, ganz im Gegenteil, sonst würde ich es zu meinen höchsten Glücksgütern rechnen, von Ihnen ausgezeichnet zu werden. In unserem Alter macht man wohl noch Bekanntschaften, aber man erwirbt keine Freunde mehr, und es ist ein Verlust, über den ich mich nicht trösten werde, nicht zu den Ihrigen gerechnet zu werden.

Lombard aus Langres.

Mittwoch, 26. Mai 1819, um halb 2 Uhr.

Verzeihung, verehrter Herr, wenn ich Sie nochmals störe, allein es handelt sich um eine Sache, die Sie allein angeht und die ich keiner Mittelsperson anvertrauen zu dürfen glaube.

Morgand, den ich seit langer Zeit nur selten sehe, verläßt soeben meine Wohnung, wohin er bloß gekommen ist, um mir zu sagen:

Daß er von Herrn von Corbières komme; daß infolge eines Gespräches über die Verbannten, mit denen man sich seit einigen Tagen so viel beschäftigt, diesen Morgen bei Herrn von Corbières die Rede von Ihnen gewesen sei; daß, als Morgand gesagt habe, er kenne Sie genau, Herr von Corbières in Gegenwart mehrer anderer Personen wörtlich zu ihm gesagt habe: „Da Sie Herrn Barras genau kennen, so sagen Sie ihm von uns aus und im Namen unserer gemeinschaftlichen Freunde, die uns gewiß nicht desavouiren werden, daß, als es sich zur Zeit darum gehandelt habe, die Listen der Verbannten aufzustellen, der Name Barras, wie der der anderen Votanten der allgemeinen Diskussion unterstellt worden sei, daß aber alle ausgerufen hätten, Barras sei ein Mann für sich; daß, als er die Republik zu Grunde gehen gesehen habe, er mit einem Bourbonen zu unterhandeln gesucht habe; daß er aus diesem Grunde für sie ein geheiligter Mann sei. Sagen Sie Herrn Barras, ich ermächtige Sie hierzu nochmals, daß jeder Stein seines Eigentums, jedes Haar seines Hauptes für uns geheiligt und seine Ruhe uns ebenso teuer ist, wie die unsrige.“

Ein eigentümliches Zusammentreffen mit dem, was ich die Ehre hatte, Ihnen vor zwei Stunden zu schreiben. Aber ich versichere Ihnen, daß ich, als mein Brief abging, Morgand nicht gesprochen hatte, der mich soeben darum ersucht hat, Ihnen dieses in aller Eile mitzuteilen.

Lombard aus Langres.

Ohne mich auf eine weitere Prüfung der Mitteilungen einzulassen, die auf mich einstürmten, glaubte ich vorläufig eine kategorische Erklärung der Wahrheit über meine Lage und mein Verhalten abgeben zu sollen, bis meine Memoiren das weitere mitteilen würden, und ich richtete an sämtliche Blätter das folgende Schriftstück:*)

---

*) Dieses Schriftstück ist dem Manuskript der Memoiren des Barras einverleibt. (G. D.)

Paris, 20. Juni 1819.

Der General Barras
an seine Mitbürger.

Es ist unter dem Namen „Erinnerungen und geheime Anekdoten“ ein Werk erschienen, gegen welches ich genötigt bin, öffentlich Einsprache zu erheben. Sein Urheber ist als Advokat von mir beauftragt gewesen, verschiedene Privatangelegenheiten zu ordnen; ich habe ihm niemals eine historische Mission übertragen.

Es ist wahr, daß ich fünfzehn Jahre hindurch der Gegenstand einer beispiellosen Verfolgung gewesen bin. Mit dem Tage des 18. Brumaire beginnend, hat diese Verfolgung bis zum 30. März 1814 keine Unterbrechung erlitten; und bis einschließlich zu diesem Tage hat sie mit verdoppelter Schärfe angedauert; aber ich habe noch die Feder nicht angesetzt, über die Thatsachen, über die ich leider allein das Recht habe, die Wahrheit bekannt zu machen. Lange vor den Ereignissen, die zu dem Sturze der kaiserlichen Regierung geführt haben, hatten die einander folgenden Thaten der Herrschaft Bonapartes darüber entschieden, welcher von uns beiden zu der politischen Macht seines Vaterlandes gelangen solle; welcher dieselbe zu Gunsten seiner persönlichen Erhebung kehren wolle; welcher von uns beiden endlich die Freiheit oder die Unterdrückung seines Vaterlandes wolle. Das Urteil des öffentlichen Gewissens schien mir für das meinige zu genügen; es hat mich im Unglück aufrecht erhalten.

Eine Lage, die allerdings einer etwas höheren Erklärung bedurft hätte, hat mehrmals irgend welche schmutzige Leidenschaften in Bewegung gesetzt; sie haben einen Vorwand zu finden geglaubt, auf meine Rechnung Ansichten und Vorstellungen in Umlauf zu setzen, die ihr Werk geblieben sind. Das Bedürfnis, das ich hatte, nach so langer Zeit aufzuatmen, hat mich etwas zu sorglos über die Notwendigkeit hinwegsehen lassen, auf gewisse Verleumdungen zu antworten. Es ist Zeit, selbst das Schweigen der Verachtung zu brechen. Die Erklärung der Wahrheit ist die erste Huldigung, die man einer konstitutionellen Regierung darbringen muß.

Im Vertrauen auf die von Bonaparte über mich verhängte Proskription haben die einen verbreitet, ich empfinge von demselben insgeheim eine besondere Pension und sogar Wohlthaten. Die anderen haben zu der gleichen Zeit und später ausgestreut, ich hätte mich vor dem 18. Brumaire an Bestrebungen gegen die Form der Regierung beteiligt, die von der Nation unserer Obhut anvertraut worden war. Wen hat man zu dem Glauben veranlassen können, daß ein zu der höchsten Staatswürde seines Landes gelangter Franzose die geheiligtste

der Pflichten hätte vergessen können, die Treue? Ist nicht der Mann von Ehre, der diesen Gedanken fern von sich abweist, der Achtung sogar der Personen sicher, welche die Untreue hätte bedienen können? Ich erkläre feierlich, daß alles, was in dieser Hinsicht gesagt und gedruckt worden ist, reine Erfindung ist. Ein aus dem Auslande stammender Vorschlag gelangte seinerzeit an eines der Mitglieder des Direktoriums: in demselben Augenblicke noch erhielt das gesamte Direktorium Kenntnis davon. Wenn das einstimmige Zeugnis aller meiner früheren Kollegen, die noch leben, bezüglich dieser historischen Thatsache nicht ausreichen sollte, würden die Archive des Direktoriums wie diejenigen der Ministerien darthun, daß alles, wozu es infolge dieses Vorschlages hat kommen können, nur infolge spezieller Beratungen des Direktoriums geschehen ist, worüber in seinen geheimen Registern berichtet ist, und daß es den damaligen Ministern, namentlich denjenigen der auswärtigen Angelegenheiten und der Polizei, zur Ausführung zufiel.

Ich erkläre, daß ich von Bonaparte nicht nur nicht eine Pension bekommen habe, sondern daß er sich geweigert hat, mir das aus eigenen Mitteln im Jahre VII für den Bedürfnisstand der Armee in der dringendsten Not dargeliehene Geld wieder zurück zu erstatten.

Ich erkläre, daß ich seither von keinem, wer es auch sei, irgend eine Art von Pension oder auch nur einen Ruhegehalt bezogen habe. Ich habe der kaiserlichen Regierung eine andauernde Verfolgung zu danken gehabt; ich verdanke der konstitutionellen Regierung die Ruhe des Privatlebens, das hinfort gleich dem aller Bürger, welche die gesellschaftliche Ordnung respektiren, unter dem Schutze des Gesetzes steht. Das ist meine Existenz, mein Ehrgeiz, das ist mein Herzenswunsch.

Nach dieser ersten Antwort, glaube ich, habe ich nicht nötig, hier besondere Erklärungen zu Gunsten mehrerer Bürger und empfehlenswerter Generale zu geben, von denen der Urheber der angeblichen „Erinnerungen" sehr leichtfertig gesprochen hat. Sie bedürfen nicht einer besonderen Rechtfertigung, diese wackeren Soldaten, die den Ruhm Frankreichs ausgemacht haben; sie wissen, was ich noch an dem Tage empfunden habe, da ich in das Privatleben zurückgetreten bin. Es bedürfen auch nicht weiter einer Verteidigung diejenigen von meinen Kollegen des Direktoriums und der gesetzgebenden Körperschaft, die offen ihr Vaterland geliebt und ihm in hochherziger Weise gedient haben. Was für Mißverständnisse auch die Revolutionen mit sich bringen mögen, alles, was Anspruch auf Achtung hat, kann nicht aufhören, der Gegenstand unserer Zuneigung zu sein.

Vielleicht werde ich eines Tages, wenn meine durch so viele Schicksalsschläge angegriffene Gesundheit mir die Fähigkeit dazu läßt (und dieser Tag braucht unter einer Regierung, welche eine Geschichtsschreibung verstattet, nicht

fern zu liegen), vielleicht werde ich versuchen, meinen Mitbürgern die moralische Rechenschaft abzulegen, welche ihnen die Männer schulden, welche die Staatsgeschäfte in recht schwierigen Zeiten geleitet haben; aber ich habe geglaubt, vor der Veröffentlichung meiner Memoiren dürfte ich es nicht an einer Desavouirung fehlen lassen, welche in den wichtigsten Punkten die Wahrheit feststellt. Die Zeitgenossen, welche von unseren Handlungen betroffen worden sind, haben zweifellos das Recht, dieselben sofort einer Prüfung zu unterwerfen und der Geschichte zuvorzukommen, welche die Fehler eines jeden kundgeben wird. Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, daß ich alles das erfülle, was mir zukommt; aber es ist keine Ungeduld, heute schon seinen Charakter feststellen zu wollen, wenn man ihn von so gehässigen Beschuldigungen angegriffen sieht.

General P. Barras.

Mein Brief wurde nicht nur von sämtlichen Blättern aufgenommen, er erschien sogar im „Moniteur". Ich verdanke seine Aufnahme in letzteren wohl etwas dem persönlichen Wohlwollen des Chefredatteurs Sauvo, der im allgemeinen ein verbindlicher Mann und geneigt ist, alles zu thun, was dem einzelnen zu gute kommt und zugleich der Regierung genehm ist, deren offizielles Organ er ist und nur sein kann. Gleichzeitig würde aus eben diesem, auf seinem Charakter und seiner Stellung fußenden Grunde Sauvo es nicht gewagt haben, etwas aufzunehmen, was allzu verletzend gewesen wäre. Wie dem auch sei, mein Brief erschien unverkürzt, und einer der Leute, die dafür gelten, einen festen revolutionären Charakter besessen zu haben, Tissot, sagte mir damals und wiederholte es meinen Freunden, „er selbst würde als kommandirender General des Faubourg Saint Antoine nicht so kühn gewesen sein wie ich in meiner Lage eines Konventsmitgliedes; es sei ein wirkliches Meisterstück gewesen, den Mut gehabt zu haben, diese Stellung eines Konventsmitgliedes der restaurirten Dynastie gegenüber aufrecht zu erhalten und formell die Thatsache und Möglichkeit in Abrede gestellt zu haben, ihr je gedient zu haben".

Soll ich noch einen Umstand anführen, der für mich der Gegenstand einer noch größeren Verwunderung war, denjenigen, daß einer der Minister Ludwigs XVIII. sagte, „der König selbst habe meinen zum Abdruck gelangten Brief gelesen, ohne darüber das geringste Mißfallen zu erkennen

zu geben; er sei der Ansicht, jeder müsse stets seiner Rolle und seinem Charakter entsprechend handeln".

Es war natürlich und konnte nur der Wahrheit entsprechen, daß wegen meiner wirklichen und stets bethätigten Opposition gegen Bonaparte Ludwig XVIII. bei mir dieses Gefühl in Rechnung zog, das ja auch seiner eigenen Stellung entsprach, und daß er mir meine republikanische Gesinnung in Anbetracht unserer Antipathie gegen Napoleon verzieh.

Soll ich noch sagen, daß Monsieur (der Graf von Artois) im Pavillon Marsan nach der Lektüre meines Briefes öffentlich und laut erklärte, „man sei genötigt, dem Charakter eines Bürgers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der freimütig gehandelt habe, selbst wenn er unseren Interessen entgegengetreten sei".

Diese Worte Ludwigs XVIII. und Seiner Königlichen Hoheit, Monsieurs, des Grafen von Artois, wurden mir damals von verschiedenen Seiten hinterbracht, und zwar in so zuverlässiger Weise, daß ich daran glauben durfte; es sind das die einzigen Verbindungen moralischer oder anderer Art, die ich je mit der Dynastie der Bourbonen gehabt habe. Ich vergebe meinen Gefühlen und Anschauungen nichts, wenn ich sage, daß ich nicht gleichgiltig dagegen war. Die Beweise der Achtung, die uns von unseren Gegnern gezollt werden, dürfen besonders bei einem derartigen Verhältnis immer noch ihren Wert behaupten; sie können von jemand in Anspruch genommen werden, der ein Gewissen besitzt, welchem die Achtungsbezeigung statt allen Lohnes gilt.

Aber wenn der Hof und die Stadt diesmal bis zu einem gewissen Grade darin einig waren, der Gesinnung und dem Ausdrucke meines Briefes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den man als eine glänzende Widerlegung aller gegen mich geschleuderten Verleumdungen ansah, konnte ich doch noch nicht auf ein Zeichen der Billigkeit von denjenigen Persönlichkeiten rechnen, die ihr Interesse zu fest an Bonaparte knüpfte, als daß sie nicht befürchtet hätten, sich einer Untreue an seinem Haß gegen mich schuldig zu machen; sie hätten einen Verrat zu begehen geglaubt, denn in denjenigen, die so wenig Scheu davor hatten, die Republik zu verraten, hat sich später, wie man sieht, das Gewissen in sehr feiner Weise geregt. Diese Leute, welche selbst der Augenschein niemals entwaffnen

kann, haben sich erlaubt, zu sagen, das Verhalten Barras', als er das Direktorium benachrichtigt habe, sei wohl nur ein schlauer Kniff gewesen, um sich für jeden Fall zu decken und sich gefahrlos seinen Anteil am Erfolge zu sichern; aber wie kann man eine derartige Berechnung voraussetzen, die sofort nach allen Richtungen hin in ihr Nichts hätte zerfallen müssen, sowohl für den Fall, daß das Direktorium sich der Verschwörer bemächtigt, wie für den, daß es sie zerstreut hätte; sowohl wenn es das angebotene Geld genommen, als wenn dieses Geld, wie es wirklich geschehen, unterwegs geblieben und wie die ganze Sache durch die Entdeckung preisgegeben gewesen wäre. Dieses Widerstreben gegen den Augenschein war gewiß ein zu starkes Stück, aber wie hätten die Mordgesellen Bonapartes sich herbeilassen können, eine Verleumdung aufzugeben, die laut ausgesprochen und ihnen von ihrem Herrn und Gebieter als Vermächtnis hinterlassen worden war.

Wenn die imperialistischen Bonapartisten fortfuhren, mir gegenüber an dem System der Ungerechtigkeit und Verleumdung festzuhalten, wird man bald sehen, in wie wunderbarer Weise sie von den Exaltirten der angeblich royalistischen Partei unterstützt wurden, und wie gleich geartet diese beiden, dem Systeme des Despotismus huldigenden Parteien und wie enge die Beziehungen zwischen ihnen waren. Eine Tageszeitung, aus welcher nachher das im Jahre 1814 von Comte und Dunoyer herausgegebene Wochenblatt „Le Censeur“ geworden ist, der „Censeur quotidien“ hatte sich etwas weit und unvorsichtig gegen mich vorgewagt, indem sie die gewöhnlichen Redensarten über meine angebliche Hinneigung zu den Bourbonen wiedergegeben hatte. Ich reklamirte; der „Censeur“ glaubte, er könne sich nicht zu einer freimütigen Zurücknahme verstehen, wie sie eines offenen und von Hintergedanken freien Charakters würdig gewesen wäre. Die Leute weichen oft vor der Pflicht der Gerechtigkeit zurück aus Furcht, sich selbst ein Dementi zu geben. In dieser Lage wäre der „Censeur“ gewesen, wenn er meine ganze Antwort aufgenommen hätte; er hielt sich aber für verpflichtet, mindestens einen Teil derselben wiederzugeben. Einzig und allein der „Drapeau blanc“, der, man weiß von wem, geleitet wurde, hütete sich wohl, dem Publikum von meinem Briefe etwas zur Kenntnis zu bringen: indem er ihn unterschlug, stellte

er über das nicht Wiedergegebene die folgenden Betrachtungen an, die feierlich am Kopfe des Blattes erschienen:

Auszug aus dem „Drapeau blanc“, 27. Juni 1819.

Ein Mann, den die Furcht unter der Herrschaft Bonapartes stumm gemacht hatte und über den man, sich seines Dankes und seiner Reue versehend, seit der Rückkehr des Königs wohlthätiges Schweigen gewahrt hat, erinnert uns nach zwanzig Jahren zum erstenmale wieder an sein so großmütig der Vergessenheit anheimgegebenes Dasein: er scheut sich nicht, jene unheilvolle Stimme zu erheben, die sich in den Lärm der Niederkartätschungen von Toulon mischte, die wie einen Sieg das Blutbad vom 13. Vendémiaire und wie einen Triumph die Fructidor-Proskriptionen verkündete; die ihr königsmörderisches Votum am 21. Januar abgab, und die, um das Maß des Frevels voll zu machen, vorschlug, das Jahrgedächtnis dieses verbrecherischen Tages durch ein Fest zu begehen, auf das die Hölle selbst nicht hätte verfallen können, ein Fest des Kannibalismus, bei welchem man im Jahre 1794 die gesunde Majorität des unvergeßlichen Konvents vor ihren Augen zwei Leute guillotiniren lassen sah, auf demselben Platze, wo sie im Jahre zuvor das Blut Ludwigs XVI. vergossen hatte! Aber vielleicht will dieser Veteran des Konvents durch seine öffentlich vergossenen Thränen die Blutflecken zum Vergessen bringen, mit denen er sich besudelt hat; vor dem Hintritt in sein Grab, eingehüllt in das Leichentuch der Amnestie und ohne Furcht vor einer weiteren Strafe in dieser Welt, als der seines Gewissens, kommt er, von Dankbarkeit und Schmerz erfüllt, um auf dem Sarge Ludwigs XVI. zu Füßen Ludwigs XVIII. einige Enthüllungen niederzulegen, die seinem Herzen Ehre machen. Vielleicht will er in die Wagschale der allzu offenbaren Verbrechen die aufrichtigen Bemühungen einer geheimen Anhänglichkeit fallen lassen; dieser unverbesserliche Mensch will, wie alle diejenigen, welche das Blut des gerechten Kronenträgers vergossen haben, den schrecklichen Eindruck seines früheren Verhaltens noch überbieten. Auf die Gewähr einiger Andeutungen hin, welche die Aufrichtigkeit sich stets zu sammeln bemüht, hatte die Meinung der guten Franzosen diesem Edelmann, dem Henker seines Fürsten, die Ehre erwiesen, ihm, während er im Direktorium saß, einigermaßen günstige Dispositionen zur Rückkehr der Bourbonen zuzuschreiben. Aber dieser einfache Verdacht einer nachträglichen Treue ist schwer auf sein Herz gefallen, wie der verzweifelte Gedanke an ein Verbrechen schwer auf das Herz des wackeren Mannes fallen würde. Er kann nicht mehr an sich halten, er muß sprechen und wie eine Beleidigung die gute Meinung von sich abweisen, die in unbestimmter Weise über seinem Verhalten schwebte. Es ist einstweilen nur eine einfache

Ableugnung, aber er verspricht uns ein dickes Buch, um die Beweise für seine beständige Treue gegen die französische Republik und die Vollstreckung jener blutigen Gesetze darzuthun, welche, nachdem sie die königliche Familie in ihrem Oberhaupt getroffen, die Mitglieder derselben einer ewigen Verbannung und selbst dem Tode weihte, wenn ihr Wille oder der Zufall sie nach Frankreich zurückführen sollte. Es ist nicht unmöglich, daß er sich ein Beispiel an dem Bürger General, dem Herrn Grafen Carnot, seinem würdigen Kollegen, nimmt und die Verwegenheit so weit treibt, sein Buch dem Könige zu widmen; gut denn, es ist ja die Wirkung der unheilvollen Verirrungen, mit denen eine mindestens sinnlose Politik seit drei Jahren die öffentliche Meinung ermüdet, daß man, vielleicht ohne sonderlich acht darauf zu geben, diese ungeheuerliche Unschicklichkeit sehen wird, deren erstes Vorbild die Gemüter im Jahre 1814 so tief entrüstete. Die Minister waren um jene Zeit noch nicht auf den Gedanken einer Ordonnanz verfallen, um die guten Franzosen, die Bonaparte aufgaben, um ihm in sein Exil zu folgen, von dem Verbrechen der Treue loszusprechen.

Der Urheber des Artikels, den man soeben gelesen hat, war allerdings ein Mann, dem ich vielleicht in Augenblicken, die ihn und die Seinigen hart bedrückten, nicht ganz unnütz gewesen war, und man begreift, daß die Schuld der Dankbarkeit so schwer auf ihm lastete, daß er sich ihrer zu entledigen trachtete, indem er sich mit einer so bemerkenswerten Wut auf mich stürzte. Das waren die Leute, die damals royalistischer als König Ludwig XVIII. waren, royalistischer sogar als Monsieur, der Graf von Artois. Dieser Prinz hatte gleichwohl seinerseits auch einige Proben seines Royalismus am 14. Juli 1789 und dem darauf folgenden Tage abgelegt.

Da habe ich mich wieder von der Bestellung meines Gartens entfernt: kehren wir, wie Candide, dazu zurück und legen wir moralische Rechenschaft darüber ab, was für Ausschweifungen wir getrieben; obgleich in Chaillot nur noch ein Privatmann vorhanden war, der sich wirklich in seine Hütte zurückgezogen hatte, kann bei mir hier und da noch etwas vorkommen, was bei einem Manne, der sich gänzlich des Interesses an politischen Dingen begeben hat, nicht vorkommen sollte.

Während meiner Verfolgung und meiner Verbannung seit dem 18. Brumaire war mir in rührender Weise die Teilnahme einer meiner mütterlichen Verwandten zu teil geworden. Diese Verwandte ist die

Cousine, von der ich bereits zu Beginn meiner Memoiren gesprochen, diejenige, deren Bekanntschaft ich in Nizza gemacht hatte, ohne sie gesehen zu haben, als ich die Papiere fand und mir aneignete, welche sie zurückgelassen hatte, als sie, unser vom Feuer des bürgerlichen und des auswärtigen Krieges ergriffenes Vaterland fliehend, in das Ausland ging und ihre Großeltern, ihren Mann und ihre Kinder, fünf reizende Mädchen, von denen eines schöner als das andere war, mit sich nahm. Frau von Montpezat, die seit der Restauration mit mir nach Paris zurückgekommen war, hatte die letzten Jahre bei mir in unserem philosophischen Rückzugswinkel verbracht. Ich habe diese vortreffliche Freundin verloren. Meine Pflicht eint sich hier mit meiner Betrübnis, um einige auf ein geheiligtes Grab gefallene Blumen aufzulesen. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich dieses Grab sich vor dem meinigen würde öffnen sehen. Es ist ein Trost für mich, einige Züge eines glücklicherweise gut wiedergegebenen Bildes in einer damals erschienenen Notiz wiederzufinden.

Eine der ihres sittlichen Gehaltes wie ihrer geistigen Vorzüge wegen bedeutendsten Frauen unserer Zeit, die Frau Marquise von Montpezat, ist soeben in Chaillot nach einer schmerzhaften Krankheit gestorben. Frau von Montpezat hat ihren Namen nicht an Werke geknüpft, aber sie verstand Tacitus, Horaz und begriff Montesquieu, sie ließ es sich mehr angelegen sein, Gutes zu thun, als gut zu schreiben, und die Tugenden mehr auszuüben, als sie zu bekennen. Einige Züge möchten vielleicht eine Anschauung von dieser gefühlvollen und hochherzigen Seele geben, so wie man sie wohl unter dem Himmel der Provence findet. Frau von Montpezat hatte einen Freund; sie erlebte den Kummer, ihn zu verlieren; noch mehrere Jahre nach dem Tode dieses Freundes fuhr sie fort, ihm täglich wie einem noch vorhandenen Wesen zu schreiben. „Es gibt Tote," sagte sie, „die uns besser verstehen als viele Wesen, die sich für lebendig halten." Die Ereignisse der Revolution, welche Frau von Montpezat zum Verlassen Frankreichs veranlaßten, unterbrachen diese interessante Korrespondenz; sie wurde von einem Verwandten der Frau von Montpezat aufgefunden; er hatte sie niemals gesehen: er lernte die Seele früher als die Person kennen, und die so begonnene Bekanntschaft hat sich zu einem Freundschaftsband gestaltet, das beständig fortgedauert hat. (Dieser ihr so befreundete Verwandte ist derjenige, bei welchem sie gestorben ist.) Ein Zug wird die reizende und naive Menschlichkeit der Frau von Montpezat veranschaulichen. Sie wurde, als die Sache Georges und Pichegru spielte, verhaftet, weil sie Briefe von hoher Stelle erhalten und damals von der Polizei

gesuchte Persönlichkeiten verborgen haben sollte. Als sie Arme hörte, die unter den Fenstern ihres Gefängnisses um ein Almosen baten, wollte Frau von Montpezat ihnen Geld schicken, als sie bemerkte, daß sie keines mehr hatte; sie entschloß sich, fast alle ihre Kleidungsstücke den Armen durch die Gitterstäbe ihres Fensters zuzuwerfen: „Die Unglücklichen," sagte sie, „bedürfen der Kleider mehr als wir: wir bedürfen nur der Freiheit."

In den Anschauungen der Monarchie groß geworden, fand Frau von Montpezat Gelegenheit, eine besondere Ergebenheit für die seit langem verbannte Dynastie an den Tag zu legen. Seit der Rückkehr der Familie der Bourbonen erschien Frau von Montpezat niemals bemüht, irgendwie Erinnerungen an ihr Verhalten zur Geltung zu bringen, die für sie ein persönliches Interesse hätten erwecken können. Das Zartgefühl begreift nicht, daß man daran denken kann, an geleistete Dienste zu erinnern, und noch viel weniger, daß man eingebildete Dienste ausnützen könne. Ohne zu befürchten, eine zu hohe Vorstellung von dem politischen Charakter einer Frau zu geben, wagen wir zu erklären, daß Frau von Montpezat konstitutionelle Anschauungen und Gefühle hegte: es heißt eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Fürsten verraten, wenn man den Wunsch nach der Errichtung der gesetzmäßigen Ordnung hegt, welche die Sicherheit der Throne und vielleicht noch mehr die derjenigen ist, welche die Throne einnehmen.

Frau von Montpezat war in Avignon geboren.

Der Abbé von Choisy erschien, als er das Alter von sechzig Jahren erreicht hatte, sehr betrübt und melancholisch im gesellschaftlichen Verkehr: als man ihn zu reizen suchte und man ihn nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, antwortete er: „Ich weiß, was es auf sich hat." Ich hätte das Recht, nach so vielen Erfahrungen aller Art, die ich gemacht, die gleiche Antwort zu erteilen. Meine durch den Tod der mir entrissenen Freundin verwaiste Hütte wurde glücklicherweise von der besten von allen, von meiner Frau, geteilt, die ich vor vierzig Jahren in der Provence geheiratet hatte. Sie hatte fast gar nicht mit mir zusammengewohnt, namentlich seit der Revolution. Sie war in unserer Provinz geblieben, mit ihrem Herzen an dem Königtum hängend, wie ihr Mann an der Republik hing. Indessen hatten nicht politische Gründe uns so lange aus einander gehalten. Meine Frau hatte erfahren, daß ich krank sei; da war sie zu demjenigen geeilt, den sie achtete und den sie stets geliebt hat, selbst damals, als die Leidenschaften und die Geschäfte uns

in so großem Abstand von einander hielten. Viele meiner Freunde hatten mich gar nicht für verheiratet gehalten. Meine Frau wirkte, als sie aus der Provence ankam und meine Häuslichkeit teilte, wie eine Erscheinung und wie ein Ereignis. Ich stelle sie meinen Freunden wie eine mir kürzlich angetraute Gattin vor, und alle diejenigen, welche die Bekanntschaft dieser durch Herz und Geist sich auszeichnenden Frau machen, bedauern, daß sie das nicht früher gethan haben.

Meine Vermögenslage gestattet mir noch, in anständiger, aber einfacher Weise einige Freunde zu empfangen und ihnen zuweilen eine leidliche Mahlzeit anzubieten. Unter den Personen, die mich von Zeit zu Zeit in meiner Zurückgezogenheit aufsuchen, erwähne ich gerne den Admiral Sidney Smith, einen Mann von Kopf und Herz, der der Freiheit wirklich ergeben ist und mit dem ich aus diesem Grunde verbunden bin. Der Grund, den man wegen meiner Teilnahme an seinem Entkommen aus dem Temple angegeben hat, ist falsch. Ich hatte in keiner Weise zu dem Entkommen des Admirals Sidney Smith beigetragen, aber ich hatte die Strenge, mit der man ihn behandelte, für unrecht gefunden, ebenso wie die gewundene Anwendung des Gesetzes, auf welcher der bekannte Merlin bestand, der keine Idee von dem Völkerrecht hatte und in eigensinniger Weise nicht anerkennen wollte, daß es sich um einen Kriegsgefangenen handelte. Deshalb hatte ich das Entkommen Smiths mit Beifall begrüßt.

Der General Guilleminot, der sich seither in der Diplomatie und im Kriege ausgezeichnet hat, wurde mir durch seinen Schwager, den General Fernig, vorgestellt. Dieser General will dem Einsiedler von Chaillot hier und da eine Aufmerksamkeit erweisen und hat stets in dem General Guilleminot die Gesinnungen eines wirklichen Franzosen erblickt: er ist zweifelsohne sehr zurückhaltend in seinem Verkehr, aber diese Zurückhaltung liegt vielleicht weniger an seinem Charakter als an seiner Stellung und an seinen Aussichten für die Zukunft. Diejenige, die sich endlich vor ihm eröffnet, ist lange durch eine entschieden politische Ungerechtigkeit hintangehalten worden. Guillminot war dem General Moreau, von dem er geschätzt wurde, aufrichtig ergeben gewesen: er hatte seinem kommandirenden General eine Gesinnung bewahrt, die er bei dessen Unglück keines-

wegs verleugnete. Bonaparte hätte deshalb Guilleminot nur noch höher achten müssen: er ließ ihn verhaften und schloß ihn lange Zeit von jeder Beförderung aus. Das wirkliche und überlegene Verdienst Guilleminots ist endlich zu Tage getreten, und was ich eben seine Zukunft genannt habe, ist heute seine ehrenvolle Gegenwart, die ihm gestattet, auf alles zu hoffen. Guilleminot besitzt eine aufrichtige Gutmütigkeit, zugleich aber auch eine wirkliche Geschicklichkeit, diejenige, welche die Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten und der dadurch bewirkte unmittelbare Verkehr mit den Leuten verleihen.

Unter den Persönlichkeiten, die mich mit Vergnügen aufzusuchen schienen und sich im gesellschaftlichen Verkehr dessen nicht so rühmten, wie sie es mir in schmeichelhafter Weise ausdrückten, wenn sie persönlich mit mir sprachen, hat man mir den Abbé von Pradt, den früheren Bischof von Mecheln, als einen von denjenigen genannt, die mich gewissermaßen „zu ihren Zwecken“ aufsuchten. Ich habe von denjenigen, welche mir die Freundschaft erwiesen, mich aufzusuchen, niemals verlangt, daß sie ihre Zuneigung so weit ausdehnen sollten, daß darüber ihre eigene Ruhe gestört würde. Bei einem liebenden, so oftmals getäuschten Herzen würde ich gerne mit einer negativen Freundschaft vorlieb genommen haben, die nach der Ansicht Chamfords nicht die schlechteste ist, der gesagt hat, wir hätten auf dieser Welt auf drei Arten von Freunden zu rechnen: auf diejenigen, die Uebles von uns reden, auf diejenigen, die es uns erweisen, und auf diejenigen, die uns weder Gutes noch Uebles zufügen.

Da ich aufrichtig die Verpflichtung erfüllen möchte, die ich wegen Veröffentlichung meiner Memoiren auf mich genommen, muß ich mich ernstlich mit ihrer Abfassung beschäftigen und ihnen meine letzte Muße widmen. Ich empfange fast nur noch zur Zeit meiner Mahlzeit. Dieser Augenblick des Essens ist meine Zerstreuung und zugleich eine Erholung, die nicht ganz ohne Nutzen für meine historische Politik ist: sie findet sich zu sehr durch Gespräche angeregt, die von gleichzeitigen Dingen handeln. Mehrere wichtige Erinnerungen werden mir ins Gedächtnis zurückgerufen und klären sich auf; einige meiner Ansichten berichtigten sich, über die Personen, wie über die Dinge. Ich bin nicht so eigensinnig, daß ich glauben möchte, ich hätte niemals Irrtümer begangen. Ich

verteidige nur meine Absichten. Ich wage es, offen auszusprechen, daß ich niemals andere gehabt als die, welche den Dienst meines Vaterlandes und die Errichtung der Freiheit zum Zwecke hatten. Dieses bestimmte Gefühl meines Gewissens kann mich immer noch mit einem gewissen Stolze auf mich selbst erfüllen bei alle dem Unrecht, das ich mir zur Last gelegt habe. Das Nachdenken, dem ich mich über so viele sich wieder einstellende Gedanken hingebe, flößt mir zugleich eine große Nachsicht gegen die Menschen ein, welche für sich die Rechtfertigung geltend machen, die ich für mich in Anspruch nehme, diejenige, das Gute gewollt und gesucht zu haben, als wir vielleicht das Schlechte thaten. Nur für die Verräter, das heißt für die freiwilligen und eigennützigen Sklaven kenne ich keine Nachsicht. Irgend ein moderner Schriftsteller, ich glaube Vauvenargues, hat gesagt: „Die Freiheit hat sich vielleicht mehr noch über die Sklaven zu beklagen als über die Tyrannen.“ Aber der Unterschied ist fein, denn der Grund des Charakters ist bei beiden Arten von Persönlichkeiten derselbe; nur die Stellung macht einen Unterschied.

Obgleich die Bewegung der Kommenden und Gehenden zuweilen günstig auf meine Erinnerungen einwirken könnte, schränke ich Tag für Tag den Kreis meiner Gesellschaft ein, aber jene patriotische Neugierde, welche mich stets mit Unruhe und selten mit Freude über das Geschick meines Vaterlandes erfüllt, versetzt mich in die Notwendigkeit, mich durch die Zeitungen und die Bücher auf dem Laufenden zu erhalten. Ich gebe zuweilen auch dem Wunsche nach, den mir einige historische Persönlichkeiten kundgegeben haben, in mir einen Mann aufzusuchen, von dem sie ihrerseits wollen, daß er in der gleichen Weise historisch sei, und den sie zu beurteilen suchen, wie ich sie zu erraten suche.

Unter den Neugierigen, die so freundlich waren, mir die Ehre ihres Besuches zu erzeigen, muß ich in erster Linie den Herzog von Richelieu nennen. Er suchte mich in meiner Zurückgezogenheit ohne vorherige Ankündigung und ohne jeden Mittelsmann auf, nachdem er sich morgens nur durch seinen Kammerdiener bei dem meinigen hatte erkundigen lassen, ob ich in meiner Wohnung ohne Umstände den Herzog von Richelieu empfangen könne und zu welcher Stunde. Ich ließ ihm sagen, daß ich ihn abends nach dem Essen erwarte.

Der Herzog von Richelieu und ich hatten uns niemals gesehen; aber die Bekanntschaft, die wir durch unsere gegenseitige Berühmtheit gemacht, gestattete uns, zu einem bald sich vertraulich gestaltenden Gespräche zu gelangen. Ich war für Herrn von Richelieu das, was die Schauspieler eines großen Dramas sind, dem man nur aus der Ferne zugeschaut hat, oder ganz einfach das, was unser Fabeldichter in seiner Verteidigung der schwimmenden Stäbe so gut dargestellt hat. Ich war in den Augen des seit zwanzig Jahren aus Frankreich abwesend gewesenen Emigranten „der größte Revolutionär unseres Landes“; und es muß zugegeben werden, daß man im Sinne der Prinzipien und selbst der begleitenden Handlungen mein Verdienst nicht zu sehr übertrieb. Ich war gewesen und ich war wirklich und offen, wie diese Herren es auffassen, ein „Revolutionsmann“ von ziemlich großer Gewalt. Die Erinnerung an die Belagerung von Toulon, an den 9. Thermidor und den 13. Vendémiaire verliehen mir einen ziemlich bedeutenden Glorienschein. Das ist das Glück der Leute, die eine große Macht ausgeübt haben, daß diejenigen, die sie nur aus großer Entfernung beobachtet haben, sie von dieser Erinnerung nicht mehr trennen, auch wenn sie nicht mehr vorhanden ist. Den meisten unserer Beurteiler in Frankreich und Europa ergeht es in dieser Hinsicht wie den Wilden Amerikas, die bei ihrem Zusammentreffen mit Ferdinand Cortez die Artilleristen mit ihren Geschützen und die Kavalleristen mit ihren Pferden verwechselten, weil sie in den Reitern die Centauren zu erblicken glaubten, von denen die Mythologie spricht; so sah ich, trotz allem, was ich ihm nach den Gepflogenheiten einer Gesellschaft von dem gleichen Range mit der des Herrn von Richelieu, in deren Ueberlieferungen ich groß geworden war, an Erleichterung bieten konnte, um es meinem Gaste bequem zu machen, diesen, da ich krank und schwach in meinem Lehnstuhl zurücklehnte, wie von unten zu mir emporblicken mit einer Verehrung, die man fast Unterwürfigkeit hätte nennen können. Seine Einbildungskraft schien mir infolge dessen, was ich gesagt habe, besonders erregt und besonders neugierig auf diejenigen Dinge zu sein, die sich in Frankreich während seines Aufenthalts in Odessa zugetragen hatten. So hätte er gerne alle Epochen, an die ich erinnert habe, ohne es von mir abzulehnen, daß ich mit denselben identifizirt worden bin, eine nach

März 1822.

der andern erfunden mögen; er begann damit, an mich Fragen über die Schauspieler und Akte der ersten Revolution zu richten, über die einzelnen Umstände, über die Fehler und selbst die feinsten Unterschiede, wobei er einen so weiten Gesichtskreis umfaßte, daß ich das Mittel nicht absah, ihm zu folgen; und ich glaubte, daß der Augenblick, der uns gelassen sei, uns nicht gestatte, die ganze Geschichte der Revolution durchzugehen. Ich war gleichwohl weit entfernt davon, einem „revolutionären" Gespräch aus dem Wege zu gehen. Wenn man einer der Soldaten dieses dreißigjährigen Krieges gewesen ist, den wir die Revolution genannt haben, würde es schwer halten, daß man nicht gern davon spräche, daß man davon erzählte und daß man wie die Soldaten, die auf dem Schlachtfelde mit dem Leben davongekommen sind, nicht viel von den wunderbaren Dingen zu sagen hätte, an denen man seinen Anteil beanspruchen zu können glaubt. Um das handelte es sich aber in diesem Augenblicke Herrn von Richelieu gegenüber nicht. Es schien mir, als könne sein Besuch einen andern Zweck und ein größeres aktuelles Interesse haben als das einer gründlichen Darlegung unserer allzu langen Revolution; ich sagte daher zu Herrn von Richelieu, daß, wenn er über diese Epoche einige genauere Aufschlüsse verlange, ich mir ein großes Vergnügen daraus machen würde, sie ihm persönlich zu verschaffen, wie überhaupt über alle Epochen, bei denen ich meinen Anteil an den vollzogenen Thatsachen beanspruchen könne.

Herr von Richelieu, dem es lieb war, daß wir diesen ersten Teil unserer Revolution vertagten, sprang sofort zu der berühmten Persönlichkeit über, die so viel gethan hat, sich ihr als fremd erscheinen zu lassen, und die doch nur ihr Fortsetzer und ein längere Zeit in ihr mit Erfolg sich behauptender Schauspieler ist und nicht weniger ihr Ergebnis, als ihr Vorgänger Robespierre, Bonaparte. Herr von Richelieu hätte gern etwas darüber vernommen, wie ich Bonaparte kennen gelernt, wann und wie ich mit ihm zusammengetroffen sei, und ob wirklich etwas Wahres an seinen militärischen Talenten und seinem Verhalten dem Direktorium gegenüber, in Aegypten, am 18. Brumaire selbst und so weiter, sei.

Ich antwortete Herrn von Richelieu, was dieses echte und unverfälschte Produkt der Revolution betreffe, so lasse sich darüber vielleicht, soweit

das Verhältnis in Betracht komme, in welchem es zum Schauplatze der Revolution gestanden habe, mehr sagen, als über die Revolution selbst: wenn er mir also die Ehre eines zweiten Besuches schenken wolle, so würde ich die Antwort, die er zu haben wünsche, nicht auf zu lange Zeit hinausschieben, und wir könnten von alle dem in meinem Garten von Chaillot plaudern, wie die unparteiischen Schatten der elyseïschen Gefilde, wenn sie den Styx passirt haben.

Herr von Richelieu erkannte thatsächlich an, daß der Stoff über Bonaparte zu ausgedehnt sein könne und einige Tage Aufschub erforderlich mache; er glaubte sich auf einen weniger komplizirten und leichter zu erörternden Gegenstand, als Bonaparte es war, werfen zu können, auf den Kronprinzen von Schweden, dem es in diesem Augenblicke gelungen war, schwedischer König zu werden, und der ja auch ein früherer Soldat der königlichen Marine gewesen war und der nun die unaussprechliche Freude erlebte, sich eine Krone aufs Haupt zu setzen. „Sie müssen," sagte mir Herr von Richelieu, „jedenfalls ja diesen Mann persönlich gekannt haben, der jetzt mit so ernsthafter Miene auf seinem Throne sitzt, während bereits alle mit ihm erhobenen Genossen heruntergepurzelt sind." — „Bis jetzt," entgegnete ich ihm, „muß man zugeben, daß er der Seiltänzer gewesen ist, der sich am besten auf dem Seil gehalten hat." — „Wenn," entgegnete mir Herr von Richelieu, „das Seil in der ersten Zeit der Revolution gerissen wäre, wären die Unglücklichen, die gestürzt wären, wohl Gefahr gelaufen, irgendwo hängen zu bleiben, heute kommt man bei unseren milderen Sitten mit dem Absturze davon. Das kann Herr Bernadotte noch erleben, so klug er ist, denn er ist bis jetzt der erste der geschickten und schlausten Leute unserer Zeit. Was ist dieser Bernadotte, Herr von Barras, was halten Sie davon? Sagen Sie es mir, ich bitte Sie darum, oder vielmehr, was ist er gewesen? Denn bei der augenblicklichen Lage trage ich kein Bedenken, ihn etwas für einen Royalisten zu halten. War er es auch damals, als er im Solde und unter dem Befehle des Direktoriums stand?" — Ich antwortete Herrn von Richelieu: „Bernadotte war nichts und alles; er ist ein Mann, der stets den Umständen angehört und in bewundernswerter Weise seinen Nutzen daraus zieht."

„Das vermute ich auch," entgegnete Herr von Richelieu, „nach dem,

was ich schon seit langer Zeit von seinen Intriguen und seinen intriganten Versuchen bei Kaiser Alexander und gleichzeitig bei England weiß. Aber mir begegnet da, mir persönlich, Herr von Barras, wir können das unter Männern und ohne weiteres sagen, und ich wage sogar zu behaupten, daß das kein Anlaß zur Schmeichelei ist, mir begegnet eine ziemlich merkwürdige Sache: es ist das eine sich unter dem Namen einer zärtlichen Neigung darstellende Verfolgung durch Frau Bernadotte, die man heute Königin von Schweden nennt und die sich wohlgefällig so nennen läßt. Schon seit zwei Jahren läßt mich diese kleine oder große Dame von morgens früh bis abends spät nicht einen Augenblick in Ruhe: sie erweist mir die Ehre, mir auf Schritt und Tritt zu folgen; sie dringt in alle Häuser ein, wo ich verkehre, sie kompromittirt sich dort in unanständiger Weise den Bedienten, wie den Hausherren gegenüber und so weiter. Die Frauen haben mich, Herr von Barras, nie viel beschäftigt, sie beschäftigen sich gewöhnlich wenig mit uns, wenn wir uns nicht mit ihnen beschäftigen. Ich habe übrigens nichts gethan, was Anlaß zu einer derartigen Verfolgung durch die interessante Tochter des Marseiller Seifenhändlers, die heute Königin von Schweden ist, geben könnte. Wenn von früher Jugend an die Liebe stets so wenig Einfluß auf mich gewonnen hat, kann das heute nicht anders werden, selbst wenn ich von meiner Seite der Königin von Schweden Sympathie oder Mitleid entgegenbringen wollte. Aber es scheint mir, daß in ihrem fortwährenden Bemühen, das ich mich nicht scheue, eine hartnäckige Verfolgung zu nennen, etwas liegt, was nicht die Illusion eines zarten Gefühls aufkommen lassen kann. Die Art, wie sie einige ihrer Leute in meine Vorzimmer und bis in meine Ställe hinein gebracht hat, alles das hat nichts Natürliches an sich, wenn es nicht auf ihr Verlangen zurückzuführen ist, sich über alles Bericht erstatten zu lassen, was mit mir vorgeht, und über alles, was ich irgendwie in meiner Stellung unternehmen kann, die, wie sie ganz gut weiß, mich in Beziehungen zu der allgemeinen europäischen Politik bringt. Ich habe mich den Liebenswürdigkeiten der kleinen Königin Désirée von Marseille gegenüber so ablehnend verhalten, daß ich sie für doppelt ermüdet und beschämt halten müßte, wenn sie bloß für sich selbst handelte; aber nach allem, was mir von verschiedenen Seiten zugekommen ist, scheint es mir

gewiß, daß ihre angebliche Liebe zu mir nur der Vorwand und der Schleier für eine sehr wichtige polizeiliche Mission ist, die sie bei mir im Interesse und auf ausdrückliche Anweisung ihres erhabenen Gemahls ausübt. Bernadotte ist nach dem, was man mir versichert hat, ein sehr schlauer Mann, dem alles recht ist, wenn es seinen Zwecken dient. Er glaubt, daß man ins Haus alles brauchen könne, und daß man die Frauen in Bewegung setzen muß, selbst die eigene, wenn das für ein politisches Interesse ersprießlich ist. Frau Bernadotte ist, trotzdem sie die Komödie durchführen will, als brächte sie mir eine übertriebene Neigung entgegen, gewiß eine anständige, brave und ihrem Manne ergebene Frau: seine Majestät hatte ihr etwas Ruhe in ihrer ehelichen Zuneigung gönnen wollen und sie darum mit einer vertraulichen Mission betraut. Sie ist ein kleiner schwedischer Polizeiagent, den der erlauchte Gemahl mir zugewiesen hat, wie er es früher in Frankreich unter der kaiserlichen Regierung gethan hatte, als er sich seiner kleinen Frau in wunderbarer Weise zu seinen persönlichen Intriguen bediente, während die Bonaparte ihrerseits glaubten, Frau Bernadotte sei ein Werkzeug ihrer Familie Mag sie nun damals die beiderseitigen Interessen zugleich oder ihren Gemahl allein verraten haben, fest steht, daß als einfacher Agent Frau Bernadotte bereits eine große Geschicklichkeit an den Tag legte; würde man ihr wohl unrecht thun, wenn man ihr den Charakter eines doppelten Agenten beilegte, wie sie ihn in diesem Augenblicke kundzugeben scheint? Diese kleine Frau Bernadotte ist durchaus nicht eine absolute Null und auch nicht eine ganz gewöhnliche Person, wie sie es zu sein scheint. Sie hat sich vor allem in dieser Hinsicht das Vertrauen ihres erhabenen Gemahls zu verdienen gewußt, und sie versteht sich auf das, was diesem förderlich ist."

Herr von Richelieu war, als er mir den erwähnten Besuch abstattete, viel jünger und besser wohlauf, als ich. Ich will nicht behaupten, daß er ebenso philosophisch gestimmt und so resignirt gewesen sei, wie ich in meiner Abgeschiedenheit: es schien ihm sehr leid zu thun, daß mehrere Angelegenheiten unerledigt geblieben seien, die er gerne zu Ende geführt, und die das nur durch ihn gekonnt hätten. So pflegen gewöhnlich diejenigen zu denken und zu sprechen, die aus einem Ministerium scheiden;

aber diejenigen, die keinen Vorteil aus der Gewalt zu ziehen verstanden haben, so lange sie an derselben waren, flößen nicht dasselbe Bedauern ein, das sie empfinden. Wenn man mich fragt, wie ich zu dieser Anschauung komme, will ich nicht in Abrede stellen, daß ich sie möglicherweise aus persönlicher Erfahrung schöpfe. „Woher haben Sie das, was Sie so einleuchtend auseinandergesetzt haben?" fragte man einst einen berühmten Prediger. Masillon entgegnete: „Dadurch, daß ich zu meinem eigenen Herzen herabgestiegen bin." „Schreiben wir unsere Memoiren," sagte ich zu Herrn Richelieu, als ich ihn verließ; „was mich anlangt, so bin ich dabei." — „Das fällt Ihnen leicht, General," entgegnete mir Herr von Richelieu seufzend: „Sie befinden sich hier wirklich an der Heimstätte des Friedens, es ist das Elysium selbst." Ich täuschte mich nicht über den Seufzer des Herrn von Richelieu, es war beinahe sein letzter; ich erfuhr seinen Tod einige Tage nach unserer Zusammenkunft (es war im März 1822).

Juni 1824. Während ich meine Memoiren vorbereite und einen Blick auf das zahlreiche Material werfe, das es mir gelungen ist, trotz der Diebstähle und Räubereien, welche an demselben in meiner Behausung die Agenten Bonapartes verübt haben, beisammen zu halten, läßt einer meiner ehemaligen Kollegen, der behender als ich und doch beinahe noch älter ist, seine Memoiren in zwei Oktavbänden erscheinen. Ich erhalte von Gohier den folgenden Brief:

Paris, den 20. Juni 1824.

Barras, ich stelle Dir meine Memoiren zu. Als Du Dich durch Deinen Brief vom 20. Juni 1819 auf das Zeugnis Deiner früheren Freunde beriefst, zögerte ich nicht, auf Deinen Anruf zu entgegnen, und ich freue mich darüber, daß ich diejenigen an Fauche-Borel verweisen konnte, welche Dich mit diesem unseligen Verschwörer in Verbindung brachten. Du wirst jedenfalls nicht minder freimütig auf den Appell antworten, den ich an Dich richte. Die Thatsachen, über welche ich von Dir eine Erklärung verlange, sind durchaus darnach angethan, daß Du allein das Recht hast, darüber die Wahrheit bekannt zu machen, und Du hast ein Interesse daran, daß es geschieht: denn ich schmeichle mir, daß die Enthüllungen, die man von Dir erwartet, nichts bringen werden, was nicht die Achtung eines Kollegen rechtfertigt, der über Deiner Ehre nicht minder, wie über der seinigen wacht.

Gohier.

Mein verehrenswerter Kollege Gohier hat, betroffen von dem Attentate des 18. Brumaire, geglaubt, die beste Widerlegung, die man ihm entgegensetzen könne, sei, zu beweisen, daß dieser Tag mindestens überflüssig gewesen sei; Frankreich sei durch die auswärtigen Siege gerettet worden und das regenerirte Direktorium hätte für alles ausreichen können. Mein verehrenswerter Freund wird nicht glauben, daß ich, nachdem ich so konstant zu dem Zustandekommen des Tages vom 18. Fructidor mitgewirkt und ich mich durch alle, die ihm gefolgt sind, in der Regierung behauptet habe, eine Klage gegen den dadurch herbeigeführten Stand der Dinge erheben wolle, als dessen ersten Urheber man mich ja bezeichnen könnte. Es scheint mir zunächst, daß der Grund meiner Beteiligung an allen früheren Ereignissen durchaus kein Beweisgrund dafür ist, daß wir uns, weil alles, auch dasjenige, was vorangegangen war, berechtigt war, in diesem Augenblicke in der besten aller möglichen Welten befinden müßten. Gerade weil das Direktorium so vielen unzähligen Verstümmelungen in seinem Personenstande unterworfen worden war, hielt ich es für geschwächt und nicht für verjüngt, für „degenerirt" und nicht für „regenerirt", wie Gohier sagte. Wir waren Direktorium nicht sowohl der That, als dem Namen und der Zahl nach. Dasselbe glich der ersten Schöpfung nicht weiter als das Messerchen, das ein Kind immer noch für dasselbe hielt, obgleich es mehrmals ein neues Heft und neue Klingen bekommen hatte. Wir hatten von allen Seiten Breschen in dasselbe legen lassen und diese Breschen blieben offen. So geht es Familien, die gespalten sind und das Unglück haben, das Publikum ihre Zwietracht gewahren zu lassen. Nur selten zieht ein Feind nicht Nutzen davon, und die vernünftigste der Hauswirtschaften, in denen irgend eine Spaltung vorhanden ist, ist immer noch die, die dem Publikum das verbirgt, und in der die Frau Sagnarelles zu dem Fremden sagt: „Was geht das Sie an, ich will es, ich, daß mein Mann mich prügelt!"

Ich hatte im Jahre 1820 einen Besuch meines alten Kollegen Gohier empfangen, der mir zu- oder vielmehr zurückgeführt wurde von einem alten, gemeinsamen Freunde, dem Mann meiner Cousine, welcher die politischen Grundsätze teilte, denen nur Leute entsagen, die niemals Grundsätze gehabt haben. Gohier hatte mir damals Mitteilung von dem Vorhaben

gemacht, seine Memoiren zu veröffentlichen; er hatte mir sogar einige Stellen daraus vorgelesen, namentlich die auf den 18. Brumaire bezüglichen. Ich war erstaunt gewesen, zu gewahren, daß er immer noch an der einseitigen Ansicht festhielt, das Direktorium des Jahres VII sei das „regenerirte" Direktorium gewesen, und ich sagte ihm das. Wenn ich auch die freiheitliche Gesinnung, von der sein Werk diktirt wurde, billigte und teilte, hätte ich doch gewünscht, er hätte den Vorgängen jener Zeit mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen. Ich glaubte, wir seien in der langen Unterredung, die wir hatten, über diesen Punkt eins geworden: wie groß war mein Erstaunen, als ich das Werk nach seinem Erscheinen erhielt und statt einer Berichtigung, wie ich glaubte, daß wir sie vereinbart hätten, eine weitere Entwicklung und eine noch stärkere Betonung seiner ganz persönlichen Ansicht hinsichtlich eines Punktes fand, bei dem meines Erachtens der Autor die Bescheidenheit hätte haben müssen, wo nicht zu verschwinden, so doch ein wenig zurückzutreten. Gohier schien mir in Betreff meiner nicht gerechter und genauer zu sein, als bezüglich des ganzen Zusammenhangs der Dinge; von meinem Rücktritte am Tage nach dem 18. Brumaire redend, nannte er mein Entlassungsgesuch einen „Abfall". Dieses Wort verletzte mich im höchsten Grade. Wenn ich mein Leben der Verbannung und Verfolgung, das fünfzehn Jahre angedauert hatte, meine beständige Ablehnung jeder Stelle und jeder Annäherung an den Tyrannen Frankreichs mit dem Betragen so vieler anderer verglich, das weniger fest, als das meinige gewesen ist, dann, meine ich, konnte dieser Vergleich und diese Rückkehr zu mir selbst mich einigermaßen mit Stolz erfüllen, und es war die verletzende Ungerechtigkeit, der ich mich von Gohier ausgesetzt glaubte, wohl darnach angethan, meine Erregung nur noch zu steigern. In dieser Stimmung schrieb ich allerdings etwas zu aufgeregt an Gohier, indem ich ihm das Exemplar seiner Memoiren zurückschickte, das er mir gesandt hatte; ich wünsche, daß dieser brave Mann, dieser vortreffliche Bürger darüber sich keiner dauernden Verstimmung hingegeben hat. Es würde für die Feinde der Freiheit eine zu große Freude sein, wenn sie sagen könnten, daß zwei noch lebende Mitglieder der ersten Behörde der Republik sich über Dinge entzweit hätten, die ihnen am besten hätten bekannt sein müssen und die sie persönlich betrafen; mögen sie wissen, daß ein Augenblick der Erklärung

oder höchstens der Diskussion hingereicht hat, uns zu verständigen. Zeuge davon ist die ganz in meinem Sinne gehaltene Erzählung von den Vorgängen des 18. Brumaire, die man gelesen hat. Leute, die durch die Bande der Achtung mit einander vereinigt sind, können nicht geteilter Ansicht über die Hauptpunkte sein, die das Geschick ihres Landes berührt haben: ich gebe hier gerne dem Gefühle meiner aufrichtigen Hochachtung vor meinem alten Kameraden Ausdruck. Ich bin überzeugt davon, daß derjenige von uns beiden, der zuerst aus dem Leben scheiden wird, in dem Ueberlebenden einen getreuen Verteidiger gegen unsere gemeinsamen Feinde hinterlassen wird, die keine anderen als diejenigen der Freiheit sind.

Bei den beiden wichtigen Veranlassungen, bei welchen der Name Lafayettes unter meine Feder gekommen ist, hat man erkennen können, was meine Ansicht über diese hervorragende Persönlichkeit war, die schon durch ihre früheren, dem Vaterlande geleisteten Dienste Anspruch auf unsere Achtung hatte und sich dieselbe immer noch mehr erwarb durch das Festhalten an ihrer bürgerlichen Gesinnung und das Hinwegsetzen über jeden persönlichen Ehrgeiz. Ich habe kein Bedenken getragen, einzugestehen, daß ich in gewissen Augenblicken der Revolution die leidenschaftliche Voreingenommenheit einiger Republikaner gegen Lafayette habe teilen können. Wir mußten ihm unsere ganze Achtung zollen, als wir die edle Fortdauer seiner Grundsätze sahen: sie hat dargethan, daß selbst seine Fehler, wenn er welche hatte — und wer hat solche im Verlauf einer Revolution nicht? — daß seine Fehler, sage ich, nur von dem treuen Festhalten an seinen Grundsätzen herkamen, die zu verletzen er sich durch nichts für berechtigt gehalten haben würde. Ich war krank, als Lafayette sich bei mir einstellte, und es that mir sehr leid, daß ich mir das Vergnügen einer Unterhaltung mit ihm versagen mußte. Ich spreche ihm an dieser Stelle mein lebhaftes Bedauern hierüber aus, und wenn ich an mehreren Stellen meiner Memoiren die gemeinen Renegaten der Republik nach Gebühr habe züchtigen müssen, so ist es das erste und letzte Bedürfnis für mein Herz, sich in vollem Umfange das ganze Gefühl der Achtung und hohen Zuneigung zu bewahren, die ich nie unterlassen werde, den wirklichen Freunden der Freiheit entgegen zu bringen.

1827. Unter den der Achtung werten Personen, die mir die Ehre erzeigt haben, mich in meiner Hütte aufzusuchen, hat der Herzog von Choiseul, wie ich wohl glaube, nicht zu denjenigen gehört, die, bloß von einem Gefühle der Neugierde oder gar der Böswilligkeit gegen ein Ueberbleibsel der Revolution getrieben, kamen. Herr von Choiseul stellte sich mir mit dem Ausdrucke freimütiger Herzlichkeit vor; er zögerte nicht, Worte der Achtung und selbst der Dankbarkeit zu äußern. Ich konnte wohl etwas von diesem doppelten Gefühle verdienen. Ich war gewiß eines der Mitglieder des Direktoriums, das am meisten die Ansicht verteidigt hatte, die Schiffbrüchigen von Calais fielen nicht nur nicht unter das Emigrantengesetz, sondern müßten, weit entfernt davon, ein hartes Urteil zu verdienen, ganz einfach in Freiheit gesetzt werden. Ich würde erzählen, wie viele Lanzen ich mit Merlin von Douai gebrochen hatte, wenn dieser Tristan, dem nur ein Ludwig XI. fehlte, nicht so viele Thaten dieser Art auf seinem Gewissen hätte, daß darüber gar nichts mehr zu sagen ist. Herr von Choiseul hat übrigens bei einem sehr ernsten Anlasse bewiesen, was die Art der Rache ist, deren ein großes Herz, wie das seinige, fähig ist. Als der Sohn seines Verfolgers Merlin (der Brigadegeneral Eugène Merlin) sich in eine vor die Pairskammer gebrachte Sache verwickelt sah, hat Herr von Choiseul das edelmütige Verfahren beobachtet, das er vorher in der Sache des Marschalls Ney an den Tag gelegt hatte.

In der Zeit, als Herr von Choiseul, zwischen Leben und Tod schwebend im Gefängnisse saß, hatte ich häufig den Besuch seiner verehrenswerten Tante erhalten, und da ich mich in meinem Fünftel der vollziehenden Gewalt nicht stark genug zu fühlen vermochte, um ihr die Gerechtigkeit zu erweisen, um welche sie für ihren Neffen nachsuchte, hatte ich wenigstens versucht, was in meinen Kräften stand, indem ich ihr den in einer Revolution so wohlangebrachten Rat gab, „Zeit zu gewinnen". Der Rat war von Erfolg für sie gewesen; sie hatte mir dafür zu mehrerenmalen schriftlich ihren Dank abgestattet, und ihr Neffe glaubte mir diese Gesinnung weiter bethätigen zu müssen durch das Verhältnis der Achtung, das sich daraus entspann. Herr von Choiseul hat sich veranlaßt gesehen, mir einiges Vertrauen zu erweisen, und ich konstatire hier gern, daß er ein Mann war, der mir, abgesehen von etwas Verschmitztheit, wie der

Geist und die Gewohnheiten des alten Hofes sie mit sich brachten, wenigstens den ganzen Freimut eines guten Herzens und die Reinheit des wirklichen Patriotismus zu besitzen schien.

1827. Der Herzog von Rivière besucht Barras zu Chaillot.

Den gleichen Grad von Aufrichtigkeit darf ich, glaube ich, einem andern Herzog neuesten Datums, dem Herrn Herzog von Rivière, nicht beimessen, der mich um dieselbe Zeit fragen ließ, ob er mich besuchen dürfe (1827). Sein Besuch hätte als von einem besonderen Interesse eingegeben erscheinen können, denn er sprach sofort im Namen Seiner Majestät Karls X. zu mir, und als ob er der Tradition des verstorbenen Ludwigs XVIII., seines Bruders, folge und mir die ganze Achtung zeigen wolle, die man vor meiner revolutionären Erfahrung hege. Die Zeit, in der Herr von Rivière mich eines Abends zum erstenmale besuchte, war diejenige, in welcher ein Villèle und Corbière, ohne daß sie sich des Ministeriums überdrüssig fühlten, dessen die Nation schon seit allzu langer Zeit überdrüssig geworden war, dem allgemeinen Tadel verfallen, selbst zu erkennen begannen, daß sie nicht mehr an ihrer Stelle bleiben konnten.

Herr von Rivière begann damit, daß er sich einer sehr bedeutungsvollen, gleichwohl aber sehr gewöhnlichen Formel bediente: „Wir befänden uns in einem recht schwierigen Augenblicke, wir ständen unmittelbar vor einer Krise, wir befänden uns auf einem Vulkan.“

Ich entgegnete Herrn von Rivière, „es liege nur an der Regierung, ob sie sich auf dem Festlande Frankreichs befinden wolle, statt ihrer Stelle auf der glühenden Lava des Königreichs Neapel einzunehmen; eine Regierung schaffe sich thatsächlich ihren Vesuv nach ihrem Wunsche und Belieben, wenn sie sich nicht offen an das Vorhandene halten wolle und alle berechtigten Interessen in Unruhe versetze; wenn die gegenwärtige Regierung glaube, sie handle nicht so, so handle sie wirklich doch durchaus in diesem Sinne und gelange zu diesem Resultate durch die Gesamtheit der Schritte, die sie ergriffen. „Ich kenne,“ sagte ich zu Herrn von Rivière, „die ganze Verlegenheit, welche dem Könige zwanzigtausend Emigranten, Vendéer und Chouans und zweimalhunderttausend heißhungrige Schurken bereiten können, die zwar keine Emigranten und Chouans, aber ganz einfach Geier sind, die sich daran gewöhnt haben, unter der verschiedenen Uniform von Priestern, Höflingen und Militärs von dem

Budget zu leben. Es ist das kein Grund, ihnen das Königreich Frankreich auszuliefern und sie den Körper des Volkes verzehren und sie nach seinem Blute und Schweiße dürsten zu lassen; es sind das alle die Elenden, die, um ihr lässiges und schuldbares Betragen zu rechtfertigen, nachdem sie Ludwig XVI. in den Abgrund des Verderbens hinabgezogen, das Gleiche mit seiner Dynastie thun möchten."

„Sprechen Sie mir nicht von diesen Elenden," entgegnete mir Herr von Rivière; „wer kennt sie besser als ich? Ich habe sie seit langer Zeit ganz in der Nähe vor meinen Augen gehabt; sie wollen immer etwas haben und bekennen sich zu dem Grundsatze, den sie praktisch ausüben, daß man sich stets beklagen muß; aber, Herr General, Sie haben eben ein sehr hartes Wort geäußert, als Sie mir von dem Abgrund sprachen. Wir waren schon so weit herabgekommen, wir haben mehr als fünfzig Fuß Erde über unserem Kopfe gehabt und haben aus der Tiefe unserer Gruft vernehmen können: De profundis clamavi ad te, Domine; Domine, exaudi vocem meam. Mich für mein Teil gelüstet es nicht, nochmals die Rolle eines so tiefen Abstiegs zu übernehmen."

„Das ist nicht minder mein Wunsch, Herr Herzog, wie der Ihrige, und nachdem wir eine traurige und erste Periode aus der Geschichte Englands durchgemacht, nachdem wir uns mit einer zweiten gebrüstet und groß gethan, wollen wir in keine dritte springen. Karl I.! Cromwell! Karl II.! Jakob II.! Was für eine schaudervolle Reihenfolge! Das ist handgreifliche und sehr ernsthafte Geschichte. Ich lese wenig Gedichte, aber wenn sie Gedanken zum Ausdruck bringen, wie sie den uns bedrückenden Umständen entsprechen, muß ich ihnen unwillkürlich Beachtung schenken. Hier, Herr Herzog, lesen Sie diese schreckliche Stelle, die ich eben wieder bei einem unserer ersten Dichter, Lebrun, der moderne Pindar genannt, gefunden habe. Lesen Sie diese Strophe aus seiner Ode über die Ereignisse des 10. August," und der Herzog von Rivière las, selbst das Buch von meinem Kaminsimse nehmend, mit lauter Stimme die folgende Strophe vor, die ich ihm mit dem Finger bezeichnet hatte:

Was schleicht dort schattenhaft heran,
Und lockt dich mit gespenst'gem Blick?
Der Stuart ist's, Ludwig zurück,
Der blut'ge Kronreif zeigt ihn an!...

Ach, die das Unglück euch gesellt,
Untreuer Rat hat euch gefällt
Und Schwäche nur war eu'r Vergehen.
„Sieh winken Block und Richtbeil dort,
Komm, komm!“ Da ist's um ihn geschehen
Der Stuart reißt ihn mit sich fort.

Der Herzog von Rivière las sehr gut und mit lauter Stimme die unerbittliche Strophe vor, und mit mehr Ausdruck, als ich es selbst gewagt; nur gegen Schluß des letzten Teiles schien seine Stimme, die nicht schwächer wurde, eigentümlich traurig zu werden und sich mit Thränen zu mischen; er brach in Schluchzen aus; er schien den Kopf abwenden zu wollen, um mir die Thränen zu verbergen, wandte sich dann aber wieder zu mir und sagte: „Ich bin beschämt über meine Erregung, indes brauche ich über dieselbe nicht vor einem so ehrenwerten Mann wie Sie zu erröten.“ Er hatte sein Taschentuch in der Hand, trocknete seine Thränen und bedeckte seine Augen, indem er mir abwechselnd beide Hände drückte. „Sie sehen,“ fuhr er fort, „wie offen ich gegen Sie bin, ich bitte Sie, mir mit Gleichem zu begegnen. Ich verdiene es wirklich wegen der gründlichen Achtung, die ich lange schon vor Ihrem Charakter hege; ich verlange darüber hinaus weder Anhänglichkeit noch Dank, wenn Sie mir nur die Wahrheit sagen wollen; sagen Sie mir sie ganz, ich ersuche Sie darum, über die Menschen und über die Dinge, wir haben alle ein Interesse daran, sie zu erfahren; der König verlangt, sie kennen zu lernen, und glauben Sie mir, er selbst will Ihre Worte vernehmen.“

„Da Sie darauf bestehen, Herr Herzog, werde ich Ihnen heute, im Jahre 1827, nach dem ganzen Umfang meines Gewissens antworten, wie ich im Jahre 1815, einige Tage vor Rückkehr von der Insel Elba, einer andern Persönlichkeit geantwortet habe, welche leider in einem allzu unumschränkten Maße das Vertrauen Ludwigs XVIII. besaß; er hat es benützt, um sich damit ein gewaltiges und ungeheuerliches Vermögen zu machen, hat aber in allem übrigen wenig Aufrichtigkeit bewiesen. Ich brauchte Ihnen nach dieser Andeutung den Namen Blacas nicht zu nennen. Seit der ersten Restauration haben Sie gesehen, daß beinahe zwölf Jahre verflossen sind, aber sind diese Jahre Wurzeln? Sagen Sie es sich selbst; um sich von der Festigkeit Ihrer Stellung zu überzeugen,

haben Sie ein ganz einfaches Mittel: untersuchen Sie, ob die Gesetze, die man gestern gemacht hat, heute nicht wieder umgestoßen werden könnten, oder ob sie, falls ein Umsturzversuch gemacht wird, fähig sein würden, Widerstand zu leisten. Ich befürchte, der Versuch wird nicht günstig für die Ordnung oder vielmehr die gegenwärtige Unordnung der Dinge ausfallen."

„Reden Sie, reden Sie," sagte mir lebhaft Herr von Rivière, „sagen Sie mir ohne Furcht, was Sie auf dem Herzen haben, über die erste wie über die zweite Restauration. Was soll man thun, was hätte man thun sollen?"

„Herr Herzog, bis auf die erste Restauration zurückgehen, hieße sehr weit zurückgehen, indes nicht bis auf die Sündflut, was vielleicht auch nicht viel mehr nützen würde; da Sie aber darauf bestehen, will ich Ihnen sagen, daß ich bei der ersten Landung Ludwigs XVIII. in Calais ihn lieber hätte auf den Wunsch des französischen Volkes als mit Genehmigung des Königs von England nach Frankreich zurückkehren sehen; nach der ersten Landung würde ich die Dinge hingenommen haben, wie sie waren, und mich nicht gefürchtet haben, der wirklichen Chronologie zu folgen, die man nur verletzen kann, wenn man den mehr als lächerlichen Anachronismus begehen will, seine Herrschaft auf einundzwanzig Jahre zurückzudatiren. Denn sehen Sie wenigstens, was für eine schwache Seite diese einundzwanzig Jahre haben: Ludwig XVIII. hat also während des Schreckens regiert, ja selbst noch vor demselben; somit müssen alle Ereignisse dieser Zeit auf seinen Namen geschrieben und durch den Anspruch, den er erhebt, gewissermaßen mit dem Ansehen der königlichen Gewalt gedeckt werden; so muß das Urteil über Ludwig XVI. und dasjenige über Marie Antoinette unter der Formel ausgefertigt werden: ‚Wir Ludwig XVIII. von Gottes Gnaden . . . befehlen und verordnen' und wie es in der Vollzugsformel weiter heißt. Sehen Sie, wohin eine derartige Inkonsequenz führt; würde das nicht gar zu spaßhaft sein, wenn es nicht so entsetzlich ernst wäre?"

„Es scheint mir," entgegnete Herr von Rivière, „daß es nicht angeht, sich zweier Gewichte und zweier Maße zu bedienen. Von dem Augenblicke an, da Ludwig XVIII. wieder König von Frankreich und

Navarra wurde, konnte er nicht Nachfolger des Herrn von Bonaparte sein; er mußte seinem Neffen Ludwig XVII. folgen, als wenn er zu dessen Lebzeiten Regent gewesen wäre. Es kann das zu eigentümlichen Konsequenzen führen, das gebe ich zu, aber das sind gewaltsame Konsequenzen; wenn man nach einer so langen Revolution das Königtum wieder herstellen will, muß es in den erhabensten und selbst den unglaublichsten Dingen sein ganzes Ansehen wieder gewinnen. Zum Beispiel als jüngsthin die Salbung des Königs in Frage kam, hätte man sie, streng genommen, in Paris vornehmen können; aber da hatte Bonaparte sich salben lassen, und es kam uns wesentlich darauf an, daß sie dort nicht statthabe; hätten wir übrigens in Paris die Sainte Ampoule haben können?

„O, was die Sainte Ampoule anlangt," entgegnete ich, „so bin ich nicht sicher, ob sie dieselbe hinfort auch in Rheims haben werden, denn es ist im Jahre 1793 ein Protokoll über ihre Zerstörung und Vernichtung aufgenommen worden, es ist vorhanden und beweist, daß es keine Sainte Ampoule mehr gibt."

Der Herr Herzog von Rivière konnte nicht umhin, zu lachen, als ich in so positiver Weise zu ihm sprach, dann aber nahm er seinen ganzen Ernst wieder an und verwies mich gleichfalls auf Protokolle: es waren die neuen, die man angefertigt hatte, sie thaten ihrerseits dar, daß die Sainte Ampoule von einem getreuen Royalisten erhalten worden und noch unversehrt vorhanden war.

„Ich will Ihnen in diesem Punkte nicht widersprechen, Herr Herzog: es ist das für Sie ein religiöser wie nicht minder ein politischer Glaubenssatz; aber ich befürchte, daß man Sie über diesen Punkt ebenso getäuscht hat, wie über die Ausgrabung der sterblichen Ueberreste Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes."

„Was ist über diesen Punkt zu sagen, ich bitte Sie," rief mit einer leichten Erregung Herr von Rivière aus; „alles, was die erhabenen Märtyrer angeht, ist geheiligt; Sie müssen mir das, was Sie angedeutet, näher erklären."

„Das," sagte ich ihm, „übersteigt alles andere."

„O, Herr von Barras, das ist ein Grund mehr, daß Sie mir nichts über diese Ausgrabung verheimlichen."

„Gut denn, wenn Sie es absolut wollen, Herr Herzog, werde ich Ihnen sagen, daß der angebliche Erhalter der Reste Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes nur ein Betrüger gewesen ist, wie so viele andere, die die Leichtgläubigkeit der Bourbonen vor und nach ihrer Abreise ausgebeutet haben. Zunächst ist es unmöglich, daß die Ueberreste des Königs und der Königin erhalten geblieben sind; es gibt einen schrecklichen und unbarmherzigen Grund für diese Unmöglichkeit, weil sie durch ungelöschten Kalk zerstört worden sind, welchen die Munizipalbehörden in die Grube hatten bringen lassen, in welche die Opfer geworfen wurden, wie das sämtliche gleichzeitigen Zeugen und die offiziellen Protokolle jener Zeit erweisen. Es sind aber weiter, wie gesagt, die unglücklichen Opfer nicht nur von dem in die tief ausgeworfene Grube gebrachten ungelöschten Kalk zerstört worden, sondern es sind Tausende von anderen Opfern, die um diese Zeit während der Schreckensherrschaft umgekommen sind, über die Ueberreste Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes geworfen worden. Was die letzten der Verurteilten betrifft, welche die Grube geschlossen und ausgefüllt haben, so sind es keine anderen Personen gewesen als Robespierre und die Mitglieder der Kommune von Paris. Daß es mit Robespierre so geschehen, weiß und hat ganz Paris gesehen. Da der Diktator infolge des Vortritts, der den Führern selbst auf dem Schafotte zugestanden wurde, zurückgestellt wurde, ist Robespierre thatsächlich zuletzt hingerichtet worden. Es ist das auf meinen Befehl geschehen. Ich hatte angeordnet, daß er nach dem Revolutionsplatz gebracht und er, wenn er abgethan sei, auf dem Kirchhof der Madeleine in dieselbe Grube wie Ludwig XVI. und Marie Antoinette geworfen werden solle. Ich wollte so Robespierre eine gewisse Annäherung an das Königtum zu teil werden lassen, weil man ihm vorgeworfen hatte, daß das in den letzten Tagen seiner Gewalt seine Neigung gewesen sei. Alle Welt weiß auch, daß Robespierre die einzige um diese Zeit hingerichtete, auf dem Kirchhofe der Madeleine verscharrte Persönlichkeit war, die Schnallen an ihren Hosen und Schuhen trug, und da, so viel ich weiß, von einigen Kleinigkeiten dieser Art die Rede gewesen ist, die bei der Ausgrabung der Leichen Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes gesammelt wurden, wie es auch festgestellt worden ist, daß nach dem Tode Robespierres nur Mitglieder

der Kommune dort begraben worden sind, ist es äußerst wahrscheinlich, daß man Robespierre selbst mit seinen Schnallen für die erhabenen Opfer gehalten hat: so hat man zu Saint Denis niemand anders beigesetzt, als Robespierre und vielleicht einige Knochenüberreste von Saint Just, Couthon oder Henriot, seinen Genossen im Tode. Da sehen Sie, Herr Herzog, welche Pietätlosigkeit man begangen hat; ich würde glauben, durch die bloße Erwähnung dieses Umstandes selbst eine zu begehen, wenn ich zu jemand anders als zu Ihnen spräche; das aber ist das thatsächliche Verhältnis in seiner ganzen Unerbittlichkeit. Sie sehen, welcher Gefahr man das Königtum aussetzt, wenn man bei denjenigen, welche das Opfer so herber Schicksalsschläge wie die Bourbonen geworden sind, den Glauben erwecken will, daß diese Schicksalsschläge keine Wirklichkeit gewesen seien und die Entthronten keinen Augenblick aufgehört hätten, auf dem Throne zu sitzen. Das Schmeichelwort, das Ludwig XVIII. „Ludwig den Ersehnten“ nannte, besagte ja gerade damit, daß er das während seiner Abwesenheit gewesen sei. Nein, Herr Herzog, da Sie von mir volle Offenheit verlangt haben, man kehrt die Chronologie nicht um und man vernichtet die Geschichte nicht: Sie können wohl bewirken und behaupten, daß das Direktorium und Bonaparte für immer aufhöre zu existiren, aber Sie können nicht verhindern, daß sie zu ihrer Zeit existirt haben.“

Herr von Rivière hörte mir mit großer Aufmerksamkeit und buchstäblich mit offenem Munde zu; er sagte mir, er sei beinahe über alles, was ich ihm angeführt, der gleichen Ansicht wie ich; es fehle sehr wenig daran, daß wir uns einander näherten und später zu einem vollen Einverständnis kämen. „Aber, was habe ich Sie soeben von Bonaparte sagen hören? Kann davon noch die Rede sein, und vom König von Rom? Hat nicht der Herzog von Bordeaux alle diese Erinnerungen ausgelöscht?“

„Sie haben mich durchaus nicht verstanden: ich habe von Bonaparte nur in der Vergangenheit gesprochen; wenn es auch noch Verrückte geben mag, die glauben oder behaupten, diese berühmte Persönlichkeit sei noch am Leben, so betrachte ich ihn als für vergangen, für tot und dem Bedauern, wenn nicht gar dem Gedächtnis der Franzosen entrückt. Was den König von Rom betrifft, so habe ich seinen Namen nicht genannt,

und wenn er auch eines Tages eine Rolle in den wühlerischen Plänen Metternichs spielen kann, glaube ich doch, daß der kleine Oesterreicher sehr wenig zu fürchten ist, und wenn man ihn alsdann mit den richtigen Waffen, die man gegen ihn und alle bonapartistischen oder österreichischen Imperialisten kehren kann, bekämpfen will, sind das die der Freiheit. Auf das Gebiet der Freiheit muß man alle diese Feinde führen: sie werden auf demselben vernichtet werden und Frankreich wird seine Ruhe wieder gewinnen, wenn es die feste Ueberzeugung von der Dauer seiner Einrichtungen hat, mit einem Worte von der Organisation der guten und vernünftigen Freiheit, so wie die Revolution sie verlangt hat, allerdings etwas heftig, wenn man die gewählten Mittel in Betracht zieht, die ihr aufgedrungen worden sind, aber so wie die Bourbonen sie heute für immer zum Heile aller gewährleisten müssen. Doch ich muß Ihnen ganz offen erklären: man wird niemals an die Aufrichtigkeit der königlichen Einrichtungen glauben, wenn die Nation nicht Minister erblicken wird, die zu ihrer Stelle gelangt sind durch die Achtung, die man ihrem Verdienst und ihrem Talente schuldet."

„Ich versichere Ihnen," entgegnete Herr von Rivière, „daß der König nicht so sehr auf den augenblicklich vorhandenen besteht. Es gibt eine Wahl, die seinem Herzen lieber gewesen und das noch wäre; schon lange Zeit denkt er daran, einige zuverlässige Personen zu berufen, die er selbst bilden könne und die ihm wirklich ergeben wären, denn die Ergebenheit ist alles. Die Ergebenheit verleiht Talent und Genie und führt zur Vollführung großer Dinge; ich zum Beispiel möchte mich um keinen Preis für etwas mehr ausgeben als ich bin, ich bin kein Adler: aber die Ergebenheit hat mich zu vielen Dingen fähig gemacht, ich kann sagen, zu allem, was möglich und auch unmöglich war. Wir kennen Personen, die uns gleichkommen, und denen die Ergebenheit dieselbe Triebkraft und dieselbe Fähigkeit verliehen hat. Sehen Sie, da haben wir einen jungen Mann dieser Art zur Hand, der voll Religion und guter Gesinnungen ist; er hat seine Proben in Sachen der Ergebenheit abgelegt; er war Monsieur von seiner Tante, der Frau von Polastron, auf ihrem Todesbette empfohlen worden, und Monsieur, heutzutage unser König, hat versprochen, eines Tages etwas aus ihm zu machen . . .

Dieser Tag ist gekommen. Ich will von Jules von Polignac sprechen: er würde lange schon Minister sein, wenn . . . Villèle seine Zustimmung dazu gegeben hätte. Aber Villèle will nicht von der ersten Stelle weichen, an die er sich hartnäckig anklammert: es hat ihn so viele Mühe gekostet, sich von Chateaubriand zu befreien, er will sich keine neuen Verlegenheiten schaffen."

„Ah, der Herr Herzog ermutigt mich seinerseits; ja, gewiß, ich glaube, daß Herr von Villèle es nicht so eilig damit hat, seine Stelle aufzugeben, aber ich wäre halb und halb dafür, daß er sie behielte, falls er durch einen Polignac ersetzt werden sollte: haben Sie denn das rote, das ganz rote und blutige Buch über die Bedrückungen dieser erbärmlichen Familie vergessen? Das sind keine aus der Luft gegriffenen Worte, das ist unverfälschte und ganz flagrante Geschichte. Sie sind am Tage nach dem 14. Juli fortgegangen, in aller Augen die schlechtesten Subjekte Frankreichs; nach Verlauf von dreißig Jahren kommen sie als Heilige zurück. Was für Unsummen haben sie Frankreich gekostet! Sie kommen, um es von neuem anzuzapfen; sie haben Besitz von allen ehrenvollen und gewinnbringenden Stellen ergriffen; man hat ihnen Güter zurückerstattet, die sie niemals gehabt haben: sie haben Geld aus England wie aus Frankreich; sie erfreuen sich desselben wie der allgemeinen Mißachtung. Alles das gelingt ihnen bewundernswert; mögen sie sich desselben weiter erfreuen und weitere Schulden machen, aber mögen sie sich um Gotteswillen nicht mehr in die Politik mischen; sie dürfen höchstens im Oeil-de-Boeuf die Minister spielen; namentlich, wenn sie die Verwegenheit und Unklugheit nicht so weit treiben, daß sie sich selbst des Staatsruders eines großen Landes bemächtigen wollen! Die letzten Minister der Monarchie, welche Frankreich Uebles zugefügt haben, besaßen wenigstens einige Fähigkeit. Ich nenne vor allem Herrn von Calonne, für den, wie man sagt, Karl X. etwas allzu viel schwärmt. Man versichert sogar, daß der König wie an einer fixen Idee daran festhält, daß die Monarchie zu Grunde gegangen sei, weil Calonne aus dem Ministerium beseitigt worden sei; ich behaupte, daß sie zu Grunde gegangen ist, weil er Minister gewesen ist, und nicht, weil er aufgehört hat, es zu sein; er ist es für die Ruhe Frankreichs viel zu lange gewesen, denn die Lage, in die er es gebracht hat, darf wohl als eines der ersten

Elemente der Revolution angesehen werden. Wieder mit einer derartigen Wahl anfangen, hieße demnach, alle entschiedenen Fragen wieder zum Problem machen: Sie müßten schließlich diese Revolution wieder von vorn anfangen, deren Name allein Sie zum Zittern bringt. Sie haben Freimut verlangt, Herr Herzog, ich glaube, ich habe es nicht daran fehlen lassen. In meiner Hütte von Chaillot fühle ich mich beinahe im Besitze der Rechte des Bauers aus dem Donaulande: ich sage die Wahrheit mit dem Wunsche, daß es mir verstattet sein möge, wahrzunehmen, daß sie sich in irgend etwas den Regierenden und den Regierten nützlich erweisen möge, zu welch letzteren ich für den Rest meines Lebens gehöre."

Herr von Rivière sprach mir, auf das Ministerium zurückkommend, mit einer Art von Widerwillen von den Mitgliedern, die es zusammensetzten: Peyronnet, anrüchige Persönlichkeit, von Frau von Cayla hereingebracht; Corbière, durch eine Falschheit, die sich unter der Maske der Brutalität und Plumpheit barg, obgleich diese Eigenschaften in voller Wahrheit bei ihm vorhanden waren.

Herr von Rivière gab übrigens mit Freude alle diese Minister preis, als ob sie bereits nicht mehr vorhanden wären. „Wohlan denn," sagte er mir, als ob wir über alles andere einverstanden gewesen wären, und er ganz ernsthaft meinen Rat gewünscht habe, „durch wen wollen wir sie aber ersetzen? Wer kann an ihre Stelle treten?" Nachdem Herr von Rivière beharrlich noch mehreremale diese Fragen wiederholte, für die er augenblicklich durchaus eine Antwort zu erfordern schien, entgegnete ich ihm, „die Regierung müsse sich aufrichtig an die Charte halten und für die Charte eintreten und kurz in ihrer Politik das sein, was ganz einfach ein anständiger Mensch in seinem gewöhnlichen Leben sei". Herrn von Rivière, der nochmals darauf bestand, daß ich ihm schriftlich einige Notizen geben solle, die er Seiner Majestät Karl X. als das Schlußergebnis seiner Besprechung mit mir vorlegen könne, verpflichtete ich mich, ihm demnächst eine Note zu geben. Herr von Rivière bat sich die Erlaubnis aus, bald selbst wieder kommen zu dürfen, um diese Note in Empfang zu nehmen; er machte mir das Kompliment, zu sagen, er habe eine wahre Begierde gehabt, mich zu sehen und zu hören, ja selbst eine Neugierde, die er noch weiter zu befriedigen wünsche. Er kam denn

auch zwei Tage später wieder, nicht nur von einer gewissen Neugierde getrieben, wie er sagte, einen Mann kennen zu lernen, welcher den ersten Rang auf dem Schauplatze der Revolution behauptet habe, sondern, wie er mir im Tone der liebenswürdigsten Ehrerbietung wiederholte, aus dem Bedürfnisse, meine alte politische Erfahrung zu Rate zu ziehen und von mir einige gute Ratschläge zu erhalten, die König Karl X. selbst über die Dinge und Personen des Augenblicks haben wolle. Der Herzog von Rivière befragte mich besonders über das, was nach meiner Ansicht der König am besten unter den gegenwärtigen Umständen (Ende 1827) thun könne. Ich antwortete Herrn von Riviere fast ganz so wie bei unserer ersten Unterhaltung, daß ich ganz aus einem Stücke gemacht und das sei, was ich in meinem ganzen Leben gewesen, „mehr als je davon überzeugt, daß es für den Thron und die Bürger keine Sicherheit gebe als in der Achtung der Freiheit und der aufrichtigen Beobachtung des Vertrags, der allerdings von dem verstorbenen König einseitig gegeben, aber durch die Zustimmung und auf das Erfordern der Nation zu einem gegenseitigen gemacht worden sei". Der Herzog von Rivière, der wollte, daß ich meine Ideen etwas genauer präzisiren solle, bat mich, ich möge sie schriftlich aufzeichnen; ich willigte ein und übersandte ihm tags darauf die nachfolgende Note, damit er sie dem mitteile, der einen Anspruch darauf habe, wie ich ihm das bei seinem ersten Besuche gesagt hatte.

Vorläufige Note über eine noch mögliche Neubildung des Ministeriums.*)

Um zu einer freimütigen und zweckdienlichen Antwort auf die Frage zu gelangen, die man das Zutrauen gehabt hat, über das Personal der Leute zu stellen, die fähig wären, in die Neubildung des Ministeriums einzutreten, ist es zunächst nötig, vorher ohne Umschweife eine direkte Frage zu stellen.

Nach welcher Idee und nach welchem Prinzip wollen Sie dieses neue Ministerium bilden? Wollen Sie in derselben Weise vorgehen, wie die Regierungen Ihrer Zeit, welche die Klugheit und die Geschicklichkeit besitzen, sich an die Spitze der Bedürfnisse der modernen Gesellschaft zu stellen, um die Führung derselben zu übernehmen? Sehen Sie, wie Georg IV. ein vollständiges Whigministerium ernennt, das heißt, weil er eingesehen hat, daß

*) Ich habe das Brouillon dieser Note, vollständig von der Hand Barras' geschrieben, unter den Papieren de Saint Albins gefunden, der sie wiedergegeben hat, ohne auch nur ein Wort daran zu ändern. (G. D.)

er sich nicht von den Leuten trennen kann, welche die Achtung und die gute Meinung ihrer Mitbürger für sich haben und die Bewegung beherrschen können, der man sie nicht für feindlich gesinnt hält. Sehen Sie, wie der König von Preußen den Philosophen Humboldt zu sich beruft, der das Ministerium ausgeschlagen hat, den aber Friedrich stets an seinem Tische zurückhält, damit er ihn auf dem Laufenden über seine Zeit hält und ihn die Wahrheit kennen lehrt, die für ihn so wichtig ist, daß er sie nicht weiter verkennen will; sehen Sie, wie derselbe Friedrich in seinen Staatsrat den berühmten Baron Stein beruft, so berühmt wegen seiner Anhänglichkeit an das konstitutionelle System, dessen einfaches Versprechen im Jahre 1814 genügt hat, um ganz Deutschland zu erheben. Sehen Sie, wie selbst Metternich, das letzte und elende Ueberbleibsel der heiligen Allianz, sich gegen den Vorwurf inkonstitutioneller Gesinnung wehren will.

Wenn man im Sinne der Zeit vorgehen und die soziale Bewegung leiten will, um nicht in das Schlepptau derselben zu geraten, lassen sich Leute finden, die, schon über Talent und Erfahrung verfügend, durch das Gefühl der edlen Mission, die ihnen anvertraut werden würde, ihre Fähigkeit wachsen und ihr Genie sich erheben sehen werden. Wenn dagegen . . . dann sehen Sie, wie das Ansehen des Ministeriums derart erschüttert ist, daß die Angriffe, die bereits gegen dasselbe gerichtet werden, und die, wie es gewöhnlich der Fall ist, unaufhörlich den Thron bedrohen, es zu entrüsten scheinen und nur noch mechanisch (sic) vorhanden sind, denn:

1) die siebenjährige Dauer ist angefochten;

2) der auf der Tribüne verlangte Anklageakt gegen die Minister spukt in allen Köpfen;

3) die Verweigerung des Budgets ist ausgesprochen, auf der Tribüne wiederholt worden und von Mund zu Mund gegangen; es ist nichts Ungewöhnliches mehr, es thatsächlich zu verweigern; nach den Vorstellungen, an die man sich von diesem Gedanken gewöhnt hat, würde man erstaunt sein, wenn man ihn auch im nächsten Jahre noch nicht zur Ausführung gebracht sähe;

4) die Wahlen gehören nach dem letzten Ausfall der Oppositionspartei an.

So wird alles, was bisher an Drohungen geleistet worden ist, durch die Macht der Umstände im nächsten Jahre in Anträge umgesetzt werden; wird es dann Zeit sein, den Thron von den Ministern zu trennen? Welches sind heute die neuen Minister, die im stand sind, den König der Nation und die Nation dem Könige wiederzugeben?

Casimir Perier, Finanzen; Lainé, Inneres; Royer-Collard, Oeffentlicher Unterricht; Bignon oder Alexis Noailles, Aeußeres; Maison, Krieg; Cossinières, Advokat, Justiz und Siegelbewahrer; Marine . . ., Polizei . . .*) Die von der Polizei in Anspruch genommenen und usurpirten Funktionen müssen der Justiz und der Verwaltung zurückgegeben werden.

---

*) Diese beiden Lücken sind in der Handschrift des Barras vorhanden. (G. D.)

Das ist einer der letzten Akte meines politischen Lebens, wenn man mit dem Namen Akt eine aus einer ganz unerwarteten Besprechung hervorgegangene Note belegen kann. Das, was die Antwort Improvisirtes an sich hat, spricht meiner Ansicht nach am besten für ihre Aufrichtigkeit. Was ich erzählt habe, war im Monat Oktober (1827) vorgegangen; kann ich glauben, daß die Ereignisse, zu denen es zu Ende dieses Jahres gekommen, zu denjenigen gehört haben, die durch meine Voraussage angekündigt worden waren, kann ich glauben, daß die Ministerveränderung, die jedenfalls durch das Vorgehen der Kammern gegen diese klägliche Regierung erzwungen worden ist, durch meine erste, Karl X. übermittelte Darlegung gefördert worden ist? Ich bin weit entfernt davon, diesen Anspruch zu erheben, aber ich glaube, ich kann den erheben, daß ich innerlich an dem, was vorgegangen ist, teil genommen und daß der aufrichtige Wunsch meines Herzens die Veränderungen begleitet hat, welche im Interesse unseres Vaterlandes verlangt worden sind. Derartige Unterhandlungen, die einzigen, die je zwischen mir und der Regierung vorgekommen sind, bieten nichts dar, über das ein ehrlicher Mann und ein getreuer Bürger zu erröten und gegen das er sich zu verteidigen hätte; er kann sie Gott und den Menschen gegenüber eingestehen.

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Memoiren und zugleich dem meiner Laufbahn; meinen Mitbürgern zur Rechenschaft verpflichtet, war ich ihnen die umständliche Darstellung der Ereignisse schuldig, die während der Zeit vorfielen, in welcher ihr Vertrauen mir daran teil zu nehmen verstattete und gebot. Es war mein politisches und notwendigerweise ein wenig mein privates Leben seit der Revolution bis zu dem heutigen Tage. Ich habe mich von Betrachtungen fern halten müssen, welche die Wahrheit hätten entstellen können; es wäre das eine Feigheit gewesen, welche Ehrlosen und Verleumdern das Recht gegeben haben würde, Vorteil daraus zu ziehen. Sie haben mich belehrt, im voraus zu ermessen, was ich von denjenigen zu erwarten hatte, deren servile und unaufrichtige Ansichten ich niemals geteilt und deren verräterische Handlungen ich dargelegt habe.

Man hat gesucht und man sucht noch, die Revolution mit allen Mitteln zu verunglimpfen: man legt der Nation alle Ausschreitungen zur Last, welche die Folge großer Erregungen sind. Ich glaube, ich habe die

Revolution und die Nation genugsam kennen gelernt, um das Recht zu haben, die eine und die andere zu rechtfertigen, das heißt die Ursachen, das Prinzip und die Bewegung. Als die Nation, von größeren Ausschreitungen bedrückt, als sie dem Kaiserreich vorhergegangen waren, endlich die Rechte zurückfordern konnte, die ihr entrissen worden waren, machte ein Teil der Privilegirten gemeinsame Sache mit ihr, um die Freiheit zu unterstützen: der andere, der sich hartnäckig weigerte, von seinen Mißbräuchen, die er die „Wohlthaten des Königs“ nannte, abzulassen, verließ Frankreich. Ein Teil organisirte sich unter den Fahnen Condés, die wenigstens dem Namen nach noch den französischen Fahnen glichen. So kann man auch noch Franzosen in gewissen von denjenigen erblicken, die ihr Land verlassen hatten, um es zu bekämpfen wie in denjenigen, die zurückgeblieben waren, um es zu verteidigen. Die Franzosen, die dieses Namens würdig waren, haben sich nie zu den niedrigen Intriguen einer Bande von Vagabunden, schlechten Subjekten und angeblichen Adeligen herabgewürdigt, die ohne ehrenvollen Grund aus Frankreich geflohen waren, nur um ihre Schulden nicht zu bezahlen und neue zu machen, indem sie sich den Feinden verkauften. Dieser Haufe, der, heißhungrig nach Geld, unaufhörlich das Inland in Aufregung versetzt hat, hat es zu extremen Maßregeln gedrängt. Diese, zu allen Verbrechen fähige Bande hat Mordthaten begangen, welche die Böswilligkeit der Nation zur Last gelegt hat. Nun hat aber meiner Ansicht nach nicht ein bekannter Bürger sich an derartigen Greuelthaten beteiligt. Ich verlange, daß man mir einen Kaufmann, einen Geschäftsmann, einen Kleinbürger nenne, der sich mit so ehrlosen Banditen vereinigt hätte. Den Uebelthätern der gekennzeichneten Art hatten sich Agenten des Auslandes angeschlossen, Flüchtlinge vor der Justiz, Industrieritter aller Länder. Das war die Ursache der Erregung des Volkes und der strengen Maßnahmen der nationalen Versammlungen. Der Vertrag von Pilnitz vermehrte noch den Zorn des Volkes, weil er zeigte, daß zwischen den Königen erwogen oder vielmehr beschlossen worden war, Frankreich zu zerstückeln. Kann die königliche Familie sich von der Teilnahme an dieser schrecklichen That reinwaschen? Sind die Emigranten, die man so oft der Mitschuld angeklagt, ungerecht beschuldigt worden? Ich wünschte, das widerwärtige Verbrechen wäre nur den Leuten zuzuweisen,

die kein Vaterland hatten, den Mächten, die eifersüchtig auf die von dem Innern Frankreichs umschlossenen großen Mittel des Wohlstandes waren, und deren Steigerung in das Unermeßliche die Bewegung der Revolution ankündigte und befürchten ließ.

Ich würde niemals daran gedacht haben, von mir zu sprechen oder Memoiren zu schreiben, um das hartnäckige Festhalten an meinen republikanischen Grundsätzen zu rechtfertigen, wenn nicht abgeschmackte Verleumdungen ausgestreut worden wären, um meine bürgerliche Zurückgezogenheit zu stören. Wenn die vor den Wagen des Unterdrückers aller Freiheiten der Welt gespannten Elenden, die mir fast alle zu Danke verpflichtet waren und für sich die Ehre in Anspruch nahmen, sich meine Freunde zu nennen, so lange ich an der Gewalt war, sich darauf beschränkt hätten, mich zu meiden, als ich es nicht mehr war, würde ich mich sehr leicht über eine ewige Trennung von diesen Wesen getröstet haben, die über ihren Wert keinen Zweifel gelassen haben; aber sie sind gegen mich losgefahren und mußten das Dasein desjenigen vergiften, der sich jeden Anspruchs auf ihre Dankbarkeit begab. Ich habe gesehen, wie gemeine Leute, obwohl hohe Beamte des Zivil- und Militärstandes, die Rollen unwürdiger und untergeordneter Agenten übernahmen, um die scheußliche Verfolgung noch zu steigern, welche von ihrem Oberhaupte gegen seinen Beschützer und den seiner Familie angeordnet worden war. Da man sich über jedes Recht hinweggesetzt, das ich wenigstens auf Rücksichtnahme und die Ruhe hatte, die ich mir auferlegt hatte, und da man die Böswilligkeit so weit getrieben, mich der letzten Spur des Ansehens zu berauben, mußte mein Schweigen einer berechtigten Verteidigung Platz machen: sie beschränkt sich für mich auf die Veröffentlichung der Thatsachen. Zur Zeit meiner heißglühenden Jugend habe ich mehr als einmal bewiesen, daß ich es verstanden habe, den Fehdehandschuh aufzunehmen und eine Beleidigung sofort zu rächen. Hier konnte ich nur als eine Verkörperung von Thatsachen in Betracht kommen, welche die Allgemeinheit der Bürger so sehr interessirt und welche die Geschicke Frankreichs bestimmt haben. Sie waren durch die republikanischen Waffen zu stande gebracht worden und an den reinen Ruhm unserer Krieger gebannt. Der unreine und falsche Ruhm ist dem ersten gefolgt, er ist auch der Ruin unseres Landes gewesen.

Diese schreckliche Verirrung gewahrend, die zu so vielem Unheil geführt hat, konnte ich mich nicht enthalten, auf die unverkennbaren Urheber derselben hinzuweisen. Ich war der Schöpfer so vieler Generale gewesen, die mich so lange ihren Vater genannt hatten und nur als die verehrungsvollsten Söhne zu mir sprachen; was für ein sonderbares und unbegreifliches Betragen haben diese Generale bethätigt, die, mit den höchsten Stellen in den republikanischen Armeen bekleidet, die wirklichen Kinder der Revolution waren und gewiß ohne sie niemals bekannt geworden wären: sie dienten ihr in ihrem Anfang mit einer Selbstlosigkeit und einer bürgerlichen Tapferkeit, die fraglos jede nationale Belohnung verdiente; aber dieser Dank der Freiheit genügt ihnen nicht, sie mußten den des Despotismus haben, dem es eine Lust bereitete, ihnen Zeichen der Knechtschaft aufzudrücken, die sie ehrenvolle Auszeichnungen genannt haben. Der durch diese Korruption in die Welt gesetzte Abfall hat das Vordringen der Feinde bis in das Innere der Hauptstadt begünstigt; die zu Sklaven des Kaiserreichs gewordenen ehemaligen Republikaner haben sich ganz und gar bereit gefunden, ihre Ergebenheit und ihren Knechtssinn den fremden Souveränen zur Verfügung zu stellen, ihren Besiegern, und jeder Macht, die geneigt gewesen wäre, ihnen ihre Pensionen und Titel weiter zu gewähren.

Das Bild, welches die Geschichte von der aufsteigenden und absteigenden Entwicklung dieser Abtrünnigen von der geheiligten Sache der Freiheit entwerfen wird, wird den Völkern, die unabhängig sind oder es zu werden hoffen, die Lehre geben, vor den Folgen der militärischen Gewalt auf der Hut zu sein. Diejenigen, welche die Rechte der Bürger verraten wollen, müssen sich stellen, als kännten sie die ersten Pflichten derselben nicht. Die Regierungen, selbst die von alters her bestehenden, sind fast stets das Opfer militärischer Führer geworden, denen sie unvorsichtigerweise ihr Vertrauen zugewendet haben. Die reich gewordenen Mordgesellen wollen sich noch mehr bereichern, sie wollen nur Prätorianer sein und ein neues Byzantinertum begründen.

Ich weiß, daß die Verräter der Freiheit, während sie gleichzeitig aus allen Unfällen Frankreichs, die sie selbst verschuldet, Nutzen zogen, gern die Republik selbst für ihre Thaten verantwortlich gemacht hätten.

Das traurige Schauspiel der Zwistigkeiten, welche das Direktorium fast von Beginn an darbot und das, nachdem es sein Dasein verwirrt, jedenfalls zu seinem Sturze mit beigetragen hat, kann von den Feinden der Freiheit zweifellos als ein Argument gegen die Vervielfältigung und Komplizirung der Gewalten angeführt werden. „Da seht ihr," sagen sie, „ob es mehreren Leuten, die eine geteilte Gewalt ausüben, möglich ist, sich dieselbe nicht gegenseitig streitig zu machen, bis sie sich selbst verschlingen. Waren den Streitigkeiten und Kämpfen des Direktoriums," sagen sie weiter, „nicht diejenigen des Konvents und des Sicherheitsausschusses vorangegangen?" Behaupten aber die Anhänger der Gewalt eines einzigen, daß sie in dem, was dem Sturze der Republik gefolgt ist, ein Argument zu Gunsten ihres Systems finden?

Wohlan, ihr Bonaparte hat, wie mir scheint, in ziemlich weiter Ausdehnung diese Gewalt eines einzigen ausgeübt, ohne Anfechtung und lange Jahre hindurch. Wie hat er dieselbe ausgeübt und wie hat er geendet? Zweifellos hat keine Demokratie und Ochlokratie jemals einen Skandal dargeboten wie das Kaiserreich. Wie haben die Ausschreitungen so weit gehen können? Weil die Gewalt keine Grenze und keine Einschränkung hatte: weil die Gewalt eines einzigen stets am gefährlichsten für alle und für ihn selbst sein wird, da, wie Montesquieu sagt, „Gewalt nicht Gewalt hemmen wird". Es kann aber dieses Gesetz der Erhaltung sich stets nur in der Teilung der Gewalt erfüllt finden, in ihrem Gegengewicht, in ihrem Auf- und Abschwanken, das ihr Gleichgewicht sichert, kurz in der Organisation einer konstitutionellen Regierung. Die wichtigsten Grundlagen dieser konstitutionellen Regierung sind ihre Einrichtungen und die wichtigste Einrichtung ist die Freiheit der Presse. Sie war erstickt und vernichtet unter Bonaparte, diese so wertvolle Einrichtung, und darum war in Frankreich alles unterdrückt! Sie war erstickt, kein Agent der Tyrannei fürchtete, vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung gerichtet zu werden, mit welcher die Rechtsprechung der anderen Gerichtshöfe eines Staates beginnt; aber aus Frankreich verbannt, hatte die Freiheit der Presse sich nach anderen Ländern geflüchtet, und sie war unverletzlich in England. Der zweckdienlichen und mächtigen Rückwirkung der Presse auf unser Land, aus dem sie verbannt war, habe ich vielleicht die Erhaltung

meiner Freiheit und die Wohlthat der Rettung meines Lebens zu verdanken, wenn überhaupt das Leben eine Wohlthat sein sollte. Mehrere der vertrautesten Räte Bonapartes hatten ihm in dem Augenblicke gesagt, wo er mit Pichegru, dem Herzog von Enghien, Moreau und so weiter aufgeräumt hatte, er dürfe mich nicht vergessen; da er kein Mittel hätte, mich durch irgend eine Art des Entgegenkommens an seine Regierung zu fesseln, sei es einfacher, der Sache ein Ende zu machen und sich meiner zu entledigen. Die englischen Zeitungen, die schon mit strengen Urteilen über das Verhalten Bonapartes Pichegru, dem Herzog von Enghien und Moreau gegenüber erfüllt und, ich weiß nicht, wie, von meiner Proskription in Kenntnis gesetzt waren, sagten schon um die Wette: „Bonaparte braucht nur noch Barras zu erwürgen, man traut ihm die Lust dazu zu; man erwartet alles von ihm; aber dieser letztere Zug, der seiner Politik noch mangelt, würde wahrscheinlich durchaus nicht zu seiner Sicherheit beitragen."

Bonaparte, der sich mit der größten Genauigkeit die englischen Zeitungen übersetzen ließ, um in ihnen nach Wahrheiten zu suchen, die er in Frankreich nicht hören wollte, schien vor diesem so ernsthaften Satze wie zu stutzen, und Fouché selbst hat mir seither bekannt, daß ich mein Leben den englischen Blättern verdanke.

Wacht daher über eueren Einrichtungen, o, meine Mitbürger; ihr seid gerettet, wenn ihr sie euch nicht rauben laßt. Man nennt die zurückgekehrte Dynastie die gute; gesegnet sei diese Benennung, selbst wenn das Wort gut so weit gehen sollte, Schwäche zu bedeuten. Durch die schwachen Regierungen kommt die Freiheit zu stande. Für ein Volk ist ein der Jagdlust ergebener König ersprießlicher als ein kriegführender Kaiser. Es ist sogar ersprießlicher, einen hölzernen Säbel als einen solchen von Stahl zu sehen, einen König, der als Friedensrichter unter den Eichen von Vincennes sitzt, als einen Kaiser, der niemals sitzt, sondern sich stets zu Pferde oder unter dem Zelte befindet.

Ich habe alle Gründe genannt, die mich dazu bestimmt haben, diese Memoiren zu schreiben. Wenn ich mehr als einmal streng gegen Bonaparte zu sein geschienen habe, glaube ich, wird man bei einigem Nachdenken diese Empfindung selbst immer mehr gewinnen. Ich bin der Ansicht,

daß dieser wirklich und leider ganz ungewöhnliche Mann der schuldbarste Sterbliche ist, der je seit Adams Tagen oder noch früherer Zeit auf Erden erschienen ist. Er hat die schönste Gelegenheit, die sich jemals den Menschen dargeboten hat, verzettelt und verabsäumt: diejenige, in der Politik auf reiner Bahn vorgehen und die Gesellschaft wieder bei ihrem Fundamente erfassen und von neuem aufbauen zu können, eine so wunderbare Gelegenheit, die einen ewigen Gegenstand des Bedauerns für die Völker bilden und die sich vielleicht erst in zwanzigtausend Jahren wieder darbieten wird. Ich gestehe indes, daß meine Hoffnungen sich nicht auf so lange vertagt haben: es gibt persönliche und uns nahe gerückte Genüsse, denen wir zweifellos entsagen müssen, und nicht für uns haben wir gesät; aber wir können den Trost mit in das Grab nehmen, daß die künftigen Generationen die Früchte unserer Erfolge, unserer Thränen und unseres Blutes ernten werden!

Aus diesem Gefühle schöpfe ich das Recht, meine Memoiren dem französischen Volke zu widmen, diesem edelmütigen und wirklich großherzigen Volke, das durch so viele ehrenwerte Opfer seine Unabhängigkeit wieder gewonnen hatte. Wenn es mir etwas Dank dafür gewußt hat, daß ich alle meine Bestrebungen diesem großen Werke widmete, als es mich mit seinem Vertrauen beehrte, wage ich zu glauben, daß ich es nicht Lügen gestraft habe, wenigstens mit Absicht nicht. Wer ist der Sterbliche, ich sage es nochmals, der für etwas mit mehr als seinem Gewissen einstehen könnte?

Nachschrift.

Ich glaubte meine Memoiren beendigt zu haben. Ich muß aber nochmals zur Feder greifen, um auf eine Intrigue zurück zu kommen, die man verschiedenemale für zu Ende hätte halten können, die aber ewig sein zu sollen scheint.

Man hat vor achtundzwanzig Jahren die Manöver Fauche-Borels gesehen, die ich zur Zeit des Direktoriums durch die ganz einfache Erzählung und die zum Beweise dienenden Schriftstücke klar gelegt habe. Man hat im Jahre 1819 meine kategorische Antwort auf die Erneuerung der Intrigue gesehen, welche sich an die erste Machination von 1799 anknüpfen sollte. Ich vernehme heute, daß Fauche, der seine Machination

nicht unterbrochen, der aber nicht genug Geld daraus geschlagen oder das erhaltene verbraucht hat, wieder auf Belohnungen Anspruch gemacht hat, von denen er behauptet, er habe sie niemals bekommen; daß er infolge dessen eine verwegene und ganz besondere Ausgabe der Fabeln vorbereitet, von welchen der cynische Intrigant so viele Jahre hindurch gelebt hat. Er hatte mit einer diesbezüglichen Arbeit einen anständigen Mann, Herrn von Tercy, betraut, einen Schwager des berühmten Charles Nodier. Als der wackere Mann sich der Lüge gegenüber gestellt sah, hat er den betrügerischen Pamphletisten von sich gewiesen und seine Feder nicht mit der Arbeit einer derartigen Zurechtmachung beschmutzen wollen. Ich erfahre nicht nur, daß Fauche einen weniger gewissenhaften Mann als Herrn von Tercy gefunden hat, sondern man überbringt mir bereits von seiten des unverschämten Fauche selbst zwei Bände, worin er alle seine Spitzbübereien wiederholt, von denen er die ganze Zeit sein Dasein gefristet hat. Selbst wenn meine durch die Krankheit erschöpften Kräfte mir eine irgendwie ausführliche Antwort gestatteten, glaube ich nicht, daß die Erinnerung an meine Entrüstung mir eine vollständigere Widerlegung darbieten kann als die positiven Thatsachen, deren genaue Folge ich nach ihrem Datum und ihrer Zeit an den verschiedenen voraufgegangenen Stellen der Memoiren gegeben habe, die ich augenblicklich schließe und deren letzte Zeilen vielleicht meine müde werdende Hand niederschreibt . . .*)

---

*) General Barras hatte diese Seite noch seinem Sekretär Blanc diktirt, als die Krankheit, an der er so lange litt, beunruhigende Fortschritte machte. Er sah mutig dem Ende entgegen; da er seine Freunde nicht mehr bei sich empfangen konnte, mußte er sie zu seinem Leidwesen von dieser betrübenden Notwendigkeit unterrichten. Damit Barras sich eine derartige Entsagung auferlegte, mußte er schon sehr stark angegriffen sein und kurz vor seinem letzten Augenblicke stehen. Fest und entschlossen, mit einer Seele, die stark genug war, der letzten Stunde mit Ruhe entgegenzusehen, hatte er bisher die anderen darüber im ungewissen halten wollen. Ihnen mitzuteilen, daß er sie nicht mehr empfangen könne, war für seine Freunde die traurigste Voraussage. (Notiz von Rousselin de Saint Albin.)

Anhang.

Von Barras selbst niedergeschriebene Erzählung vom 18. Brumaire bis zur Restauration. *)

Nach dem Tage des Brumaire dem Privatleben zurückgegeben, befand ich mich auf meiner Besitzung Grosbois, fest entschlossen, jede Teilnahme an den schuldbaren Neuerungen abzulehnen, welche die Abtrünnigen von der Sache des Volks ins Werk gesetzt hatten. Der erste Konsul ließ mir, beunruhigt darüber, mich so nahe bei Paris zu sehen, durch Talleirand vorschlagen, mit ihm nach Italien zu gehen. Er werde mich in Grosbois abholen, wo er auf seinem Zuge dorthin durchkommen werde. Ich lehnte diesen Vorschlag ab, dann die Botschafterstelle zu Dresden, die in den Vereinigten Staaten, die in Spanien und zuletzt das Kommando über die Armee, die bestimmt war, die Sklaverei auf St. Domingo wiederherzustellen. Der Marschall Lefèvre kam, um mir eine Denkmünze zu überbringen, die Bonaparte hatte schlagen lassen: ich lehnte sie gleichfalls in Anwesenheit einer zahlreichen Gesellschaft ab; derselbe Marschall benachrichtigte mich, daß das Schatzamt den Befehl habe, mir die Pension eines Divisionsgenerals auszuzahlen; meine Antwort war: „Ich nehme eine Pension nur von einer Regierung an, der ich diene und die ich liebe.“ Bonnaparte erwiderte: „Er muß nach den Pirenneen ins Bad; er hatte das vor und wird von dort aus eine Reise nach Spanien machen, er wird dort mit Aufmerksamkeit empfangen werden und alles ausgeben, was er hat; alsdann werden wir mit ihm fertig werden.“ Wie konnte dieser Usurpator, der mir verpflichtet war und unter meinem Befehl gestanden hatte, glauben, ich werde mich so weit erniedrigen, meinen der Republik geleisteten

*) Dieses lange Bruchstück ist ganz von der Hand Barras' abgefaßt. Man wird aus demselben die Mangelhaftigkeit seines Stils und die Laune seiner Orthographie ersehen (letztere in der Uebersetzung allerdings nur in der Schreibung der Eigennamen). Ich habe, um es leserlich zu machen, die Interpunktion, die im Original fast ganz fehlt, ergänzt. Ich glaube, den Leser auf den Brief Murats an Napoleon, Seite 446—450, aufmerksam machen zu sollen, in welchem der König von Neapel seine Beschwerden gegen den Kaiser dargelegt. (G. D.)

Eid zu brechen und mich unter den gestrengen Befehl eines Soldaten zu stellen, der lange Zeit unter dem meinigen gestanden, ich würde lieber in einer Dachkammer gewohnt, als die Zahl der in gemeiner Weise in den Vorzimmern der Tuilerien herumlungernden Bedienten vermehrt haben. Wenn um diese Zeit die hervorragenden Leute der Revolution und die bedeutenden Generale bei den Armeen sich diesem Herd der Korruption entzogen hätten und wenn sie nicht eidbrüchig geworden wären, würde Bonaparte nie die Armee und die wahren Patrioten an sich gefesselt haben. Sein Reich würde von keiner langen Dauer gewesen und Frankreich würde nicht das Opfer eines von der Schmeichelei und der Macht berauschten, im Glück verwegenen und im Unglück feigen Menschen geworden sein.

Ich schickte mich an, die Bäder in den Pirenneen aufzusuchen, sie waren mir seit langer Zeit verordnet. Sobald man dieses Vorhaben kennen lernte, beeilte man sich, mir Pässe und Kreditbriefe für Madrid zu schicken. Man hatte beschlossen, mich während der Abwesenheit Bonnapartes aus Paris zu entfernen. Er sagte zu Talleirand: „Man muß ihn bestimmen, oder vielmehr, wenn ich mich zur Armee begebe, werde ich ihn, durch Grosbois kommend, abholen, benachrichtigen Sie ihn." Ich ließ Talleirand antworten, ich würde mich niemals mit dem Unterdrücker meines Vaterlandes verbinden. Als man ihm meine Weigerung mitteilte, sagte Bonnaparte: „Er gibt mehr aus, als sein Vermögen ihm gestattet; er wird dasselbe vergeuden; dann wird er zu unserer Verfügung stehen." Der Marschall Lefèvre erhielt jedenfalls den Auftrag, mir die zu Ehren des Usurpators geschlagene Denkmünze zu überbringen; ich lehnte sie in Gegenwart von 20 Personen ab; dieser selbe Marschall wurde auch beauftragt, mich zu bestimmen, meine Pension von dem Schatzamt anzunehmen; ich gewahrte den Fallstrick und bemerkte ihm: ich hätte nur der Armee der Republik angehört und weigere mich, jede Pension von einer Regierung anzunehmen, welche dieselbe gestürzt habe. Zu meinen am meisten gegen mich erbitterten Feinden gehörten Fouché und Réal; diese Heuchler versicherten mich gleichwohl täglich ihrer Ergebenheit. Dieser Réal sagte eines Tages zu Fouché in Gegenwart der beiden Lombard: „Wenn Barras es irgendwie könnte, würde er uns hängen lassen; gehen wir jeder Versöhnung aus dem Wege." Diese beiden Verräter waren von mir mit Wohlthaten überhäuft worden, besonders zu der Zeit, wo es ihnen am Allernötigsten fehlte; lügnerische Berichte wurden den Augen Bonnapartes jeden Tag von dieser abtrünnigen Partei unterbreitet.

Bonnaparte ging nach Marengo ab, als ich mich gerade in den Pirenneen im Bade befand. Als ich nach Blois kam, wurde das Hotel, in dem ich abgestiegen war, sofort von der Gendarmerie umringt: man bemächtigte sich meines Portefeuilles, mein Gepäck wurde durchsucht und meine Pässe zurück-

behalten; diese Scene erregte eine so unwillige Stimmung, daß man mir die Freiheit und meine Pässe zurückgab, nachdem man vergeblich nach Briefen gesucht hatte; im Verlaufe meiner Reise erhielt ich nur Zeichen der Achtung und des Wohlwollens.

Als ich nach meiner Wohnung in Grosbois zurückgekehrt war, erneuerten sich die Verleumdungen meiner Feinde: Fouché ließ mir andeuten, daß es klug sein würde, mich auf Reisen zu begeben und mich von Paris zu entfernen. Berthier erhielt den Befehl, mich anzuweisen, daß ich mich auf 40 Lieues von Paris zu entfernen hätte. Dieser Befehl wurde nach einer ziemlich langen Diskussion dem Präfekten von Versailles, Herrn Germain zugestellt, der ihn mit äußerster Strenge zur Ausführung bringen ließ; meine Wohnung wurde von einer Anzahl Polizeiagenten und Gendarmen überfallen. Ein Offizier teilte mir mit, daß ich diesem Befehl längstens in drei Tagen nachzukommen hätte.

Ich schrieb an Bonnaparte, ohne eine Antwort zu erhalten, ich teilte dem Senat diesen Willkürakt mit; dasselbe Schweigen. Fouché ließ mir mitteilen, daß, wenn ich mich der gegen mich ergriffenen Maßregel nicht fügte, der Präfekt von Versailles den Befehl erhalten habe, mich durch Gendarmen nach Rochefort bringen zu lassen.

Ich verließ Grosbois und langte ein paar Tage darauf in Brüssel an. Ich wurde von dem Präfekten mit Würde empfangen; er versicherte mir, er sei von der Behörde nicht über mein Exil in dieser Stadt benachrichtigt worden. Ich wurde von den Bewohnern mit einem Wohlwollen aufgenommen, für das ich noch dankbar bin, mit Ausnahme von den Behörden. Ich wurde benachrichtigt, daß nach Verlauf von drei Tagen der Präfekt von Versailles die Gendarmen geschickt habe, um meine Abreise protokollarisch feststellen zu lassen.

Bonnaparte sollte durch Brüssel kommen, der Generalsekretär der Präfektur kam, um mir mitzuteilen, daß meine Anwesenheit in Brüssel während dieser Zeit mir gefährlich werden könne. Ich antwortete ihm: „Haben Sie einen zweiten Verbannungsbefehl?“ — „Nein,“ entgegnete er mir, „aber es ist ein Rat des Präfekten.“ Bonnaparte kam an: der Adel, die Geistlichkeit, die Beamten und die Polizei waren die einzigen Beifallspender. Man hatte die Schauspieler vom Theatre français kommen lassen: Fräulein Rocour, die ich kannte, befand sich unter denselben, sie war auch sehr mit Talleirand liirt, sie speiste bei mir zu Mittag und bei diesem Minister zu Abend. Sie sprach mit Talleirand davon, wie sehr eine Aussöhnung zwischen mir und Bonnaparte zu wünschen sei. Talleirand erwiderte, er werde sich der Sache mit Eifer annehmen. Ich bat die berühmte Schauspielerin, jeden Schritt in dieser Hinsicht zu unterlassen.

Die feuchte Luft Brüssels hatte meiner Gesundheit derart geschadet, daß

ich den Entschluß faßte, nach der Provence zu gehen; ich traf einige Anordnungen, sie wurden von der Spionage, die mich umgab, bemerkt, man wußte, daß ich den Weg durch die Franche-Comté nehmen wollte, um es zu vermeiden, den Bezirk von 40 Lieues um Paris zu verletzen, als Maret schrieb: „Bonaparte ist von der von Barras beabsichtigten Reise in Kenntnis gesetzt, er beauftragt mich, demselben mitzuteilen, daß, wenn er durch Paris zu reisen wünsche, er darin nichts Unzuträgliches erblickt und er Pässe verlangen kann. Wenn Herr Barras irgend einen andern Wunsch habe, bedürfe es dazu zwischen ihm und dem Konsul keiner Mittelsperson.“ Ich gab gar keine Antwort, aber ich beauftragte einen Freund, Maret aufzusuchen und ihm zu sagen, wenn man mir ordnungsmäßige Pässe zustelle, würde ich nach Paris gehen, um dort einige Geldgeschäfte zu ordnen.

Das Besitztum von Grosbois war mir so beschwerlich, daß ich es nicht behalten konnte. General Moreau schickte einen Herrn Carbonel zu mir, der im Gespräch beunruhigende Bemerkungen darüber fallen ließ, daß ich ruhig im Besitze eines so nahe bei Paris gelegenen Schlosses bliebe; andere Mitteilungen, die mir geworden waren, entschieden mich, dieses Besitztum an General Moreau zu verkaufen, zu einem Preise, der erheblich unter seinem Werte blieb.

Ich erhielt einen Brief von Fain, dem Sekretär Bonapartes, in welchem er mir im Auftrage Bonapartes vorschlug, ich möge mir die auf Subskription bezogene Ausgabe einer Menge von Werken ergänzen, deren Lieferungen nicht vollständig waren, unter der Bedingung, daß ich die Exemplare, die ich doppelt besäße, abliefern solle. Ich antwortete auf diese Botschaft nicht, ebenso wenig wie auf diejenige des Herrn Generalsekretär Lagarde, der im höhern Auftrag von mir Aufschluß über Diamanten und reich verzierte Waffen haben wollte, die in einer Kommode des Kabinets eingeschlossen gewesen waren, in welchem das Direktorium seine Sitzung hielt, und zu welcher der Präsident den Schlüssel hatte. Diese Kleinodien, die ebenso reich wie zahlreich waren, waren zu Geschenken für die Türkei und den Bey von Affrika bestimmt gewesen. In der Schweiz bei dem französischen Gesandten aufgegriffen, waren sie unter der Regierung des Direktoriums zurückerstattet worden. Ich ließ Lagarde sagen, daß er und Syéiès besser als jemand anders bezeugen könnten, daß nichts davon fortgekommen sei, ebenso wie von den sechshundert und einigen tausend Franken in Kassenanweisungen, die in derselben Kommode eingeschlossen gewesen seien, und aus welchen die Direktoren den Fond gebildet hätten, der zu der Ausführung der Uebereinkunft bestimmt gewesen sei, nach welcher jedes durch das Los ausscheidende Mitglied die Summe von hunderttausend Franken habe erhalten sollen. Rewbbel und Letourneur hatten jeder diese Summe erhalten. Man behauptet, daß Syeyés, Roger Ducos, Lagarde

und andere sich ein Depot angeeignet hätten, welches den Mitgliedern des Direktoriums gehörte.

Fouché wurde, ich weiß nicht durch wen, von dem von Maret geschriebenen Brief benachrichtigt; er schickte sofort Vincent Lombard unter dem Vorwand eines freundschaftlichen Besuchs nach Brüssel, um zu erfahren, was ich beschlossen habe. Ich bemerkte bei dem Unterhändler eine gewisse Verlegenheit und sagte ihm: „Sieh, sieh, Du mußt mit irgend einer geheimen Mission betraut sein.“ Darauf sagte er mir, Fouché habe ihm die Versicherung gegeben, daß er mir immer noch ergeben sei und mir seine Dienste bei Bonaparte anbiete, daß wenn ich durch Paris komme, er mir Pässe zustellen und er sich eifrigst bemühen werde, meine Versöhnung mit dem Staatsoberhaupte zu stande zu bringen; „sagen Sie ihm nur, daß ich sein Freund bin, daß ich ihm einen neuen Beweis davon geben werde, indem ich für sein Interesse eintrete, und daß diese Versöhnung nötig und von Bonaparte gewünscht werde.“ Der Schritt Fouchés war nicht von dem Interesse an mir eingegeben, sondern, weil er erfahren hatte, daß Maret beauftragt worden war, mir die Absichten Bonapartes mitzuteilen. Dieser Fouché wollte sich eine Annäherung aneignen, welche er, Réal und viele andere fürchteten. Ich erwiderte dem Abgesandten, wenn man mir ordnungsmäßige Pässe zustelle, würde ich meinen Weg nach der Provence durch Paris nehmen; ich würde dort wichtige Geschäfte erledigen und mit Fouché über die Schritte zu der von ihm gewünschten Versöhnung reden. Lombard sagt, als er nach Paris zurückgekehrt war, zu Fouché: „Ich habe Barras in bester Stimmung angetroffen. Er wird sich auf den Weg nach Paris machen, sobald er die Pässe hat.“ Dieser Minister vermaß sich als gemeiner Schmeichler, sich Bonaparte gegenüber zu rühmen, daß er mich zu diesem Zugeständnis gebracht habe, indem er sagt, er werde mich gleich nach meiner Ankunft in Paris ihm zuführen. „Schicken Sie ihm Pässe,“ sagte Bonaparte, „und sagen Sie ihm, daß ich ihn mit Vergnügen und ohne Förmlichkeit empfangen werde.“ Lombard erhielt den Auftrag, den Augenblick meiner Ankunft auszuspähen, so sehr fürchtete Fouché sich davor, daß ein anderer bei Bonaparte seinen Platz einnehmen könne.

Die Pässe wurden mir zugestellt und ich verließ Brüssel. Sobald ich aus dem Wagen gestiegen war, schrieb mir Lombard nach einer kleinen Wohnung am Marais, um mir mitzuteilen, daß Fouché mich am andern Tage zum Frühstück erwarte und daß alles arrangirt sei; ich begab mich zu dem Frühstück. Als ich die Treppe im Ministerhotel hinaufstieg, zupfte mich ein in Schwarz gekleideter Herr bei dem Schoße meines Ueberrockes. Ich wandte mich um. Der Unbekannte sagte zu mir: „Nehmen Sie sich vor Gift in acht“, und verschwand. Herr Fouché, Frau (Fouché), sein Sekretär, Herr Turnat, die Herren Lombard, Taurabeau und Vimeux waren bei Tisch zugegen. Mein Empfang war

derart, daß ich zu mir sagte: „Bin ich denn eine der ersten Staatsbehörden?“ Man frühstückt, ich trinke nur Wasser aus der Karaffe Fouchés. Ich esse morgens weder Fleisch noch Gemüse, aber ich nehme den gleichen Kaffee, den Herr und Madame trinken.

Nach dem Frühstück treten wir in das Kabinet zurück. Nach einigen Bezeigungen der Teilnahme sagt mir der Minister: „Ich habe anspannen lassen, Bonaparte erwartet Sie; nach der Erzählung Lombards bin ich von allem überzeugt, Sie werden in Stiefeln und ohne Vorzimmer vorgelassen werden.“ Fouché sah mich an und ich ihn gleichfalls; ich weiß nicht, ob er im voraus mir meine Weigerung anmerkte; aber ich weiß wohl, daß seine Furcht mir nicht entging. Ich antwortete Fouché: „Ich bin meiner Geschäfte wegen nach Paris gekommen, um dort von der Regierung hunderttausend Franken zu erheben, die Moreau mir noch auf den Ankaufspreis von Grosbois schuldet,“ sobald die Zahlung erfolgt sei, hätte ich vor, mich nach der Provence zu begeben, ich hätte niemals die Absicht gehabt, nach den Tuilerien zu gehen, ich wünschte nur, daß die Verfolgung in Betreff meiner aufhöre und ich bäte, weiter nicht auf einem Schritt zu bestehen, der in meiner Lage wenig schicklich sei und dessen ich mich unwiderruflich weigere. Fouché entgegnete mir in sehr verdrießlicher Stimmung, daß Lombard oder ich ihn auf diese Weise bei Bonaparte kompromittirt hätte, mein Entschluß sei nicht darnach geartet, die gegen mich ergriffenen Sicherheitsmaßregeln aufhören zu lassen. Auf diese drohenden Worte Fouchés sagte ich: „Ich ziehe die Verfolgung der Selbsterniedrigung vor; die Regierung hat Unrecht gegen mich: an ihr wäre es, dasselbe in offizieller Weise und zu meiner Befriedigung wieder gut zu machen, und nicht an mir, ihre Milde anzurufen. Lassen Sie mir die hunderttausend Franken auszahlen, und ich verlasse diese Hauptstadt morgen.“ Fouché sagte mir darauf: „Das, was Morkau schuldet, wird den Gläubigern erst ausgezahlt werden, wenn dieser General seine Landung in den Vereinigten Staaten dargethan haben wird.“ Wir verließen uns gegenseitig sehr unzufrieden mit einander.

Ich ging zu Herrn Oudinot, dem Notar des Generals und zugleich dem meinigen. Ich beklagte mich über die Verzögerung der Bezahlung, (indem ich sagte) daß ich nach den Bestimmungen des Verkaufsaktes über Grosbois befugt sei, auf eine einfache Erklärung hin wieder in den Besitz meines Gutes zu treten, wenn am Verfalltag der Kaufpreis nicht geleistet sei, würde ich auf Erfüllung dieses Vertrags klagen und er könne Fouché davon in Kenntnis setzen. Oudinot kam am andern Tage zu mir, um mir anzuzeigen, daß die Regierung auf den ergriffenen Schritt verzichte und daß er bereit sei, mir die Summe auszuzahlen; Bonaparte habe zu Fouché gesagt: „Barras hat Sie hinters Licht geführt, spreche man mir nicht mehr davon. Bezahlen Sie ihn,

und haben Sie acht darauf, daß er im Süden nicht ermordet wird; denn die Böswilligkeit namentlich Englands schiebt mir schon die Absicht zu, ihn zu opfern."

Es vergingen einige Tage, ohne daß ich das Geld erhielt. Ich machte dem Notar darüber Vorstellungen, der mir stets zusicherte, das Geld werde mir zugestellt werden; ich schrieb an Fouché. Keine Antwort. Ich kam von Boissy Saint Léger, als bei der Brücke von Charenton mein Wagen von Gendarmen angehalten wurde, wie es an derselben Stelle mit dem Moreaus der Fall gewesen war, und man mir ein Paket übergab, worüber man eine einfache Empfangsbescheinigung verlangte. Diese Depesche enthielt den Befehl des Polizeipräfekten, Paris binnen fünf Tagen von dem Datum der Ausfertigung an zu verlassen und seit diesem Datum war der 5. Tag am Ablaufen: ich begab mich nach dem Polizeibureau, um' meinen Paß für Marseille visiren zu lassen. Ich trat in einen großen Bureauraum ein, in welchem ich von sämtlichen Beamten begrüßt wurde; keiner von ihnen hatte Kenntnis von diesem Befehl. Ich geriet in heftigen Zorn wegen dieses neuen Willküraktes, meine Klage war sehr energisch. Der Präfekt wurde davon benachrichtigt, er schickte mir Herrn Vérat, um mir sagen zu lassen, er befände sich in der Sitzung, er habe seinen Befehl noch einmal durchgesehen, den er so von Fouché erhalten habe, aber er ermächtige mich, bis zum nächsten Donnerstag in Paris zu bleiben, er werde Bericht erstatten und wenn ich im Laufe des heutigen Abends bei der Präfektur anrufen wolle, würde er mich mit Vergnügen empfangen; ich wollte meinen Paß visiren lassen, man ließ mich in ein anderes besonderes Bureau eintreten, welches dasjenige des Herrn Piis war. Sobald er mich sah, setzte (er) seinen Hut auf und bog sich mit seinem Kopf auf den Schreibtisch, er unterzeichnete meinen Paß; dieser Herr Piis war früher regelmäßig in mein Haus gekommen, er war dort sogar wohlwollend aufgenommen worden und seine Bitten hatten stets Gehör gefunden.

Meine Freunde waren sehr beunruhigt über die Heftigkeit, die ich auf der Polizei kundgegeben hatte, Lombard drängte mich, abzureisen, weil, wie er sagte, Fouché den Befehl mit Gewalt zur Ausführung bringen lassen werde, ich antwortete: „Ich werde ihm nicht eher nachkommen, als bis ich bezahlt werde, denn ich habe weder Geld noch Wagen." Am Donnerstag begab ich mich zu dem Präfekten Dubois; Herr Vérat nahm mich am Thorweg in Empfang und führte mich in das Kabinet dieses Beamten, sein Empfang war sehr höflich, er versicherte mir, der Befehl sei ihm von dem Polizeiminister Fouché zugestellt worden, er sei erst auf der Präfektur an dem Tage angelangt, an welchem er abgelaufen gewesen sei, er habe darüber Bericht im Polizeirat erstattet, Bonaparte habe den Vorsitz geführt, er habe ihm meine Verlegenheit

und meine Beschwerde dargelegt und es auf sich genommen, die Ausführung bis zu genanntem Tag aufzuschieben, Réal und Fouché hätten sich gegen dieses selbständige Vorgehen gewandt, ich sei ein gefährlicher Mensch; er (Dubois) aber habe geantwortet: „Barras hat Feinde, ich habe ihn zum erstenmal gesehen; Frankreich hat Verpflichtungen gegen ihn und ich lege Berufung an das Oberhaupt des Staates ein.“ Darauf antwortete Bonaparte mir: „Sie haben wohl gethan, sagen Sie ihm, wenn er seine Geschäfte beendet habe, sei es gut, wenn er Paris verlasse,“ und Fouché fixirend: „So bezahle man ihn doch.“ Herr Dubois hatte die Freundlichkeit, mir die zwischen Fouché und Réal über mich gewechselte Korrespondenz zu zeigen. „Sie sehen,“ sagte er, „daß ich der Verfolgung fern stehe, die Sie im Namen Bonapartes zu erdulden haben, bei welcher man Sie verleumdet und die (sic) sein Herz innerlich mißbilligt. Beschleunigen Sie, wenn Sie Ihr Geld erhalten haben, Ihre Abreise, denn man wird suchen, Sie bloßzustellen, und haben Sie die Freundlichkeit, mich davon zu benachrichtigen.“

Ich verhehlte mir nicht die Gefahr, länger in der Hauptstadt zu verweilen, umgeben von Feinden, die mächtig und um so gefährlicher waren, als ich sie in ihrem Unglück mit Wohlthaten überhäuft hatte und ich in keiner Weise Teil an ihrem Verrat hatte. Ich erhielt die hunderttausend Franken auf Grosbois. Man wollte mir aber die sich auf 12 hundert Franken belaufenden Zinsen nicht ausbezahlen, und ich protestirte dagegen in der Quittung. Ich habe später erfahren, daß Herr Oudinot sie von der Regierung erhalten und mir nicht zur Verrechnung gebracht hat. Herr Oudinot sagte mir: „Sie sind der einzige, der vor Moreaus Ankunft in den Vereinigten Staaten bezahlt worden ist,“ Grosbois sei Berthier geschenkt worden, Fouché und er drängten ihn, den Akt darüber anzufertigen, letzterer aber habe sie veranlaßt, mit Bonaparte abzumachen, daß es in den Bestimmungen des Aktes nicht hervortrete, daß es ein Geschenk sei.

Ich beschleunigte den Augenblick meiner Abreise nach dem Süden. Ich begab mich zu Herrn Dubois, um ihm für seine Freundlichkeit zu danken und ihn zu fragen, ob wirklich in Marseille Unruhen vorgekommen seien, die mich abhalten könnten, dorthin zu gehen. „Es ist eine Verschwörung,“ sagte er mir, „durch die man die Unzufriedenheit gegen die Lokalbehörden verdecken möchte; übrigens habe ich noch nicht alle Einzelnheiten darüber, lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, ich bin und werde stets bemüht sein, mich Ihnen bei allen Gelegenheiten dienstlich zu erweisen, ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, ich habe auch keine Verpflichtungen gegen Sie, aber ich habe die großen Dienste nicht vergessen, die Sie dem Vaterlande geleistet haben.“

Ich schlug den Weg nach der Provence ein; als ich nach Avignon kam,

ergriff der Maire Dupuis wie von Amtswegen die Vorsichtsmaßregel, mich mit Gendarmen zu umgeben, von denen einer als Posten an meine Thür gestellt wurde; ich hielt die Entrüstung des Volkes zurück, welches sie in die Rhone werfen wollte, und begab mich nach Aix, wo ich erfuhr, daß man mich als Oberhaupt der von den Behörden von Marseille erfundenen Verschwörung bezeichne, und daß protokollarische Vernehmungen besagten, ich hätte mich seit zwei Monaten in jener Stadt verborgen aufgehalten. Meine arme Schwester, die meine Ankunft und alles, was vorgegangen war, erfahren hatte, brach sofort auf, um mit mir in Aix zusammen zu treffen; der Wagen, in dem sie fuhr, wirft in der Nähe von Marseille um und meine Schwester büßt dabei ihr Leben ein.

So war ich denn aus Avignon ausgewiesen, in Marseille denunzirt und meine Schwester, die von ihrem Eifer getrieben wurde, mich in meinem Unglück aufzusuchen, in grausamer Weise gestorben. Ich nahm in Marseille meine Zuflucht zu der gerechten und wohlwollenden Verwaltung des Präfekten Royanet; er war entrüstet über die Verfolgung, die ich auszustehen hatte, und versicherte mich, daß ich unbehelligt von Nachforschungen und Maßregeln bleiben werde, um welche die Behörden eines benachbarten Departements ansuchen könnten. Thatsächlich wurde das Gastrecht nicht verletzt, ich schrieb an Herrn Dubois, daß, während ich mich in seinem Kabinet befunden hätte, die Behörden in Marseille offiziell eine angebliche Verschwörung gegen die Regierung zur Anzeige gebracht hätten, deren Oberhaupt ich sein solle und daß ich seit mehreren Monaten in der Stadt verborgen gewesen wäre. Herr Dubois wies die Unrichtigkeit der Angaben des Präfekten und des Polizeikommissärs des Departements der Rhonemündung nach, ich sei in Paris überwacht und in seinem Kabinet gewesen, als diese ungereimte Anzeige eingelaufen sei, wornach ich das Oberhaupt einer Verschwörung sein solle, die nichts anderes sei, als die von den Bewohnern der Rhonemündung kundgegebene Unzufriedenheit über ihre Unterdrückung; ohne die Ehrlichkeit des Herrn Dubois würde ich von Fouché, Réal und Pelet von der Lozère aufgeopfert worden sein.

Als das abgethan war, begab ich mich nach Marseille in meine Wohnung, sofort wurde eine Spionage organisirt, um zu versuchen, mich auf etwas zu ertappen. Unterdrückung und Unrecht herrschten in diesem Departement, Spürhunde von der Departementscompagnie liefen auf dem Lande umher und schossen auf Befehl und um die ausgesetzte Prämie zu erhalten, wie auf wilde Tiere nicht nur auf die widerspenstigen Ausgehobenen, sondern auch auf solche, die es nicht waren; sie zerschmetterten einem Bürger das Bein, hieben mit Säbeln auf meinen sechzig Jahre alten Kutscher ein, griffen die Bewohner

des Dorfes Aigallades an und drangen bis zu meiner Thür vor, die sie zu sprengen versuchten. Mehrere Bürger hatten sich zu mir begeben, um mir behilflich zu sein, diese wilde Bande zurück zu treiben, Schreie, Drohungen und fortwährend gegen meine Thür geführte Säbelhiebe bestimmten mich, ihnen bewaffnet entgegen zu treten. Sobald ich öffnete und diese Elenden uns bewaffnet sahen, liefen sie davon und sagten: „Es ist Barras selbst.“ Sie verhafteten meinen Koch als Ausgehobenen, mißhandelten ihn und führten ihn nach Marseille: es stellte sich heraus, daß es ein Irrtum war, und er wurde frei gelassen.

Ich führte Beschwerde bei dem Divisionsgeneral, und er begab sich zu mir. Nachdem er diese Truppe von Mördern, obgleich sie thatsächlich nicht unter seinem Befehl standen, hatte verhaften lassen, verlangte er von dem Präfekten, daß sie vor Gericht gestellt würden; sie hatten so viel Ausschreitungen begangen, daß Todesstrafe darauf stand; ich pflichtete dem Wunsch der Behörden bei, daß sie nach Toulon in das Kolonialdepartement geschickt würden.

Meine Gesundheit wurde durch alle diese Quälereien meiner Feinde angegriffen; ich ersuchte den Präfekten um einen Paß für das Bad Aix in Savoyen, er verweigerte mir denselben und schickte mir den folgenden Brief.*)

. . . .

Ich wurde von dem Bad Aix fern gehalten, weil eine Schwester Bonapartes dorthin wollte, fand man es jedenfalls für unschicklich, daß sich jemand, der diese Leute verpflichtet, unterstützt und beschützt hatte, gleichzeitig mit ihnen dort aufhalte. Von allen Seiten verfolgt, mit Fallstricken umgeben und in jeder Weise gequält, begab ich mich nach Eaux bonnes in den Pirenneen. Herr von Castellanne, der sich meinen Verwandten nannte, war Präfekt von Pau, er kam mit seiner Familie in das Bad, er äußerte dem Doktor den Wunsch, daß ich ihm keinen Besuch abstatten möge; ich erwiderte, daß, da ich mich meiner Gesundheit wegen dort befände, ich Abstand von jedem Besuch nehmen werde, besonders bei den Beamten des Unterdrückers meines Landes. Ich muß hier erklären, daß Herr von Castellanne, der vielleicht dorthin geschickt worden war, weil ich mich daselbst befand, sich sehr rücksichtsvoll gegen mich und wohlwollend gegen die Personen, die bei mir waren, und selbst gegen die Einwohner und Badegäste benahm. Dieses Bad bekam mir sehr gut, es sollte allen empfohlen werden, die mit Brustleiden zu thun haben; ich war Zeuge von Heilungen verzweifelter Fälle: man glaubt, daß seine Wirkung sich von der Anwesenheit von Schlangen (sic) herschreibe, von denen das Wasser erfüllt ist.

---

*) Der Text dieses Briefes fehlt in dem Manuskript. (G. D.)

Nachdem die Badesaison vorüber war, begab ich mich nach meiner Besitzung zu Aigallades zurück. Ich verkehrte gewöhnlich mit General Cervoni, einem Mann von Verdienst und Ehre; er erzählte mir eines Abends die folgende Anekdote, die sich des Morgens begeben haben sollte: „Wir haben dem König Karl 4. einen Corpsbesuch gemacht; erstaunt über gewisse Kostüme bat er mich mitten in seinem Salon um eine Erklärung; ich sagte ihm: ‚Es sind meinem Stabe attachirte Mamelukenoffiziere;‘ der König stellte sich beinahe auf ein Bein (sic) und sagte: ‚Herr General, das sind Renegaten.‘“

Die Schwester Bonapartes kam zum Badegebrauch nach [unleserlich], die Behörde des Departements der Rhonemündung begab sich zu ihrem Empfang nach Aix; General Cervoni nahm einen Sessel, setzte sich und streckte die Beine aus, während alle anderen und sogar die Damen, standen: er erinnerte Madame Pauline an ihre erste Liebesgeschichte auf Korsika, sie war sehr liebenswürdig gegen ihn und lud ihn zum Abendessen und zum Ball auf ihr Landhaus bei Marseille ein. „Ich werde alle Anordnungen treffen,“ sagte sie zu Cervoni, „um Sie gut zu empfangen;“ beim Fortgehen sagte sein an der Thür stehen gebliebener Adjutant zu ihm, daß ein Kammerherr es für unschicklich gefunden habe, daß er sich ohne Befehl der Prinzessin gesetzt habe. „Wo ist denn dieser spaßhafte Kerl?“ entgegnete Cervoni, „ich werde ihm eine Zurechtweisung erteilen.“ Der spaßhafte Kerl hatte sich davon gemacht; Cervoni kehrte in den Salon zurück und sagte: „Prinzessin, Sie werden meinem Wunsch und demjenigen der Marseiller entgegenkommen, wenn Sie die Einladung zu einem Feste annehmen, bei welchem alle Huldigungen für Sie bereit sind, aber ich bitte Sie, ohne Kammerherrn!“ Die Prinzessin lachte hell auf und entgegnete: „Ohne Kammerherrn, mein lieber Cervoni.“ Sie begab sich zu Herrn von Califfet und wurde von dem Hausherrn und den Adeligen (sic) getragen. Als sie, sehr ermüdet und krank, sich weiter begeben wollte, nachdem sie die Bäder von [unleserlich] gebraucht, sich dort ein Bad hatte bauen und sich von ihrem Hausherrn den Hof hatte machen lassen, schlug sie den Weg nach Neapel ein, kam durch Aups, und als sie dort ein ländliches Fest gewahrte, das ihr gefiel, wollte sie sich auf eine Wiese niederlassen, bis Herr Roubaut in seinem Landhause alles zu ihrem Empfang vorbereitet habe; sie war begleitet von den Herren von Guillot(?) und dem Unterpräfekten von Grasse, von denen der erstere zu ihren Füßen saß und sich dieselben auf die Brust gesetzt hatte, während der andere ihr als Stütze diente und beide sich fast aller ihrer Kleider entledigt und dieselben in Gestalt von Kissen unter die Prinzessin geschoben hatten: in dieser Stellung empfing sie die Deputationen.

Roubaud hatte sich Krammetsvögel kommen lassen, welche die Prinzessin sehr gerne aß, er hatte sich die größte Mühe gegeben, daß das Abendessen gut

zubereitet werde; als die Prinzessin bei ihm anlangte, wurde er ihr vorgestellt, aber nicht an ihrem Tisch zugelassen und aß den Rest der Krammetsvögel nur kalt. Sie setzte ihre Reise nach Nizza weiter fort; in dieser Stadt hatte sie häusliche Unannehmlichkeiten, das Resultat davon war die Entlassung eines Kammerherrn.

Um diese Zeit umschloß das Schloß If Gefangene, die zum größten Teil die Ursache ihrer Haft nicht kannten; [beinahe unleserlicher Name] gehörte zu ihrer Zahl, dieser Unglückliche litt Mangel an allem, er war von einer erschreckenden Magerkeit; ein Brigadechef aus den Pirenneen war lange Zeit in dieser Festung gefangen, er konnte keinen sehen und mit keinem korrespondiren, seine Verwandten hatten sich an die Minister gewandt, um Nachricht von ihm zu erhalten, man entgegnete, er sei bei der Armee gefallen; einige Andeutungen und schließlich das Geständnis eines früheren Bedienten führten zu Reklamationen der Verwandten, und es wurde der Befehl erteilt, ihn frei zu lassen; die Lokalbehörde von Marseille legte dem Unglücklichen auf, die Stadt noch an demselben Tage zu verlassen, man verweigerte ihm einen Geleitschein und jeden Beistand; endlich fand er milde Herzen, die ihm zu Hilfe kamen; er suchte mich auf und ich verhalf ihm dazu, daß er zu seiner Familie zurückkehrte; dieser Besuch war wiederum der Beweggrund zu einer Denunziation gegen mich.

Ich glaube, ich habe im Verlauf dieser Notizen schon erwähnt, daß ich, als Moreau sich nach Cadix begab, zu ihm sandte, um ihn zu beschwören, er möge nach England gehen, daß ich dort zu ihm kommen werde mit der Gewißheit, daß die englische Regierung die Bewaffnung der französischen Gefangenen, die sich dort befänden, ebenso wie derjenigen in Mahon begünstigen werde, daß wir dann unsere Mittel und unsere Verbindungen mit dem Innern Frankreichs vereinigen würden, um den Tyrannen zu stürzen; er, Moreau, sollte in der Bretagne landen und ich an den Küsten der Provence und des Languedoc; die Generale Lecourb, Mourier (?) und andere seien bereit: 50tausend Franzosen befänden sich in England, 20tausend in Mahon, und so würden diese mit der unthätigen Haltung der französischen Regierung unzufriedenen Truppen im Verein mit den im Landesinnern mehr als hinreichend sein, um die Nation wieder zu den republikanischen Einrichtungen zurück- und zur Vertreibung des Usurpators zu bringen; Moreau schwankte und versagte einstweilen seine Mitwirkung; dieser General, der Ruhm und Ruf gewonnen, zog es vor, den einen wie den andern dadurch herabzuwürdigen, daß er der Koalition gegen sein Vaterland diente.

Der General Guidal, den ich beschützt und zu dessen Beförderung in seiner militärischen Laufbahn ich beigetragen hatte, war stellenlos; er hatte sich nach Grasse zurückgezogen und lebte kümmerlich von einer Pension, während

er zwei Kinder zu ernähren und zu erziehen hatte; er suchte mich auf, stellte mir seine Lage vor und die Not, mit welcher er in seinem Vaterlande zu kämpfen hatte, ich forderte ihn auf, zu mir zu ziehen, er ließ sich bei mir nieder und ich bezahlte einen Teil des Schulgeldes für einen seiner Söhne auf dem Lyceum zu Montpellier. Bonaparte hatte ihn in der Angelegenheit des Generals Frotté bloßgestellt, der sich im Vertrauen auf sein Ehrenwort und seine militärische Aufrichtigkeit nach Alençon begeben hatte, um über den Frieden zu verhandeln, und dort verhaftet und erschossen wurde; General Guidal hat öffentlich die Schuld an dem von Chamberlac auf Befehl Bonapartes begangenen Verbrechen abgelehnt; diese Erklärung war der Grund, weshalb Guidal in Ungnade gefallen war.

Wir befanden uns auf meinem Landhause in der Nähe von Marseille; ich hatte zum Nachbarn einen Geschäftsmann Namens Paban, General Guidal war mit ihm und seiner Frau auf einen vertrauten Fuß geraten; diese Freundschaft wurde so enge, daß sie den Plan faßten, gemeinsam Geschäfte zu betreiben; infolge dessen zog Guidal zu Paban nach Marseille, ich sah ihn selten, nur manchmal des Sonntags zum Essen. Paban und er machten in einem Café die Bekanntschaft des Kammerdieners Karls 4.; dieser vertraute ihnen an, daß sein Herr von Unruhe geplagt werde, daß er gern nach England möchte, das aber sehr schwer zu halten scheine. Paban und Guidal griffen diese Mitteilung auf, sie gaben große Teilnahme für den König kund und versicherten, sie besäßen die Mittel, ihn ohne Gefahr hinüber zu schaffen.

Der Kammerdiener sprach von ihnen mit dem Friedensfürsten und alle beide mit dem König; es wurde beschlossen, daß der Prinz die beiden Herren aufsuchen solle, und die Zusammenkunft fand statt: Paban hat Fahrzeuge zu seiner Verfügung und Guidal zuverlässige Leute, um seine Einschiffung unter seinen Schutz zu nehmen, der König nimmt an; infolge dessen läßt er Paban und Guidal für den Ankauf und die Ausrüstung von Fahrzeugen 80 tausend Franken zustellen. Es wurde ein vorläufiger (Plan) gefaßt, diesen Entschluß dem im mittelländischen Meer kommandirenden englischen Admiral mitzuteilen; die beiden Unterhändler nehmen die Depesche des Königs an sich, sie werden genötigt, ein Fischerboot zu mieten und den Schiffseigentümer in ihr Vertrauen zu ziehen, mehrere Reisen werden gemacht, der Admiral erklärt sich bereit, den König aufzunehmen und ihn nach England zu bringen, es fand täglich ein Briefwechsel statt, die französische Behörde erhielt indessen irgendwie Mitteilung von den nächtlichen Fahrten zu den Engländern und legte sich auf die Lauer; indessen war das Fahrzeug, welches den König hinüberführen sollte, zur Abfahrt nach Korsika bereit und mit Wein und Kaufmannsgut beladen. Das Fahrzeug wurde versichert.

In dem Augenblick, da dieses Unternehmen zur Ausführung kommen

sollte, fiel es Karl 4. ein, zu fragen, ob er von dem Geschwader als König und mit den gewohnten Ehren, dem Gruß von hundert Kanonenschüssen, werde empfangen werden; der Admiral entgegnete, der König werde mit allen Rücksichten für eine hochgestellte Persönlichkeit, aber nicht als König von Spanien empfangen werden, der König weigerte sich fortzugehen. Während all dieser Verhandlungen, bei denen mehrere Persönlichkeiten ins Geheimnis gezogen wurden, machten sich [unleserlich] den Anteil an allen den Geldern, welche von Karl 4. dem Admiral und Cotton hergegeben worden waren, streitig. Der Schiffspatron drohte, alles zu verraten, wenn man ihm nicht sofort viertausend Franken gebe, der Advokat Jaume (?) wurde beauftragt, ihn auszuzahlen und zu beruhigen. Die Behörde wurde, wie ich es weiter (oben) gesagt habe, benachrichtigt; das Fahrzeug, das angeblich nach Korsika bestimmt war, begab sich nach dem englischen Geschwader und der Schiffspatron wurde verhaftet; der Kapitän Chambeau, der in diese Sache eingeweiht war, hatte einen Sohn unter den Gefangenen zu Mahon, er bat den Admiral, daß ihm dieser Sohn zurückgegeben werde, und der Befehl dazu wurde erlassen. Der junge Chambeau kam nach Marseille, wurde erkannt und ebenso wie der Vater verhaftet; diese Leute enthüllten alles, sie stellten gegen die Zusicherung, daß ihnen das Leben geschenkt werde, eine sehr große Anzahl von Personen bloß, Paban wurde verhaftet, der Advokat Jaume und Guidal ebenfalls, sie wurden nach Toulon geführt und vor ein von Masséna ernanntes Kriegsgericht gestellt.

Guidal wurde nach Paris übergeführt, man erhoffte von diesem General wichtige Enthüllungen über hervorragende Persönlichkeiten und über mich; er wurde zu Paris zu diesem Zwecke einem ersten Verhör unterworfen. Das Kriegsgericht verurteilte 16 Familienväter, die an der Flucht des Königs von Spanien teil genommen (und angeklagt) waren, sich in einem Landhause bei Toulon versammelt zu haben, um über die Mittel zu beraten, sich dieses Platzes zu bemächtigen; sie starben mit heldenhaftem Mute, die dreifarbige Kokarde auf der Brust; Masséna rettet seinen Freund, den Advokat Jaume (?), vor der Erschießung, er ließ seine Exekution unter dem Vorwand von Enthüllungen verschieben, er machte unbedeutende, in welche er mich verwickelte. Der König Karl 4. wurde nach Rom verbannt, ein von Paris entsandter Kommissär kam, um ihm diesen Befehl mitzuteilen, er hatte den weitern, ihn dorthin zu begleiten. Dieser Kommissär und die Behörden von Marseille versicherten dem König, daß er sich besser und schicklicher in der Hauptstadt der christlichen Welt befinde, und daß seine Tochter unter seine väterliche Gewalt zurückgebracht werden solle. Karl reiste nach Rom und nahm seine Kassette mit Diamanten mit, diejenigen der Königin und seine schöne auf vierzig Millionen geschätzten Knopfgarnituren. Gelegentlich der Kassette muß

ich an eine Anekdote erinnern: ein Angestellter der Regierung hatte sich nach Marseille begeben: davon benachrichtigt, daß der König seine Diamanten nach Paris geschickt habe, um sie dort zu verkaufen, schlug er vor, man möge ihm die schöne Knopfgarnitur überlassen, er habe den Auftrag ihm dafür sofort eine Million auszuzahlen, die weitere Kaufsumme bis zum Betrage von vier Millionen solle ihm an zu vereinbarenden weiteren Terminen gezahlt werden; ich wurde von diesem spitzbübischen Handel benachrichtigt und ließ dem König sagen, er möge seine Kassette verbergen und seine Garnitur nicht hergeben. Ohne meine Benachrichtigung würde er sich auf den Vorschlag eingelassen haben und er würde bestohlen worden sein, wie er zu Bayonne um ein Goldservice von einem mit dem Ankauf betrauten General betrogen worden war.

Nach der Abreise des Königs wurde eines Morgens mein Haus von der bewaffneten Gewalt und der Polizei umgeben und mein Hausmeister Courtot eingezogen und in Geheimhaft gebracht, ich erhielt von den Behörden keine Benachrichtigung über diese Verhaftung; ich wandte mich an den Polizeiminister und bemerkte ihm, daß man jedenfalls an mich wolle, ich würde mich nicht aus meinem Hause entfernen, obgleich ich nötig hätte, mich nach Montpellier zu begeben. Der Minister Savari erwiderte mir, daß ich dieser Sache fremd sei und er einen Kommissär schicken werde, um ihn zu verhören; thatsächlich traf er bei Herrn Permont (?), dem Generalpolizeikommissär, ein, ich begab mich dorthin und merkte bald, daß ich der Sache nicht so fremd sei, wie der Minister es versichert hatte. Ich wurde über meine Beziehungen zu einigen der Personen ausgefragt, und meine Antwort war: „Geben Sie mir Papier und Tinte, ich werde dann mit eigener Hand die Personen, die Sie mir genannt haben, rechtfertigen, ich bitte Sie, meinen Hausmeister zu verhören und ihn in Freiheit zu setzen.“ Ich ging vor Entrüstung zitternd fort.

Am folgenden Tag war ich wiederum bei dem Polizeikommissär, ich drängte auf Freilassung meines Hausmeisters, gegen [den], wie sie zugaben, keine Beweise vorlagen. Es war an einem Sonntag: „Wir wollen aufs Land,“ sagte mir der Pariser Kommissär. — „Weshalb,“ sagte ich ihm, „wollen Sie die Freilassung eines Unglücklichen, der seit langer Zeit in Geheimhaft sitzt und gegen den, wie Sie zugeben, kein Grund zur Verhaftung vorliegt, bis morgen verschieben? Fertigen Sie mir den Befehl aus, dann werde ich selbst gehen und ihn in Empfang nehmen.“ Permont (?) fügte hinzu: „Wir werden aufs Land gehen, nachdem wir die Persönlichkeit, die der General Barras reklamirt, in Freiheit gesetzt haben.“ Der Befehl wurde unterzeichnet, und Herr Pernont hatte alsdann die Freundlichkeit, ihn durch seinen Sekretär holen zu lassen.

Ich glaubte den Zusammenhang zwischen Befehlen zu erkennen, die sich widersprachen, zwischen denen des Ministers und denen des mit der Polizei

der Departements des Südens betrauten Staatsrates Pelet von der Lozère; diese beiden Kommissäre behandelten sich mit großer Freundschaft. Ich habe in meinem Besitz den Brief, den der Advokat . . . nach Paris schrieb und in welchem er seinen Freund und Wirt Pernont sehr schlecht behandelte. Was ich bemerkt hatte, trat ein: wenige Tage darauf kommt ein Sekretär des Herrn Präfekten früh morgens zu mir, um mir mitzuteilen, daß dieser Präfekt, der sich in das Gebüsch meines Landguts versteckt hatte, mir eine wichtige Mitteilung zu überbringen habe, welche das größte Geheimnis erfordere. Als ich mich an den Ort begab, wo mich Herr [unleserlich] erwartete, trat er sehr verlegen darüber, wie er es anfangen solle, auf mich zu und übergab mir einen Brief des Ministers. „Es ist durchaus nötig,“ sagt der Präfekt, „daß dieser Befehl zur Ausführung gelangt und Sie Schweigen über seine näheren Bestimmungen beobachten, daß Sie sich nach Rom begeben und sich weder in Turin, noch in Florenz, wo sich Mitglieder der königlichen Familie befinden, aufhalten, Sie müssen diesem Wink durchaus nachkommen.“ Meine ganze Antwort bestand in den Worten: „Sie unterdrücken mich und brechen mir das Wort, ich erkläre Ihnen, daß ich nicht das Verlangen habe, die Familie des Kaisers zu sehen, die ich in ihrem Unglück beschützt habe, ich verpflichte mich zu nichts und werde reisen, wenn ich Wagen und Geld bekomme.“

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, sagte ich aller Welt, was vorgegangen war, mein Haus wurde mit Spionen umgeben, und jeden Morgen kam der Sekretär des Präfekten, um mich zur Abreise zu drängen, damit ich seinem Chef die Maßnahmen erspare, die er nur ungern ergreifen würde. Nach einigen Tagen schrieb ich dem Minister, ich würde mich nach Montpellier begeben, von dort [in] das Bad Aix in Savoyen und mich darauf nach Rom wenden. Ich ging von Marseille fort und verließ mein Haus, und dieses Fortgehen wurde mir erleichtert durch die Teilnahme, die mir die Bewohner bezeigten, die alle sagten: „Wir werden ihn nicht wieder sehen, er wird in Italien auf Befehl desjenigen ermordet werden, den er mit Wohlthaten überhäuft hat.“ Als ich meine Geschäfte in Montpellier beendet hatte, begab ich mich nach Aix in Savoyen, ich gebrauchte dort die Kur, man schrieb mir von Marseille, daß der Präfekt nach meiner Abreise den Befehl erhalten habe, mich nach dem Schlosse If in Haft zu bringen. Ich verließ Aix; als ich zu den Thoren von Turin gelangte, im Besitz eines Passes vom Minister und der Munizipalbehörde von Marseille, wurde ich trotzdem verhaftet und in dem Hotel, das man mir anwies, festgehalten; abends um neun Uhr tritt ein Kommissär mit bewaffneten Leuten ein: „Sie sind verhaftet, Sie müssen mir folgen.“ Ich wurde, obwohl krank, zu Fuß nach dem Polizeibureau gebracht; einer der Sbirren wollte Hand an mich legen, ich gab ihm einen Fußtritt, daß er hinfiel, und der Sergeant gab ihm einen Verweis. Auf dem Polizei-

hotel angelangt, wurde ich in ein Zimmer eingeschlossen, ich verlangte verhört zu werden, und daß man mir gestatte, an den Maire und den Herrn Präfekten zu schreiben, der mir einigermaßen verpflichtet war: alles wurde mir verweigert.

Derselbe Polizeikommissär kam, gefolgt von einem andern, in mein Zimmer, sie sahen mich genau an, schlugen ein Register nach und entfernten sich, ohne mich einer Antwort zu würdigen; es war ein Uhr morgens, ich saß auf einem schlechten Holzstuhl, eine Matratze war mir verweigert worden. Um ein Uhr kommt der Kommissär und sagt mir: „Sie sind frei, es ist ein Irrtum." Ich wollte dieses Vieh züchtigen, als er entsprang und mir einen braven Sergeanten hinterließ, der zu mir sagte: „Um diese Zeit (gibt) es keinen Wagen, Sie kennen Turin nicht, ich werde Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten." Wir brechen auf; mein Hausmeister, der getreue Courtot, hatte mich nicht verlassen, ich hatte ihm mein Portefeuille anvertraut. Als wir in der Straße des Hotels anlangten, finde ich meine Diener, die schon gesagt hatten: „Wir werden ihn nicht mehr wiedersehen, kommt, laßt uns uns in den Fluß stürzen." Wie selten sind diese Zeichen der Anhänglichkeit, sie entschädigen einen für die Ungerechtigkeiten der Menschen! Ich schrieb dem Präfekten und dem Maire, sobald ich in meiner Wohnung angelangt war; der wackere Sergeant sagte mir: „Sie werden Ihnen nicht antworten; der Präfekt wird sagen lassen, er sei auf dem Lande. Wir befinden uns hier unter dem scheußlichsten Despotismus." Am folgenden Morgen kam der Adjunkt der Mairie zu mir, entschuldigte sich im Namen des Maire und brachte mir meine Pässe. Dieser Bürger verriet Interesse für mich und forderte mich auf, ich möchte noch einige Zeit in Turin verweilen, damit ich eine günstigere Meinung von seinen Bewohnern und seinen Behörden bekäme; ich sagte ihm, ich will in einer Stadt nicht länger bleiben, wo derartige Beamte fungiren: ich reiste sofort ab.

Ich hielt mich in Florenz nicht auf, weil ich dort wieder den Empfang wie in Turin befürchtete; der Präfekt, der vielleicht von meinem Exil nichts wußte, beeilte sich, Meldung über meine Durchreise in dieser Stadt zu erstatten. Als ich Rom durch das Volksthor betrat, sagte mir ein kleiner in Schwarz gekleideter Mann: „Es ist General Barras; Sie werden seit langer Zeit erwartet, Ihre Wohnung ist bereit und ich will Sie dorthin begleiten." Ich war erstaunt darüber, ihn sofort auf den Bock meines Wagens steigen zu sehen, und als wir auf dem spanischen Platz bei einem Herrn Cerni anlangten, sagte dieser zu mir: „Sie können sich auf diesen Mann durchaus verlassen, er wird Ihr ‚Cicerone' sein." Ich behielt ihn einige Zeit bei mir, da ich aber die Ueberzeugung gewann, daß er mir von der Polizei zugewiesen war, entließ ich ihn und zog aus der Wohnung bei Cerni aus.

Ich suchte den Gouverneur, den General Miollis, auf, er war nicht sichtbar, ich ließ ihm meine Visitenkarte zurück; an demselben Abend noch kam der General, den ich bei der italienischen Armee gekannt hatte, mich aufzusuchen, und der Präfekt [Name unleserlich] und der Generalpolizeikommissär erwiderten mir den Besuch, den ich ihnen gemacht hatte. Seine Excellenz, der Herr Gouverneur, kam fast jeden Abend zu mir; er ist ein Soldat, der mit ebensoviel Mut wie Ehre gedient hat, aber der Platz, den er einnahm, der fast ganz in das Gebiet der Zivilverwaltung fiel, war vielleicht nicht der, der sich für ihn eignete.

Dem König von Spanien hatte man die Königin von Etrurien, seine Tochter, in einem Kloster einsperren lassen. Man hatte ihm versprochen, aber vergeblich, daß sie wieder seiner väterlichen Gewalt unterstellt werden solle. Er suchte um eine Zusammenkunft nach und sie wurde ihm schließlich unter der Bedingung bewilligt, daß der Gouverneur dabei zugegen sein solle. Der König und die Königin von Spanien, sowie der Sohn der Königin von Etrurien wurden durch verriegelte Thüren geführt: es war ein wahres Gefängnis; als die Königin von Etrurien ihre durchlauchtigsten Eltern gewahrte, eilte sie ihnen entgegen und stürzte ihnen weinend zu Füßen. Diese rührende Scene erhielt etwas Peinliches durch die Anwesenheit des Generals und durch die Härte der Superiorin; dieser stumme Gefühlserguß hörte bald auf, da die Superiorin der Königin von Etrurien und der Prinzessin von Bourbon, die sich als Nonne in diesem Kloster befand, befahl, in ihre Zellen zurückzukehren.

Mit Ausnahme des Pantheon bietet Rom nur Schutt und Trümmer dar; diese Ueberbleibsel zeugen indes von der Größe der Römer und der Geschicklichkeit ihrer Architekten, das Volk ist verdummt durch das Priestertum, das es so lange unter seinem Joch gehalten hat; die Vornehmen sind in der Regel unwissend und wohnen in prachtvollen Palästen von einer stinkenden Unsauberkeit; die Aufklärung findet sich bei den Juristen, einigen Prälaten und den Künstlern. Das Stadtviertel, welches man das transtiberinnische nennt, bietet keine Aehnlichkeit mit dem dar, was die Geschichte berichtet; die Gesellschaft der Carbonari war vorhanden, ich erhielt durch den Prälaten Martinelli, einen Canonicus bei Sankt Peter, ausgezeichnet durch sein Wissen, seine Höflichkeit und seinen Patriotismus, Gelegenheit, den Sitzungen ihrer Ausschüsse beizuwohnen. Die Regierung Bonapartes war in Rom allgemein verhaßt; ein Pfarrer aus der Stadt, Namens Bataille, verließ seine glänzende Priesterstelle, um auf dem Lande einen Aufstand zu organisiren; er hatte es fertig gebracht, unter seinem Befehl ein Corps zu sammeln, welches den Behörden ernstliche Beunruhigung verursachte und der Gendarmerie Trotz bot; es gelang durch Bestechung, sich dieses Pfarrers zu bemächtigen:

am Bein verwundet, wurde er von einem seiner Oberen verraten. Er verteidigte sich mit demselben Mute, den er in verschiedenen Kämpfen, die er geliefert, bewiesen hatte, aber allein, verwundet, unterlag er und sein Anhang zerstreute sich; nach Rom gebracht, wollte man ihn auf einen Esel setzen. Ich war vielleicht Ursache, daß dieses Vorhaben nicht zur Ausführung kam, indem ich bemerkte, daß die französische Regierung es vielleicht nicht für gut befinden werde, daß man so dem Publikum einen Priester vorführe, der in Rom eine gewaltige Partei hinter sich habe; er wurde in Haft genommen; das Kriegsgericht sollte erst über ihn richten, wenn aus den Tuilerien Antwort eingelaufen sei. Die Regierung Bonapartes wurde aufgelöst und der Pfarrer gerettet.

Nach einjährigem Aufenthalt in Rom, in einem Klima, das mir schädlich war, schrieb ich an Herrn von Rovigo, um Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, die Antwort lautete, daß der Augenblick nicht günstig sei; mein Briefwechsel mit Frankreich wurde aufgefangen, ich erfuhr nichts davon, daß in Toulon infolge eines Prozesses, bei welchem man mir Mitschuld an einer Verschwörung mit [unleserlich] zu Gunsten Karls 4., des Königs von Spanien, zuweisen wollte, Familienväter erschossen worden waren; ich erfuhr diese Einzelheiten erst von Murat, als er nach Rom kam.

Die Niederlagen Bonapartes waren von den Behörden zu Rom abgeleugnet worden; sein russischer Feldzug, zu dem jedenfalls Höflinge geraten hatten, die ihn verderben, sich nicht mehr schlagen und ihre Reichtümer beibehalten wollten, der Tod des unter den Fahnen der Feinde kämpfenden Moreau, der Abfall Bernadottes von Frankreich, der Zug der Oesterreicher nach Italien und der der neapolitanischen Armee nach Rom bestimmten mich, die Visirung meiner Pässe zu verlangen, sie wurde mir erst bewilligt, als die Amtsthätigkeit der französischen Behörden aufgehört hatte und das Visum der Neapolitaner erforderlich geworden war.

Ich hatte mehrere Besprechungen mit Maguella, dem Kriegsminister, und dem General und dem Intendanten der neapolitanischen Armee, die in Rom Quartier bezogen hatte; sie teilten mir mit, der König von Neapel habe ihnen befohlen, mich bis zu seiner Ankunft in Rom zurück zu halten und mich mit all der Rücksicht zu behandeln, welche der Charakter und die Stellung, die ich eingenommen, erheischten. Die Franzosen und die Neapolitaner beobachteten sich, die letzteren nannten sich ihre Freunde und Verbündeten; Fouché, der von Bonaparte als Friedensstifter zum König von Neapel geschickt worden war, wurde von diesem vollständig hinters Licht geführt, aber in glänzender Weise gefeiert. Der König, der seinen Vertrag mit der Koalition nicht mehr verheimlichen konnte, schickte ihn fort, indem er ihm sagte: „Ich werde die Armee gegen die Oesterreicher persönlich kommandiren,

gehen Sie und erwarten Sie mich in Rom, ich werde binnen drei Tagen dort anlangen." Fouché erwartete ihn vergeblich vierzehn Tage lang; er verließ zögernd Rom, um sich nach Florenz zu begeben. Während seines Aufenthalts in Rom zog er sich den Ruf der Unverschämtheit zu, weil er auf dem Besuch und der Huldigung des Richterstandes bestanden hatte; ich hatte ihn nicht gesprochen; er hatte sich nur nach mir erkundigen lassen.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, daß 25tausend Neapolitaner sich Roms bemächtigten, ohne Widerstand alle Positionen daselbst einnahmen, und das alles unter dem Vorwande, sie seien Verbündete, und auf Kosten des Kaiserreichs lebten, dessen Feinde sie waren . . . Der General Miollis wurde aufgefordert, die Stadt zu übergeben, und zog sich nach der Engelsburg zurück; er hätte vielleicht klüger daran gethan, wenn er etwa dreitausend Mann Truppen, eine schöne und zahlreiche Gendarmerie an sich genommen, um sich mit der Armee des Vicekönigs zu vereinigen; ich hatte für den General Miollis von dem neapolitanischen General einen Tag Bedenkzeit erhalten, damit er sich nach der Engelsburg zurückziehen könne. Seit zwanzig Tagen erwartete man den König von Neapel, die Stadt Rom war erregt, der Haß, mit dem die Franzosen verfolgt wurden, ließ für dieselben befürchten und alle verbargen sich; der Präfekt, Herr von [unleserlich], rettete sich verkleidet, ebenso der Intendant Janet. Janet hatte die Vorsicht, die Diamantenkassette der Königin von Etrurien, welche Karl 4. vergeblich reklamirt hatte, mitzunehmen, er nahm den Haß der Stadt mit sich, das an seinem Palais angebrachte Wappen Bonapartes wurde zertrümmert; König Karl 4. hatte mich bitten lassen, mich in Frankreich für die Rückerstattung zu bemühen, ich sprach mit Murat darüber, er gab Befehl, Janet zu verhaften, wenn er in Florenz sei; als ich in dieser Stadt ankam, entdeckte der neapolitanische General das Versteck Janets. Er rettete sich wiederum verkleidet, aber die gegen seine Frau gerichteten Drohungen, sie nach Rom zu schicken, bewirkten, daß die Kassette herausgegeben wurde. Ich ließ dem König von Spanien sagen, er möge Vorsichtsmaßregeln anordnen, um dieselbe nach Rom bringen zu lassen.

Ich sprach [über die Lage Roms] mit dem leitenden Ausschuß und mit dem neapolitanischen General, ich vergegenwärtigte dem einen wie dem andern das Unglück, dem die Stadt anheimfallen werde, wenn es zu Gewaltthätigkeiten käme; ich trug nicht wenig zur Beschwichtigung der Aufregung bei, um Zeit zu gewinnen, da weder eine Garantie noch eine Kapitulation vorhanden war. Ich hatte eine neapolitanische Wache abgelehnt; eine Abordnung römischer Bürger war gekommen, um mir zu erklären, daß die Römer die Charakterfestigkeit bewundert hätten, mit der ich die Verfolgung jeder Beteiligung an dem tyrannischen Regiment Bonapartes vorgezogen hätte; mein bescheidenes, volksfreundliches und sich von den französischen Vornehmen und

Behörden fernhaltendes Betragen verleihe mir ein Recht auf ihre Achtung, sie würden es sich angelegen sein lassen, daß ich geehrt und respektirt werde. Ich dankte den Nachkömmlingen des Brutus und der Gracchen für ihr Wohlwollen.

Der König von Neapel langte an, die Bevölkerung stürzte ihm aus bloßer Neugier entgegen; er ließ sich nach meinem Befinden erkundigen, ich suchte ihn abends bei der Soirée auf, seine Salons waren von dem ganzen römischen Adel erfüllt, derselbe schien erstaunt, mich in Stiefeln erscheinen und sofort in das Kabinet geführt werden zu sehen; er saß mit seiner Mutter und einem höheren Offizier zu Tisch, mehrere Minister standen aufrecht, er kam mir entgegen, umarmte mich und sagte zu seinen Ministern: „Ich verdanke dem General Barras alles, ohne ihn würde ich ein obskurer Soldat geblieben sein." Diese 1ste Zusammenkunft verging unter Komplimenten, ich fragte ihn, ob ich ihn am folgenden Tage um dieselbe Stunde sprechen könne. „Ich werde jeden Augenblick sichtbar sein," entgegnete mir der König, „kommen Sie morgen und speisen Sie mit mir und Madame." Ich entschuldigte mich wegen meines Gesundheitszustandes.

Am folgenden Tage begab ich mich zum Palaste: sofort zugelassen, sprach ich ihm den Wunsch aus, nach Frankreich zurückzukehren. „Sie werden daselbst," sagte er mir, „von dem Mann hingeopfert werden, der so große Verpflichtungen gegen Sie hat, und der mit Feinden umgeben ist, die ebenso böswillig sind wie er, bleiben Sie bei uns, Sie können sogar unter der Restauration eine große Rolle in Frankreich spielen, Ihre Ratschläge werden mir unter diesen Umständen sehr nützlich sein, die Botschafter der verbündeten Mächte wünschen, daß Sie sich uns in Neapel anschließen." Ich entgegnete dem König, dieser Vorschlag erstaune und betrübe mich: „Ich weiß, wem ich mich aussetze, wenn ich nach Frankreich zurückkehre, es ist meine Pflicht, mich dahin zu begeben, weil mein Vaterland von dem Tyrannen bedroht wird, der es durch seine Usurpation und die Koalition regiert; ich werde niemals von dem Pfade der Ehre abweichen, Sie haben Verpflichtungen übernommen, Sie sind nicht von dem Stamme der Könige, sie werden sich Ihrer bedienen und Sie später aufopfern, Ihre Feindschaft gegen den Vicekönig sollte in der Zeit der Gefahr aufhören, Sie sollten sich vereinigen, um Ihrem Vaterland die Unabhängigkeit wieder zu geben."

Der König wurde bewegt, Thränen entströmten seinen Augen, als er mir sagte: „Ich bin immer Franzose, Bonaparte hat mich durch seine Tyrannei zu dieser Verbindung gegen ihn gezwungen, ich habe von diesem Korsen alles zu befürchten; ich habe in Eile die deutsche Armee verlassen, Davoust ist der gewaltthätigste seiner Ratgeber, ich habe ihn im Salon des Kaisers selbst mißhandelt, Bernadotte hat nicht wenig zu meinem wie zu Moreaus Ent-

schlusse gegen den Vergewaltiger beigetragen." Ich verhehlte Murat nicht meine Befürchtung wegen des Einrückens der verbündeten Armee in Frankreich, ich erinnerte an den Vertrag von Pillnitz und daran, daß seine Unabhängigkeit verlangt werde und er nicht im stande sein könne, sie zu wahren. „Eugen," sagte er mir, „ist kein Hindernis, er ist, wie Sie wissen, der Mann, der sich jedem Willensakt des korsischen Satrapen, der ihn adoptirt hat, unterwirft, seine Armee ist unzufrieden, er hat sich die Bürger entfremdet, er wird genötigt werden, sich zurückzuziehen." Ich sagte dem König: „Das werden Sie gleichfalls, auch Ihre Armee ist unzufrieden, Ihre Führer betrachten Sie als einen Eindringling, und Oesterreich wird Sie, nachdem es Ihnen alles versprochen hat, im Stich lassen." Der König versteifte sich immer auf den Kaiser von Oesterreich, er behandelte Joseph als Heuchler und Kapuziner, Eugen als einen kleinen, hochmütigen Narren, der Mailand in Brand stecken würde, wenn er wüßte, daß dieses Autodafé dem Kaiser genehm sei; „übrigens hat diese Familie, der ich durch Heirat verwandt geworden bin und die mich dieser Ehre gewürdigt hat (Ausdruck des Kaisers), von meiner Seite eine Antwort erforderlich gemacht, hier ist sie."

„Joachim an den Kaiser Napoleon.

„Eure Majestät wird aus dem Eifer, mit dem ich das von mir verlangte Kontingent gestellt habe, ersehen, daß ich die in dem Briefe an die Königin Karoline enthaltenen Vorwürfe nicht verdiene. Sire, Sie haben mich in den Augen Europas entehrt, indem Sie einen jungen Mann über mich gestellt und auf meine Kosten gelobt haben, der nur das Verdienst hat, daß er Ihnen anhänglich geblieben ist, trotz der Verstoßung, mit der Sie seine Mutter verunglimpft haben, und daß er diese sogar im Senate mit einer Gleichgiltigkeit verkündet hat, als ob er der Sache als Fremder gegenüber gestanden hätte.

„Der Schlag ist ausgeführt, Sire, es steht nicht in der Macht Eurer Majestät, ihn wieder gut zu machen, Sie haben einen alten Waffengefährten beleidigt, einen Mann, der Ihnen in den Augenblicken der Gefahr wie in denen des Sieges zur Seite gestanden hat, und den seine übermäßige Anhänglichkeit an Ihre Person bei der größeren Anzahl seiner früheren Kameraden verhaßt gemacht hat, die Ihnen in Wahrheit treu dienen; die sich aber für Feiglinge halten würden, wenn sie einen Despoten lieben könnten, ich würde sagen, einen Tyrannen, Sire; aber ich überlasse dieses Wort der Nachwelt.

„Wenn man die Ehre hat, sagen Eure Majestät, Ihrer erlauchten Familie anzugehören, darf man nichts thun, was gegen die Interessen derselben geht oder den Glanz derselben verdunkeln könnte. Sire, Ihre Familie hat von mir ebensoviel Ehre empfangen als sie mir gegeben hat, und ich könnte sogar,

wenn ich an einen ‚Vorfall‘ erinnern wollte, den Eure Majestät gut kennt, beweisen, daß sie die meinige ein wenig kompromittirt hat; Eure Majestät muß sich daran erinnern, daß sie früher von der Leichtfertigkeit (ich will hier das Wort nicht wiederholen, dessen Sie sich bedient haben) der Frauen Ihrer Familie und von den politischen Gründen gesprochen haben, die Sie mir anführten, um mich davon zu überzeugen, daß ich keinen Lärm schlagen dürfe, weil in der Beleidigung, die mir zugefügt worden war, ein doppelter Skandal lag. Verzeihen Sie, Sire, wenn ich diese Thatsache in Ihr Gedächtnis zurückrufe; aber wahrlich, ich hätte nicht erwartet, daß Sie in dem Schreiben an die Königin Karoline von der Ehre sprechen würden, die mir dadurch zu teil geworden sei, daß ich Aufnahme in Ihre Familie gefunden.

„Eure Majestät sagten, daß ich Zeichen des Verrats gegeben habe und daß meine dem englischen Kommandanten auf Sizilien gemachten Eröffnungen hinreichten, um mich, wenn ich nicht König wäre, vor ein Kriegsgericht zu stellen: der Vorwurf ist bis zu einem gewissen Punkte begründet; aber die Drohung, die ihn begleitet, ist beleidigend. Ich weiß, daß ich dadurch, daß ich von Ihnen eine Krone angenommen, meine Unabhängigkeit verloren habe, daß ich mehr wirkliche Macht besaß, als ich Kommandant von Paris war, und daß Sie mir keine übertragen haben, als Sie mich mit der Livree Ihrer Vasallen bekleideten. Die Ausübung meiner Souveränität hat sich bis heute darauf beschränkt, den Tribut an Menschen und Geld aufzubringen, der mir auferlegt worden ist, und die Jugend meiner Staaten einem neuen Minotaurus auszuliefern, der sich ihrer bemächtigt, sobald sie das Alter erreicht haben, daß sie von ihm verschlungen werden können. Ich weiß, daß ich habe Tyrann werden müssen, um Ihnen zu gleichen, daß ich mich verhaßt machen mußte, um Ihnen zu dienen, und daß, wenn ich durch irgend einen Akt der Gerechtigkeit oder des Wohlwollens versucht hätte, die Zuneigung meiner Unterthanen zu gewinnen, ich längst diesen Versuch mit einem vorzeitigen Tod oder mit irgend einer Beschimpfung gebüßt haben würde, welche mir das Gelächter der auf meine Erhebung eifersüchtigen Generale eingetragen haben würde.

„Haben Eure Majestät mir nicht sogar meine Vorliebe für die Repräsentation zum Vorwurf gemacht und haben Sie mich nicht einen Theaterkönig genannt, weil ich öffentlich in einem spanischen Kostüm erschienen bin? So erstreckte sich Ihr stets reger und stets unruhiger Tadel nicht nur bis auf meinen geringfügigsten Regierungsakt, sondern auch bis auf meine Kleidung.

„Als ich nach dem unheilvollen russischen Feldzug die Bestürzung wahrnahm, die besonders in Neapel herrschte, und ich in allen Blicken, die sich nach mir wandten, Vorwürfe wegen der grausamen Verluste zu lesen glaubte, welche die meisten Familien erlitten hatten, da fühlte ich, ich gestehe es, wie

mein Herz weich wurde, und ich habe Mitleid mit diesem Volk empfunden, das mich durch sein bloßes Schweigen anklagte. Ich habe ihm einige Erleichterungen verschaffen wollen und, meine Gedanken auf die Verluste richtend, welche der Seekrieg ihm zugefügt, habe ich zu seiner Entschädigung einige Handelsunternehmungen mit den Engländern begünstigt. Ist aber, Sire, diese Nation so hassenswert, daß jeder Verkehr mit ihr zu einem Verbrechen wird, und erblicken Sie nicht etwas Antisoziales und Barbarisches in jenem verstockten Hasse, welchen Sie den Ihren Gesetzen unterworfenen Völkern gegen sie einzuflößen suchen? Sire, ich vermag diesen Haß nicht zu teilen, und wenn ein Volk einen so hohen Rang unter den Tapferen einnimmt, hat es den Anspruch auf die Bewunderung aller derjenigen, welche kühne und mutvolle Thaten und das Verdienst einer langen, unverletzbaren Standhaftigkeit zu schätzen wissen; ach, müssen die Bewohner der Gestade des Meeres dasselbe ewig ihrem wahren, mutigen Geiste, ihrem Bedürfnis und ihren Berechnungen geschlossen sehen? Absperrungen, immer wieder Absperrungen, das ist das System, das, seit Eure Majestät zur Gewalt gelangt ist, unwiderruflich befolgt worden ist. Die Völker haben unter seiner Herrschaft nur Empörungen kennen gelernt und ihre wachsenden Opfer haben die so oft verkündete Zeit eines friedlichen und glücklichen Zustandes immer nur wieder hinausschieben lassen. Jedes Jahr bringt neue Kriege, vermehrt das allgemeine Elend und erfüllt alle Herzen mit Entmutigung und Verzweiflung. Wir vermögen in Ihrem Namen nichts anzukünden, was nicht bereits durch Ihre Handlungen Lügen gestraft worden wäre und was die öffentliche Meinung nicht wie eine neue Täuschung zurückwiche. Das Mißtrauen, welches Eure Majestät und Ihre Vasallen den Völkern einflößen, ist derart, daß ich, als ich irgend eine Verbindung mit Sizilien haben wollte, kaum Seeleute gefunden habe, welche sich auf dieses Unternehmen einlassen wollten, und daß man allgemein diese unerwartete Herablassung als einen Fallstrick betrachtete, welcher die unheilvollsten Folgen für diejenigen haben werde, die sich darin fangen ließen.

„Der Ruf, den wir uns durch unsere Unterwerfung unter alle Ausschreitungen Ihrer Politik erworben haben, indem wir Sie in allen ihren Gewaltthaten und Schlechtigkeiten unterstützten, ist ein derartiger, daß wir das Zutrauen unserer Unterthanen vollständig verloren haben, und das Wort eines Königs, das früher den Völkern, die es vernahmen, so verehrungswürdig klang, und das von dem Souverän, der es gab, so gewissenhaft gehalten wurde, weniger Zutrauen einflößt, wenn es von einem Ihrer Vasallen kommt, als der Schwur des letzten Troßbuben in Ihrer Armee.

„Wer hätte glauben können, daß, als Sie Ihren Generalen mit den glänzendsten Hoffnungen schmeichelten, als Sie ihnen in der Beständigkeit und Treue ihres Dienstes eine Aussicht auf Ruhm und Glück eröffneten,

der Unglücklichste von ihnen, der Entehrteste, der Abhängigste, ich möchte sogar sagen, der Verächtlichste, derjenige sein würde, den Sie auf einen Thron erheben würden, und daß Sie die Verachtung vor der Würde, mit der Sie ihn bekleideten, und das Vergessen dessen, was er für Sie gethan, so weit treiben würden, daß Sie suchen würden, ihn in den Augen Europas zu entehren?

„So ist dasjenige, was das Ziel des Ehrgeizes der Menschen ausmacht oder was für sie als der höchste Grad des Glückes und des Wohlstandes gilt, häufig nichts als eine Quelle des Verdrusses und der Schande! Was ist in der That aus mir geworden, seit ich mich durch Glücksfälle, wie noch kein Jahrtausend sie gesehen, zu dem Rang der Souveräne erhoben fand, seit ich mich auf einem der schönsten Throne der Welt niederließ, seitdem ich über eines der glänzendsten Länder auf Erden herrschte und alles zusammen zu wirken schien, meine am weitesten gehenden Wünsche und meine kühnsten Hoffnungen zu erfüllen? Nun, ich bin nur ein Sklave geworden, tausendmal unglücklicher als derjenige, der in dieser niedrigen Lage geboren wird. Beherrscht von meiner Frau, tyrannisirt von Eurer Majestät, bin ich nur zu dem höchsten Range gelangt, um von einem Verlangen nach Unabhängigkeit gequält zu werden, von einem Durste nach Freiheit, den es mir nicht gestattet ist, zu befriedigen.

„Ich habe mich tausendmal, Sire, nach der Zeit zurückgesehnt, wo ich unter den untergeordneten Graden der Armee, wo ich als Offizier in einem Jägerregiment nur Vorgesetzte, aber keine Herren hatte. Mein Schicksal wollte es, daß ich Ihr Vorgesetzter, dann Ihr Kamerad, dann Ihr Lebensretter und endlich Ihr Sklave werden sollte. Was wäre aus Ihnen geworden Sire, wenn ich nicht am Tage des 18. Brumaire an der Spitze der Grenadiere erschienen wäre, um Sie den Mördern zu entreißen, die Sie umgaben, und um Sie vor allem vor jenem Dolche zu bewahren, dessen Anblick Sie ohnmächtig werden ließ, und wenn ich Sie nicht bei verschiedenen Anlässen von den Verschwörungen Ihrer Lieutenants, von ihrer Unzufriedenheit und von ihrem Murren benachrichtigt hätte? Und das ist derjenige, den Sie nicht Ihrer Neigung, denn Sie stehen nicht im Rufe, Sire, daß Sie jemand liebten, sondern der eigentümlichen Vorliebe für einen jungen Mann geopfert haben, den ich nicht zu meinem Adjutanten haben möchte, und aus dem Sie plötzlich einen Mann machen, der sich mehr als ich für eine große militärische Verwaltung eignen soll. So haben Sie hinter einander Ihren Berechnungen und Ihren Befürchtungen die Leute geopfert, die Ihnen die meisten Dienste geleistet und die Sie aus unwissenden Soldaten zu ihrer Stellung erhoben hatten, oder eine beliebige Persönlichkeit, die Ihnen stets das Opfer ihrer Persönlichkeit darbrachte und nur zu gehorchen, niemals aber zu widersprechen

verstand. So haben Sie Fouché einem Savary aufgeopfert, Talleyrand einem Champagny und diesen einem Bassano, lange und ersprießliche Dienste mit der Vergessenheit oder der Verbannung entlohnend, und endlich haben Sie so mich einem Eugen Beauharnais aufgeopfert, der kein anderes Verdienst hat, als daß er stets vor Ihnen zittert und Ihre Ruhe nicht durch seine militärischen Ansprüche oder seinen Einfluß auf die Armee stört. Dieses Vorgehen, Sire, welches der Reihe nach diejenigen beseitigt, die am meisten zu Ihrer Erhebung beigetragen haben, die hauptsächlichsten Instrumente Ihres Ruhms, kann Ihnen für einen Augenblick eine absolutere und energischere Gewalt verleihen; aber indem es ihn von diesen Stützen loslöst und ihn den Irrtümern aussetzt, die stets ein Mensch begeht, der auf keinen Rat hört, bereitet es den Sturz desselben vor. Ist nicht der russische Feldzug, der gegen den Rat Ihrer besten Generale und Ihrer einsichtsvollsten Verwaltungsbeamten veranlaßt, vorbereitet und unternommen worden ist, ein Beweis für das, was ich hier behaupte? Ihr Genie hat alles erfaßt, Ihre Thätigkeit hat alles vorbereitet, Ihr Wille hat alles mit sich fortgerissen, und doch hat dieses riesenhafte Unternehmen, in dem Ihr Stolz sich gefiel, Sie bis dicht vor Ihren Sturz gebracht, Ihnen Ihre besten Soldaten gekostet, Offiziere, für die Sie niemals Ersatz finden werden, und eine Klasse von Generalen herabgemindert, die durch die Erfahrung von tausend Kämpfen sich in der kriegerischen Berechnungen herangebildet hatten. Sie würden ihn nicht begonnen haben, Sire, und Sie würden ihn namentlich nicht mit so viel Unvorsichtigkeit und Ungestüm zur Ausführung gebracht haben, wenn Sie so gelehrig gewesen wären, wie Sie es in den Tagen waren, da Ihr erstaunliches Glück begann. Geschehen ist geschehen, Sire, das Vertrauen, das uns vereinigte, hat eine Aenderung erlitten, aber meine Ergebenheit wird darum nicht schwächer werden, und trotz Ihres Unrechtes bleibe ich Ihr aufrichtiger Bruder und getreuer Schwager."

Als Bonaparte den Brief Murats empfing, der ihm meldete, daß die Umstände und seine Lage ihn nötigten, sich mit Oesterreich und der Koalition zu verbinden, saß er mit Berthier und Lefèvre zu Tisch. Er erhob sich wie wütend und sagte zu Berthier: „Lies diesen Brief." Berthier nahm ihn und las ihn weinend. Da sagte Bonaparte zu ihm: „Du weinst jedenfalls über die Feigheit dieses Perückenmachers, dieses Elenden, den ich zum König gemacht habe, euch allen entgegen, deren Treue bekannt ist. Es ist das ein großes Unrecht, das ich begangen habe. Sein ..... von Frau ist nicht mehr wert, ich habe Bettler zur Familie. Wenn meine Pläne mir gelingen, werde ich Murat und seine Frau in einen eisernen Käfig sperren und unter die Kloakenabflüsse von Paris setzen ...*) Welch ehrloser Verrat! Was

*) Barras legt hier dem Kaiser über die Königin von Neapel Worte von derartiger Derbheit in den Mund, daß es unmöglich ist, sie wieder zu geben. (G. D.)

sagst Du, Berthier, und Du, Lefévre? Ihr wußtet wohl, daß er meine Kavallerie bloßgestellt und verdorben hatte; weshalb habt ihr mir es nicht bei Zeiten gesagt: ich hätte ihn Spießruten laufen lassen."

Murat besaß wenig politische Kenntnisse und viel Hochmut; er beschäftigte sich mit der Armee, an deren Spitze er große Tapferkeit entfaltet hatte; sein gewandtes Benehmen und seine Leutseligkeit hatten die Neapolitaner verführt. Man beweihräucherte ihn, als er an der Gewalt war, und hat ihn im Unglück mit Füßen getreten.

Am Tage darnach zeigte mir Murat zunächst einen von der Hand des Kaisers von Oesterreich geschriebenen Brief, um seine Befürchtungen zu zerstreuen. „Der Krieg," sagte dieser Kaiser, „ist nur wegen Bonaparte, diesem Störer Europas, unternommen worden." Seine Dynastie solle aufrecht erhalten werden. Joseph, König von Spanien, und der von Westphalen sollten entschädigt werden, könnten aber nicht beanspruchen, Völker zu regieren, teils wegen ihrer Unfähigkeit, teils wegen ihrer Ausschreitungen. „Sie hatten mir gestern," sagte mir Murat, „von einer Verbindung mit dem Vizekönig gesprochen. Er hat soeben einen meiner Adjutanten verhaften lassen. Er ist von Hochmut erfüllt und Bonaparte so ergeben, daß er Mailand anstecken würde, wenn er es ihm beföhle." — „Erlauben Sie mir, General (eine Benennung, über die ich mit dem König übereingekommen war), Ihnen zu bemerken, daß Sie mit einem Entschluß von dieser Wichtigkeit etwas voreilig gewesen sind; hätten Sie nur die Minister fortgejagt, die Sie an dem Vertrag gehindert haben, den Ihnen Lord [unleserlich] vorschlug, bei welcher Verbindung England Ihnen Sizilien abgetreten hätte; es war das ein Vertrag, der Ihnen genehm zu sein schien, Sie haben ihn dann aber verworfen und hätten ihn später gern wieder zu stande gebracht, aber die englische Regierung wollte sich nicht dazu herbeilassen und [unleserlich] wurde Ihr Feind." Murat, der von Natur froh gelaunt war, wurde sehr ernst. Es machte sich das beim Abschied bemerkbar.

Ich kam noch einmal nach dem Palaste zurück, um einen Paß zu erhalten, um den ich Tag für Tag nachsuchte; ich fand Murat sehr erregt, er zog mich in ein Kabinet, in dessen Mitte ein Tisch mit aufgeschlagenen Karten stand: „Sehen Sie," sagte er zu mir, „was mir begegnet, die Oesterreicher wollen sich Anconas bemächtigen und führen sich gegen meine Truppen sehr schlecht auf, was zu einiger Unordnung geführt hat. Ich werde binnen zwei Stunden nach Boulogne (sic) abreisen, Sie werden mich dort treffen, ich möchte Ihnen das Band meiner Orden verleihen, wenn Ihnen das angenehm wäre; Sie würden mir dadurch einen großen Freundschaftsbeweis geben." Ich entgegnete ihm, daß ich in meiner jetzigen Lage dieses Zeichen des Wohlwollens nicht annehmen könne. Ich bat ihn, mir einen Paß und einen Passirschein ausfertigen zu lassen, um durch die auf meinem Wege

stationirten Truppen gelangen zu können; er ließ seine Minister rufen. Der Paß und der Passirschein wurden mir sofort ausgefertigt.

Der König fuhr aus seinem träumerischen Zustande auf, um mich zu bitten, ihm einen hervorragenden Dienst zu leisten, der ihm viel Unannehmlichkeiten ersparen werde: „Ich werde beauftragt," fuhr er fort, „mich Florenz' zu bemächtigen, und dort meine Schwägerin verhaften zu lassen, wenn sie sich weigern sollte, sich nach Pisa zurückzuziehen. Sie allein können sie dazu bestimmen." Ich bemerkte Murat, daß ich nicht in der Lage sei, diesen Einfluß auf jene Familie auszuüben, daß ich von ihr nur Undank geerntet hätte, und ich ihn ersuche, mich mit diesem Auftrag zu verschonen. Murat drängte mich derart, daß er mir die Hand drückte und sagte: „Sie kommen durch Florenz, beseitigen Sie diesen Widerstand." Ich fügte mich endlich dem Wunsche Murats, er schrieb seiner Schwägerin, vertrauensvoll alles das aufzunehmen, was ich ihr sagen würde. Die Wagen des Königs waren bereit, seine Salons von Gesellschaft überfüllt. Ich verabschiedete mich von ihm. Es wurde abgemacht, daß wir uns in Boulogne (sic) wieder sehen sollten. Ich blieb in einer Ecke des Salons stehen, um mir diesen Abschied anzusehen. Murat erschien und hatte seine lachende Miene wieder angenommen; von so vielen Höflingen umgeben, von Huldigungen erdrückt, bemerkte er mich, teilte die Menge, sagte mir die artigsten Dinge und trat zurück.

Zwei Tage (später) machte ich mich auf den Weg nach Florenz; wenige Augenblicke nach meiner Ankunft trat Fouché bei mir ein, er schien anfangs verlegen, er wurde es noch mehr, als ich ihm sagte: „Gerade ihr Deserteure der republikanischen Sache seid die Ursache des Unglücks meines Vaterlandes und dessen, wovon es heute bedroht wird." Fouché sagte mir: „Ich bin von Sieyès, von Talleyrand und vielen anderen getäuscht worden, hauptsächlich aber von Bonaparte. Ich befinde mich hier in der größten Verlegenheit, wie ich sicher nach Frankreich gelangen soll; wir können, denke ich, zusammen die Küste erreichen und uns einschiffen." Ich entgegnete Fouché: „Halten Sie das, wie Sie wollen; ich setze meine Reise zu Lande fort und durch die verbündeten Armeen hindurch, ich habe von ihrer Loyalität nichts zu befürchten, wir verabscheuen in gleicher Weise den Mann, der Frankreich und Europa unterdrückt." Man meldete mir den neapolitanischen General, der sich Florenz' mit weniger als 12hundert Mann und ohne Blutvergießen bemächtigt hatte. Fouché zog sich zurück, indem er sagte, daß er nochmals wiederkommen werde, um mich zu sprechen. Die Prinzessin war genötigt worden, sich tags vorher zu flüchten; sie wurde gröblich beleidigt und würde ohne den Beistand der Gendarmerie mißhandelt worden sein. Fouché nahm, nachdem er von mir fortgegangen war, eine Verkleidung an und flüchtete sich nach Pisa, wohin die Schwester Bonapartes sich gerettet hatte. Ich ließ den Brief, den ich zu be-

sorgen hatte, ihrem Gatten abgeben und setzte meinen Weg nach Boulogne (sic) fort.

Ich sah in dieser Stadt den König von Neapel wieder, sehr bekümmert und in großer Verlegenheit, von der Behörde hinters Licht geführt, die ihn lahm gelegt und in seine Armee die Fackel der Zwietracht geworfen hatte; letztere hatte die Gemüter sehr mißgestimmt gefunden, und sehr unzufrieden darüber, zu sehen, wie die wichtigen Stellen von den Franzosen eingenommen wurden. Es folgte daraus ein derartiger Mangel an Rücksicht und Entgegenkommen, daß die Insubordination in der neapolitanischen Armee Fortschritte machte, die Murat nötigte, sich nach seinen Staaten zurückzuziehen, die gleichfalls von österreichischem Einfluß bearbeitet waren, da ja diesem seine meisten Minister verkauft waren; wir plauderten: „Ihr militärischer Marsch hätte sich nicht auf Boulogne (sic) richten dürfen. Der Vizekönig erhebt gleich Ihnen Ansprüche auf Italien. Aber diese Völker sind derart von Frankreich unterdrückt worden, daß sie keinen kaiserlichen Herren mehr wollen; und Sie," bemerkte ich ihm, „haben unterhandelt, um sie ihrem unversöhnlichen Feinde, dem Hause Oesterreich, auszuliefern."

Murat beteuerte mir sein Interesse für diese Völker und für die Befreiung Frankreichs. Sollten gewisse Ereignisse, von denen er überzeugt war, er könne sie beschwören, sich verwirklichen (so sagte er), „so haben Sie meine Chiffreschrift, damit wir mit einander korrespondiren können; hier sind auch Blankopässe; wenn ich bis zu den Alpen komme, werden Sie davon benachrichtigt werden, und dann wird es nötig sein, daß Sie dorthin kommen. Ihr Name ist den Republikanern teuer; ein von den verbündeten Mächten mit der erforderlichen Vollmacht ausgestatteter Ordonnanzoffizier wird Sie bis zum ersten französischen Posten begleiten." So endete unsere Unterhaltung, von der ich mir kein sonderliches Resultat versprach.

Ich nahm den Ordonnanzoffizier zu mir in den Wagen; überall wurde ich von den Posten der verbündeten Armeen mit großer Rücksicht behandelt; erst als wir das Herrschaftsgebiet Bonapartes erreichten, gab seine Tyrannei sich wieder kund. Während meines Aufenthalts in Rom hatte ich keine Nachrichten aus Frankreich erhalten; bis zu meiner Ankunft in Avignon wußte ich nicht, daß eine Anzahl von Familienvätern in Toulon auf Befehl Massénas erschossen worden war, daß der König von Spanien und ich in diesem Prozesse der Mitschuld bezichtigt worden waren, und daß bei Masséna und Pelet von der Lozère, zwei Leuten, die sich Patrioten und meine Freunde nannten, die Denunziation wie der Urheber derselben gute Aufnahme gefunden hatten; ich wäre verloren gewesen ohne die Ereignisse, zu denen es durch den Ehrgeiz des Korsen kam; er war in Wahnsinn ausgeartet . . .

An den Thoren von Turin wurde ich wiederum angehalten. Man nahm

mir meine Pässe ab und zeigte mir an, daß höhere Befehle mich unter Bewachung stellten. Ich reklamirte bei dem Kommissär, dem General [unleserlich]; er schien Teilnahme für meine Lage zu empfinden, er forderte mich auf, an Bonaparte zu schreiben. Er werde den Brief durch eine Stafette besorgen lassen; ich antwortete, ich hätte mehreremale gegen die Belästigungen, mit denen ich verfolgt würde, reklamirt, es sei mir keine Antwort zu Teil geworden; ich würde keine weiteren Schritte thun und füge mich dem Schicksalslose, das die Tyrannei über mich verhänge. Dieser Kommissär schrieb nach Paris, die Rückkunft des Kuriers überbrachte ihm die Ermächtigung, meinen Paß für Montpellier, aber nicht für Marseille oder Paris zu visiren.

Ich langte in Avignon an, wo ich genötigt war, das Bett zu hüten. Meine Beine, die überall aufgebrochen waren, gestatteten mir erst nach Verlauf mehrerer Tage nach Montpellier zu gehen. Ich stand im Begriff, in Nîmes einen Löffel Suppe zu mir zu nehmen, als die guten Bürger, an deren Spitze der verehrenswürdige Herr Labat stand, kamen, um mir mitzuteilen, daß ein Gerichtsverfahren im Anschlusse an das von Toulon aufgenommen worden sei, daß über hundert Personen sich in den Gefängnissen in Haft befänden, daß man Herrn Pelet von der Lozère habe kommen lassen, um die Untersuchung und die Aburteilung zu beschleunigen, daß mehrere Vernehmungen, selbst die des Herrn Labat, den Zweck gehabt hätten, mich als Mitschuldigen erscheinen zu lassen, wie man es in dem ersten Prozesse zu Toulon zu thun versucht hatte, der zu der Hinschlachtung von 10 Familienvätern geführt hatte; diese Exekution rief eine derartige Unzufriedenheit gegen das Gericht und gegen Masséna hervor, der das Kriegsgericht organisirt hatte, daß dieser Toulon verließ und der Rest der Verhafteten nach den Gefängnissen von Nîmes übergeführt wurde.

Da ich diese Mitteilungen gleich nach meiner Ankunft in Montpellier erhielt, begab ich mich zu Herrn Pelet von der Lozère, der mich mit großer Wichtigkeit empfing. Obgleich er höflich war, leugnete er doch nicht, daß er der Leiter eines entsetzlichen Prozeßverfahrens sei, das unter seiner Autorität wieder aufgenommen worden, dem ich jedoch, wie er mir sagte, fremd sei. Ich verließ ihn, fest entschlossen, mich womöglich dem gefährlichen Jurisdiktionsgebiete dieses Polizeichefs zu entziehen.

Die Abdankung Bonapartes unterbrach nochmals diese richterliche Verfolgung. Ich schrieb an Herrn von Talleirand, daß ich mich nach Paris begeben werde. Da ich von diesem Mann keine Antwort erhielt, den ich beschützt, in Stellung gebracht und unterstützt hatte, begab ich mich sofort nach meiner Ankunft in dieser Hauptstadt zu dem Minister; er befand sich mit 2 dekorirten Persönlichkeiten und einem meiner Vettern, der eine Stellung in seinen Bureaus hatte, in seinem Kabinet; ich wurde mit offenen Zeichen der Teilnahme empfangen. „Oho, wie lieb ist es mir, daß ich Sie sehe," sagte

mir der Minister, indem er mich umarmte. „Sie haben viel auszustehen gehabt.“ Ich antwortete ihm: „Keiner von denen, die ich verpflichtet hatte, und die sich meine Freunde nannten, hat mir während meiner Verbannung die geringste Teilnahme bewiesen; ich verdanke mein Dasein Ursachen, die in keinem Zusammenhange mit der Vorhersage der englischen Blätter stehen, die sagten: Bonaparte muß notwendigerweise seinen Verbrechen noch dasjenige hinzufügen, seinen Wohlthäter Barras zu ermorden; ich bin weder meinem Eid noch der Republik untreu geworden, noch habe ich die Livree dieses Korsen getragen.“ „O ja,“ entgegnete mir Talleyrand, „Sie haben ein Recht, sich zu beklagen.“ Meine schlechte Laune gab sich in heftiger Weise kund; um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte der Minister zu mir: „Da sehen Sie ein merkwürdiges Schriftstück, das ich gleich dem König überbringen werde, lesen Sie das einmal, es ist eine Proklamation Bonapartes vor seiner Einschiffung nach der Insel Elba; ich werde gleich zu Ihrer Verfügung stehen.“ Der erwähnte Vetter trat auf mich zu; ich wehrte ihn ab, indem ich ihm sagte: „Bleiben Sie auf Ihrem Posten eines knechtischen Höflings.“ Talleirand kam zurück und sagte mir: „Haben Sie gelesen? Diese Kühnheit ist unglaublich gleich nach einer so feigen Abdankung, aber der König erwartet mich, er will dieses Machwerk kennen lernen. Sie können hinfort ganz ruhig sein. Diese Regierung wird keinen verfolgen.“ Nach dieser Zeit habe ich Herrn von Talleirand nicht mehr wiedergesehen.

Ich fand Paris nicht in dem Zustande der Ruhe, die Herr von Talleirand mir angekündigt hatte. Die Parteien waren in Bewegung; diejenige Bonapartes hatte einen Zuwachs an den Militärpersonen erhalten, die Regierung war schlecht gebettet und schwach, diejenige der Republikaner verlangte nur Friede und Sicherheit, diese hätte die Behörde sich versöhnen sollen; es wäre eine gute Politik gewesen, sie von den Bonapartisten zu trennen. Die Sache wäre damals leicht gewesen; isolirt hätten sie einer Regierung nicht schaden können, die sie übrigens hätte überwachen müssen, statt sie zu verwenden. Dieses falsche System scharte die Unzufriedenen zusammen und verlieh den Parteigängern des nach der Insel Elba Verbannten das Uebergewicht. Seine Rückkehr wurde beschlossen, die Franzosen, die nicht für das Kaiserreich und seinen Despotismus waren, schlossen sich demselben gleichwohl an, indem sie einen baldigen Sturz voraussahen, die einen aus Furcht, die anderen aus Eigennutz. Die französische Regierung stellte ihre Würde bloß und entfremdete sich das Zutrauen des Volkes durch das Vorgehen und die Auswahl der höchsten Regierungsbeamten; sie begingen nur Ungeschicklichkeiten und begünstigten, ohne es zu wollen, die Rückkehr des Tyrannen des Vaterlandes.

Der König bemerkte, in diesen Wirbel hineingezogen, die Gefahr seiner Lage, er wollte ein Mittel dagegen ergreifen, den Sturm beschwören; er hatte

vielleicht die Mittel dazu, aber sein Wille wurde gelähmt durch die Agenten des Kaiserreichs, die er um sich hatte, und der aufgeklärteste Mann des Schlosses, um den man sich scharen wollte, wurde gleichwohl von allen verlassen. Bei diesem Stand der Dinge sagte der König dem Herzog von Havré, er wünsche mit mir zu sprechen, er beauftragte ihn, mich aufzusuchen und mich nach dem Schlosse zu bringen. Ich glaubte, diesen Schritt von mir ablehnen zu müssen und bemerkte ihm, daß ich ein einfacher Bürger sei, der keinen Anspruch darauf erhebe, am Hofe zu erscheinen, und nicht einmal Gewähr dafür darböte. Herr von Havré drängte mich lebhaft, tadelte meinen Widerstand und wiederholte mir: „Sie können Frankreich retten, der König hegt Befürchtungen, die Sachen stehen schlecht, und Herr von Blacas wird mit fortgerissen, er übt die höchste Gewalt aus, er ist ein übermütiger Mann, der nichts von Geschäften versteht. Der König sieht die Gefahr, er wünscht Sie zu sprechen, kommen Sie sofort mit nach den Tuilerien, er erwartet Sie, Sie leisten dem Staat einen großen Dienst; aber keinen Aufschub, denn wenn Herr von Blacas und seine Partei davon erführen, würden sie eine Zusammenkunft verhindern, die so wünschenswert ist und die Regierung vor den Machinationen bewahren würde, die von seiten ihrer Feinde ins Werk gerichtet werden, und namentlich von den Parteigängern Bonapartes.“ Ich sah nach der Unterredung mit Herrn von Havré ein, daß die eine Partei sich meiner bedienen wollte, um die andere zum Sturze zu bringen. Ich beharrte auf meinem Entschluß, nicht nach dem Schlosse zu gehen. Herr von Havré verließ mich sehr verdrießlich über meine Weigerung und sagte mir: „Ich werde die Befehle des Königs entgegennehmen, er wird Ihnen jedenfalls zu diesem Zweck schreiben.“ „Alsdann,“ antwortete ich, „werde ich nicht verfehlen, diesem Befehle nachzukommen.“

Es vergingen zwei Tage, als Herr von Havré zu mir kam als Ueberbringer eines Briefes vom König, in welchem er sein Bedauern darüber aussprach, daß die Umstände ihm nicht gestatteten, mich in dem Augenblick zu empfangen, da er meine Anhänglichkeit an Frankreich kenne, wünsche er, daß ich mit Herrn von Blacas über die Lage, in der es sich befinde, spreche, dieser Minister besitze sein ganzes Vertrauen: „Alles ist verfehlt,“ sagte mir Herr von Havré. „Man hätte den König sprechen müssen, bevor die Höflinge davon verständigt worden wären, man hätte sich der anfänglichen Begeisterung dieses verehrenswerten Monarchen bemächtigen müssen, Sie müssen indessen Herrn von Blacas sprechen, wollen Sie nur Ort und Zeit bestimmen.“ — „Da der König es so will, werde ich Samstag um 5 Uhr in Ihrer Wohnung sein.“

An dem gegebenen Tage war ich zu der bestimmten Stunde bei Herrn von Havré; er erwartete mich in seinem Salon. „Blacas ist in meinem Kabinet,“ sagte er mir, „der König hat ihn beauftragt, Ihren Rat über die

Schritte einzuholen, die Sie für geeignet halten, jede Aufregung zu vermeiden, alle Franzosen zusammen zu scharen, und das von den geheimen Verhandlungen zwischen Bonaparte und einer Großmacht bedrohte Frankreich zu retten. Blacas würde jedem andern als Ihnen gegenüber den Wichtigen spielen." Ich bat Herrn von Havré, aufmerksam allem zuzuhören, was gesprochen werden würde, damit er einen getreuen Bericht darüber erstatten könne; ich wußte nicht, daß eine sehr hohe Persönlichkeit hinter der Coulisse stand, und Zeuge dieser Besprechung war.

Nach den herkömmlichen Höflichkeiten erinnerte mich Herr von Blacas an die Verwandtschaft und die Beziehungen, die zwischen unseren beiden Familien bestanden hätten, und drückte den Wunsch aus, sie fortzusetzen; ich erwiderte auf diese Höflichkeit und erinnerte Herrn von Blacas daran, daß wir auf Befehl des Königs zusammengekommen seien, und daß ich bitte, mir die Gründe dafür aus einander zu setzen: „Der König und seine Minister," entgegnete mir Herr von Blacas, „geben sich großen Besorgnissen hin wegen der Aufregung der verschiedenen Parteien, welche die öffentliche Ruhe und die Regierung bedrohen. Sie haben lange Zeit an der Spitze der Staatsgeschäfte gestanden, Sie haben die Revolution aus der Nähe gesehen, Sie haben sehr häufig Aufstandsversuche unterdrückt, Sie haben die Parteien bekämpft, und Sie kennen besser als irgend jemand ihre Stärke, ihren Willen und diejenigen, deren man sich bedienen könnte, um die Ordnung, das Vertrauen und die Versöhnung aller Franzosen wieder herzustellen; der König wünscht Ihre Ansicht in dieser Beziehung kennen zu lernen."

„Ich will Ihnen meine Ansicht mitteilen, Herr Minister, ich will Ihnen dieselbe freimütig aus einander setzen: Bonaparte hat Europa und vor allem Frankreich unterdrückt; sein Ehrgeiz hat keine Schranken gekannt, er hat sich Europa und alle guten Franzosen entfremdet, aber die Partei des Usurpators hat, mit Ehren und Reichtümern überhäuft, einen traurigen Einfluß behalten, man hätte sie zurückstoßen müssen, anstatt sie an sich heranzuziehen; Bonaparte hatte die Unzufriedenheit der Nation erregt, indem er ihre Einrichtungen zerstörte und den Priestern ein Uebergewicht verlieh, das er seinem Despotismus für dienstlich hielt, indem er die Privilegien wieder herstellte und die Erpresser beschützte unter der Voraussetzung, daß sie seinem Willen gefügig seien. ‚Dieser Präfekt,' sagte er, ‚sorgt für den Eingang der Kontribution und läßt die Ausgehobenen heranmarschiren; er hat mein Vertrauen, ich höre auf keine Klage der Verwaltung.' Dieser Tyrann hatte die Armee für sich, einige schöne Kriegsthaten geleistet, aber, von Gewalt und Lobsprüchen berauscht, hielt er im Unglück nicht stand, die nationale Begeisterung erlosch, die Großen wollten weder ihr Vermögen noch ihr Leben aussetzen, Sorglosigkeit und Verrat stürzten den Koloß des Despoten, er

ging, seine Schande auf der Insel Elba zu verbergen. Die gegenwärtige Regierung hätte sich dieses Beispiel zu nutze machen müssen: sie hätte unter günstigen Umständen ins Dasein treten können, wenn sie diesem Volke das wiedergegeben, was der Korse ihm genommen, sie hätte jeden Vorwand benehmen, sich in dauernder Weise konsolidiren und alle Franzosen um sich scharen müssen. Statt dieses vernünftige Verfahren einzuhalten, haben Sie die Erwerber der Nationalgüter in Unruhe versetzt, haben Sie unbedachte Absetzungen vorgenommen, haben Sie offen Bevorzugungen zu erkennen gegeben, die Finanzen schlecht verwaltet, neue Privilegien ins Leben gerufen, Senatoren beibehalten, die ihren Herrn verraten hatten, (Sie haben sich geschadet) durch die Aufrechterhaltung einiger rigoroser Gesetze, welche mit Recht Beschwerden veranlaßt hatten, durch die parteiische, einigen Frankreich feindlichen Regierungen bewiesenen Zuneigung und durch Verwendung einiger Leute, welche die fluchwürdige Tyrannei Bonapartes zum Vollzuge gebracht hatten. Ich kann hier nicht alle Fehler der Regierung aufzählen: sie hätte stark sein müssen, sie wäre es gewesen, wenn sie Einrichtungen aufrecht erhalten hätte, welche der konstitutionellen Monarchie nicht entgegen waren, und die eine Revolution, die man allzu sehr getadelt hat, überlebt hatten; kurz und gut, ich gewahre, daß Bonaparte jeden Tag weniger verhaßt wird.“ Herr von Blacas sagte mir, man entstelle die Absichten der Regierung, in einer Monarchie erfordere der Glanz des Thrones Auszeichnungen, was die Absetzungen anlange, sei er geneigt, soweit ihnen nicht Unfähigkeit oder pflichtwidriges Verhalten zu Grunde liege, den Fehler wieder gut zu machen, nur Böswilligkeit habe die Besitzer von nationalen Gütern erschrecken wollen, die Religion müsse unter den Söhnen des heiligen Ludwig notwendigerweise und im Interesse aller ihre Würde und ihre Amtsgewalt wieder erhalten.

Ich erklärte Herrn von Blacas nochmals, daß, da er das Vertrauen des Königs besitze, der das Gute wolle, es an ihm sei, vorzuschlagen, so viel begangenes Unrecht wieder gut zu machen, an ihm, ein System der Ordnung und Parteilichkeit und Mäßigung zur Annahme zu bringen, kurz zu den nationalen Interessen zurückzukehren, dem einzigen Mittel, das Vertrauen und die Eintracht unter allen Franzosen zurück zu führen. „Alles, was ich die Ehre habe, Ihnen zu bemerken, wird großem Unglück vorbeugen, denn ich sehe schon, daß man den Weg von der Insel Elba nach Paris und den Weg des Königs nach London abmißt. Haben Sie die Güte, dem Könige meine eigenen Worte zu übermitteln; ich will weder Stellen, noch Ehre, noch Geld, aber das Glück Frankreichs. Ich hätte allerdings den Fortbestand der Republik gewünscht, sie ist von einem ihrer Adoptivkinder zerstört worden, eine neue Ordnung ist diesem verwegenen Gewaltstreich gefolgt, es ist der Wunsch meines Herzens, daß die Weisheit des Königs stets die unabänderliche Leiterin seines Ministeriums sein möge.“

Herr von Blacas sagte mir, er werde dem König meine Bemerkungen vorlegen, er wünsche, diese Unterredung möge nicht die letzte gewesen sein und er schmeichle sich, daß wir (uns) wiedersehen würden. Ich entfernte mich, als Herr von Havré mit Absicht gegen einen Sessel anstieß und Herr von Blacas das Licht ergreifen ließ, um mir zu leuchten; erst im Salon nahm er ihm dieses Amt ab, indem er sich entschuldigte; dann sagte er mir: „Ich wollte, daß er Ihnen leuchten sollte; bei dieser Konferenz sind Sie der Minister gewesen und haben einen schönen Charakter verraten. Wird er dem König die Sachen wieder sagen, wie sie gesagt worden sind, und werde ich Gelegenheit finden, sie im Notfalle wieder so darzustellen?"

Ich erhielt einige Tage darauf den Besuch des Herrn von Havré; er sagte mir, man sei im Schlosse mit dem Ton zufrieden gewesen, den ich Herrn von Blacas gegenüber angeschlagen hätte. Der König habe ihm zwei Tage darauf gesagt: „Herr von Havré, wir werden darüber reden, was bei dieser Konferenz vorgegangen ist." Kurze Zeit darauf sagte der König: „Suchen Sie nur immer Herrn Barras auf; ich möchte gern seine Ansicht über die Organisation der Armee, über mein kriegerisches Haus und über die Verwaltung kennen lernen, es wäre mir lieb, wenn er Ihnen eine Note über diesen Gegenstand geben wollte." Ich schrieb diese Note, ich erinnerte an das, was in der Besprechung mit Herrn von Blacas gesagt worden war, „der König müsse sich mit seiner Armee umgeben, das würde die ehrenvollste Leibwache sein; das Proviantwesen müsse vermögenden und rechtschaffenen Leuten unter Aufsicht des Ministers des Innern anvertraut werden, man müsse in dieser Hinsicht die Neuerer beseitigen, die Erwerber des Nationalgutes beschützen, alle Privilegien aufheben, die Einrichtungen, welche die Charte geheiligt, beschützen, das Ministerium scheine über die Lage Frankreichs nicht aufgeklärt zu sein; die Freunde der Freiheit müßten abgesondert, und dürften nicht mit den servilen Führern Bonapartes verwechselt werden, man lasse es an Vorsicht fehlen; statt die Franzosen zusammen zu scharen, errege man Unzufriedenheit, dieses System habe traurige Folgen, die Republikaner wollten Frieden und Einigkeit mit der konstitutionellen monarchischen Regierung." Diese Note mißfiel in dem von den militärischen Privilegien handelnden Teile. Ich sagte zu Herrn von Havré: „Es scheint mir, daß man keinen Gebrauch von meinen Bemerkungen machen will. Sie wünschen zu wissen, wie es mir geht: ich erkläre Ihnen, daß ich mich hinfort nur damit beschäftigen werde, mich gegen Ereignisse zu schützen, welche ich als sehr nahe bevorstehend ansehe."

Familienangelegenheiten riefen mich nach der Provence; ich verlangte eine Zusammenkunft mit dem Polizeiminister, um einen Paß zu erhalten; während ich auf Antwort von ihm wartete, erfuhr ich, daß er darüber dem König berichtet und daß Seine Majestät ihm gesagt habe: „Bewilligen Sie denselben,

aber reden Sie vorher mit ihm.“ In meiner Unterhaltung mit Herrn [unleserlich] war er erstaunt darüber, daß ich schon von diesem Umstand in Kenntnis gesetzt worden war. Ich wiederholte diesem Minister in Gegenwart mehrerer Personen: „Sie verderben den König, er will das Gute, die Ordnung, den Frieden, Sie verbergen ihm die Wahrheit, die Katastrophe naht heran. Sie ebnen Bonaparte und allem, was die Usurpation Unheilvolles nach sich zieht, den Weg. Lassen Sie die Wohnung des Königs und die Ihrige in London in stand setzen.“ [Unleserlich] sagte mir: „Aber die Sache steht nicht so, Sie sehen große Unglücksfälle voraus; wir werden sie zu vermeiden suchen, seien Sie überzeugt davon, daß ich meine weißen Haare nicht durch Blutthaten schänden werde.“

Im Besitze meines Passes kam ich nach Montpellier; unterwegs fand ich die Gemüter sehr verändert und ihren Blick nach der Insel Elba richtend, man sagte: „Unsere Freiheiten und unser Vermögen werden durch den auswärtigen und den innern Feind bedroht.“ Kurze Zeit nachher fertigte man einen Kurier auf Nebenwegen über die Kieselniederung der Rhonemündung an mich ab, mit der Ankündigung, daß Bonaparte gelandet sei, ich faßte sofort den Entschluß, ihm nach Paris zuvor zu eilen; der Maire von Montpellier weigerte sich in der übermütigsten Weise, meinen Paß zu visiren, und verbot, mir Pferde zu geben, ich konnte nur mit Gefahr das Gemeindehaus verlassen und wurde von noch größerer bedroht, nachdem ich in mein Quartier zurückgekehrt war, da das Haus und meine Wohnung von einer Volksmenge angegriffen wurden, welche von Adligen angeführt wurde, die unter der Anklage gestanden hatten, Postwagen beraubt zu haben. Ich verließ Montpellier, um nach Aigalades bei Marseille zurückzukehren, ich erhielt von den Postmeistern, die ich kannte, Unterstützung und Förderung.

Der Herr Herzog von Angoulême war von Montpellier nach dem Hauptquartier zu St. Esprit aufgebrochen und wandte sich dann nach Toulon, er war mir nur um eine Post voraus; von der kleinen Armee, die er kommandirte, bestand nur der General Merle darauf, daß er die Stellung von St. Esprit an der Rhone und der Durance halten solle; er wurde nicht gehört, man verließ ihn, um über die Drôme nach Lyon zu marschiren, und man stellte sich in sonderbarer Weise bloß.

Ich langte in Aigalades an, als Bonaparte in Lyon einzog; alle Uebergänge waren ihm geöffnet worden und der Nationalgarde von Marseille war es erst drei Tage nachdem sie es verlangt hatte, gestattet worden, auf Sisteron zu marschiren, wo sie dem Korsen hätte zuvorkommen können. Im Var beschränkte man sich darauf, den Uebergang über den Esterel zu bewachen, anstatt sich in Eilmärschen nach den Niederalpen zu begeben; der General, der in Digne kommandirte, rettete sich nach Manosc hinter die Gefechtslinie. Masséna

der in Marseille kommandirte, fertigte einen Boten mit zwei Briefen nach Lyon ab, von denen einer an den Grafen von Artois und der zweite an Bonaparte gerichtet war, für den Fall, daß er von der Stadt Besitz genommen haben sollte.

Marseille befand sich in großer Aufregung; ich konnte mich über seine Einwohner und seine Nationalgarde nur lobend aussprechen; ich ließ durch meinen Vetter an Masséna schreiben, den dieser täglich sprach, während er ihm Versicherungen seiner Freundschaft zu mir gab: er antwortete mir nicht, verweigerte mir Pässe und ließ weder meinen Vetter noch meine Freunde vor; die Ankunft des Korsen hatte auf das servile und feige Herz dieses Wackeren unserer Armee eingewirkt, den ich zu jeder Zeit beschützt und mit Freundschaft aufgenommen hatte; es begegneten mir zu Montpellier und zu Marseille so viele Hindernisse und Verzögerungen, daß ich den Weg nach Paris erst einschlagen konnte, als der Usurpator schon im Besitz desselben war. Der Maire von Marseille, Herr von [unleserlich], den ich zu kennen nicht die Ehre hatte, gab mir trotz höheren Befehls in der verbindlichsten Weise den Paß, um den ich nachsuchte.

Die Krankheit, die ich mir in Rom zugezogen hatte, verschlimmerte sich bei meiner Ankunft in Toulon: ich wurde genötigt, dort Halt zu machen, ich erhielt dort den Besuch des Herrn Rhoederer, der mit einer umfassenden Bildung ein ehrenhaftes Verhalten verband, er versicherte mir, daß Bonaparte sich gebessert habe. Der in Lyon angekommene König Jerôme suchte mich gleichfalls auf, er versicherte mich seiner Dankbarkeit und seines Bedauerns über alles, was ich zu leiden gehabt habe; ich sagte ihm, daß eine so beharrliche Verfolgung von einem haßerfüllten Herzen herrühre, daß ich genötigt sei, nach Paris zu flüchten und mich all den traurigen Wechselfällen auszusetzen, die man mir voraussagte. Jerôme wiederholte mir wie Rhoederer, daß sein Bruder sehr im Unrecht sei, daß er sich aber gebessert habe, daß alle und er selbst dieser Garantie bedürfe, daß er sehr argwöhnisch und schlecht umgeben sei, daß aber diese Lage sich bessern und durch volkstümliche Einrichtungen Sicherung erhalten werde. Bei seinem Abschied sagte er: „Uebrigens werden wir uns in Paris wiedersehen, es wird Ihnen daselbst offizielle Genugthuung zu teil werden.“ Ich versicherte ihm, daß ich von dem Mann, der die Freiheit unterdrückt habe, nur absolutes Vergessen meines Daseins und alles dessen, was ich für ihn und die Seinigen gethan habe, haben wolle.

Nur notdürftig hergestellt, setzte ich die Reise nach Paris fort, ich stieg in einem kleinen Hotel in der Rue des Francs Bourgeois ab. Bonaparte herrschte ebenso despotisch wie zuvor: er zog sogar die Versprechungen zurück, die er in Lyon und unterwegs gegeben hatte. Sein Marsch nach Paris, gewissermaßen ein Triumphmarsch, mit einem einfachen Detachement, war einer der kühnen Gedanken, die manchmal gelingen, wenn die Regierung, die man

angreift, weder Vertrauen noch Energie besitzt. Der König allein hätte uns vor dieser traurigen Rückkehr bewahren können, und ich würde sie verhindert haben, wenn ich in Frankreich über die geringste Gewalt verfügt hätte. Der König, dem infolge der Verwaltungsthätigkeit und der Unvorsichtigkeit seiner Minister etwas von dieser Eventualität dämmerte, sagte zu Herrn von Havré: „Wenn Barras hier wäre, würde Bonaparte nicht in Paris einziehen; fertigen Sie rasch einen Boten mit diesem Brief an ihn ab, ich werde ihm einen derartigen Beweis des Vertrauens geben, daß er die öffentliche Sache retten wird.“ Der Kurier geriet in Moulins mitten unter die Vorhut Bonapartes, als seine Herberge cernirt wurde, verbrannte er seine Depesche und gab sich für einen Handelsmann aus Lyon aus; man zwang ihn, zurück zu gehen; wäre dieses unbedacht abgesandte Paket aufgefangen worden, so hätte man mich erschossen. Bonaparte beauftragte, statt sich zu bessern und lebhaft alle Vorbereitungen zu einem Vernichtungskrieg zu ergreifen, den Staatsrat mit freiheitsmörderischen Projekten und befaßte sich mit der lächerlichen Parade auf dem Marsfeld; er entfernte die Patrioten, die er gefährliche Jakobiner nannte, er sagte übermütig, mit seinen guten Generalen und seiner guten Armee werde er die Feinde seines Thrones schlagen und seine Feinde im Innern in den Staub drücken; aber diese Armee war der Kämpfe müde, die nicht im nationalen Interesse ausgefochten wurden, und diese reich gewordenen Generale wollten, zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegen, nichts mehr aufs Spiel setzen.

Bonaparte verhielt sich anfangs zögernd; der Feind stand an unseren Grenzen; er hatte große Erfolge, aber berauscht davon, gab er sie bei Waterloo preis. Der Kampf war blutig, aber patriotische Begeisterung und Selbstverleugnung existirten nicht mehr. Die Befehle wurden schlecht ausgeführt; nicht ein Soldat verging sich gegen seine Pflicht. Keiner ging zu den Feinden über: diese Feigheit war höheren Graden vorbehalten. Die Schlacht wird verloren, die Deroute ist vollständig, jeder rettet sich ohne Ordnung, selbst der Anführer, statt an der Sambre zu bleiben, begibt sich nach Paris, weil er, wie man sagt, fürchtete, für außerhalb des Gesetzes erklärt zu werden. Er schließt sich in seinem Elyséeschlosse ein, umgeben von Garden, während die Feinde nach Paris vordringen und der gesetzgebende Körper in einfältiger Weise sich über eine Verfassung stritt und Minister und hohe Persönlichkeiten mit den Verbündeten unterhandelten.

Davoust stand in Korrespondenz mit dem Könige; der General Lamotte wurde mit Ueberbringung einer Depesche beauftragt; bei den Vorposten wurde er verhaftet: da er keinen ausdrücklichen Befehl des Chefs des Generalstabs hatte, wurde er vor diesen Generalstabschef, den General Guilminot, geführt; er war mit einem grauen Ueberrock bekleidet; er bemerkte, er sei General. Der Chef des Generalstabs sagte ihm: „Ich kenne Sie nicht, Sie haben sich

gegen die Instruktion vergangen, Sie werden erschossen." — „Aber," entgegnete ihm Lamotte, „ich war mit Ueberbringung eines Briefes des kommandirenden Generals an den König betraut." Der verhaftete General wurde daraufhin in Freiheit gesetzt.

Davoust hatte gleichwohl um Paris achtzigtausend Mann vereinigt, die durchaus gewillt waren, diese Hauptstadt und das Vaterland zu verteidigen; 30tausend Föderirte verlangten nur nach Waffen; ein großer Teil der Nationalgarde war fest entschlossen, Gebrauch von den seinigen gegen die Feinde zu machen; die Waffen wurden den patriotischen Föderirten verweigert; Masséna wurde zum Generalkommandanten von Paris ernannt und handelte im Einverständnisse mit der provisorischen Regierung, das heißt, er wollte mit den fremden Mächten unterhandeln. Dieser General verlor das Ansehen, welches sein hoher militärischer Ruf ihm eingebracht hatte; statt daß Bonaparte zu Pferde gestiegen wäre und sich mit Davoust vereinigt hätte, der geneigt war, sich zu schlagen, da der Feind noch nicht alle seine Mittel vereinigt hatte und falsche Bewegungen machte, die ihn bloßstellten, wurde ein Kriegsrat abgehalten: die Mitglieder des vollziehenden Rates, die Marschälle saßen in demselben; sie kamen zu dem Entschlusse, mit den Verbündeten zu kapituliren. Vandamme widersetzte sich dem, nannte sie Verräter und zog sich zurück; hätte der gesetzgebende Körper einen Diktator ernannt, wäre der Sieg unser gewesen; es war nur ein der Freiheit ergebener Führer erforderlich, die Armee und die Bürger waren es. Fouché hatte einen Agenten Namens Gaillard, ein Mitglied des Kassationshofes, den Feinden entgegengeschickt, um ihnen vorzuschlagen, den Vormarsch auf Paris zu beschleunigen, alles sei bereit, sie zu empfangen, man müsse die Betäubung benützen, um den Thron der Bourbonen wieder herzustellen. General Morgan wollte diesen Boten verhaften; als er seine Vollmachten vorwies, wurde er zu den Vorposten geführt, wobei er seine Furcht nicht zu verhehlen vermochte, und erfüllte diese widerwärtige Mission der Regierung, deren Präsident Fouché war.

Als die Feinde jenen Durchbruch auf Meudon machten, den man nicht benützte, um sie zu vernichten, wollte die Armee es, aber die Verräter legten alles lahm. Ich begab mich mit Laignelot zu Carnot, um ihn zu beschwören, das Vaterland zu retten: das Interesse an der Freiheit ließ mich diesen Widerstand besiegen; Carnot war nicht sichtbar. Sein Bruder bemerkte uns, man fürchte sich vor den Revolutionären, indes würden Maßnahmen getroffen werden. Wir antworteten, die einzige, die getroffen werden könne, sei der Aufruf zu den Waffen, die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, die Permanenz der Behörden, die Ernennung eines Diktators, von dem alle konstituirenden Gewalten abhängig sein müßten. Unsere patriotische Mission blieb ohne Erfolg, es wurde entschieden, daß das schöne und ruhmwürdige Frankreich

von den Feinden eingenommen werden solle, die es besiegt hatten. Unsere Versuche bei den einflußreichen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers waren ebenso vergeblich; hier sagte man uns wiederum: „Die sich schlagen wollen, sind nur Jakobiner.“ Paris wurde ausgeliefert; dieser vollziehende Rat verlangte nicht einmal die herkömmlichen Garantien: die französische Armee zog traurig durch Paris, um sich nach der Loire zu begeben, wo sie von einem ihrer früheren Generale, Magdonal, entwaffnet wurde. Lanjuinais, der Präsident der gesetzgebenden Versammlung, schloß den Sitzungssaal, nachdem er die Vorschläge Blüchers verworfen hatte, welcher das Verlangen der Nation für eine Königswahl kennen zu lernen wünschte, und der vier Bataillone schicken wollte, um die Beratungen der Volksvertreter zu beschützen: man sieht, daß die Anführer der Verbündeten nicht einig über die Mittel waren, welche man bezüglich der französischen Regierung ergreifen wollte.

Bonaparte befand sich, nachdem er zum zweitenmal abgedankt hatte, in Malmaison, mit seinen persönlichen Angelegenheiten, denen seiner Familie, einer Bibliothek, durchaus aber nicht mit denen der Franzosen beschäftigt, die er getäuscht, beraubt und unterdrückt hatte. Dieser große Schuldbare getraute sich nicht, nach den Vereinigten Staaten, einem freien Staate, zu gehen, den er sich vorbehalten wollte, um Lucien dorthin zu schicken, den er seiner Spitzbubenstreiche wegen für seinen Feind hielt; er zog es vor, die Gastlichkeit der Engländer in Anspruch zu nehmen, indem er mit seiner Familie gewaltige Reichtümer mit sich nahm, die Früchte ihrer Räubereien; kein Andenken, keine Thränen wurden dem Unglücke des Vaterlandes gewidmet, das er ausgebeutet und den Ausländern ausgeliefert hatte.

König Ludwig 18. hielt seinen Einzug in Paris im Geleite der Generale der Revolution, sowie derjenigen, die, nachdem sie die Volkssache verlassen hatten, durch ihre Niedrigkeiten unter dem Kaiserreich zu Macht und Vermögen gelangt waren. Was Bonaparte betrifft, so schickte ihn die englische Regierung im Einverständnisse mit der heiligen Allianz zur Sühne seiner Verbrechen nach dem Felseneiland St. Helena, wo er gestorben ist. Hätte dieser Fall sich während seiner Regierung ereignet, wäre seine Dynastie von Oesterreich aufrecht erhalten und von den Mächten anerkannt worden und Frankreich unter das Joch der Bonaparte und Oesterreichs gelangt.

Die Rückkehr des Königs rettete mich von der Unterdrückung des Korsen, in der er keine Unterbrechung hatte eintreten lassen. Meine Gesundheit war sehr zerrüttet. Ich erwarb ein kleines Haus in Chaillot, entsprechend dem geringen Vermögensstand, über den ich verfügte. Ich habe fast alle meine Besitzungen auf eine Leibrente verwandt und trotzdem nicht mehr als 40 tausend Franken jährlich erreichen können.

Ein Herr Lombard von Langres, den ich mit einigen Geschäften betraut

hatte, erlaubte sich, mich in einem schlechten Werke zu citiren; ich mußte durch einen gedruckten Brief antworten und Lobeserhebungen und Dienste von mir abweisen, die mir stets fremd geblieben waren, die Bonaparte stets für wahr auszugeben bemüht war, und gegen welche meine Grundsätze und meine der Republik geleisteten Eide in gleicher Weise Einsprache erhoben. Ich mußte zur öffentlichen Kenntnis bringen, daß ich die Republik niemals verraten hatte, daß ich meiner Pflicht eines Oberhauptes der republikanischen Regierung treu geblieben und der König zu aufgeklärt war und zu sehr auf Ehre hielt, als daß er eine Schrift mißbilligt hätte, in welcher ich bewies und nach den Akten des vollziehenden Direktoriums darthat, daß der Vorzug, seiner Sache zu Willen gewesen zu sein, mir in keiner Weise zukam.

Die Regierung der Bourbonen wurde wieder hergestellt und der König zog am 8. Juli wieder in Paris ein und bestätigte seine Chartre. Die Feinde nahmen Besitz von der Hauptstadt, verletzten die mit Davoust getroffene Militärkonvention und führten unsere wertvollsten Kunstgegenstände, unsere Bilder, unsere Marmorstatuen und unsere Manuskripte davon. Die Mitglieder der provisorischen Regierung waren aus einander gestoben, nachdem sie sich jeder hunderttausend Franken angeeignet hatten. Fouché, der Exprofessor vom Oratorium in Turin, der sich zu allem eignete, nur nicht zum Guten, wurde zum Polizeiminister ernannt, dann aber wieder abgesetzt. Er ist an einer hornartigen Verhärtung aller seiner Glieder und namentlich der Hände gestorben, die so viele Proskriptionsdekrete unterzeichnet hatten.

Die Kammern wurden zusammenberufen, die der Volksvertreter wollte alles ändern, alles erneuern, trotz der vernünftigen Grundsätze des Königs: Proskriptionen, Ausnahmegesetze, für die Sicherheit der Bürger unheilvolle Pläne zirkulirten; ernstliche Unruhen fanden in mehreren Departements Frankreichs statt: in Marseille schwammen die Leichen im Hafen umher; die Rhône wälzte den Körper eines in Avignon ermordeten Marschalls von Frankreich heran. In Nîmes floß das Blut der Patrioten und der Protestanten von allen Seiten. Die Rachethaten wurden bei hellem Tage vollzogen. Der General Ney wurde gemeldet; er wollte mich sprechen, aber nicht zuerst seinen Besuch machen, so daß ich zu Hause blieb und er verhaftet wurde; vor ein Kriegsgericht gestellt, das aus Marschällen zusammengesetzt war, die seine Waffengefährten waren und nicht den Mut des Anstandes besaßen, ihn freizusprechen, und dann vor die Pairskammer verwiesen, wurde er verurteilt; dieser Krieger war von einem hervorragenden Mute; wenn der erste Schuß gefallen war, kannte er keine Gefahr mehr, nur da war es schön. Das Urteil wurde an ihm vollzogen und die Schüsse hallten in dem Saale wider, wo diejenigen saßen, die sich während seines Glückes seine Freunde genannt hatten.

Der Kaiser von Rußland behandelte diesen General mit Auszeichnung. Er verlangte wie nicht minder Vellington zu seinen Gunsten die Militärkonvention, die ausbedang, daß niemand wegen seines politischen Verhaltens zur Rechenschaft gezogen werden solle.

Lyon und Grenoble wurden Zeugen von den Ausschreitungen, die von denjenigen angeordnet wurden, welche Vorwände suchten, um Rachethaten auszuüben und die Regierung zu Ausnahmemaßregeln zu veranlassen; man bediente sich sogar der ambulanten Guillotine; das von Merlin verfaßte Gesetz gegen die Verdächtigen wurde wieder in Kraft gesetzt und die Stimme der ehrenwerten Abgeordneten, die auf diese blutigen Exekutionen hinwiesen, erstickt. Der Minister verbarg alle seine Greuelthaten dem König. Er ergriff keine Schritte gegen die herrschende Hungersnot; eine Anzahl von Bewohnern der Gemeinde von ...*), denen seit zwei Monaten zur Nahrung lediglich das Gras der abzumähenden Wiesen gedient hatte, wurden als aufrührerische Zusammenrotter behandelt und erschossen; die Dinge wurden so weit getrieben, daß der König, von diesen Ordnungswidrigkeiten benachrichtigt, die Auflösung der Kammer anordnete, die man die der Unfindbaren genannt hatte. Er befahl sogar, daß die Ausnahmegesetze mit Mäßigung angewendet werden sollten. Der Staat bezahlte ohne Murren die von den fremden Mächten auferlegten enormen Summen; der Protektor Vellington erfand, um sich noch interessanter zu machen und von seinem Ruhm reden zu lassen, ein Attentat gegen seine Person, für das sich in den Untersuchungsakten keine Spur der Bestätigung findet.

Die Kammer, welche derjenigen folgte, die man die unfindbare genannt, hat, war ebenso stark gespalten; die Minister folgten einander rapide. Jede der beiden Seiten war ihnen auffäsig. Das Zentrum hatte keine so erhabenen Ansichten: Herr von Richelieu, der an der Spitze des Ministeriums steht, ist ein guter Mann, aber seine Mittel entsprechen nicht dem, was er zur Ausführung bringen lassen müßte.

Die Welt ist in großer Aufregung, die Völker verlangen nach ihren Rechten, die Souveräne verweigern sie, die heilige Allianz maßt sich das Recht an, die Welt mit Bajonetten zu beherrschen, die Kleinstaaten sind nur noch abhängige Vasallen, die Macht der vier bis fünf großen Monarchien geht so weit, daß sie die Schriften kennen lernen und den übrigen Nationen nach ihrem Belieben Polizeigesetze vorschreiben wollen. Die Militärgewalt kann für einen Augenblick eine Stütze sein, aber sie wird zuletzt den Fürsten gefährlich, denen sie dient, und die sie mißbrauchen. Heutzutage bietet eine konstitutionelle Monarchie-

*) Der Name dieser Gemeinde ist von Barras in seinem Manuskripte frei gelassen worden. (G. D.)

so etwa wie die Frankreichs, wenn sie klug verwaltet wird, den Königen, die sie regieren, einen großen Vorteil dar, ebenso wie den Völkern; wenn wir von Zwistigkeiten heimgesucht werden, können sie nur der schlechten Verwaltung zugeschrieben werden, einem Projekt, die konstitutionelle Chartre zu stürzen; jede Verletzung der geheiligten Grundsätze führt zu Feindschaften, zum Mißtrauen der Völker und zur Mißachtung der Regierung.

Entgegenkommen und Wohlwollen allen guten Franzosen, gleiche Gerechtigkeit für alle, Ausschließung nur für die Böswilligen, Wachsamkeit über die Parteigänger einer gestürzten Dynastie, die aber noch Schätze und eine Stütze an denjenigen besitzt, mit denen sie verbunden war, eine gute Wahl der Minister, Ordnung im Finanzwesen, liberale Ausführungen der Bestimmungen der Chartre, das entspricht gleichmäßig dem Gedanken des Königs, dem Wunsche des Volkes und dem Interesse aller. Die Regierung muß allem steuern, was Partei ist, sie muß sich daran erinnern, daß unter der Restauration die früheren Parlamentarier, die sich bei Pelletier versammelt hatten, gegen die Chartre protestirten und der Adel im Begriffe stand, es ebenso zu machen. England befindet sich in der Opposition gegen Europa, das angebliche Attentat auf Vellington wurde ersonnen, um dieser Persönlichkeit das Interesse zuzuwenden, Frankreich würde einen großen Einfluß gewonnen haben, wenn das Ministerium stark und national gewesen wäre, wenn es sich in der verfassungsmäßigen Grenze gehalten hätte], jede Verletzung der Grundsätze zerstört das Vertrauen und führt zu Unruhen, die Parteigänger der Dynastie des Korsen, die im Besitze von gewaltigen, durch die von gewissen Mächten begünstigte Pflichtverletzung und Servilität erworbenen Vermögen sind, werden sich die Fehler der Regierung zu nutze machen, um sie zu stürzen.*)

*) Hier endigt das von der Hand Barras' herrührende Bruchstück. (G. D.)

Ende des vierten und letzten Bandes.

Nachwort des Uebersetzers.

Wenn irgend ein Werk es nicht nur rechtfertigt, sondern geradezu erfordert, daß der Uebersetzer sich direkt an den Leser wendet, so sind es die vorstehenden Memoiren. Es ist das eine Notwendigkeit, die sich aus ihrer Eigenart ergibt. Der Urheber des Werks nimmt einmal scherzhaft die Rechtswohlthat des Sprichworts für sich in Anspruch: „Ich bin ein Edelmann und kann nicht lesen"; er hätte das aber in vollem Ernst thun können, wenn er nur das Wort „lesen" durch „schreiben" hätte ersetzen wollen. Dem einst so gefürchteten Mitgliede des Direktoriums gebrach es gewiß nicht an geistiger Fähigkeit, wohl aber an jeder formalen Bildung und vor allem an jeder literarischen Uebung. Wohl steht ihm das Wort zur Verfügung, und zuweilen mit seltener Treffsicherheit, wenn in seiner Erinnerung Vorgänge aus früherer Zeit lebendig werden, wenn die Leidenschaft ihn mit sich fortreißt oder er seiner boshaften Laune den Zügel schießen läßt, aber er wird linkisch und unbeholfen wie ein Schüler, sobald er sich dem Gebiet der Reflexion zuwendet, wenn er sich in Betrachtungen oder gar, wie das namentlich gegen Schluß der Memoiren häufiger der Fall ist, in philosophischen oder philosophisch-politischen Darlegungen ergeht. Hier nimmt seine Ausdrucksweise etwas eigentümlich Steifes und Ungelenkes an: die Satzfügungen werden unrichtig begonnen und fehlerhaft weitergeführt, sie dehnen sich durch schwerfällige Aneinanderreihung zu endloser Länge aus, sie verschieben und verwirren sich und gewinnen ein geradezu chaotisches Ansehen. Hält Duruy doch den Text des einfachen Entlassungsgesuches noch für zu „literarisch", als daß er von der Hand des Barras herrühren könne. Der Bearbeiter der Memoiren, Rousselin de Saint Albin, greift zwar hier und da nachhelfend und bessernd ein, allein im allgemeinen ist er von zu großer Pietät gegen seinen Originaltext erfüllt, als daß er etwas an der literarischen Form desselben zu ändern wagte. Dem Uebersetzer war damit der Weg gewiesen; er durfte das Werk nicht glatter und gefälliger erscheinen lassen, als das Original es ihm darbot; er mußte es mit allen Schwächen und Gebrechen hinnehmen, selbst auf die Gefahr hin, diese Schwächen und Gebrechen als die seinigen erscheinen zu lassen. Was seinen Händen anvertraut war, war ein historisches Aktenstück, und dieses, nicht aber eine verwässerte oder schönrednerisch gefärbte Bearbeitung desselben, war er verpflichtet, dem Leser vorzulegen.

Bonjour mon cher
alexandre, je vous adresse
le manuscript et les notes que
j'ai dictées à la hâte, vous les
rectifierez et les redigerez, avant de
vous en servir, vous recevrez aussi
les deux volumes de napoleon
renfermant quelques passages
et la puerilité de ses valets
ma jambe est en suppuration, je
lirai les journaux et vous les rendrai
lorsque j'aurai le plaisir de vous voir
et j'espère a dimanche; est vendredi
que une grande question doit être
[illegible] resolue au parlement [illegible]
salut amical B

paris ce mardi au soir

Facsimile eines eigenhändigen Billets von Barras an Rousselin de Saint Albin, in Begleitung eines Manuskriptes und von Aufzeichnungen, die zur Redaktion der Memoiren dienen sollten. (Siehe die Allgemeine Einleitung zu den „Memoiren von Barras“ Bd. I. S. IX.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eigenhändiges Billet von Barras an Rousselin de Saint Albin.

Bonjour mon cher Alexandre, je vous adresse le manuscript et les notes que j'ai dictées à la hate, vous les rectifierés et les redigerés, avant de vous en servir, vous recevrés aussi les deux volumes de napoleon renfermant d'impudents mensonges et la servilité de ses valets.

Ma jambe est en suppuration, je finis les journaux et vous les rendre lorsque j'aurai le plaisir de vous voir et je pense à demain; cest vendredi qu'une grande question doit dit-on etre resolue au parlement anglais.

Salut amical B

Paris ce mardi au soir.

Uebersetzung:

Guten Tag, mein lieber Alexander, ich sende Ihnen das Manuskript und die Notizen, die ich rasch diktirt habe, Sie müssen sie verbessern und redigiren, bevor Sie Gebrauch davon machen. Sie werden auch die beiden Bände Napoleon erhalten, die unverschämte Lügen und die Servilität seiner Bedienten aufweisen.

Mein Bein befindet sich im Zustande der Eiterung. Ich beendige die Tagebücher und gebe sie Ihnen, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen; ich denke morgen; am Freitag soll, wie man sagt, eine wichtige Frage im englischen Parlament entschieden werden.

Freundschaftlichen Gruß B.

Paris, Dienstag abends.

a Monsieur

alexandre St albin

il l'avait promis, et a [illegible]

en conséquence je vais faire reimprimer ma premiere

lettre a mes contestans et a la suite ma lettre

a M. gohier il est indispensable de faire taire

ces [illegible] et [illegible] calomnieurs sur mon compte;

si je vois j'ai le plaisir de vous recevoir Dimanche

je vous prie que ce soit lundi, je dîne aujourd'hui [illegible]

[illegible] et je la renouvelle salut amical P. Barras

[illegible]

Facsimile eines eigenhändigen Briefes von Barras an Roussielin de Saint Albin über die Memoiren von Gohier.

Deutsche Verlags Anstalt in Stuttgart.

au citoyen
alexandre Vt albin
vieille rue du temple 122 -
a paris

paris le 13 9bre

je desire mon cher alexandre
causer avec vous des choses qui m'interessent
au[illegible] gohier, je permets de gloser sur mon
silence relativement aux mensonges qu'il
fait ainsi dans ses memoires. [illegible]
une perfidie sans exemple, pour montrer
du gouvernement sous les yeux duquel s'est passé
les negociations avec les bourbons, tout a
eté autorisé par le directoire, les registres
en font foi.
je croyais que m. gohier se retracterait de ses
assertions injurieuses. j'avais droit de l'exiger
il l'avait promis, et a manqué a sa parole
en consequence je vais faire reimprimer ma premiere
lettre avec certificats et a la suite ma lettre
a m. gohier il est indispensable de faire taire
ces [illegible] calomnies [illegible] sur mon compte;
si je n'ai pas le plaisir de vous recevoir dimanche
je vous prie que ce soit lundi, je dois consulter votre
amitié et je la reclame plus que jamais p. Barras

Facsimile eines eigenhändigen Briefes von Barras an Rousselin de Saint Albin über die Memoiren von Gohier.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eigenhändiger Brief von Barras.

a Monsieur
Alexandre St-Albin
vielle rue du Temple, 122
a paris.

paris ce 13 8bre.

je desire mon cher alexandre causer avec vous des choses qui m'interessent m^r^ goyer se permet de gloser sur mon silence relativement aux mensonges qu'il s'est avisé d'imprimer dans son mémoire, c'est une perfidie sans exemple qu'un membre du gouvernement sous les yeux duquel s'est passée les negotiations avec les bourbons, tout a été autorisé par le directoire, les registres en font foy.

je croyais que m^r^ goyer se retracterait de ses assertions injurieuses. javais droit de l'exiger il l'avait promis, et a manqué a sa parolle en conséquence je vais faire rimprimer ma premiere lettre à mes contitoyens et a la suite ma lettre a m^r^ goyer il est indispensable de faire taire ces [*illisible*] calomnies sur mon compte.

si je n'ai pas le plaisir de vous recevoir dimanche je vous prie que ce soit lundi, je dois consulter votre amitié et je la réclame salut amical.

P. Barras.

Uebersetzung.

an Herrn
Alexander St-Albin
vieille rue du Temple, 122
in Paris.

Paris, am 13. 8ber.

Ich wünsche, mein lieber Alexander, mit Ihnen über Sachen zu plaudern, die mich interessiren. Herr Goyer gestattet sich Bemerkungen über mein Schweigen bezüglich der Lügen, die er für gut befunden hat, in seiner Schrift drucken zu lassen. Es ist eine beispiellose Perfidie, daß ein Mitglied der Regierung, unter dessen Augen die Verhandlungen mit den Bourbonen vor sich gegangen sind; alles ist vom Direktorium beglaubigt worden, die Register beweisen das.

Ich glaubte, Hr. Goyer würde seine beleidigenden Behauptungen zurückziehen; ich hatte das Recht, das zu verlangen, und er hatte es versprochen. Er hat demzufolge sein Wort gebrochen, und ich werde meinen ersten Brief an meine Mitbürger wieder abdrucken lassen und alsdann den Brief an Hrn. Goyer. Es ist das absolut nötig, um diese [unleserlich] Verleumdungen über mich zum Schweigen zu bringen.

Wenn ich nicht das Vergnügen habe, Sie Sonntag bei mir zu sehen, bitte ich Sie, daß es Montag sei; ich muß mich an Ihre Freundschaft wenden und nehme dieselbe für mich in Anspruch. Freundschaftlichen Gruß.

P. Barras.

Uebersetzung.

an Herrn
Alexander St-Albin
vieille rue du Temple, 122
in Paris.

Paris, am 13. 8ber.

Ich wünsche, mein lieber Alexander, mit Ihnen über Sachen zu plaudern, die mich interessiren. Herr Goyer gestattet sich Bemerkungen über mein Schweigen bezüglich der Lügen, die er für gut befunden hat, in seiner Schrift drucken zu lassen. Es ist eine beispiellose Perfidie, daß ein Mitglied der Regierung, unter dessen Augen die Verhandlungen mit den Bourbonen vor sich gegangen sind; alles ist vom Direktorium beglaubigt worden, die Register beweisen das.

Ich glaubte, Hr. Goyer würde seine beleidigenden Behauptungen zurückziehen; ich hatte das Recht, das zu verlangen, und er hatte es versprochen. Er hat demzufolge sein Wort gebrochen, und ich werde meinen ersten Brief an meine Mitbürger wieder abdrucken lassen und alsdann den Brief an Hrn. Goyer. Es ist das absolut nötig, um diese [unleserlich] Verleumdungen über mich zum Schweigen zu bringen.

Wenn ich nicht das Vergnügen habe, Sie Sonntag bei mir zu sehen, bitte ich Sie, daß es Montag sei; ich muß mich an Ihre Freundschaft wenden und nehme dieselbe für mich in Anspruch. Freundschaftlichen Gruß.

P. Barras.

Personen- und Sachregister.





